



Meisterbuch des humors

Norbert Falk

0118
338

Library of
Princeton University.



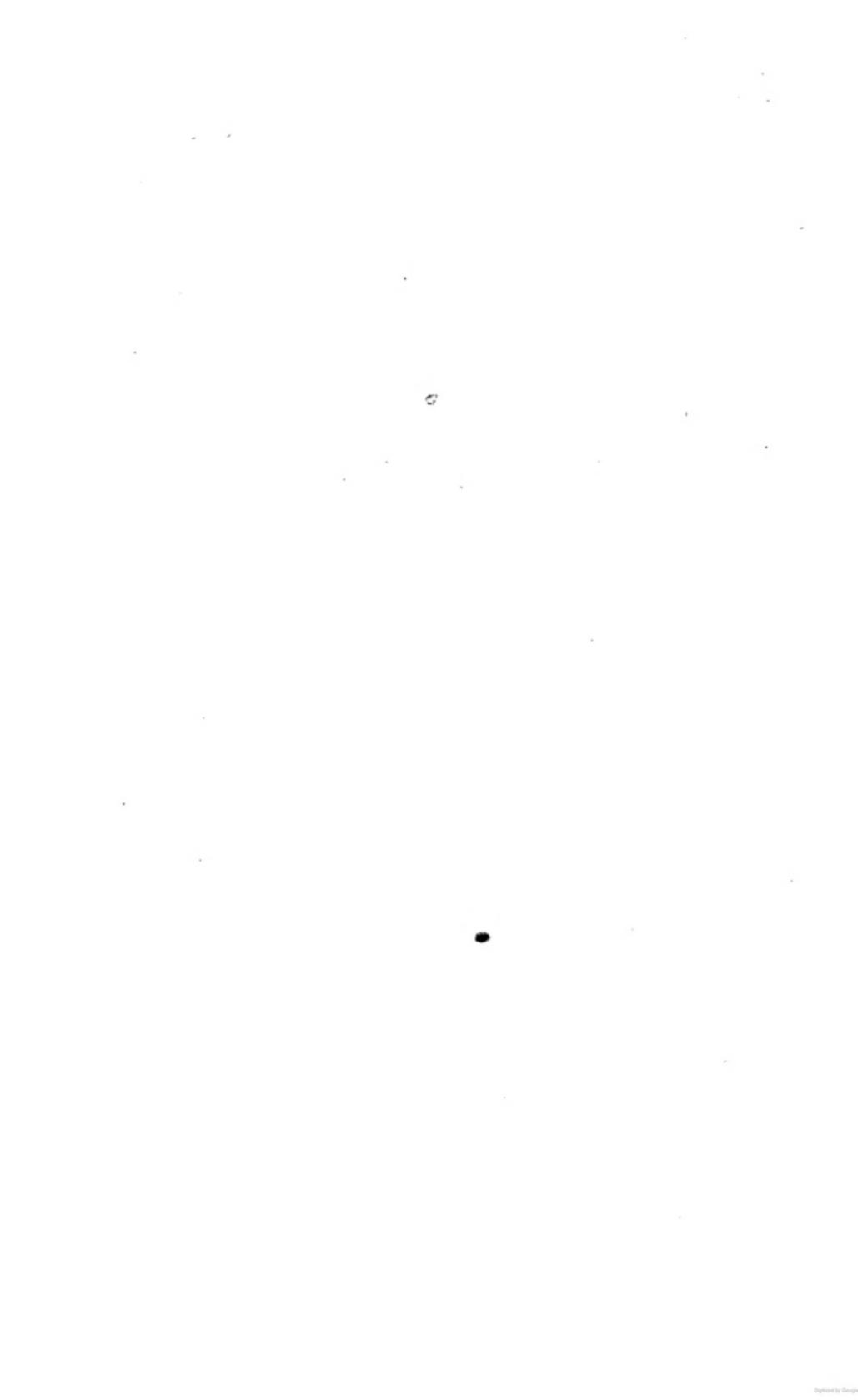
Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Meisterbuch d

Meisterbuch des Humors



Norbert Falk:

Meisterbuch des Humors



Eine Auswahl bester Humoresken
und größerer Bruchstücke aus der humoristischen Literatur
der europäischen Völker. / Mit zahlreichen Text-Illustra-
tionen nach Gemälden alter Meister und Zeichnungen
moderner Künstler

Berlin und Wien 1908

Verlag Ullstein & Co.

Über das Wesen des Humors und das Phänomen
Philosophen und Psychologen viel Theorien erdacht:
nicht immer leicht faßliche Formeln gebracht. Und
in Grunde? Ein Muskelkrampf im Bereich des Ösophagus
höherem Schall und in krampfhaften Stößen sich vollzieht
von Luft aus den in Vibration versetzten Atmungsorganen
Vibration sind unabhängig vom Willen, und sie treten
plötzlich auf, in welchem unsere Vorstellung eine
erhalten hat, ein Eindruck von einem gegensätzlichen
Der Reiz entsteht immer, wenn man plötzlich ein
zwischen dem Begriff von einer Sache und der realen
das jenen Begriff entsprechen sollte.

Das Wesen des Humoristischen sind also die
Zerlegungen oder Verwicklungen, und der humoristische
der ernsthafte Mensch die Fähigkeit besitzen, sehr schnell
erkennen und zu verbinden, die ernste wie die heitere
- und bekanntlich hat jedes Ding zwei Seiten
das ernste zu verbinden

Zum Geleit.



inem Volke des Altertums gebot einer seiner Heroen, es sollte bei gefelligen Zusammenkünften stets die Statue eines Gottes des Lachens aufgestellt werden. Der sollte Heiterkeit verbreiten, die Trägen munter, die Schwermütigen leichtfertiger machen, die Lustigeren zu Späßen anregen. Jener Gesetzgeber hat die über alles erhebbende Eigenschaft des Humors hochgeschätzt, er kannte den mit allen irdischen Unzulänglichkeiten versöhnenden Wert der Heiterkeit, die befreiende Macht des Lachens. Der Lachende steht über den Dingen er hat ihre Nichtigkeit erkannt.

Ueber das Wesen des Humors und das Phänomen des Lachens haben Philosophen und Psychologen viel Theorien erdacht und sie in geistreiche, nicht immer leicht faßliche Formeln gebracht. Und was ist nun das Lachen im Grunde? Ein Muskelkrampf im Bereich des Zwerchfells, ein unter besonderem Schall und in krampfhaften Stößen sich vollziehendes Herauspressen von Luft aus den in Vibration versetzten Atmungsorganen. Krampf und Vibration sind unabhängig vom Willen, und sie treten nur in demselben Augenblick auf, in welchem unsere Vorstellung eine plötzliche Veränderung erlitten hat, ein Eindruck von einem gegensätzlichen heftig verdrängt wurde. Der Reiz entsteht immer, wenn man plötzlich ein Mißverhältnis wahrnimmt zwischen dem Begriff von einer Sache und der realen Erscheinung des Objekts, das jenem Begriff entsprechen sollte.

Das Wesen des humoristischen sind also die Kontraste, deren kräftige Betonungen oder Verquickungen, und der humoristisch Begabte wird mehr als der ernstere Mensch die Fähigkeit besitzen, sehr schnell Gegensätzliches zu erkennen und zu verbinden, die ernste wie die heitere Seite jedes Dinges — und bekanntlich hat jedes Ding zwei Seiten — zu sehen und eines durch das andere zu verstärken oder zu schwächen. Der Humorist hat die Gabe, beide Seiten zugleich zu sehen, und wenn er sie kontrastierend darstellt, entsteht die komische Situation. Er wird das absurde Verhältnis seines Helden zu dessen Umgebung, zur Welt und allgemeinen Weltanschauung darstellen und aus diesen Kontrasten die besten Wirkungen ziehen. Man denke an Don Quijote. Widersprüche des Lebens und Unzulänglichkeiten aufzuzeigen ist das Wesen des Humoristen, aber durch die heitere Lösung der Konflikte wird er über die Abgründe hinweghelfen, er wird erlösen und heilen. Der Tragiker läßt an der Unzulänglichkeit alles Irdischen, an Leidenschaften und Mißgeschicken zugrunde gehen; der Humorist zeigt, daß alles nur ein Spiel ist, des Lärms nicht wert, der darüber gemacht wird und ist darum ein Tröster und befreiender Helfer. Der starren Verneinung setzt er die freudige lachende Bejahung entgegen und dem prozigen, wichtigtuenden Allesbejaher wird er die eingebildeten Werte lachend verneinen, ihn eben ver lachen.

May 18, 1923 SD Fraebel .05 x

30118
33

Hier steht der Humorist schon an der Wende, wo die Satire nicht mehr weit ist. Diese verstärkt und unterstreicht die Widersprüche, richtet den Scheinwerfer auf die Verkehrtheiten, die gesellschaftlichen und sozialen Kontraste. Wird sie ernst und pathetisch anklagend, so steht sie jenseits des Humors; bleibt sie heiter, dann wird sie mit Laune das Angriffsobjekt herausgreifen, dessen widerspruchsvolle Seiten, also komischen Eigenheiten aufdecken und dem Gelächter preisgeben. Sie wird dann auch in das Bereich des humoristischen gehören, aus dem ja auch vielfach der allerdings überwiegend verstandesmäßige „Witz“, die „Ironie“, die „Persiflage“ ausgeschieden wurden. Sie sind aber alle nur Variationen des humoristischen, die durch die Anlage, die Anschauung und das Temperament ihres Urhebers bedingt sind. Sie arbeiten alle mit Gegensätzlichkeiten und Kontrastierungen. Das ganze Wesen des Witzes zum Beispiel besteht ja nur darin, daß zwei ganz gegenteilige Vorstellungen in engste Beziehung gebracht werden. Die so gewaltsam konstruierte Gemeinsamkeit wird in einer besonders scharf zugespitzten Spitze gezeigt, der „Pointe“, die dann je nach ihrer Schärfe eine mehr oder minder starke Reizung im Vorstellungszentrum, dem Gehirn hervorrufen, und dadurch das Lachen erzeugen wird.

Emanuel Geibel hat einmal in seinen ästhetisierenden Distichen die hübsche Witzdefinition gegeben:

Witz ist ein schelmischer Pfaß', der erst zu täuschendem Ch'bund
Zwei Gedanken, die nie früher sich kannten, vermählt;
Aber der nächste Moment schon zeigt dir im Haber die Gatten,
Und vor dem schreienden Zwist stehst du betroffen und — lachst.

Der wahre Humor ist ein seltenes Gut, und der große und echte Humorist in der Kunst eine rare Erscheinung. Darum steht auch der umfangreicheren ersten, sentimental und tragischen Literatur eine ungleich geringere Zahl von humoristischen Werken gegenüber. Es ist wie beim Theater; Heldenspieler und ernste Charakterdarsteller gibt es die Fülle, wirkliche Komiker blutwenig. Humoristische Begabung ist bedingt durch eine Kombination ganz besonders glücklicher Eigenschaften; um so viel seltener guter Witz als Sentimentalität, bewegliche Heiterkeit als nüchterne Trägheit ist, um so viel seltener ist die gute Humoreske als die ernste Erzählung. Eine Auslese humoristischer Werke aus der Weltliteratur wird darum verhältnismäßig weniger leicht sein als eine Zusammenstellung sentimentaler Novellen und tragischer Geschichten. Unter der Marke Humor segelt gar viel, was ein Anrecht darauf nie besessen oder bereits schon lange verloren hat. Und heute da die Lust am Lachen wieder stärker erwacht und die humoristische Literatur ungleich ansehnlicher geworden ist, als etwa vor zwanzig Jahren, da treiben sich der unechten Lustigmacher gar viele herum. „Wer die Dinge nicht zeichnen kann,“ sagt Hebbel, „der zeichnet ihre Schatten; dahinter verkriecht sich viel falscher Humor.“

Eine Auswahl bester Humoresken und abgerundeter Bruchstücke aus humoristischen Hauptwerken der Weltliteratur will dieses Buch geben. Nicht die neue Literatur allein sollte Berücksichtigung finden, sondern auch die alte und da galt es tunlichst das auszuwählen, was auch unserem heutigen Empfinden noch als humoristisch entspricht und nicht lediglich als Beleg zur Kultur- und Sittengeschichte zu gelten vermag. Der Wunsch, der deutschen Literatur die gute Hälfte des ganzen Buches einzuräumen, machte es notwendig, den Rahmen nicht allzweit zu spannen. Auf die außereuropäischen, vielmehr die orientalischen Literaturen, die „Humore“ der Chinesen und Japaner, die uns doch zumeist eine recht fremde Grimasse zeigen, ist verzichtet worden, ebenso auf das klassische Altertum und das Mittelalter. Als äußerste Grenze wurde die italienische Renaissance angenommen, die den Bruch mit mittelalterlichem Denken und Fühlen vollzieht und auf der das ganze Gebäude der neueren Kultur ruht. Einer ihrer Mitbegründer: Giovanni Boccaccio, ist auch der erste Meister der humoristischen, oder launigen Erzählung. Mit seiner schwankhaften Geschichte von der Donna Isabella und ihren zwei Liebhabern, die als Probe seines Humors gelten kann, hätte das Buch eigentlich beginnen müssen. Allein als Auftakt für ein Buch des Welthumors kann wohl nichts so geeignet sein, als das Hauptwerk aller humoristisch-satirischen Romane: der unsterbliche Don Quijote des Cervantes. Und darum stehen auch die besten Kapitel dieses Werkes an der Spitze des Buches und vertreten allein den Humor der Spanier. Bei den Italienern folgt auf Boccaccios launige Erzählung eine Schnurre des heiteren Sacchetti und für das italienische Rokoko steht der graziose Gasparo Gozzi. Einige Kapitel aus dem derbkomischen „Gargantua und Pantagruel“ des genialen Rabelais leiten den Abschnitt der Franzosen ein, die noch durch Molières ergötzlichen „Arzt wider Willen“, Murgers „Bohème“, den köstlichen „Tartarin von Tarascon“ Daudets und eine grotesk-tragikomische Noveltette von Guy de Maupassant annähernd charakteristisch vertreten sind. An der Spitze der Engländer marschieren die feiste und runde Figur Sir John Falstaffs, der in einigen Szenen aus Heinrich IV. und den Lustigen Weibern von Windsor in seinen liederlichen Prächten vorgeführt ist. Ihm folgt der Gulliver des Jonathan Swift, dessen feine Satire von dem lebenswürdigsten aller Humore, dem des noch immer köstlichen Charles Dickens abgelöst wird. Zwei in sich abgerundete Abschnitte aus den „Pisaniern“ geben viele seiner Vorzüge. Einige der ergötzlichen „Gardinenpredigten“ Jerrolbs und eine exotische Humoreske Kiplings schließen die Reihe der Engländer. Da dieses Buch nur der Literatur der europäischen Völker gewidmet ist, so schließt sich ja die amerikanische von selbst aus; wenn doch auch eine humoristische Journalistengeschichte Mark Twains aufgenommen wurde, so ist das nicht nur in der Bedeutung Mark Twains an sich begründet, sondern auch dadurch, daß ja die anglo-amerikanische Literatur nur ein Zweig der englischen ist.

Der deutsche Teil dieser Sammlung beginnt mit der alten Fassung des Tierromans von Reineke Fuchs, bringt sodann in den Streifen Eulenspiegels, in den alten Schwänken von Montanus, Widram, Johannes Pauli

u. a., im Buche von den Schildbürgern den kraftvollen Humor der alten deutschen Volksbücher.

Den Volksbüchern schließt sich ein Fastnachtspiel von Hans Sachs an; für das siebzehnte Jahrhundert steht der Hauptvertreter der volkstümlichen Literatur seines Zeitalters: Christoph von Grimmelshausen mit seinem „Simplicissimus“, aus dem achtzehnten sind der „Prozeß um des Esels Schatten“ aus Wielands Abderiten, dann die besten Lügengeschichten Münchhausens und einige Kapitel aus der köstlichen „Jobiade“ Kortums gewählt worden. Jean Pauls „Testamentseröffnung“ aus den Flegeljahren leitet ins neunzehnte Jahrhundert hinüber. Vom Hirsch Hyacinth-Kapitel aus Heinrich Heines „Bädern von Lucca“ bis zu Ludwig Thomas Lausbüchengeschichten, und von Adolf Glasbrenners „Nante“ mit seinem altberliner Witz und Fritz Reuters breit-behändigem Gemüths Humor bis zu den Studentengeschichten Otto Julius Bierbaums und Ernst von Wolzogens burleskos-lustiger Art zieht sich dann der Weg, auf dem neben Meister Wilhelm Raabe und Friedrich Theodor Vischer, auch Viktor von Scheffel mit den Liedern vom Rodenstein, Rosegger, Theodor Fontane, Eduard Pöhl, der Vertreter des charakteristischen Wienerturns, dann Johannes Trojan, Otto Ernst, und vor allem, unser prächtvoller Wilhelm Busch mit seiner „Frommen Helene“ in bunter Folge angetroffen werden. Adolf Oberländer, der Meisterhumorist des Stiftes, macht den Beschluß. Der Illustrationsteil des Werkes stammt nicht von einem einzelnen Künstler, sondern es wurden zu den für Bildschmuck in Betracht kommenden Stücken, Zeichnungen und Stiche, Reproduktionen nach Gemälden gewählt, die von berühmten und bekannten Meistern zu den behandelten Stoffen geschaffen worden sind.

Ein Werk wie dieses kann bei einer noch so reichen Auswahl unmöglich lückenlos sein. Eine auf Vollständigkeit Anspruch machende Anthologie müßte viele Bände umfassen. Hier sollten nur Proben gegeben werden, die ja nicht so sehr belehren als unterhalten wollen. Sollte vielleicht strengen Kritikern der eine oder andere neuere Dichter fehlen, so sei ihnen gesagt, daß es deutsche Verleger gibt, die aus Prinzip oder um keinen Preis auch nur eine Zeile „ihrer“ Autoren hergeben. Sie fügen diesen oder deren Erben nicht nur materiellen Schaden dadurch zu, sondern auch ideellen. Sie glauben genug zu tun, wenn sie möglichst kostspielige Ausgaben veranstalten, und verschließen dadurch solche Dichter der Popularisierung, die für die Volksbildung von Wert wären. Sie halten sie sorgsam eingesperrt im goldenen Käfig ihrer Verlagskataloge . . .

Wenn in diesem Buche trotzdem die Erfüllung nicht zu weit hinter dem Bestreben zurückblieb, so ist das nur dem Entgegenkommen jener Verlagsanstalten zu danken, die in Anbetracht des populären Zweckes die gewünschten Stücke für die Aufnahme in dieses Buch freigegeben haben. Ihnen sei hier noch besonders gedankt.

Norbert Falk.

Inhalts-Verzeichnis.

Die Spanier.

Seite

Miguel Cervantes de Saavedra: „Don Quijote“ . . .	17
Stand und Lebensweise des ruhmvollen Edlen Don Quijote von la Mancha	18
Erster Auszug des scharfsinnigen Don Quijote	21
Die zierliche Weise, wie Don Quijote zum Ritter geschlagen wurde . .	26
Sancho Panza	30
Der Kampf mit den Windmühlen	33
Schlacht mit den Pferdeknechten und das Abenteuer in der Schenke . .	39

Die Italiener.

Giovanni Boccaccio: „Madonna Isabella und ihre zwei Liebhaber“	53
Franco Sacchetti: „Die vergeßlichen Gesandten“ . .	57
Gasparo Gozzi: „Die verwechselten Frauen“	61

Die Franzosen.

François Rabelais: „Gargantua und Pantagruel“ . .	71
Von der Kleidung des Gargantua	72
Von Pantagruels Kindheit	74
Panurg	75
Wie Panurg die Schuldner und Borger lobt	78
Wie Rasemäd dem Panurg mit Zeichen antwortet	82
Der Krieg mit den Würsten	84
Molière: „Der Arzt wider Willen“. Ein Lustspiel. . . .	90
Henri Murger: „Die Bohème“.	106
Der Taler Karls des Großen	107

Alphonse Daudet: „Tartarin von Tarascon“.

Der Wundergarten	113
Ein Blick auf die gute Stadt Tarascon und ihre Bewohner, die Mützenjäger	115
Siel	117
Die beiden Tartarins. — Merkwürdiges Zwiegespräch zwischen Tartarin- Quijote und Tartarin-Sancho	119
Mitaines Menagerie. — Ein Löwe aus dem Atlas in Tarascon. — Ein schreckliches und dabei großartiges Zusammentreffen	121
Eigentümliche Wirkungen	124

Vor der Abreise	127
Auf Anstand im Vorberheim	128
Endlich!	130
Tarascon! Tarascon!	133

Guy de Maupassant: „Schnapsanton“	135
---	-----

Die Engländer.

William Shakespeare: „Falstaff“.

Szenen aus „König Heinrich IV.“ und den „Lustigen Weibern von Windsor“	145
--	-----

Jonathan Swift: „Gullivers Reisen“ 162 |

Gulliver in Lilliput	163
Gulliver bei den Riesen	171

Charles Dickens: „Die Pickwickier“ 178 |

I. Weller sen. und Weller jun.	179
II. Der wortbrüchige „Eheversprecher“ Pickwick vor Gericht	184

Douglas Jerrold: „Frau Kaudels Gardinenpredigten“.

<u>Erste Predigt.</u>	
Kaudel war mit einem Freunde in der Kneipe	205
<u>Zweite Predigt.</u>	
Kaudel hat einem Freunde zwanzig Taler geliehen	208
<u>Achtzehnte Predigt.</u>	
Kaudel wird von einem jungen, sehr hübschen Mädchen begrüßt	210

Rudyard Kipling: „Dungaras Rache“ 213 |

Mark Twain: „Zeitungsschreiberei in Tennessee“ 220 |

Norden und Osten.

Gustav Wied: „Als Baby ins Hotel sollte“.

Aus dem Dänischen	229
-----------------------------	-----

Alfred af Hedenstjerna: „Fräulein Nanna in der Vergnügungsdirektion“.

Eine schwedische Badehumoreske	233
--	-----

Anton Tschchow: „Des Hauptmanns Uniform“.

Aus dem Russischen von Wilhelm Hensel	238
---	-----

Martin Zöbdi: „Der Roßtäuscher“	245
Eine ungarische Pferdebießgeschichte.	

Die Deutschen.

„Reineke Fuchs.“ (Reynke de Vos)	253
Reineke und der Bär	254
Reineke lügt sich vom Galgen herunter	259
Reinekes Beichte	264

„Altdeutsche Schwänke“ 269

Johann Keller von Kaisersberg:	
„Rechtshaberei und Wider Sinnigkeit der Weiber“	270

Johannes Pauli:	
Aus „Schimpf und Ernst“	270

Jörg Widram:	
Aus dem „Kollwagenbüchlein“	272

Jacob Frey:	
Aus der „Gartengesellschaft“ (Der gelehrige Hans)	274

Martinus Montanus:	
Aus dem „Wegfürzer“	276

Valentin Schumann:	
Aus dem „Nachtbüchlein“ (Von sechs Studenten)	278

Lazarus Sandrub:	
„Von einem Abenteuerer und einem Wirt“, Reimschwank	280

„Sill Eulenspiegel“ 282

Wie Eulenspiegel alle Kranken im Spital ohne Arznei gesund machte	283
Wie Eulenspiegel einem Bauern ein Teil Land abkauft	284
Wie Eulenspiegel bei Sangerhausen den Frauen die Pelze wusch	284
Wie Eulenspiegel gen Rom zog, den Papi zu sehen	286
Wie Eulenspiegel einem Schuhmacher diente	288
Wie Eulenspiegel sich zu einem Schneider verdingte	290
Wie Eulenspiegel drei Schneidergesellen von einem Laden fallen machte	291
Wie Eulenspiegel zu Lübeck einen Weinzapfer betrog	292
Wie Eulenspiegel ein Brillenmacher ward	292
Wie Eulenspiegel sich zu Hamburg einem Barbier verdingte	294
Wie Eulenspiegel den Wirt mit dem Klange des Geldes bezahlte	296
Wie Eulenspiegel zu Marienthal die Mönche in die Messe zählte	297
Wie Eulenspiegel begraben ward	298

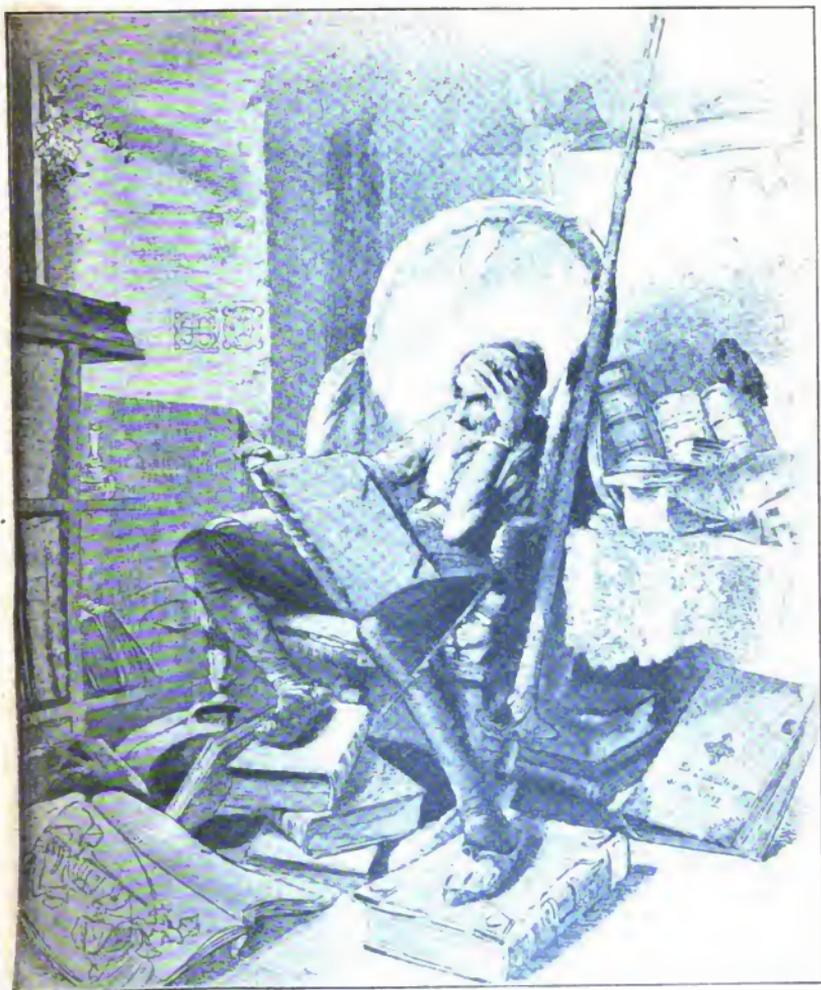
„Die Schildbürger“

Wie die Schildbürger ratschlingen, das Licht in ihr Rathaus zu tragen	299
Wie ein durchreisender Landstreicher den Schildbürgeru Rat gab	301
Wie die Schildbürger Gras auf einer Mauer wollten abweiden lassen	303

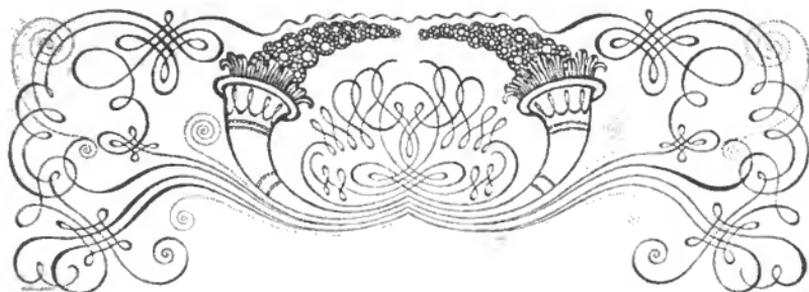
Hans Sachs: „Der fahrend' Schüler im Paradeis“.	
Ein Fastnachtspiel	305
Grimmelshausen: „Der abenteuerliche Simplicissimus“	312
<u>Chr. M. Wieland: „Der Prozeß um des Esels Schatten“.</u>	
Veranlassung des Prozesses und Facti species	320
Verhandlung vor dem Stadtrichter Philippides	322
Wie die Parteien sich höheren Orts um Unterstützung bewerben	325
Aus der Rede des Syfophanten Pnygnatus	328
Aus der Antwort des Syfophanten Polyphonus	331
Unvermutete Entwicklung der ganzen Komödie	334
<u>„Münchhausens Reisen und Abenteuer.“</u>	
Münchhausens Abenteuer zu Lande	339
Davids Schleuder	352
<u>C. U. Kortum: „Die Jobiade“</u>	355
Wie Hieronimus Jobs zum Kandidaten examiniert ward	356
Wie Hieronimus ein Autor ward, und wie er ein neues Abc-Buch herausgab	360
Wie Hieronimus Nachwächter ward in Schildburg	362
<u>Fabeln von Gellert, Lichtwer, Gleim, Lessing, Pfeffel,</u>	
<u> Langbein und Fröhlich.</u>	
Gellert: „Der Kukuk“	365
Lichtwer: „Die seltsamen Menschen“	366
Gleim: „Die Elster und der Uhu“	367
Lessing: „Der Tanzbär“	367
Pfeffel: „Das Johanniswürmchen“	368
Langbein: „Die Kuster“	369
Fröhlich: Vier Tierfabeln:	
1. „Sumpfreigen“	370
2. „Nuch ein Institut“	371
3. „Feuerglauben“	372
4. „Spiegels Unschuld“	374
Jean Paul: Die „Testamentseröffnung“	374
Heinrich Heine: „Sirch Hyacinth und Christoforo Gumpelino“	380
Udolf Glasbrenner: „Eckensteher Nante“	390
Fritz Reuter: „Wat bi 'ne Uewerraschung 'rute kamen kann“	395
Friedrich Theodor Vischer: „Die Tücke des Objekts“	408

Theodor Fontane: „Die Poggenpuhls“	419
Josef Viktor v. Scheffel: „Die Lieder vom Rodenstein“	424
„Die Pfändung“	425
„Der Ueberfall“	427
Wilhelm Raabe: „Keltische Knochen.“ Humoristische Erzählung	429
Heinrich Seidel: „Der Eierlegen“	457
Peter Kosegger: „Stoansteirisch“	459
I. „In Pfora sei Fiderl“	460
II. „Ban da Sauholta Kaisa war“	461
III. „Da Steirer vor der Himmeltür“	462
Wilhelm Busch	464
„Die fromme Helene“	468
Einleitung zu den „Haarbeuteln“	482
Eduard Pöhl: „Wienerisches“	484
„Auf der Zahnradbahn“	484
„Der Billardauffschreiber“	486
Julius Stettenheim: „Wippchen“	489
Johannes Trojan: „Die Achtundachtziger Weine“	492
Ernst von Wolzogen: „Das Kaisermanöver“	494
Otto Ernst: „Der Pudding“	509
Otto Julius Bierbaum: „Die erste Mensur“	516
Ludwig Thoma: „Sante Frieda“ Eine Lausbubengeschichte	520
Freiherr von Schlicht: „Der höfliche Meldereiter“	535
Rudolf Presber: „Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann“. Humoristische Erzählung	540
Henry F. Urban: „Dollaröschen“	551
Erdmann Graefer: „Das Examen“	558
Josef Willomitzer: „Der Verein Humor“. Humoreske	562
Adolf Oberländer: „Zwei Karikaturen=Scherze“	570
I. „Der Herr Kommerzienrat am Telephon“	571
II. „Aus der Mappe eines Orientreisenden“	575





Don Quijote liest Ritterromane.
Nach dem Bilde von Adolf Schröbler.



Die Spanier

Don Quijote.

Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quijote von la Mancha

von

Miguel Cervantes de Saavedra.

(1547—1616.)

Das Hauptwerk der humoristisch-satirischen Romanliteratur ist noch immer der vor mehr als dreihundert Jahren erschienene „Don Quijote“ des genialen Cervantes. Das Werk gehört zu den ewigen Stücken der Dichtung, denn von dem großen Diebstahl abgesehen, den es seinerzeit als vernichtende Satire gegen die läppischen Ritterromane und deren pseudoromantischen Geist leistete, wird es in allen Zeiten ein Hüter und Bewahrer vor allen Versuchungen sein: die Augen vor dem Neuen zu verschließen und rückwärts gewandt, in einer abgestorbenen Welt, in deren Ideen und Anschauungen leben zu wollen. Don Quijote, der Held des großen Romans, hat sicherlich eine edle, idealistische Seele, die alles Neue nüchtern findet, allein die Ueberspannung dieses Gefühls, die Ueberhitzung durch Schwärmerei für die zerfallene Herrlichkeit des mittelalterlichen Rittertums, bewirkt jene Geistes- trübung, die den Helden die Realität der Dinge nicht mehr erkennen läßt und ihn, von Hirngespinnsten umgault, von Lächerlichkeit zu Lächerlichkeit taumeln macht. So wird seine Anbetung der „Dulcinea von Toboso“ und gar sein grotesker „Kampf gegen Windmühlen“ das Symbol aller falsch- romantischen Verdrehtheit und Blindheit. Die „Don Quijotes“ sind trotz des Romans des Cervantes auch heute noch nicht ausgestorben und wir be- gegnen den Männern, die jeden Tag bereit sind, gegen Windmühlen zu kämpfen, bei mancher Gelegenheit. Ist doch auch die Neigung zum harnisch- funksenden, rittertümlichen Mittelalter vielfach noch nicht erloschen und bedroht mit ihren gefährlichen Don Quijoterien das ungehemmte Vor- wärtsschreiten der kulturellen Entwicklung. Und wenn auch unsere Zeit ge- nügend scharfe Waffen des Witzes und der Satire hat, um solche junkerliche Rückfälle zu bekämpfen, so gibt doch der herrliche Roman des Cervantes

noch immer die heiterste und freieste Abwehr. Und auch heute noch ist jedes Kapitel dieses zwar technisch vielfach veralteten Werkes ganz ebenso lebendig wie einst, als es den albernen Ritterbüchern, die sich vor blödsinniger Verherrlichung des Schwerheludentums förmlich überlugelten, den Garauß machte und an Stelle dieser läppischen Adelsromane den modernen Roman setzte, in dem auch das Volk in seinen mannigfachen Erscheinungen auftritt. Neben dem Junker Don Quijote ist die amüsanteste Figur des Ritters Leibmarschall, Knecht und Waffengenosse: Sancho Pansa, die Personifikation des nüchternsten Alltagsfinnes, aber ergötlich, wie er sich in die Tollheiten seines Herrn schickt und sie alle mit unwandelbarer Treue mitmacht. Nachstehend sind einige der schönsten und charakteristischsten Stellen des Werkes nach der Uebersetzung von Ludwig Tied wiedergegeben.

Stand und Lebensweise des ruhmvollen Edlen Don Quijote von la Mancha.



In einem Dorfe von la Mancha, dessen Namens ich mich nicht entsinnen mag, lebte unlängst ein Edler, einer von denen, die eine Lanze auf dem Vorplatz haben, einen alten Schild, einen dürren Klepper und einen Jagdhund. Ein Mahl, mehr von Rind- als Hammelfleisch, des Abends gewöhnlich kalte Küche, des Sonnabends arme Ritter und Freitags Linsen, Sonntags aber einige gebratene Tauben zur Zugabe, verzehrten drei Viertel seiner Einnahme. Das Uebrige ging auf für ein Wams vom besten Tuch, Beinkleider von Sammet für die Festtage, Pantoffeln derselben Art, ingleichen für ein auserlesenes ungefärbtes Tuch, womit er sich in den Wochentagen schmückte. Bei ihm lebte eine Haushälterin, die die Vierzig verlassen, und eine Nichte, die die Zwanzig noch nicht erreicht hatte, zugleich ein Burfsche, in Feld- und Hausarbeit gewandt, der sowohl den Klepper sattelte, als auch die Art zu führen wußte. Das Alter unsers Edlen war an den Funfzigern. Er war von frischer Konstitution, mager, von dürrem Gesicht, ein großer Frühaufsteher und Freund der Jagd. Es ist zu wissen, daß obengenannter Edler die Zeit, die ihm zur Muße blieb (und dies betrug den größten Teil des Jahres), dazu anwandte, Bücher von Rittersachen mit solcher Liebe und Hingebung zu lesen, daß er darüber fast die Ausübung der Jagd, als auch die Verwaltung seines Vermögens vergaß; ja, seine Begier und Torheit hierin ging so weit, daß er unterschiedliche von seinen Saatfeldern verkaufte, um Bücher von Rittertaten anzuschaffen, in denen er lesen möchte; auch brachte er so viele in sein Haus, als er deren habhaft werden konnte. Unter allen schienen ihm keine so trefflich, als die Werke, die der berühmte Feliciano de Silva verfertigt hat, die Klarheit seiner Prose und den Scharfsinn seiner Perioden hielt er für Perlen, vornehmlich wenn er auf Artigkeiten oder Ausforderungen stieß, als wenn an vielen Orten geschrieben steht: „Das Tiefinnige des Unsinnlichen, das meinen Sinnen sich darbeut, erschüttert also

meinen Sinn, daß ich über Eure Schönheit eine vielsinnige Klage führe.“ Oder wann er las: „Die hohen Himmel, die Eure Göttlichkeit göttlich mit den Gestirnen bewehrt, haben Euch die Verehrung der Ehre erregt, womit Eure Hoheit geehrt ist.“ Mit diesen Sinnen verlor der arme Ritter seinen Verstand und studierte, die Meinung zu begreifen und zu entwickeln, die Aristoteles selbst nicht enthüllt und begriffen hätte, wenn er auch bloß darum auferstanden wäre. Kurz, er verstrickte sich in seinem Lesen so, daß er die Nächte damit zubrachte, weiter und weiter, und die Tage sich tiefer und tiefer hineinzulesen; und so kam es vom wenigen Schlafen und vielen Lesen, daß sein Gehirn ausgetrocknet wurde, wodurch er den Verstand verlor. Er erfüllte nun seine Phantasie mit solchen Dingen, wie er sie in seinen Büchern fand, als Bezauberungen und Wortwechsel, Schlachten, Ausforderungen, Wunden, Artigkeiten, Liebe, Qualen und unmögliche Tollheiten. Er bildete sich dabei fest ein, daß alle diese erträumten Hirngespinnste, die er las, wahr wären, so daß es für ihn auf der Welt keine zuverlässigere Geschichte gab.

Als er nun mit seinem Verstande zum Beschluß gekommen, verfiel er auf den seltsamsten Gedanken, den jemals ein Tor auf der Welt ergriffen hat: nämlich, es schien ihm nützlich und nötig, sowohl zur Vermehrung seiner Ehre, als zum Besten seiner Republik ein irrender Ritter zu werden und mit Rüstung und Pferd durch die ganze Welt zu ziehen, um Abenteuer aufzusuchen und alles das auszuüben, was er von den irrenden Rittern gelesen hatte, alles Unrecht aufzuheben und sich Arbeiten und Gefahren zu unterziehen, die ihn im Ueberstehn mit ewigem Ruhm und Namen schmücken würden. Der Unglückliche stellte sich vor, daß er mindestens zum Lohn seines tapfern Arms als Kaiser von Trapezunt würde gekrönt werden, und mit diesen schönen Gedanken, angefrischt von seiner seltsamen Leidenschaft, dachte er nun darauf, seine Entwürfe in Ausübung zu sehen. Zuerst begann er damit, einige Waffenstücke zu reinigen, die er von seinen Urgroßvätern geerbt, und die, gänzlich mit Rost und Staub bedeckt, vergessen in einem Winkel lagen. Er polirte und schmückte sie, so gut er konnte; er sah aber gleich, daß ein wesentliches Stück mangelte, daß er nämlich keinen Disierhelm, sondern nur eine Pickelhaube vorfand; aber seine Erfindsamkeit half dem ab, denn er verfertigte aus Pappe etwas, wie einen halben Helm, das, mit der Pickelhaube verbunden, den Anschein eines vollständigen Helmes gewann. Es ist wahr, daß, um zu erproben, ob er stark genug sei, die Gefahr eines Kampfes auszuhalten, er sein Schwert zog und zwei Hiebe auf ihn führte, aber schon mit dem ersten das wieder vernichtet hatte, was er in einer Woche gearbeitet. Ihm gefiel die Leichtigkeit nicht, mit der er sein Werk zerstört hatte, und um sich vor dieser Gefahr zu sichern, arbeitete er es von neuem, fügte inwendig einige Eisenstäbe so an, daß er mit der Tüchtigkeit zufrieden war, und ohne eine andre Probe zu machen, hielt er sich für überzeugt, daß dieser der trefflichste Disierhelm sei.

Sogleich ging er, seinen Klepper zu besuchen; ob dieser nun gleich unzählige Schäden und mehr Gebrechen als das Pferd des Gomeza hatte,

das nur Haut und Knochen war, so schien es ihm doch, als wenn sich weder der Bukephalos Alexanders, noch der Babieka des Cid mit ihm messen dürften. Vier Tage verstrichen, indem er sann, welchen Namen er ihm beilegen sollte, denn — wie er zu sich selber sagte — es sei unanständig, wenn das Pferd eines so berühmten Ritters, und das an sich so trefflich sei, keinen bekannten Namen führe. Er suchte nämlich den Namen so einzurichten, daß man daraus begriffe, was es vorher gewesen, ehe es einem irrenden Ritter gedient, und was es nun sei, indem es der Vernunft gemäß, daß, sowie es einen andern Herrn bekomme, ihm auch ein anderer Name zukommen müsse, der es ziere und sich für das neue Amt und die neue Lebensweise gezieme, in die es nun eingehe. Darauf, von den vielen Namen, die er bildete, vernichtete und vertilgte, umarbeitete, wegwarf und wieder annahm, um den besten zu erfinden, wählte er endlich die Benennung Rosinante, ein nach seinem Urtheil erhabener, volltönender und bedeutungsvoller Name, bezeichnend, daß er ein Klepper gewesen, ehe er seinen jetzigen Stand bekommen, auch daß er der erste und vornehmste von allen Kleppern auf der Welt sei.

Da ihm dieser Name für sein Pferd so nach seinem Geschmacke gelungen, so suchte er einen andern für sich selbst. In dem Nachsinnen darüber verstrichen wieder acht Tage, und nun geschah es endlich, daß er sich Don Quijote nannte. Da er aber gedachte, daß der tapfere Amadis sich nicht begnügt, sich bloß trocken Amadis zu nennen, sondern noch den Namen seines Reiches und Vaterlandes hinzugefügt, um es berühmt zu machen, und sich daher Amadis von Gallia betitelt habe: so stehe es ihm ebenfalls als einem wackern Ritter zu, den Namen seines Landes beizufügen, und er benannte sich also Don Quijote von la Mancha. Hiermit erklärte er nach seiner Meinung Vaterland und Geburtsgegend genau und ehrte sie zugleich, indem er den Zunamen von ihnen entlehnte.

Die Rüstung war gefäubert, die Haube zum Helm gemacht, dem Klepper ein Name gegeben, sein eigner festgesetzt; er sah ein, daß nun nichts fehle, als eine Dame zu suchen, in die er sich verlieben könne; denn ein irrender Ritter ohne Liebe sei ein Baum ohne Laub und Frucht, ein Körper ohne Seele. Er sprach zu sich selbst: „Wenn ich nun zur Strafe meiner Sünden oder zu meinem Glücke gleich hier auf irgend einen Riesen treffe (wie dies denn gewöhnlich irrenden Rittern begegnet) und ich ihn in einem Anlaufe niederrenne, oder ihn mitten durchhauere, oder kurz ihn überwinde und bezwinge, wär' es nicht gut, jemand zu haben, zu dem ich ihn schickte, sich zu präsentieren? Wenn er dann hineinträte, vor meiner süßen Herrin sich auf die Knie niederließe und mit demütiger und unterwürfiger Stimme spräche: „Meine Herrscherin, ich bin der Riese Caraculiambro, Herr der Insel Masindrania, den im Zweikampfe der niemals hinlänglich gepriesene Ritter Don Quijote von la Mancha überwand und mir befaß, mich Eurer Gnaden zu präsentieren, damit Ihre Hoheit nach Ihrem Wohlgefallen mit mir schalte.“ — O wie erfreut war unserer wackeren Ritter, als er diese Rede gehalten, noch mehr aber, als er wußte, wem er den Namen seiner Dame

geben solle. Es war, wie man glaubt, in einem benachbarten Dorfe ein Bauermädchen von gutem Ansehen, in die er einmal verliebt gewesen war, was sie aber (wie sich versteht) nie erfahren, sich auch nie darum gekümmert hatte. Sie hieß Adonza Lorenzo und schien ihm tauglich, ihr den Titel der Herrin seiner Gedanken zu geben. Er suchte nun einen Namen, der dem seinigen etwas entspräche und der auch Sügung und Richtung zu einer Prinzessin und Herrscherin nähme, und er nannte sie daher Dulcinea von Toboso, denn sie war aus Toboso gebürtig; ein Name, nach seinem Urtheil: musikalisch, fremdtönend und bezeichnend, wie alle übrigen, die er zu seinem Gebrauche erfunden hatte.

Erster Auszug des scharfsinnigen Don Quijote.



Da er diese Vorkehrungen getroffen, mochte er es nicht länger aufschieben, seinen Voratz ins Werk zu richten, denn ihn drängte der Nachtheil, der nach seiner Meinung der Welt durch seine Verzögerung erwüchse; ihn rief das Unrecht, das er vertilgen, die Ungebühr, die er ausmerzen, die Beschwer, die er aufheben, Mißbräuche, die er bessern, und Verschuldungen, die er vergelten müsse. Ohne also irgend jemand seinen Voratz mitzuteilen, und ohne daß ihn einer bemerkte, rüstete er sich eines Morgens vor dem Tage (der einer der heißesten im Juli war) mit allen Waffenstücken, bestieg den Rosinante, setzte den übel gemachten Helm auf, faßte den Schild, ergriff die Lanze und zog durch eine kleine Thür des Hinterhofes aufs Feld hinaus, sehr zufrieden und vergnügt, daß sein guter Voratz einen so leichten Anfang gewann. Kaum aber sah er sich auf dem Felde, als ihn ein furchtbarer Gedanke mit solcher Gewalt befiel, daß er beinaß' sein angefangenes Unternehmen gänzlich aufgegeben hätte. Es kam ihm nämlich ins Gedächtnis, daß er noch kein geschlagener Ritter sei, und daß er also nach den Gesetzen der Ritterschaft, mit keinem Ritter einen Waffenkampf weder halten könne, noch dürfe, daß er ferner als neuer Ritter weiße Waffen führen müsse, ohne Sinnbild auf dem Schilde, bis seine Tugend ihm eins gewinne.

Und weiter reitend, sprach er zu sich selber also: „Es leidet keinen Zweifel, daß in künftigen Zeiten, wenn die wahrhaftige Geschichte meiner Taten an das Licht tritt, der Weise, der sie schreibt, gewiß nicht ermangelt, von meinem ersten so frühen Auszuge also anzuhängen: „Der feuerrote Apollo hatte kaum über das Angesicht der großen weitstreckigen Erde die güldenen Säden seines schönen Haupthaars verbreitet; kaum hatten die kleinen buntgemalten Vöglein mit ihren Harfenzungen die rosige Aurora mit süßer honiglieblicher Harmonie begrüßt, die das weiche Bett des eiferfüchtigen Gemahls verließ, und durch die Tore und Balkone des Manzanischen Horizonts sich den Sterblichen zeigte: als der berühmte Ritter Don Quijote von la Mancha die müßigen Federn verließ, sein berühmtes Roß Rosinante bestieg, und be-

gann, über das alte und wohlbekannte Feld Montiel zu reiten.“ Er ritt jetzt in der Tat durch diese Gegend und sprach noch andern Unsinn, alles, wie er in seinen Büchern gefunden hatte, indem er sich bemühte, ihre Sprache, soviel es ihm möglich war, nachzuahmen. Auf diese Weise zog er so langsam fort, und die Sonne schien so eilig und brennend hernieder, daß dies hinreichend gewesen wäre, ihm die Sinne zu verrücken, wenn er welche gehabt hätte. Er zog den ganzen Tag fort, ohne daß er auf etwas stieß, das der Erzählung würdig war, worüber er fast verzweifelte und am Abend waren er und sein Roß vor Hunger beinah' gestorben.

Er schaute nach allen Seiten um, ob er nicht ein Kastell erspähen könne oder eine Schäferhütte, um sich zu erquicken und seiner großen Not abzuhelfen. Endlich erblickte er unfern dem Wege, auf dem er ritt, eine Schenke, die ihm wie ein Stern entgegenschien, der ihn mindestens in den Torweg, wenn auch nicht in das hohe Burgtor seiner Erlösung führte. Er eilte dorthin und erreichte sie mit dem Anbruche des Abends. Unter der Tür standen zwei junge Mädchen, die mit einigen Maultiertreibern, welche in dieser Schenke ihr Nachtlager hielten, nach Sevilla gingen. Wie nun unserm Abenteurer alles, was er dachte, sah oder sich einbildete, so erschien und sich zutrug, wie er es gelesen hatte, so kam es ihm sogleich, als er die Schenke sah, vor, dies sei ein Kastell mit seinen vier Türmen, mit Gefirnfen von glänzendem Silber, mit Zubehör der Zugbrücke und des Burggrabens nebst allen übrigen Dingen, mit denen dergleichen Kastele geschildert werden. Er näherte sich der Schenke, die ihm ein Kastell schien, und da er nur noch wenig entfernt war, zog er dem Rosinante den Zügel an, in der Erwartung, daß ein Zwerg auf den Zinnen erscheinen würde, um mit einer Trompete das Zeichen zu geben, daß sich ein Ritter dem Kastele nahe. Da er aber sah, daß man damit zögerte, Rosinante auch begierig war, sich dem Stalle zu nahen, so nahte er sich der Tür der Schenke und sah dort die beiden liebedlichen Mädchen stehen, die ihm zwei schöne Fräulein oder zwei anmutige Damen schienen, die sich vor dem Tore des Schlosses in der Frische ergingen. Es traf sich indes, daß ein Schweinhirt, der von dem Stoppelfelde eine Herde Schweine — die ohne Gnade diesen Namen führen — versammeln wollte, und also in ein Horn stieß, auf dessen Schall sie alle zusammenkamen. Sogleich stellte sich Don Quijote das vor, was er wünschte, daß nämlich ein Zwerg das Zeichen seiner Ankunft gegeben habe. Mit großer Zufriedenheit also näherte er sich der Schenke und den Damen, die, da sie einen Mann, auf diese Art gewaffnet, mit Schild und Lanze auf sich zukommen sahen, aus Furcht in die Schenke hineinlaufen wollten. Don Quijote aber, der ihre Furcht aus ihrem Entfliehen schloß, erhob sein Distel aus Papp, zeigte sein magres und bestäubtes Gesicht und sagte mit zierlicher Weise und sanfter Stimme diese Worte: „Fliehen eure Gnaden nicht und fürchten dieselben keinen Unglimpf, denn es gebet der Orden der Ritterchaft, dem ich diene, keinen Raub oder Gewalttätigkeit an irgend jemanden zu verüben, geschweige denn an so hohen Jungfrauen, als welche euer Anstand verkündiget.“

Die Mädchen sahen ihn an und lachten so laut, daß sich Don Quijote entrüstete und sprach: „Es geziemt Bescheidenheit den Schönen wohl, und große Torheit ist es überdies, mit schlechter Ursach lachen; doch sage dies nicht, daß es euch anzüglich sei, noch daß ihr üblen Willens werdet, denn der meinige ist nur sofern wollend, euch dienstbar zu sein!“ Diese Sprache verstanden die Damen nicht, und das üble Aussehen unsers Ritters vermehrte ihr Gelächter, sowie seinen Zorn; dieser wäre noch viel weiter gediehen, wenn der Schenkwirt nicht hinzugekommen wäre, ein Mann, der ebenso fett wie friedliebend war; als er diese Gestalt scheußlich gerüstet mit so ungeziemlichen Waffen, als der Zaum des Pferdes, die Lanze, der Schild und der kleine Harnisch war, erblickte, so fehlte wenig, daß er nicht das Vorbild von Fröhlichkeit der beiden Mädchen nachgeahmt hätte. Da er aber doch diese umbollwerkte Figur fürchtete, so entschloß er sich, höflich zu reden, und sprach also: „Wenn Eure Gnaden, Herr Ritter, Ruhe suchen, so finden sie außer einem Bette (denn wir haben keins in der Schenke) alles übrige in großem Ueberflusse.“ Als Don Quijote die Unterwürfigkeit des Kommandanten der Festung sah (denn dafür hielt er den Schenkwirt und die Schenke), antwortete er: „Für mich, Herr Kastellan, ist alles Ding genug, denn all mein Schmuck sind nur die Waffen, und mein Ausrufen ist das Streiten — —“ Der Wirt dachte, da er sich Kastellan nennen hörte, jener hielt ihn für einen Gauner, die man in der Schelmen Sprache frische Kastilianer nennt; er war aber ein Andalusier, von denen auf dem Strande San Lucar, ein Schelm wie Cacus und ein Spottvogel wie ein Student oder Page; er antwortete daher: „So werden also Eurer Gnaden Betten harte Steine und Euer Schlaf ein beständiges Wachen sein, und wenn es sich so befindet, so dürft Ihr nur kecklich absteigen, denn Ihr trefft in diesem Hause Gelegenheit und Anstalt, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige denn eine Nacht.“ Indem er dies sagte, hielt er Don Quijote den Steigbügel, der mit vieler Mühe und Beschwer abstieg, wie ein Mann, der noch den ganzen Tag nüchtern geblieben war. Er sagte sogleich dem Wirte, daß er für sein Pferd große Sorgfalt tragen möge, denn es sei das schönste Tier auf der ganzen Welt, das Brot äße. Der Wirt beschaute es, aber es schien ihm nicht so trefflich, als es Don Quijote beschrieb, ja nicht einmal auf die Hälfte so gut. Er führte es in den Stall und kam dann zurück, um zu sehen, was sein Gast befehle, den indes die Jungfrauen entwaffneten, mit denen er sich wieder versöhnt hatte. Sie lösten den Brust- und Rückenharnisch ab, konnten es aber mit aller Arbeit nicht dahinbringen, die Halsberge freizumachen und den nachgeahmten Helm abzunehmen, oer mit grünen Bändern unter dem Halse festgebunden war, und von denen sie die Knoten ohne Schnitt nicht aufzulösen vermochten. Darein aber wollte er keineswegs willigen, er blieb also den ganzen Abend in seinem Helme und stellte die anmutigste, seltsamste Figur dar, die man sich nur einbilden kann. Er meinte, daß diejenigen, die ihn entwaffneten, vornehme Damen und Gebieterinnen aus einem Schlosse wären, und sagte daher mit vielem Anstande:

„Niemals ward ein edler Bote
So bedient von Damen süß,
Als der edle Don Quijote,

Als er seine Heimat ließ.
Zarte Mädchen pfl egten ihn,
Prinzessinnen sein Köstlein.“

oder Rosinante, denn dies, meine Gebieterinnen, ist der Name meines Pferdes und ich heiße Don Quijote von la Mancha. Ich sollt mich nicht zu erkennen geben, bis meine Thathandlungen in eurem Dienste mich kenntlich machten, aber diese alte Romanze von Lanzarote, die sich auf meinen gegenwärtigen Zustand schickt, hat mich bewogen, meinen Namen vor der Zeit zu nennen: aber es wird die Zeit kommen, wann eure Hoheit mir gebieten und ich gehorchen soll, und wann die Tapferkeit meines Arms den Willen, euch dienstbar zu sein, heurkunden wird!“ Die Mädchen, die solcher rhetorischen Figuren ungewohnt waren, antworteten nicht darauf, sondern fragten ihn nur, ob er nicht etwas zu essen begehre. „Jetzt etwas zu speisen, wäre gut,“ antwortete Don Quijote; „denn, soviel ich einsehe, bedarf ich dessen ungemein!“

Es war gerade Freitag, und in der ganzen Schenke nichts als etwas Stockfisch, den die Leute in dieser Gegend Söhr nannten. Man fragte ihn also, ob er vielleicht beliebe, Söhrchen zu speisen, denn man könne ihm keinen andern Fisch zu essen reichen. Don Quijote, der an Forellen dachte, antwortete: „Wenn es viele Forellchen sind, so können sie eine Forelle vorstellen, denn es läuft auf eins hinaus, ob mir jemand acht Realen einzeln gibt, oder ein einziges Stück von achten; und um so besser, da es zutreffen kann, daß es sich mit diesen Forellchen verhält, wie mit dem jungen Kalbe, welches dem Rinde vorzuziehen, so wie auch das Zicklein zarter ist, als der Bock; aber es sei, was es wolle, so erscheine es sogleich, denn die Beschwär und Waffenlast können nur durch Erquickung des Innern ertragen werden!“ — Sie setzten also den Tisch, der Frische wegen, vor die Thür der Schenke, und der Wirt führte ein Stück des schlechtgeweichten und übelgekochten Stockfisches auf, nebst einem Brot, schwarz und schmutzig, wie Don Quijotes Waffen. Es war ungemein lächerlich, ihn essen zu sehen, denn da ihn der Helm und das Visier hinderten, konnte er mit den Händen nichts zum Munde führen, wenn es ihm nicht ein anderer gab und hineinsteckte. Eine der Damen bediente ihn auf diese Weise. Ihm aber zu trinken zu reichen, war unmöglich, und wäre unmöglich geblieben, wenn der Schenkwirt nicht ein Rohr ausgehöhlt, ihm das eine Ende in den Mund gesteckt und durch das andere den Wein eingegossen hätte. Dies alles ertrug er geduldig, um nicht die Bänder seines Helmes zerschneiden zu lassen.

Da die Sachen so standen, geschah es, daß ein Schweinschneider in die Nähe der Schenke kam, und als er sich näherte, vier- oder fünfmal auf seiner Pfeife blies. Dies bestärkte Don Quijote völlig darin, daß er sich in einem berühmten Kastell befinde, daß man ihn mit Musik bediene, der Stockfisch Forelle sei, das Brot feine Semmel, die Mägde Damen, und der Schenkwirt Kastellan des Kastells; und somit hielt er den Anfang seines Auszugs für glücklich genug. Was ihn nur quälte, war, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sei, und er sich mithin nicht geschnitzfähig in ein Abenteuer einlassen dürfe, ohne den Orden der Ritterchaft empfangen zu haben.



Don Quijote hält
die Waffenwacht.

Nach der Zeichnung
von Adolph Schrödter.

Die zierliche Weise, wie Don Quijote zum Ritter geschlagen wurde.



Don diesen Gedanken also beunruhigt, ließ er seine magre und schlechte Abendmahlzeit nicht lange währen; als er sie geendigt, rief er den Wirt, mit dem er sich im Stalle verschloß, sich vor ihm auf die Knie niederließ und sprach: „Niemalen werde ich mich von hier aufheben, tapftrer Ritter, bis Eure Gütigkeit mir eine Gabe bewilligt hat, um die ich flehe, und die Euch zum Ruhme und der ganzen Menschheit zum Nutzen gereichen wird.“ Als der Wirt seinen Gast zu seinen Füßen sah und dergleichen Reden vernahm, betrachtete er ihn mit Verwunderung, ohne zu wissen, was er tun oder sagen sollte. Er bat ihn, daß er aufstehen möchte, welches jener aber versagte, bis der Wirt ihm die Gnade bewilligte, um die er flehte. „Ich erwartete von Eurer Großmütigkeit nichts anderes, mein gnädiger Herr,“ antwortete Don Quijote, „ich verkündige Euch also, daß die Gabe, um die ich Euch gefleht habe, und die mir Euer liebevoller Sinn bewilligt, darin besteht, daß Ihr mich früh vor Tage zum Ritter schlagen mögt, und daß ich in dieser Nacht in der Kapelle Eures Kastells die Waffen bewachen dürfe; mit der Frühe wird dann mein höchlichster Wunsch erfüllt, damit ich, wie es sich gebührt, in alle vier Teile der Welt ziehen könne, Abenteuer aufzusuchen zum Nutzen der hilfsbedürftigen, wie es das Amt der Ritterchaft und der irrenden Ritter ist, zu denen ich mich bekenne, und dessen Sinn zu solchen Taten gerichtet ist.“

Der Wirt, der, wie schon gesagt, ein wenig Schelm war und wohl einigen Verdacht über die Verstandesabwesenheit seines Gastes haben mochte, wurde jetzt völlig davon überzeugt, da er diese Reden hörte. Um sich für die Nacht eine Lust zu machen, nahm er sich vor, seiner Laune zu folgen. Er sagte also: daß er sehr gut das verstehe, was er wünsche und flehe und daß dergleichen Begehren sehr natürlich und schicklich für einen so trefflichen Ritter sei, als er schiene und sein heldenmütiger Anstand verkünde; er selbst habe sich in seinen Jugendjahren demselben ehrenvollen Geschäft gewidmet, habe gleichfalls verschiedene Teile der Welt durchzogen, seine Abenteuer aufzusuchen, zuletzt aber habe er sich entschlossen, sich in dieses sein Kastell zurückzuziehen, wo er mit seinem Vermögen und fremdem Haushalte, alle irrenden Ritter aufnehme, von was Art und Stand sie auch sein möchten, aus großer Liebe zu ihnen, und damit sie ihn ihrer Habseligkeiten teilhaftig machten, um seine löbliche Absicht zu vergelten. Er fuhr fort, daß er in seinem Kastele keine Kapelle habe, wo man die Waffen bewachen könne, weil er sie niedergelassen, um eine neue aufzuführen, daß er aber wisse, daß man die Wache im Falle der Not an jedweden Orte halten dürfe, und daß er also in dieser Nacht das Wachen in einem Hofe des Schlosses verrichten könne; mit der Frühe wolle er unter Gottes Beistand die nötigen Zeremonien so vornehmen, daß er ihm auf eine Weise den Ritterschlag geben wolle, wie ihn noch kein Ritter in der ganzen Welt erhalten. Er fragte

ihn ferner, ob er Geld mit sich führe? Don Quijote antwortete, daß er keinen Heller bei sich habe, weil er in den Geschichtsbüchern von fahrenden Rittern niemals gelesen, daß irgend einer Geld mit sich geführt. Hierauf sagte der Schenkwirt, daß er sich irre, daß, wenn es in den Geschichtsbüchern nicht stehe, es den Autoren geschienen, daß es nicht nötig sei, von der Führung so unentbehrliche Dinge zu schreiben, als Geld und reine Hemden wären, daß sie aber darum niemals gezweifelt, ob die Ritter dergleichen bei sich gehabt: es sei auch zuverlässig und ausgemacht, daß alle irrenden Ritter — von denen so viele Bücher angefüllt sind — auf den Fall der Not immer eine gute Börse bei sich hatten, ingleichen Hemden, wie auch eine kleine Büchse mit Salben, um die Wunden zu heilen, die sie empfangen könnten. Don Quijote versprach, seinen Rat auf das pünktlichste zu befolgen, und sogleich wurde ausgemacht, daß er die Waffen in einem Hofe bewachen solle, der zur Seite der Schenke lag. Don Quijote nahm sie alle, und legt sie auf einen Trog, der neben einem Brunnen stand, dann nahm er seinen Schild, faßte die Lanze und fing vor dem Troge an, mit edlem Anstande auf- und abzugehen; indem er diesen Spaziergang anfang, fing die Nacht an, völlig hereinzubrechen.

Der Schenkwirt erzählte allen, die in der Schenke waren, von der Torheit seines Gastes, wie er die Waffen bewache und Hoffnung hege, zum Ritter geschlagen zu werden. Alle wunderten sich über die seltsame Art von Narrheit und betrachteten ihn von weitem, wie er mit ruhigem Anstand einmal vorüberging, zurückschritt, sich auf die Lanze stützte, und seine Augen auf die Waffen heftete, ohne sich weit von ihnen zu entfernen. Es war völlig Nacht, aber so heller Schein des Mondes, daß dieser fast der Sonne gleich kam, von der er entlehnt war, so daß alles, was der neue Ritter vornahm, ganz deutlich von allen gesehen wurde.

Es fiel einem von den Maultiertreibern, die in der Schenke waren, ein, seinen Tieren Wasser zu geben. Er mußte dazu notwendig Don Quijotes Waffen wegnehmen, die auf dem Troge standen; aber als dieser ihn nahe kommen sah, rief er mit lauter Stimme: „O du, wer du auch seist, übermütiger Ritter, der du dich nahest, die Waffen des allertapfersten Irrenden anzurühren, den je ein Schwert umgürtete, siehe wohl zu, was du tust, berühre sie nicht, wenn du nicht dein Leben als Strafe des Uebermutes verlieren willst!“ — Der Eseltreiber kümmerte sich um diese Reden nicht — aber für sein Wohlfinden wäre es besser gewesen, wenn er sich darum gekümmert hätte, — sondern nahm die Waffen herunter und warf sie eine große Strecke weit von sich. Als Don Quijote das erblickte, schlug er die Augen zum Himmel und richtete drauf seine Gedanken, wie es schien, zu seiner Gebieterin Dulcinea und sprach: „Helft mir, Gebieterin, in dieser ersten Befährdung, die sich dem Euch unterworfenen Herzen darbeut; entzieht mir nicht in diesem ersten Wagestück Eure Gunst und Hilfe!“ Indem er dies und andere dergleichen Dinge sprach, warf er den Schild weg, faßte mit beiden Händen die Lanze und gab dem Eseltreiber einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, mit welchem er ihn so behende auf den Boden hinlegte,

daß, wenn noch ein zweiter Schlag gefolgt wäre, jener keines Wundarztes zu seiner Heilung bedürft hätte. Nachdem dies getan war, sammelte er die Waffen wieder auf und fing wieder an, mit derselben Gemütsruhe, wie erst, auf- und abzugehen. Kurz nachher, ohne zu wissen, was sich zugetragen (denn der erste Eseltreiber lag noch ohne Bewußtsein auf dem Boden), kam ein anderer, in der nämlichen Absicht, seinen Maultieren Wasser zu geben; er machte Anstalt, die Waffen herabzuwerfen, um den Trog freizumachen. Don Quijote, ohne ein Wort zu sprechen und irgend jemand um seine Gunst zu flehen, warf zum zweiten Male den Schild weg, ergriff zum zweiten Male die Lanze, und ohne diese in Stücke zu brechen, zerbrach er den Kopf des zweiten Maultiertreibers an mehr als drei Stellen, indem er ihm vier Wunden schlug. Auf das Geschrei liefen alle aus der Schenke zusammen, und unter diesen war auch der Schenkwirt. Als Don Quijote sie sah, sagte er seinen Schild, ergriff seinen Degen und sprach: „O Herrin der Schönheit! Kraft und Stärke meines schwachen Herzens! Zu dieser Frist wende die Augen deiner Größe auf deinen gefangenen Ritter, dem ein fürchtbares Abenteuer bevorsteht!“ — Hierdurch wurde, nach seinem Urtheil, sein Gemüt so erfüllt, daß er nicht einen Fußbreit gewichen wäre, wenn ihn auch alle Eseltreiber in der Welt angegriffen hätten. Als die Gefährten der Verwundeten dergleichen sahen, fingen sie an, nach Don Quijote aus der Ferne mit Steinen zu werfen, wogegen er sich, soviel es ihm möglich war, mit seinem Schilde verwahrte, es aber dabei nicht wagte, den Trog zu verlassen, um seine Waffen nicht unbefürmt zu lassen. Der Schenkwirt rief, um sie abzuhalten, dazwischen, er habe es ihnen vorher gesagt, daß er närrisch sei, und daß ihn seine Narrheit freisprechen würde, wenn er sie auch alle umbrächte. Don Quijote aber schrie noch lauter und nannte sie alle Verräter und Nichtswürdige, der Herr des Kastells aber sei ein feiger und schlechtgearteter Ritter, weil er es dulde, daß man also gegen irrende Ritter verführe; sobald er den Orden der Ritterschaft empfangen, wolle er auch über seine Verrätere mit ihm Rücksprache nehmen; — „was aber euch übrigen betrifft,“ fuhr er fort, „so seid ihr gemeines Gefindel, auf welches ich gar nicht weiter achte, werft, schreitet vor, kommt heran und beleidigt mich, soviel ihr könnt, ihr sollt den Lohn empfangen, der eurem Unsinn und Aberwitz gebührt.“ Diese Worte sprach er mit so vieler Kühnheit, daß alle, die ihn angriffen, von Furcht befallen wurden. Hierdurch und durch die Ueberredungen des Schenkwirts bewogen, hörten sie auf zu werfen, er aber erlaubte, die Verwundeten fortzuschaffen, und kehrte dann zur Bewachung seiner Waffen mit eben der Ruhe und Friedlichkeit zurück, mit welcher er sie begonnen.

Dem Schenkwirte mißfielen die Possen seines Gastes, er beschloß also, sie abzukürzen und ihm lieber sogleich den fatalen Ritterorden zu erteilen, ehe noch mehr Unheil daraus erwüchse. Er ging also zu ihm und entschuldigte sich über die Beleidigung einiger pöbelhafter Menschen, die sie ganz ohne sein Mitwissen verübt, die auch wegen ihres Unterfangens hinreichend gestraft wären; er wiederholte, was er ihm schon gesagt hatte,

daß er in seinem Kastele keine Kapelle habe, daß sie aber zu dem, was noch zu tun, wenig vonnöten sei; alles, was zur Feierlichkeit gehörig, bestehe hauptsächlich im Nackenschlage mit der Hand, und im Schulterstrich mit dem Degen, soviel ihm von den Ceremonien des Ordens mitwissend sei, und daß dies mitten auf dem Felde vollbracht werden könne; mehr als genug habe er in der Bewachung der Waffen getan, zu der zwei Stunden hinreichend wären, auf welche er aber mehr als vier aufgewandt habe. Don Quijote glaubte dies alles und antwortete, daß er sogleich bereit sei, zu gehorchen, und daß er alles so schnell als möglich beendigen möchte, denn wenn man ihn wieder angriffe und er schon zum Ritter geschlagen sei, er keine Person im ganzen Kastell lebendig zu lassen gedanke, diejenigen ausgenommen, die er ihm nennen würde, und die er aus Achtung gegen ihn verschonen wolle. Der Kastellan, so gewarnt und erschreckt, nahm sogleich ein Buch, in welchem er seinen Häcksel und die Gerste für die Eseltreiber ansah, und ging so und mit einem Jungen, der ein Endchen Licht trug, und mit den beiden oben genannten Jungfrauen zu Don Quijote hin. Diesem gebot er, sich auf die Knie nieder zu lassen, und indem er in seinem Manuale las — als wenn er ein andächtiges Gebet hersagte, — erhob er unter dem Lesen die Hand und gab dem Ritter einen guten Schlag an den Hals, hierauf einen zierlichen Rückenschlag mit seinem eigenen Schwerte, indem er immer zwischen den Zähnen murmelte, als wenn er etwas hersagte. Dann befahl er der einen Dame, ihm das Schwert umzugürten, die es auch mit vieler Artigkeit und zierlichem Anstande tat, obgleich sie große Mühe hatte, bei diesen Ceremonien nicht in ihr erstes Lachen wieder zu verfallen; doch hielten die Tapferkeiten, die sie den neuen Ritter verüben gesehen, die Lachlust in ihren Schranken zurück. Indem sie ihm das Schwert umgürtete, sprach die wackere Dame: „Gott mache Eure Gnaden zu einem glücklichen Ritter und gebe Euch glückliche Kämpfe!“ Don Quijote fragte nach ihrem Namen, um zu wissen, wem er für die empfangene Vergünstigung verbindlich, weil er gesonnen, ihr einen Teil der Ehre, die ihm die Tapferkeit seines Arms erwerben würde, abzutreten. Sie antwortete mit vieler Demut, daß man sie Tolosa nenne, sie sei die Tochter eines Flickschneiders von Toledo, der in den Buden von Sanchobianana wohnhaft sei, und daß sie ihm in allem, was er befehlen, dienen und ihn für ihren Herrn erkennen wolle. Don Quijote antwortete, daß sie aus Liebe zu ihm ein Don vor ihren Namen, und sich künftig Donna Tolosa nennen solle. Sie versprach es ihm, und die andre befestigte ihm die Sporen, mit der er dasselbe Gespräch, wie mit der Schwertdame begann. Er fragte nach ihrem Namen, und sie sagte, daß man sie Müllerin nenne, denn ihr Vater sei ein angesehenener Müller zu Antequera. Don Quijote bat sie gleichfalls das Don vorzusetzen, und sich Donna Müllerin zu nennen, indem er ihr Dienste und Belohnung anbot.

Nachdem schnell und eilig diese unerhörten Ceremonien beendigt waren, konnte Don Quijote die Zeit nicht mehr erwarten, sich auf dem Pferde zu setzen, um auszugehen und Abenteuer aufzusuchen. Er lief sogleich zum Rosinante, bestieg ihn und umarmte seinen Wirt, indem er ihm so wunder-

liche Dinge sagte, und seine Verbindlichkeit, daß er von ihm zum Ritter geschlagen, so erhöhte, daß es sich nicht wiederholen und erzählen läßt. Der Schenkwirt, um ihn nur bald aus seiner Schenke zu wissen, antwortete ebenso rhetorisch, aber kürzer, und ließ ihn, ohne seine Zehrung zu verlangen, auf gut Glück fortziehen.

Don Quijote beschloß, heimzukehren, um sich, nach dem Rat des Wirtes, mit Geld und Hemden zu versehen. Unterwegs hatte er aber ein Abenteuer, das ihm nicht sonderlich bekam. Er stieß auf ein Häuflein Kaufleute, die von Toledo nach Murcia gingen, um Seide einzukaufen, hielt sie für fremde Ritter und als einer von ihnen seinen kriegerischen Ausruf: „Alle Welt sei hier angehalten, wenn nicht alle Welt bekennt, daß in aller Welt keine schönere Dame lebt, als die Kaiserin von la Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboso!“ kritisierte, und er ihn dafür mit seiner Lanze niederrennen wollte, da wurde er fürchterlich geprügelt. So zerbleut war er, daß ihm ein des Weges kommendes Bäuerlein wieder auf die Beine helfen und nach Hause bringen mußte. Der Pfarrer und der Barbier des Dorfes, Don Quijotes gute Freunde, des Ritters Haushälterin und Nichte waren außer sich und versuchten die Ritterbücher, die dem Junker den Kopf so sehr verdreht hatten. Don Quijote aber aß sich satt und schlief vor Müdigkeit und Schwäche wie ein Toter. Er war immer noch im Schlafe, als der Pfarrer, der Barbier, die Haushälterin und die Nichte in die aus mehr als hundert Bänden bestehende Bibliothek des Ritters gingen, um hier eine große Vernichtung zu veranstalten, kamen aber über dem Lesen der Büchertitel, die allerlei romantische Vorstellungen hervorriefen, zu keinem Ende und beschloßen vor allem, die Türe zur Bücherkammer zu vermauern und dem Ritter einzureden, ein Zauberer habe die Bücher entführt. Don Quijote blieb ziemlich ruhig und verbrachte vierzehn gleichmütige Tage.

Sancho Pansa.



Während dieser Zeit gab's oft die lustigsten Szenen zwischen Don Quijote und seinen beiden Gevattern, dem Pfarrer und Barbier, über seine Behauptung, daß in der Welt kein Ding nötiger sei, als fahrende Ritter, und daß ihr Orden durch ihn wieder aufleben solle. Zuweilen widersprach ihm der Pfarrer, zuweilen gab er auch nach, weil man ohne diesen Kunstgriff nimmermehr hätte mit ihm auskommen können. Und bald verhandelte der Junker mit einem Bauer, seinem Nachbar, einem für wacker geltenden Manne — wenn man nämlich den so nennen kann, der gar kein Geld hat, — der aber nicht sonderlichen Wiß im Kopfe hatte. Kurz, diesem schwatzte er so viel vor, rebete ihm so zu, und versprach ihm so viel, daß der gute Landmann sich entschloß, mit ihm auszuziehen und ihm als sein Stallmeister zu dienen. Unter andern Dingen sagte ihm Don Quijote, daß es für ihn der größte Gewinn sei, mit ihm zu ziehen, denn es könnte ihm sehr leicht

ein Abenteuer aufstoßen, in dem er, wie man die Hand umkehrt, irgend eine Insel gewönne, über die er ihn zum Statthalter setzen wolle. Auf diese und ähnliche Versprechungen verließ Sancho Pansa — so hieß der Bauer — Frau und Kinder, und ward der Stallmeister seines Nachbars. Don Quijote sorgte ferner dafür, Geld anzuschaffen, er verkaufte also ein Stück, verpfändete ein andres, alles aber unter dem Preise, und brachte so eine ansehnliche Summe zusammen. Er versah sich auch mit einem Schilde, den er von einem Freunde borgte, verfestigte, so gut er konnte, seinen zerstückeligen Helm, und bestimmte seinem Stallmeister Sancho Tag und Stunde, wann er sich auf den Weg machen wolle, damit dieser sich mit allem Nötigen



Don Quijote und Sancho Pansa.

Nach der Zeichnung von Adolph Schrödter.

versehen könne; vor allen Dingen aber befahl er ihm, einen Schnapp sack mitzunehmen. Jener versprach, den nicht zu vergessen, und daß er selbst einen Esel mitnehmen wolle, der sehr wacker sei, denn er besitze nicht die Gabe, viel zu Fuß zu laufen. Das mit dem Esel verschnuppfte Don Quijote ein wenig, denn er überlegte sogleich, ob er sich eines irrenden Ritters entsinnen könne, der seinen Stallmeister eselweise beritten mit sich geführt, aber nicht ein einziger kam ihm in die Gedanken: doch bewilligte er dessenungeachtet, ihn mitzunehmen, mit dem Vorsatze, ihn bald ehrenvoller beritten zu machen, weil er Gelegenheit habe, dem ersten unhöflichen Ritter, der ihm aufstieße, sein Pferd zu nehmen. Er versorgte sich auch mit Hemden und andern Dingen, dem Räte zufolge, den ihm der Schenkwirt gegeben hatte. Als nun alles getan und vollbracht, zogen sie in einer Nacht, ohne

daß Sancho von Frau und Kindern, oder Don Quijote von Haushälterin und Nichte Abschied genommen, aus dem Dorfe aus, wobei sie kein Auge bemerkte, und sie so eilig reisten, daß sie mit Tagesanbruch sicher waren, nicht eingeholt zu werden, wenn man sie auch auffuchen wollte. Sancho Panza zog auf seinem Tiere mit Schnappsad und Schlauch wie ein Patriarch einher, indem er sich schon in seinen Gedanken als den Statthalter der Insel sah, die ihm sein Herr versprochen hatte.

Don Quijote war bemüht, dieselben Wege wieder einzuschlagen, die er auf seiner ersten Reise genommen hatte, und diese gingen über das Feld Montiel; auf diesem zog er auch jetzt fort, und mit weniger Gefährlichkeit als das vorige Mal, denn da es frühmorgens war, so trafen ihn die Sonnenstrahlen nur von der Seite und ermüdeten ihn nicht. Indem sprach Sancho Panza zu seinem Herrn: „Schaut auch, Herr irrender Ritter, wohl zu, daß Ihr des nicht vergeßt, was Ihr mir von wegen der Insel versprochen habt, ich will sie gewiß statthaltern, und wäre sie noch so groß.“ Hierauf erwiderte Don Quijote: „Du mußt verstehen, Sancho Panza, daß es eine sehr gewöhnliche Sitte der alten irrenden Ritter war, ihre Stallmeister zu Statthaltern von Inseln oder Reichen zu machen, die sie gewannen, und ich bin fest entschlossen, daß durch mich ein so edler Gebrauch nicht erlöschen soll; lieber denke ich darauf, ihn zu verbessern, denn oft, ja vielleicht meistens, warteten sie, bis ihre Stallmeister alt waren, schon müde im Dienst und der bösen Tage und der noch bösern Nächte überdrüssig, dann gaben sie ihnen die Würde eines Herzogs oder mindestens eines Markgrafen von irgend einer Mark oder einer Provinz, je nachdem sie groß oder klein war. Aber wenn du lebst und ich leben bleibe, so kann es wohl geschehen, daß ich innerhalb acht Tagen ein Reich gewinne, das andre daranhängende in sich begreift, und es mag dann zutreffen, daß du in dem einen von diesen als König gekrönt wirst: dieses ist auch nichts Sonderliches, denn nachdem, was und wie alles den irrenden Rittern begegnet, das man weder je gesehen noch sich vorstellen kann, kann es sich gar leicht fügen, daß ich noch mehr gebe, als ich dir verspreche.“

„Auf die Art,“ antwortete Sancho Panza, „wenn ich nun durch ein solches Wunderwerk, wie Euer Gnaden da sagt, König würde, so würde Hanne Gutierrez, meine Alte, Königin, und meine Kinder Infanten?“

„Wer zweifelt denn daran?“ antwortete Don Quijote.

„Ich zweifle daran,“ sagte Sancho Panza, „denn wie es mir vorkommt, wenn Gott auch Königreiche auf die Erde herunter regnen ließe, so paßt doch keins davon auf den Kopf der Hanne Gutierrez. Nein, Herr, nicht für einen Dreier paßt sie sich zur Königin; Gräfin mag eher gehen, und auch das nur, mit Gottes Beistand.“

„Laß du alles Gott empfohlen sein, Sancho,“ antwortete Don Quijote, „der wird dir geben, was dir am besten zusieht, aber erniedrige dein Gemüt nicht so sehr, daß du dich mit etwas Geringerem, als der Stelle eines Gouverneurs zufrieden stelltest.“

„Das soll nicht geschehen, mein gnädiger Herr,“ antwortete Sancho.

Der Kampf mit den Windmühlen und die Schlacht gegen die Mönche und den Biscayer.



lößlich sahen sie wohl dreißig bis vierzig Windmühlen, die auf jenem Felde standen, und sowie sie Don Quijote erblickte, sagte er zu seinem Stallmeister: „Das Glück führt unsre Sache besser, als wir es nur wünschen konnten, denn siehe, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder noch mehr ungeheure Riesen, mit denen ich eine Schlacht zu halten gesonnen bin, und ihnen allen das Leben zu nehmen; mit der Beute von ihnen wollen wir den Anfang unsers Reichthums machen, denn dies ist ein trefflicher Krieg und selbst ein Gottesdienst, diese Riesen vom Angesicht der Erde zu vertilgen.“

„Welche Riesen?“ fragte Sancho Panza.

„Die du dort unten siehst“, antwortete sein Herr, „mit den gewaltigen Armen, die zuweilen wohl zwei Meilen lang sind.“

„Seht dort hin, gnädiger Herr,“ sagte Sancho Panza, „daß das, was da steht, keine Riesen, sondern Windmühlen sind, und was Ihr für die Arme haltet, sind die Flügel, die der Wind umdreht, wodurch der Mühlstein in Gang gebracht wird.“

„Es scheint wohl,“ antwortete Don Quijote, „daß du in Abenteuern nicht sonderlich bewandert bist, es sind Riesen, und wenn du dich fürchtest, so gehe von hier und ergib dich indessen dem Gebete, indem ich die schreckliche und ungleiche Schlacht mit ihnen beginne.“

Mit diesen Worten gab er seinem Pferde Rosinante die Sporen, ohne auf die Stimme seines Stallmeisters Sancho zu achten, der ihm noch immer nachrief, daß es ganz gewiß Windmühlen und nicht Riesen wären, was er angreifen wollte. Aber er war so fest von den Riesen überzeugt, daß er weder nach der Stimme seines Stallmeisters Sancho hörte, noch etwas anders sah, obgleich er den Windmühlen schon ganz nahe gekommen war, vielmehr rief er jetzt mit lauter Stimme: „Entflieht nicht, ihr feigherzigen und niederträchtigen Kreaturen! Ein einziger Ritter ist es, der euch die Stirn deut!“ Indem erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel in Bewegung setzte; als Don Quijote dies gewahr ward, fuhr er fort: „Streckt ihr auch mehr Arme aus, als der Riese Briareus, so sollt ihr es dennoch bezahlen!“ Und indem er dies sagte und sich mit ganzer Seele seiner Gebieterin Dulcinea empfahl, die er anflehte, ihm in dieser Gefährlichkeit zu helfen, wohl von seinem Schilde bedeckt, die Lanze im Haken eingelegt, sprengte er mit dem Rosinante im vollen Galopp auf die vorderste Windmühle los und gab ihr einen Lanzenstich in den Flügel, den der Wind so heftig herumdrehte, daß die Lanze in Stücke sprang, Pferd und Reiter aber eine große Strecke über das Feld weggeschleudert wurden.

Sancho Panza trabte mit der größten Eifertigkeit seines Esels herbei, und als er hinzukam, fand er, daß Don Quijote sich nicht rühren konnte, so gewaltig war der Sturz, den Rosinante getan hatte. „Gott steh uns

bei!" sagte Sancho, „sagte ich's Euer Gnaden nicht, daß Ihr zusehen möchtet, was Ihr tãtet, und daß es nur Windmũhlen wãren, die ja auch jeder kennen muß, wer nicht selber welche im Kopfe hat!" — „Gib dich zur Ruhe, Freund Sancho,“ antwortete Don Quijote, „das ist Kriegesglũck, das am meisten von allen Dingen einem ewigen Wechsel unterworfen ist; um so mehr, da ich glaube, und es auch gewiß wahr ist, daß eben der weise Freston, der mir mein Zimmer und meine Bũcher geraubt hat, mir auch jetzt diese Riesen in Mũhlen verwandelt, um mir den Ruhm ihrer Besiegung zu entreißen. So groß ist die Feindschaft, die er zu mir trãgt! Aber endlich, endlich wird er doch mit allen seinen bõsen Kũnsten nichts gegen die Tugend meines Schwertes vermõgen!"

„Gott, mag es so fũgen“, antwortete Sancho Pana, indem er sich berũhte, ihn aufzurichten; worauf er ihn auf den Rosinante setzte, der halb buglãhm war, und so verfolgten sie, indem sie sich von dem überstandenen Abenteuer unterhielten, den Weg nach dem Passe Lapice, den sie auch drei Stunden nach Sonnenaufgang entdeckten. „Hier,“ rief Don Quijote, als er ihn erblickte, „Bruder Sancho, hier kõnnen wir die Hãnde bis an die Ellenbogen hinauf in das tauchen, was man Abenteuer nennt, aber vernimm, daß wenn du mich auch in der allergrõten Gefahr erblicken solltest, du doch niemals die Hand an den Degen legen sollst, um mich zu verteidigen, außer: du mũtest gewahr werden, daß ich vom Põbel oder gemeinen Volke beleidigt wũrde; in einem solchen Falle ist es dir gestattet, mir beizustehen: sind es aber Ritter, so ist es dir nach den Rittergesetzen keineswegs erlaubt oder vergõnnt, mir zu helfen, bis du selbst zum Ritter geschlagen bist.“

„Seid versichert, gnãdiger Herr,“ antwortete Sancho, „daß ich Euch darin pũnktlich Gehorsam leiste, vollends da ich sehr friedliebend bin und mich nicht gern in Schlãgereien und Hãndel einmenge; aber freilich, wenn einer meine eigne Person angreifen wollte, da wũrde ich nach Euren Gesetzen nicht fragen, denn gõttliche und menschliche Gesetze erlauben, daß sich jedermann wehren darf, wenn ihm was zuleide geschieht.“

„Das leugne ich auch gar nicht,“ antwortete Don Quijote, „was aber den Fall betrifft, mir gegen Ritter beizustehen, hierin mußt du dein natũrliches Ungelũm bãndigen.“

„Ich sage ja auch, daß ich es tun will“, antwortete Sancho, „und daß ich diese Vorschrift so genau halten will, wie den Sonntag.“

Als sie so redeten, zeigten sich auf dem Wege zwei Brũder von dem Orden des heiligen Benedikt, die auf zwei Dromedaren ritten, denn viel kleiner waren die Maultiere nicht, auf denen sie saßen; sie trugen Reisebrillen und Sonnenschirme. Ihnen folgte eine Kutschẽ, von viieren oder fũnfem zu Pferde, und zwei Eseltreiberjungen zu Fuß begleitet. In der Kutschẽ war, wie man nachher erfuhr, eine biskapanische Dame, die nach Sevilla zu ihrem Gemahl reiste, der in einem ehrenvollen Geschãfte nach Indien ging. Die Paters reisten nicht mit mir, obgleich sie dieselbe Straße zogen, aber kaum hatte sie Don Quijote gesehen, als er zu seinem Stallmeister sagte: „Wenn ich mich nicht trũge, so ist dieses das berũhmteste



Der Kampf mit den Windmühlen.

Nach der Zeichnung von Adolph Schrödlcr.

Abenteuer, das jemalen gesehen worden, denn diese schwarzen Dinge, die dort kommen, mögen wohl sein und sind auch gewiß zwei Zauberer, die in jener Kutsche eine geraubte Prinzessin fortführen und es ist also vonnöten, diesem Ungebühr nach meinem vollen Vermögen zu steuern."

"Das wird noch schlimmer gehen, wie mit den Windmühlen", sagte Sancho; „seht, gnädiger Herr, das sind Brüder des heiligen Benedikt, und in der Kutsche sind wohl andre reisende Leute. Bedenkt, was ich sage, seht wohl zu, was Ihr tut, daß Euch der Teufel nicht wieder verblendet."

„Ich habe dir, Sancho, schon gesagt," antwortete Don Quijote, „daß

du wenig von der Natur der Abenteuer verstehst; was ich sage, ist Wahrheit, wie du sogleich gewahr werden sollst."

Mit diesen Worten ritt er vor und stellte sich in die Mitte des Weges, den die Paters kamen, und als er so nahe war, daß sie seine Rede vernehmen konnten, sagte er mit lauter Stimme: „Teuflisches und heidnisches Gesindel! Sogleich gebt die erhabenen Prinzessinnen frei, die ihr mit Gewalt in jener Kutsche fortführt! Wo nicht, so seid gefaßt, plötzlich den Tod als eine gerechte Strafe eurer Uebeltaten zu empfangen!"

Die Paters hielten an und verwunderten sich sowohl über Don Quijotes Gestalt, als auch über seine Rede, welche sie also beantworteten:

„Herr Ritter, wir sind weder teuflisch und heidnisch, sondern zwei Mönche von Sanct Benedikt, die ihre Straße ziehen und nicht wissen, ob in jener Kutsche mit Gewalt fortgeführte Prinzessinnen sind oder nicht."

„Mir gelten nichts diese sanften Worte, denn überaus wohl seid ihr mir bekannt, höchst nichtwürdiges Gesindel!" sprach Don Quijote, und ohne eine andere Antwort zu erwarten, spornte er den Rosinante und rannte mit solcher Wut und Frechheit den vordersten Mönch mit eingesenkter Lanze an, daß, wenn sich der Pater nicht behende vom Maultier geworfen, er ihn übel von seiner Höhe heruntergestürzt, schwer verwundet oder gar getötet hätte. Der zweite Mönch, der inne ward, wie man seinen Gefährten behandelte, stieß seine Beine in das Gebäude seines trefflichen Maultiers und fing an, leichter als der Wind, über das Feld zu rennen. Als Sancho Panza den Mönch auf der Erde liegen sah, stieg er behende von seinem Esel ab, machte sich über ihn und fing an, ihm die Kleider auszuziehen. Die Jungen der beiden Mönche kamen hinzu und fragten ihn, warum er diesen auskleide? Sancho antwortete, daß ihm dieses rechtmäßig zustehe, als die Beute der Schlacht, die sein Herr Don Quijote gewonnen habe.

Die Jungen, die keinen Scherz verstanden, auch nicht wußten, was er mit der Beute und der Schlacht sagen wolle, und Don Quijote weit ab von sich erblickten, der mit denen in der Kutsche sprach, nahmen Sancho, schmissen ihn auf den Boden, rissen ihm die Haare aus dem Barte, und richteten ihn mit Fußtritten so übel zu, daß er ohne Atem und Besinnung auf der Erde liegen blieb. Ohne einen Augenblick zu warten, stieg nun der zitternde Mönch, ganz blaß im Gesichte, wieder auf sein Maultier, und trabte, sowie er sich beritten sah, seinem Gefährten nach, der in einer weiten Entfernung stillhielt und den Ausgang dieses Ueberfalles abwartete; ohne aber weiter den Verlauf der Begebenheit zu erwarten, setzten sie ihren Weg fort und machten so viele Kreuze, als wenn ihnen der Teufel auf den Schultern wäre.

Don Quijote befand sich, wie schon gemeldet, bei der Dame an der Kutsche und sagte: „Eure Schönheit, meine Gebieterin, mag nun wieder mit ihrer Person nach ihrem Wohlgefallen schalten, denn der Stolz Eurer Räuber liegt auf dem Boden gestreckt, bezähmt durch die Stärke dieses meines Armes. Und damit Ihr nicht in Sorgen steht, den Namen Eures Befreiers zu erfahren, so wißt, daß ich Don Quijote von la Mancha bin, irrender

Ritter und Gefangener der unergleichbaren und schönen Donna Dulcinea von Toboso; zum Lohn der Wohlthat, die Ihr von mir empfangen, begehre ich nichts weiteres, als daß Ihr nach Toboso kehrt, Euch meinerseits dieser Dame präsentiert und ihr sagt, was ich zu Eurer Befreiung gewirkt."

Alles, was Don Quijote sagte, hörte ein Stallmeister, der zu den Begleitern der Kutsche gehörte und ein Biscayer war, mit an. Da dieser sah, daß er den Wagen nicht wollte fortlassen, sondern daß er verlange, er solle sogleich nach Toboso umkehren, so machte er sich ein Don Quijote, und indem er die Lanze anfaßte, sagte er mit seiner schlechten kastilianischen und noch schlechteren biscayanischen Sprache: „Weg, Ritter, damit du dich weg-scheren! Bei Gott, an den ich bete, läßt du nicht den Kutsch, ich dich so schlachten, als wärst du Biscayer allhier!"

Don Quijote verstand seine Meinung wohl und antwortete mit un-gemeiner Ruhe: „Wärst du ein Ritter, wie du es nicht bist, so hätte ich dich für deinen Aberwitz und deine Frechheit schon gezüchtigt, du dienender Sklave!"

Der Biscayer versetzte hierauf: „Ich kein Ritter? Schwör zu Gott, du so lügst, wie ein Christ! Schmeiß Lanz weg, greif Säbel und gleich sollst sehn, wie Maus frißt auf die Kaß! Biscayer zu Land, Edelmann zur See, Edelmann zum Teufel und lügst, sagst du's anders!"

„Du wirfst es plötzlich schauen, wie Agrages sagt," antwortete Don Quijote, und zugleich warf er die Lanze auf die Erde, faßte sein Schwert, legte den Schild vor, und griff den Biscayer mit dem Vorsatz an, ihm das Leben zu nehmen. Der Biscayer, der ihn so ankommen sah, wollte von dem Maultiere absteigen, weil es ein schlechtes, gedungenes war, auf das er sich nicht verlassen konnte, aber er mußte sich begnügen, seinen Degen zu ergreifen. Es fügte sich gut für ihn, daß er der Kutsche nahe war, aus der er ein Kissen nehmen konnte, das ihm zum Schilde diente, und nun gingen die beiden gegeneinander, als wären sie die tödlichsten Feinde gewesen. Die übrigen suchten Frieden zu stiften, aber vergeblich, denn der Biscayer erklärte mit seinen verkehrten Reden, wenn sie ihn seine Schlacht nicht ausfechten ließen, er seine Herrschaft und alle andern totmachen wollte, die ihn stören würden. Die Dame in der Kutsche, von dem, was sie sah, erschreckt und entsetzt, bedeutete dem Kutscher, etwas beiseite zu fahren, denn sie wollte von weitem dem hartnäckigen Kampfe zuschauen.

Zum Anbeginnen gab der Biscayer dem Don Quijote über der Schulter und über dem Schilde einen so gewaltigen Hieb, daß wenn der Schild nicht geschützt hätte, der Ritter davon bis auf den Gürtel gespalten wäre. Don Quijote, der das Gewicht dieses ungeheuerlichen Hiebes fühlte, rief mit lauter Stimme: „O Gebieterin meiner Seele, Dulcinea! Blume der Schönheit! helft Eurem Ritter, der Eurer hohen Trefflichkeit genug zu tun, sich in diesem hartnäckigen Kampf befindet!" Dies sprechen, das Schwert schwingen, sich mit dem Schilde schirmen und auf den Biscayer zustürzen, geschah alles, in demselben Augenblicke, fest entschlossen, alles auf das Glück eines einzigen Hiebes ankommen zu lassen. Der Biscayer, der ihn also auf sich zustürzen

sah, konnte in seiner Gebärde wohl seinen Mut erkennen, und war willens, es eben wie Don Quijote zu machen. Er erwartete ihn also, von seinem Kissen beschirmt, wobei er sein Maultier weder auf die eine noch die andre Seite wenden konnte, denn vor Müdigkeit und auch weil es an dergleichen Pössen nicht gewöhnt war, konnte es keinen Schritt tun.

Wer zuerst seinen Streich ausführte, war der hitzige Biscaner, der so kräftig und wütend ausholte, daß wenn sich das Schwert nicht unterwegs gewandt hätte, dieser einzige Streich hinreichend war, dem edlen Mute und allen künftigen Abenteuern unsers Helden ein Ende zu machen; aber das Glück, das ihn wichtigeren Dingen aufsparte, drehte das Schwert seines Gegners, so daß es auf die linke Schulter schlug und ihm weiter keinen Schaden zufügte, als daß es diese ganze Seite von der Rüstung entblößte, und auf dem Wege einen großen Teil des Helmes sowie die Hälfte des Ohres mit sich nahm.

Heiliger Gott! Wer wäre nun wohl der Mann, der jetzt geziemend die Wut beschreiben könnte, die das Herz unsers Manchansers erfaßte, als er sich so zugerichtet sah! Ich will nur soviel sagen, daß sie von der Art war, daß er sich von neuem in den Bügeln erhob, das Schwert mit beiden Händen kräftiger erfaßte und damit so rasend auf den Biscaner loshieb, daß, ohngeachtet jener mit dem Kissen über dem Kopfe gepanzert war, trotz diesem herrlichen Schirme der Hieb wie ein Berg herabfiel, so daß ihm Blut aus der Nase, dem Munde und den Ohren strömte und er im Begriff war, von dem Maultiere zu fallen, auch gewiß herabgestürzt wäre, wenn er nicht den Hals umfaßt hätte. Dennoch aber verloren die Füße die Steigbügel, die Arme ließen los, und das Maultier, von dem fürchterlichen Hiebe scheu gemacht, lief übers Feld und warf seinen Herrn nach wenigen Sprüngen auf den Boden.

Mit vieler Ruhe betrachtete Don Quijote dies alles, aber sowie er den Feind liegen sah, sprang er vom Pferde, ging sehr schnell zu ihm, und setzte ihm die Spitze seines Degens ins Gesicht, mit dem Befehle, sich zu ergeben, falls er ihm nicht den Kopf abhauen solle. Der Biscaner lag ohne Bewußtsein da und konnte kein Wort sprechen, und es wäre ihm übel ergangen, denn Don Quijote war blind, wenn nicht die Damen aus der Kutsche, die bis dahin mit Entsetzen dem Zweikampfe zugeesehen hatten, herbeigeeilt wären und ihn sehr artig gebeten hätten, ihnen die große Gnade und Gunst zu erzeigen und ihrem Stallmeister das Leben zu schenken.

Don Quijote erwiderte hierauf mit sehr ernster und feierlicher Stimme: „Unendlich, schöne Damen, bin ich erfreut, euer Begehrt zu erfüllen, aber die Bedingung und Bewilligung besteht darin, daß dieser Ritter mir versprechen soll, nach dem Dorfe Toboso zu gehen, und sich meinerseits vor der ohnvergleichlichen Donna Dulcinea zu präsentieren, damit sie nach ihrem Willen mit ihm schalten möge.“

Die erschrockenen und trostlosen Damen, ohne sich mit Don Quijote in Erörterungen einzulassen, oder sich weiter nach der Dulcinea zu erkundigen, versprachen, daß der Stallmeister alles vollbringen werde, was man ihm

gebiete. — „Im Vertrauen auf dieses Versprechen will ich ihm keinen weiteren Schaden zufügen, so sehr er ein solches auch um mich verdient haben mag,“ sagte hierauf edelmütig der kühne Ritter.

Schlacht mit den Pferdeknechten und das Abenteuer in der Schenke.



Don Quijote und sein Stallmeister, Sancho Pansa, hielten im Grafe Siesta und ließen den Esel Sanchos und die gute Rosinante Grünes fressen, während sie selbst den Schnappsack öffneten und friedlich miteinander verzehrten, was sie darin fanden.

Sancho hatte Rosinantes Füße nicht gebunden, denn er kannte ihn als so sanft und als solchen Feind aller Ausschweifungen, daß ihn alle Stuten von der Weide von Cordova nicht von dem Wege rechtens ablenken konnten. Das Schicksal und der Teufel, der nicht immer schläft, fügten es aber, daß ein Zug galizischer Füllen von Hanguesern durch das Tal getrieben wurde, die mit ihren Koppeln mittags gern an Orten stillliegen, wo sie Gras und Wasser finden; der Plag also, auf welchem Don Quijote ruhte, war auch den Hanguesern sehr willkommen.

Es schickte sich so, daß in Rosinante der Wunsch aufstieg, sich mit den lebenswürdigen Stuten zu ergötzen; er witterte sie also kaum, als er auch schon gegen seine sonstige Gewohnheit und Natur, ohne von seinem Herrn Erlaubnis zu bitten, sich in einen kleinen, etwas muntern Trab setzte. Den Stuten aber war, wie es schien, mehr an der Weide als an Rosinante etwas gelegen, sie empfingen ihn also mit Hufen und Zähnen, so daß sie ihm bald den Gurt zersprengten und er nackt ohne Sattel dastand. Was ihm aber freilich noch empfindlicher fallen mußte, war, daß die Treiber, da sie die Gewalt sahen, die ihren Stuten geschah, mit Knütteln herbeieilten und ihn mit Prügeln so bedeckten, daß er schlimm zugerichtet auf den Boden stürzte.

Don Quijote und Sancho, die die Abprügelung des Rosinante mit angesehen hatten, liefen eiligst herbei und Don Quijote sagte zu Sancho: „Wie ich gewahr werde, Freund Sancho, sind jene dort keine Ritter, sondern gemeine Menschen und schlechtes Volk. Dieses wird gesagt, weil du mir deshalb wohl in der gerechten Rache beistehen darfst, die ich wegen der Befährdung Rosinantes nehmen will, die er unter unjern Augen erlitten hat.“

„Was Teufel können wir für Rache nehmen?“ antwortete Sancho, „sie sind über zwanzig Mann und wir sind nur zwei, ja vielleicht gar nur anderthalb.“

„Ich bin für hundert!“ versetzte Don Quijote, zog, ohne sich in weitere Gespräche einzulassen, den Degen und griff die Hangueser an; ebenso tat Sancho Pansa, vom Beispiele seines Herrn gereizt und angefeuert. Sogleich gab Don Quijote dem einen einen starken Hieb, der in die Schulter drang und das lederne Koller zerschmitt. Da die vielen Hangueser sich so von zwei einzelnen Menschen mißhandelt sahen, liefen sie alle mit ihren Knütteln herbei, trieben die beiden in die Mitte hinein und schlugen nun mit vieler

Gewalt und Berührigkeit von allen Seiten auf sie ein. Schon mit der zweiten Begrüßung lag Sancho auf dem Boden, und ebendies begegnete dem Don Quijote, ohne daß ihn Geschicklichkeit oder Mut retten konnten, und das Schicksal fügte es, daß er zu den Füßen des Rosinante nieder sank, der sich noch nicht hatte aufheben können: woraus man erkennen kann, wie gewaltig die Wirkung von Krippenstangen in den Händen erzürnter Bauern ist. Als die Hengueser nun glaubten genug und zuviel getan zu haben, trieben sie eilig die Koppeln zusammen und ließen die beiden Abenteuerer in schlechtem Zustande und noch schlechterm Humor liegen.

Der erste, der sich besann, war Sancho Pansa, der, da er sich so nahe bei seinem Herrn fand, mit schwacher und kranker Stimme sagte: „Herr Don Quijote! Ach, Herr Don Quijote!“

„Was begehrt du, Bruder Sancho?“ erwiderte Don Quijote ebenso schwach und erschöpft wie Sancho.

„Ich beehrte, wenn's möglich wäre,“ antwortete Sancho Pansa, „daß Euer Gnaden mir nur zwei Schluck von dem Trank Sierabras reichen möchten, wenn Ihr ihn gerade bei der Hand habt, denn vielleicht ist er für zerstückelte Knochen nicht minder als für Wunden nützlich.“

„Wenn ich Unglückseliger diesen Trank besäße, was ginge uns dann ab?“ sagte Don Quijote; „aber ich schwöre dir auf die Ehre eines irrenden Ritters, Sancho Pansa, nicht zwei Tage sollen verlaufen, wenn das Glück es nicht anders fügt, und ich will ihn besitzen, oder nicht gesund vor dir stehen. Aber lassen wir dieses, Sancho, und zäume den Esel, ehe ihm ein ähnlicher Unfall, wie dem Rosinante, zustößt.“

„Das wäre gar der Teufel!“ sagte Sancho, und mit dreißig Seufzern, sechzig Jammerausrufungen, und hundertundzwanzig Flüchen und Verwünschungen über den, der ihn dort hingebracht habe, machte er Anstalt, und stand auf dem halben Wege wie ein Bogen zusammengekrümmt, ohne daß es ihm möglich war, sich gerade aufzurichten; in solcher Mühseligkeit zäumte er demnach seinen Esel auf, der sich ebenfalls bei der unmäßigen Freiheit dieses Tages ziemlich weit entfernt hatte. Darauf gingen sie zum Rosinante, der, wenn er sich nur hätte beklagen können, gewiß nicht hinter Sancho oder seinem Herrn zurückgeblieben wäre. Kurz, Sancho packte Don Quijote über den Esel, an dessen Schweif er den Rosinante band, er selbst führte den Esel am Stricke, und so trat er nach und nach den Marsch nach der Gegend an, wo er die große Straße vermutete. Das Schicksal, welches ihn aus dem Guten ins Bessere führte, brachte sie nach einer kleinen Meile auf den wirklichen Weg, auf dem sich eine Schenke zeigte, die ohne Widerspruch nach Don Quijotes Gedanken ein Kastell war. Sancho bestand darauf, es sei eine Schenke, Don Quijote aber, es sei ein Kastell; ihr Streit bestand so lange, bis sie ganz nahe gekommen waren, worauf denn Sancho ohne weitere Untersuchung mit seiner ganzen Koppel hineinzog.

Der Schenkewirt, der Don Quijote quer über dem Esel hängen sah, fragte Sancho, was dem fehle. Sancho antwortete, ihm fehle weiter gar nichts, als daß er von einem Felsen herunter einen Fall getan habe, wo-

durch ihm die Rippen ein wenig zerschlagen wären. In derselben Schenke diente eine asturianische Magd, mit breitem Munde, flachem Hinterkopf, platter Nase, einem schielenden und einem nicht ganz gesunden Auge; die Vorzüge des Körpers ergänzten nun freilich die übrigen Fehler. Ihre Höhe von den Füßen bis zum Kopfe betrug nicht ganz vier Fuß, und ihre aufgetürmten Schultern zwangen sie, mehr als sie es gemocht hätte, den Boden zu beschauen. Diese zarte Jungfrau unterstützte also wieder die Tochter, und beide besorgten dem Don Quijote ein elendes Bett in einem Schuppen, der, wie man an deutlichen Spuren sah, seit vielen Jahren dazu gebient hatte, das Stroh aufzubewahren; hier wohnte zugleich ein Eseltreiber, dessen Bett von dem unsers Don Quijote etwas entfernt war, und obgleich es nur aus den Sätteln und Decken seiner Maultiere bestand, doch das Lager des Don Quijote bei weitem übertraf, das auf zwei ungleichen Bänken gebaut war, über welche man vier ungehobelte Bretter legte. Auf diese wurde eine Matratze, nicht dicker wie eine Decke, ausgebreitet, voller Klöße, die, wenn man nicht an einigen zerrissenen Stellen gesehen hätte, daß sie Wolle waren, man dem Gefühle nach wohl für Kiesel hätte halten können. Dazu zwei Bettücher aus steifem Leder und eine Bettdecke, deren Fäden man, ohne sich um einen zu verrechnen, hätte zählen können, wenn man sich die Mühe hätte geben wollen. In dieses vermaledeite Bett mußte sich Don Quijote niederlegen, worauf ihn die Wirtin mit ihrer Tochter auf dem ganzen Körper bepflasterte, zu welchem Geschäft *Maritorne* leuchtete, denn so hieß die Asturierin. Beim Pflasterauflegen bemerkte die Wirtin, wie Don Quijote allenthalben blutrünstig war und sagte, es schienen ihr mehr Spuren von Schlägen als einem Falle zu sein. Schläge waren es nicht, sagte Sancho, sondern der Felsen hatte viele Spitzen und Ecken, wovon jeder einen blauen Flecken zurückgelassen hat; er fuhr fort: „Seid doch von der Güte, liebe Frau, und sorgt, daß noch einige Lappen übrig bleiben mögen, denn sie werden nicht unnütz sein, weil mir der Buckel auch ziemlich wehthut.“

„Ihr müßt also“, antwortete die Wirtin, „wohl auch einen Fall getan haben?“

„Das nicht,“ sagte Sancho Pansa, „sondern von dem Schrecken, als ich meinen Herrn herunterfallen sah, tut mir der ganze Körper so weh, als wenn ich tausend Prügel bekommen hätte.“

„Das ist wohl möglich,“ sagte die Tochter, „denn mir träumt oft, als wenn ich von einem Turme herunterfiel und gar nicht auf die Erde kommen könnte, und wenn ich dann aus meinem Traume erwache, bin ich so müde und zerschlagen, als wär' ich wirklich heruntergefallen.“

„Da liegt der Hund begraben,“ antwortete Sancho, „daß ich, ohne irgend zu träumen, sondern wacher als ich jetzt bin, ebenso braun und blau wurde, als mein Herr Don Quijote.“

„Wie heißt der Ritter?“ fragte die asturische Maritorne.

„Don Quijote von la Mancha,“ antwortete Sancho Pansa, „er ist ein abenteuernder Ritter, und der beste und kräftigste, den man wohl seit lange hier herum in der Welt gesehen hat.“

„Wie heißt der Ritter?“ fragte nochmals die Stallmagd Maritorne.
 „Seid Ihr denn so neu in der Welt, daß Ihr das nicht wißt?“ versetzte Sancho Panza. „So wißt denn, mein Kind, daß ein abenteuernder Ritter ein Mann ist, der in zwei Augenblicken geprügelt wird und als Kaiser regiert. Heute ist er die unglücklichste und jämmerlichste Kreatur auf Erden, und morgen hat er zwei oder drei Kronen von Königreichen zu verschenken, die er seinem Stallmeister geben kann.“

Die asturische Maritorne verband Sancho, der dieser Aufmerksamkeit ebenso sehr bedurfte, als sein Herr.

Der Eseltreiber war mit dieser einig geworden, daß sie sich in der Nacht treffen wollten, um sich zu unterhalten, und sie hatte ihm ihr Wort gegeben, daß, sowie die Gäste zur Ruhe gebracht und ihre Herrschaft eingeschlafen wäre, sie ihn auffuchen wollte.

Das harte, schlechte, elende und nichtswürdige Bett des Don Quijote stand voran in der Mitte jenes vermaledeiten Schuppens, dicht daneben machte sich Sancho sein Lager, welches nichts als eine schilfene Matte war und eine Decke, die eher das Ansehen von gekämpeltem Hanf, als von Wolle hatte. Hierauf folgte das Bett des Eseltreibers, der aber jetzt auf Maritorne wartete.

Schon war Sancho bepfastert und im Bette, aber der Schmerz seiner Seiten erlaubte ihm noch nicht, einzuschlafen, und Don Quijote hielt vor Schmerz die Augen weit offen, wie ein Hase. In der ganzen Schenke herrschte Stille, es brannte auch kein ander Licht weiter als eine Lampe, die in der Mitte des Eingangs aufgehängt war. Diese wundersame Stille sowie die Bilder, die unser Ritter beständig aus seinen Büchern, den Urhebern seines Unglücks, in den Gedanken hatte, bildeten in seinem Kopfe eine der seltsamen Narrheiten, auf die nur irgend eine Einbildung verfallen kann. Er bildete sich nämlich ein, in ein sehr berühmtes Kastell geraten zu sein (denn wie schon gesagt, Kastelle mußten ihm alle Schenken sein, in denen er herbergte), und daß die Tochter des Schenkwirts eine Tochter des Herrn vom Kastelle sei, die sich in sein überaus edles Betragen verliebt und ihm versprochen habe, sich ohne Wissen ihrer Eltern heimlich in der Nacht zu ihm zu schleichen und eine Zeitlang mit ihm süße Liebesworte zu tauschen. Indem er noch über diesen tollern Gedanken brütete, kam die Zeit und Stunde (für ihn eine Unglücksstunde), die die Asturierin festgesetzt hatte. Sie schlich also nach dem Orte, und suchte ihren Eseltreiber. Sie war kaum zur Tür herein, als sie auch Don Quijote bemerkte, der sich im Bette, trotz seinen Pflastern und den Schmerzen seiner Rippen aufrichtete und die Arme ausstreckte, um seine schöne asturische Jungfrau zu begrüßen, die leise und schüchtern mit den Händen tappte. Sie traf auf die Arme des Don Quijote, der sie heftig bei der Hand ergriff und sie zu sich zog. Um die Hände trug sie Glaskorallen, die ihm den Glanz köstlicher orientalischer Perlen verbreiteten; die Haare, die sich den Pferdemaähnen näherten, waren ihm leuchtende Säden des arabischen Goldes, deren Funken selbst die Sonne verdunkelte, ihr Atem, der nach verdorbenem abgestandenem Salate roch,



Don Quijote und die Stallmagd Maritorne.

Nach der Zeichnung von Adolph Schrödter.

war ihm ein Strom von süßem, gewürzhaftem Wohlgeruch; kurz, seine Einbildung malte sie mit allen jenen Farben aus, wie er in seinen Büchern die Schilderungen von andern Prinzessinnen gefunden hatte, die kommen, um nach dem schwerverwundeten Ritter ihrer Liebe zu sehen, mit allem übrigen Schmuck, der dort aufgewandt wird. Der arme Mann war auch so verblendet, daß weder die Berührung, noch der Atem, noch andre Dinge, die die edle Jungfrau an sich hatte, und die jedem andern als einem Eseltreiber Uebelkeit erregt hätten, enttäuschen konnten, sondern ihm schien vielmehr, daß er die Göttin der Schönheit vor sich habe.

Maritorne war voller Verdruß und Angst, sich von Don Quijote festgehalten zu sehen, und ohne ihn zu verstehen, oder nur auf seine Reden acht zu geben, bemühte sie sich stillschweigend, sich von ihm los zu machen. Der edle Eseltreiber, den seine bösen Vorsätze munter hielten, hatte Maritorne bemerkt, sowie sie zur Thür hereingetreten war. Er hatte auch allem, was Don Quijote sagte, aufmerksam zugehört; böse darüber, ging er dem Bette des Don Quijote näher, um zu sehen, auf was diese Reden, die ihm unverständlich waren, hinaus wollten. Da er aber sah, daß die Magd bemüht war, sich loszumachen, und daß Don Quijote arbeitete, sie festzuhalten, nahm er diesen Spaß sehr übel, reckte den Arm in die Höhe und ließ einen so schrecklichen Faustschlag auf das magre Gesicht des verliebten Ritters niederfallen, daß er ihm den Mund mit Blut überschwemmte, und damit noch nicht zufrieden, stieg er auf ihn hinauf und trat ihn von einem Ende zum andern in schneller Bewegung mit Füßen. Das Bett, welches schwach war und auf keinem festen Grunde ruhte, konnte die hinzugefügte Last des Eseltreibers nicht aushalten, sondern stürzte in sich zusammen, auf welches laute Poltern der Schenkwirt erwachte und sogleich glaubte, daß Maritorne Händel verursacht habe, weil sie ihm auf sein lautes Rufen keine Antwort gegeben. In diesem Argwohne stand er auf, zündete ein Licht an und begab sich nach dem Orte, wo er das Geräusch vernommen hatte. Als die Magd ihren Herrn kommen sah, und merkte, daß er in Wut sei, kroch sie zitternd und bebend ins Bett zu Sancho Pansa, der schon schlief, wo sie sich zusammenkrümmte und in einen Knäuel drückte.

Der Wirt trat herein und sagte: „Wo bist du, Maritorne, denn ich weiß, daß das deine Streiche sind.“ Indem ward Sancho munter, und da er die Last auf sich fühlte, meinte er, daß ihn der Alp drücke, und schlug rechts und links mit den Fäusten aus, wobei er Maritornen nicht selten traf. Als diese den Schmerz fühlte, ließ sie die Schamhaftigkeit fahren und gab dem Sancho die Faustschläge so kräftig zurück, daß er zu seinem Verdruß völlig aus seinem Schlafe wach wurde. Wie er nun diese Begegnung merkte, ohne zu wissen, von wem sie ihm komme, wehrte er sich nach aller Macht, umfaßte sich mit Maritornen, und die beiden begannen nun die wütendste und lächerlichste Schlägerei von der Welt. Beim Schein vom Lichte des Wirtes sah nun der Eseltreiber die Verfassung seiner Dame, er ließ Don Quijote und eilte dahin, wo seine Hilfe vonnöten war. Dasselbe tat der Wirt, aber in andrer Absicht, um nämlich die Magd zu züchtigen, weil er glaubte, daß sie allein den ganzen Lärm verursacht habe. Wie man nun im Sprichwort sagt, die Kaze an der Kaze, die Kaze am Strick, der Strick am Sche, so schlug der Eseltreiber auf Sancho los, Sancho auf die Magd, die Magd auf ihn, auf die Magd der Wirt, und alle arbeiteten mit solcher Hast durcheinander, daß sie sich auch nicht einen Augenblick zu Atem kommen ließen. Das Beste war, daß das Licht des Wirtes ausging; in der Finsternis schlugen sie so unbarmherzig aufeinander ein, daß, wo ein Arm hinfiel, keine gesunde Stelle blieb.

Es traf sich, daß in dieser Nacht in der Schenke ein Häfcher wohnte.

einer von der sogenannten heiligen alten Bruderschaft von Toledo; als dieser ebenfalls das ungeheure Lärmen der Schlacht vernahm, rüstete er sich mit seinem kleinen Stabe und der blechernen Amtsbüchse, trat im Dunkeln in das Gemach und sagte: „Friede im Namen der Obrigkeit! Friede im Namen der heiligen Bruderschaft!“ Der erste, auf den er traf, war der gemaulschellte Don Quijote, der in seinem zerbrochenen Bette mit aufgehobenem Munde und ohne Bewußtsein lag; er fühlte mit der Hand seinen Bart und rief: „Respekt vor der Obrigkeit!“ Da er aber sah, daß der, den er festhielt, nicht Atem holte oder sich rührte, hielt er ihn für tot und die übrigen Anwesenden für seine Mörder. In dieser Meinung schrie er mit lauter Stimme: „Verschließt die Thür der Schenke, daß keiner entwischt, denn hier ist ein Mensch umgebracht!“

Dieser Ausruf erschreckte alle, und jeder ließ den Kampf in eben dem Augenblicke fahren, als er den Ausruf vernahm. Der Wirt zog sich nach seiner Stube, der Eseltreiber nach seinen Sätteln, die Magd nach ihrem Verschlage zurück; nur die beiden Unglücklichen, Don Quijote und Sancho, konnten sich nicht von der Stelle rühren, wo sie lagen. Der Häschler ließ hierauf den Bart des Don Quijote los, um Licht zu suchen und die Verbrecher zu fangen, aber er fand keins, denn der Wirt hatte die Lampe mit dem Vorsatz ausgelöscht, als er in sein Zimmer zurückging; er war also genötigt, nach dem Feuerherde zu gehen, wo er nach vieler Arbeit und langer Zeit ein anderes Licht anzündete.

Um diese Zeit hatte sich Don Quijote von seiner Betäubung erholt, und mit demselben Ton der Stimme, mit welchem er am vorigen Tage seinen Stallmeister angerufen hatte, als er im Tale der Krippenstangen zu Boden gestreckt war, fing er auch jetzt wieder an: „Freund Sancho, schläfst du? Schläfst du, Freund Sancho?“

„Wie zum Henker soll ich denn schlafen?“ antwortete Sancho voller Verdruß und Aergernis, „es ist ja nicht anders, als wenn in dieser Nacht sich alle Teufel über mich hergemacht hätten.“

„Du kannst gewißlich versichert sein,“ antwortete Don Quijote, „daß ich entweder ohne alle Kenntnisse bin, oder daß dieses Kastell hier ein verzaubertes ist, denn du mußt erfahren — — — Aber schwöre, daß du das, was ich dir jetzt sagen werde, als ein Geheimnis bis nach meinem Tode aufbewahren willst.“

„Ich schwöre,“ antwortete Sancho.

„Ich sage dieses nur,“ fuhr Don Quijote fort, „weil es mir verhaßt ist, die Ehre von irgend jemand zu kränken.“

„Nun, ich sage ja, daß ich schwöre,“ entgegnete Sancho, „ich will's ja verschweigen, bis Euer Gnaden tot ist, und wollte Gott, ich dürfte es morgen schon entdecken.“

„Tu' ich dir denn soviel Böses, Sancho, daß dein Wunsch meinem Leben eine so nahe Grenze steckt?“

„Das ist nicht deswegen,“ versetzte Sancho, „sondern es ist mir nur

verhaßt, die Sachen lange aufzuheben, und da möcht' ich nicht, daß sie vor dem Aufheben verfaulen möchten."

„Es sei also, weshalb es immer sei," sagte Don Quijote, „denn ich vertraue mehr deiner Liebe und Höflichkeit; du mußt also wissen, daß mir in dieser Nacht eins der seltsamsten Abenteuer aufgestoßen ist, das ich wohl zu schätzen verstehe, und um es dir mit wenigem zu sagen, so erfahre, daß unlängst die Tochter des Herrn dieses Kastells zu mir kam, die zarteste und schönste Jungfrau, die in einem großen Teile der Erde zu finden ist. Was soll ich dir von den Reizen ihrer Person sagen? Was von ihrem vorzüglichen Verstande? Was von andern verborgenen Dingen, die ich lieber unberührt und im Stillschweigen vergraben lasse, um die Treue nicht zu brechen, die ich meiner Gebieterin, Dulcinea von Toboso, gelobt habe? Nur das will ich hinzufügen, daß der Himmel, neidisch über das edle Gut, welches das Glück mir in die Arme geführt hatte, oder vielleicht — und vielmehr ist dieses Gewißheit — weil, wie schon gesagt, dieses Kastell verzaubert ist, es geschah, daß eben, da ich in den süßesten und liebevollsten Gesprächen begriffen war, ohne daß ich sehen oder wissen konnte, woher sie komme, eine Hand kam, die dem Arme eines ungeheuren Riesen angehörte, und mir einen solchen Schlag auf die Backen gab, daß das Blut herausstürzte, worauf ich überdies noch so zererschlagen wurde, daß ich mich weit schlimmer als gestern befinde, als die Treiber der Unenthaltbarkeit des Rosinante halber uns die Ungebühr zufügten, deren du dich erinnern wirst. Woraus ich den Schluß ziehe, daß der Schönheitschah dieser Jungfrau von irgend einem verzauberten Mohren bewacht und mir nicht zugebracht ist."

„Und mir auch nicht," antwortete Sancho, „denn über vierhundert Mohren haben mich dermaßen zusammengeprügelt, daß das mit den Krippenstangen nur Konfekt und Marzipan dagegen ist. Aber sagt mir nur, wie Ihr das für ein schönes und herrliches Abenteuer halten könnt, da wir doch das genossen haben, was man uns gereicht hat? Euer Gnaden freilich nicht so schlimm, denn Ihr habt doch, wie Ihr sagt, die unvergleichliche Schönheit in den Armen gehabt; aber ich? nichts als die kräftigsten Püffe, die ich noch Zeit meines Lebens gefühlt habe. Ich Unglückseliger! Ich bin zum Unglück auf die Welt gekommen! Ich bin kein irrender Ritter und denke es auch niemals zu sein, und doch muß ich von allen Balgereien das beste abkriegen!"

„Also bist du ebenfalls geprügelt?" fragte Don Quijote.

„Habe ich es denn, zum Teufel, nicht schon gesagt?" rief Sancho.

„Gib dich zur Ruhe, mein Freund", antwortete Don Quijote, denn ich will alsbald den köstlichsten Balsam verfertigen, der uns in einem Umsehen ganz gesund machen soll."

Indem hatte der Häfcher sein Licht wieder angezündet und kam nun herein, um nach dem vermeintlichen Toten zu sehen; wie ihn nun Sancho hereintreten sah, im Hemde, mit einem Tuch um den Kopf, die Lampe in der Hand und einem ziemlich widerwärtigen Angesichte, fragte er seinen Herrn: „Gnädiger Herr, sollte das wohl der verzauberte Mohr sein, der

von neuem zu prügeln anfangen will, weil er noch im Sasse was behalten hat?"

Der Häſcher kam näher, und da er die beiden in einem ſo ruhigen Geſpräche antraf, ſtand er voll Erſtaunen ſtill. Don Quijote lag aber immer noch mit aufgerecktem Geſichte da, weil er ſich, ſo zerſchlagen er war, nicht regen oder bewegen konnte. Der Häſcher ging alſo zu ihm und ſagte: „Nun, wie ſteht's, mein guter Kerl?"

„Ich würde mich anſtändiger ausdrücken,“ erwiderte Don Quijote, „wenn ich an Eurer Stelle wäre. Spricht man hierzulande ſo mit irrenden Rittern, Ihr Lummel?“

Der Häſcher, der ſich von einem ſo ſchlecht ausſehenden Menſchen ſo ſchlecht behandeln ſah, verlor die Geduld und warf die Lampe mit allem Oel an Don Quijotes Kopf, worauf er ihn mit zerſchlagenem Kopfe liegen ließ und in der Finſternis gleich wieder hinausging. Sancho Panſa ſagte: „Ganz gewiß, gnädiger Herr, iſt dieſes der verzauberte Moſch, der für andre den Schatz aufheben muß, für uns aber nur Sautſchläge und Lampenſchmiſſe aufhebt.“

„So iſt es,“ antwortete Don Quijote, „und es iſt nichts weiter gegen dergleichen Zauberdinge zu tun, wie es denn auch unnütz iſt, ſich darüber zu ärgern und zu erzürnen, denn ſie ſind nur unſichtbare Phantome, ſo daß wir an ihnen durchaus keine Rache nehmen können, wenn wir ſie auch ſchaffen wollten; beſſer iſt es, Sancho, du ſteht auf, wenn du es vermagſt, gehſt zum Kommandanten dieſer Feſtung und verſchaffſt dir etwas Oel, Wein, Salz und Roſmarin, um den heilſamen Balsam zu verfertigen. Denn ich glaube, er würde mir jezt gut tun, da vieles Blut aus der Wunde fließt, die mir das Geſpenſt geſchlagen hat.“

Mit vielen Schmerzen ſeiner Gebeine erhob ſich Sancho und ging im Finſtern hinaus. Der Wirt gab ihm ſogleich das Verlangte, und Sancho ging zu Don Quijote zurück, der den Kopf auf die Hände ſtüzte und ſich über den Lampenſchlag ſehr beklagte, der ihm aber kein anderes Uebel als zwei tüchtige Beulen zugefügt hatte; denn was er für Blut hielt, war nur Schweiß, den er wegen des überſtändigen Ungewitters vergoß. Er nahm nun ſogleich die Simpla, aus denen er ein Kompoſitum machte, indem er ſie zuſammentat und eine gute Zeit kochen ließ, bis ſie nach ſeiner Meinung die gehörige Tüchtigkeit erreicht hatten. Er forderte alſobald eine Flaſche, um den Trank hineinzugießen, da aber in der Schenke keine zu haben war, ſo entſchloß er ſich, ihn in ein Oelbehältnis aus Blech zu tun, mit welchem ihm der Wirt freiwillig ein Geſchenk machte. Hierauf betete er über dem Geſäß wohl achtzig Paternoster, eben ſo viele Avemarias, Salves und Credos, und bei jedem Worte machte er ein Kreuz, wie um einzufegnen; bei dieſem ganzen Vorgang waren Sancho, der Wirt und der Häſcher gegenwärtig, denn der Eſeltreiber war ſtilkſchweigend fortgegangen, um ſeine Tiere zu warten und zu verſorgen.

Nachdem Don Quijote alles vollbracht hatte, wollte er gleich die Trefflichkeit ſeines erfundenen köſtlichen Balsams probieren, er trank alſo das

Uebriggebliebene aus, das er nicht in die Oeslajche hatte füllen können, und es war wohl ein Viertel Quart in dem Kochtopfe zurückgeblieben. Er hatte es aber kaum getrunken, als ihn ein so heftiges Erbrechen befiel, daß er nichts im Magen behielt, und durch diese Anstrengung und Aengstigung geriet er in einen starken Schweiß, worauf er befohl, daß man ihn zudecken und allein lassen solle. Sie taten es, und er schlief über drei Stunden, worauf er erwachte und sich so stark fühlte und seine Schmerzen so gelindert, daß er sich für ganz gesund hielt und wirklich glaubte, er besitze nun den Balsam des Fierabras, mit welchem er nun künftig ohne Furcht alle Kämpfe, Schlachten und Händel, seien sie auch noch so gefährlich, bestehen könne.

Sancho Panza, der die Besserung seines Herrn auch für ein Wunder hielt, bat ihn um das, was noch im Topfe zurückgeblieben sei, was nicht wenig war; Don Quijote bewilligte ihm dieses, und er ergriff mit vollem Zutrauen und der größten Begierde den Topf mit beiden Händen und trank wohl ebensoviel als sein Herr hinunter. Der Magen des armen Sancho mußte aber von schwächerer Reizbarkeit sein, denn vor dem Erbrechen hatte er solche Beängstigungen, wobei er schwitzte und sich quälte, daß er fest überzeugt war, daß dies seine letzte Stunde sei; und da er sich so gequält und zermartert fühlte, versuchte er den Balsam, wie denjenigen, der ihn ihm gegeben hatte. Da Don Quijote ihn in diesem Zustande sah, sagte er: „Ich glaube, Sancho, daß dein ganzes Unheil daher rührt, daß du nicht zum Ritter geschlagen bist, denn ich bin der Meinung, daß niemand, der nicht Ritter ist, sich dieses Getränkes bedienen dürfe.“

„Wenn Ihr das wußtet,“ warfetzte Sancho, „warum in Satans Namen habt Ihr es mich denn kosten lassen?“ Indem fing der Balsam an zu wirken und der arme Stallmeister entledigte sich seiner Bürde aus beiden Oeffnungen mit solcher Eile, daß weder die Binsenmatte, auf der er lag, noch das Tuch, mit dem er zugedeckt war, jemals wieder gebraucht werden konnten. Er schwitzte und arbeitete unter solchen Beklemmungen und Martern, daß nicht bloß er, sondern alle Uebrigen glaubten, sein Leben ginge zu Ende. Dieses Ungewitter und Abmartern dauerte ungefähr zwei Stunden, worauf er sich nicht so wie sein Herr befand, sondern so zerschlagen und vernichtet, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte. Don Quijote aber, der sich, wie gesagt, gesund und kräftig fühlte, wünschte gleich abzureisen, um Abenteuer aufzusuchen, denn jeder Augenblick, den er zögerte, schien ihm ein Verlust für die Welt und die Unglücklichen, die seiner Hilfe und seines Beistandes bedürften, vorzüglich da er nun auf seinen Balsam vertrauend um so sicherer zum Werke schreiten könne; von seinem Vorhaben angetrieben, sattelte er also selbst den Rosinante und zäumte das Tier seines Stallmeisters auf, den er hierauf ebenfalls anziehen half und ihn dann auf den Esel setzte. Als bald stieg er selbst zu Pferde und ergriff einen Bauernspieß, der in einem Winkel des Hofes stand und ihm zur Lanze dienen sollte. Ueber zwanzig Menschen, die in der Schenke waren, standen umher und sahen ihm zu; unter diesen befand sich auch die Tochter des Wirtes, von der auch er wieder kein Auge verwandte, und von Zeit zu Zeit einen

Seufzer, schwer, wie aus dem Innersten seiner Eingeweide heraufholte, wovon alle meinten, es geschähe deshalb, weil ihm die Rippen sehr wehthäten.

Als sie nun beide beritten waren, rief er am Thor der Schenke den Wirt herbei, und sagte mit feierlicher und ernster Stimme: „Diel und groß sind die Gefälligkeiten, Herr Kommandant, die ich in Eurem Kastelle erfahren, und es ist meine Pflicht, Euch durch mein ganzes Leben dafür dankbar zu sein. Kann ich sie Euch vergelten, indem ich an irgend einem Frechen Rache nehme, der Euch Ungebühr erzeigte, so wißt, daß es mein Gewerbe mit sich führt, den Schwachen beizustehen, die zu rächen, die Unrecht erleiden, und den Uebermut zu züchtigen. Sammelt Euer Gedächtnis, und wenn Ihr ein Ding der Art findet, welches Ihr mir auftragen mögt, so verspreche ich bei dem Orden der Ritterschaft, den ich empfangen habe, Euch genug zu tun und Euch nach allen Euren Forderungen zu bezahlen.“

Mit eben der Feierlichkeit antwortete der Wirt: „Herr Ritter, es ist mir gar nicht vonnöten, daß Ihr mich wegen irgend einer Ungebühr rächt, denn ich nehme meine Rache immer selbst, wenn es die Gelegenheit fügt; was ich bedarf, ist nur, daß Euer Gnaden die Zehrung dieser Nacht bezahlt, das Heu und den Hafer für die beiden Bestien sowie das Abendessen und die Betten.“

„So ist dieses wohl gar eine Schenke?“ fragte Don Quijote.

„Und eine sehr vorzügliche,“ antwortete der Wirt.

„So habe ich mich also bisher getäuscht,“ erwiderte Don Quijote, „denn wahrlich, ich dachte, es sei ein Kastell, und kein unansehnliches. Da es aber kein Kastell, sondern eine Schenke ist, so kann hier nichts weiteres geschehen, als daß Ihr die Bezahlung mir erlassen mögt, denn ich kann unmöglich dem Orden der irrenden Ritter zuwiderhandeln, von denen ich gewiß weiß (denn bisher habe ich noch nirgend das Gegentheil gelesen), daß sie niemals ihre Herberge oder andre Dinge in den Schenken bezahlen, in welchen sie sich aufhielten, denn als Recht und Privilegium kommt ihnen allenthalb jegliche gute Aufnahme zu, zum Lohn der unsäglichen Mühseligkeiten, denen sie sich unterziehen, indem sie Nacht und Tag Abenteuer suchen, in Winter und Sommer, zu Fuß und zu Pferde, Hunger und Durst, Hitze und Kälte erleiden und allen Unfreundlichkeiten des Himmels und jeder Widerwärtigkeit der Erde unterworfen sind.“

„Alles das kümmert mich nicht,“ versetzte der Wirt, „bezahlt, was Ihr schuldig seid, und geht mir mit dem Ritterkram, denn der taugt in meinen Kram gar nichts, sondern ich will das meinige haben.“

„Ihr seid ein aberwitziger, elender Schenkwirt!“ antwortete Don Quijote, und gab dem Rosinante die Sporen, schwang den Speiß und ritt zur Schenke hinaus, ohne daß ihn einer zurückhielt. Der Wirt, der ihn, ohne bezahlt zu haben, wegreiten sah, wandte sich an Sancho Pansa, um sein Geld zu bekommen, der aber gab die Antwort, daß, da sein Herr nicht habe bezahlen wollen, er solches auch nicht zu tun begehre, er sei der Stallmeister eines irrenden Ritters, er müsse also mit seinem Herrn derselben

Vorschrift und Gesetzgebung gehorchen, in den Herbergen und Schenken durchaus nichts zu bezahlen. Der Wirt wurde böse und drohte ihm, daß, falls er nicht bezahle, er ihn so mahnen wolle, daß er es fühlen würde. Worauf Sancho erwiderte, daß kraft der Ritterschaft, der sein Herr zugetan sei, er nicht einen Heller bezahlen würde, wenn es ihn auch das Leben kosten sollte, denn durch seine Schuld sollte nicht dieser alte und löbliche Gebrauch der irrenden Ritter verloren gehen, und die Stallmeister solcher Herren sollten in zukünftigen Zeiten ihm nicht den Vorwurf machen können, daß er ein so treffliches Privilegium gebrochen habe.

Das böse Schicksal des unglücklichen Sancho fügte es so, daß sich unter den Leuten, welche in der Schenke waren, vier Tuchscherer von Segovia, drei Heschelkrämer vom Markte von Cordova und zwei Weißkäufer der Messen von Sevilla befanden, lustiges, aufgewecktes, und ebenso boshaftes und schadenfrohes Volk, die wie von einem Geiste zugleich angetrieben, Sancho nahmen und ihn vom Esel hoben, worauf einer das Bettuch des Wirtes herausholte. Sie legten ihn darauf, als sie aber bemerkten, daß die Decke zu dem Werke, das sie vornehmen wollten, zu niedrig sei, entschlossen sie sich, in den Hof zu gehen, der nur vom Himmel beschränkt wurde. Hier legten sie Sancho mitten auf das Tuch, warfen ihn in die Höhe und fingen ihn wieder auf, und spielten so mit ihm, wie mit einem Hunde im Karneval. Der arme Geprellte erhob ein so lautes Geschrei, daß es in die Ohren seines Herrn drang, der sogleich stillhielt, um aufmerksam hinzuhorchen, weil er dachte, es möchte ihm ein neues Abenteuer bevorstehen. Als er bemerkte, daß derjenige, der so jammerte, sein Stallmeister sei, lenkte er um und ritt in einem steifen Galopp zur Schenke zurück, die er verschlossen fand; er umkreiste sie also, um irgend einen Eingang zu finden. Sowie er an die Mauern des Hofes kam (die nicht sonderlich hoch waren), sah er das üble Spiel, das mit seinem Stallmeister vorgenommen wurde. Er sah ihn durch die Luft mit solcher Anmut und Behendigkeit niederfallen und wieder aufsteigen, daß er nach meiner Meinung darüber gelacht hätte, wenn sein Zorn nicht zu mächtig geworden wäre. Er machte den Versuch, vom Pferde auf die Mauer zu steigen, aber er war so zerfchlagen und zerstoßen, daß er nicht einmal aus dem Sattel kommen konnte, worauf er vom Pferde herunter denen, die Sancho prellten, so schreckliche Schmähungen und Verwünschungen zurief, daß sie sich unmöglich niederschreiben lassen. Sie aber ließen sich im Lachen und ihrer Beschäftigung nicht stören, auch ließ der fliegende Sancho seine Klagen nicht, die er bald mit Drohungen, bald mit Bitten vermischte; alles aber war ohne Erfolg und Nutzen, bis sie aus bloßer Ermüdung die Sache ließen. Sie führten ihm seinen Esel herbei, setzten ihn darauf, bekleideten ihn mit seinem Mantel, und da ihn die mitleidige Maritorne so ermattet sah, schien es ihr dienlich, ihm mit einem Becher Wasser zu Hilfe zu kommen, das sie auch selbst aus dem Brunnen schöpfte, damit es um so frischer sei. Sancho nahm den Becher und setzte ihn zum Munde, hielt aber bei dem Zurufen seines Herrn inne, welcher schrie: „Sohn Sancho, trink kein Wasser, mein Sohn, trink's nicht, es bringt dich um! Schäume hier den köstlichen Balsam

(wobei er ihm die blecherne Flasche zeigte), mit zwei Tropfen, die du davon nimmst, bist du gesund und frisch!"

Bei diesen Worten sah ihn Sancho über die Schultern an und sagte unter andern härtern Redensarten: „Ihr habt wohl schon wieder vergessen, daß ich kein Ritter bin, oder Ihr wollt wohl, daß ich die Eingeweide auch vollends herausspeien soll, die mir etwa noch übrig geblieben sind? Behaltet Euren Trank in Teufels Namen und laßt mich!“ — Und indem er diese Worte noch sprach, fing er auch schon an zu trinken. Da er aber beim ersten Schluck spürte, daß es Wasser sei, hatte er keine Lust, fortzufahren, sondern er bat Maritorne, ihm Wein zu geben, die es auch mit gutem Willen tat, und ihn sogar von ihrem Gelde bezahlte; denn man kann mit Recht von ihr sagen, daß sie, obwohl sie nicht die beste war, doch immer noch einige Spuren und Schatten vom Christentum behalten hatte.

Nachdem Sancho getrunken hatte, trat er seinem Esel in die Seite, und sowie das Tor der Schenke aufgemacht wurde, rannte er hindurch, sehr zufrieden, daß er doch nichts bezahlt und seinen Willen durchgesetzt hatte, wenn es auch auf Kosten seines gewöhnlichen Bürgen, nämlich seines Rückens, geschehen war. Der Wirt behielt freilich als Bezahlung seiner Schuld den Schnappsack zurück, aber Sancho hatte es in dem Tumulte nicht bemerkt. Der Wirt wollte, als er hinaus war, das Tor verriegeln, aber die Prellenden gaben es nicht zu, denn diese waren Leute, die den Don Quijote, wenn er auch wirklich ein irrender Ritter von der Tafelrunde gewesen wäre, doch nicht für zwei Dreier achteten.

*

Dies sind die Ereignisse, die sich im ersten Drittel des Romans vollziehen, der nun eine lange Kette von lächerlichen Abenteuern des närrischen Helden bringt. Don Quijote liefert einer Hammelherde, die er für eine feindliche Kriegsmacht hält, eine furchtbare Schlacht, in deren Verlauf ihm von den Hirten ein paar Zähne ausgeschlagen werden; er überfällt einen ruhig seine Straße reitenden Barbier, in welchem er einen fahrenden Ritter vermutet und raubt ihm das messingene Barbierbeden, das er für Mambres goldenen Helm hält. Hierauf befreit er einen Trupp von Galeerensträflingen, die ihn nach ihrer Befreiung halb tottrügeln, läßt sich später im Gebirge nieder, wo er sich in Liebe und Sehnsucht zur angebeteten Dulcinea von Toboso verzehrt und wie ein Einsiedler, nackt und hungernd, Buße tut, um die Liebe des Hirngespinntes zu verdienen. Dann wird er wieder genarrt und liefert in der Schenke, die er schon einmal für ein Kastell gehalten, und in die er wieder eingekerkert ist, eine Schlacht gegen Weinschlände, die er für Riesen hält, und deren Nebenblut in Strömen herumsießt. Die Magd Maritorne macht mit Don Quijote einen verben Eherez, und nach einem wüsten Auftritt mit einigen Häschern, die Don Quijote wegen des Stehlens des Barbierbedens verhassten wollen, wird der Ritter von der tranrigen Gestalt vom Pfarrrer und vom Barbier in einen hölzernen Käfig gesteckt und in seine Heimat gebracht. Der Held magert ab, grämt sich, phantasiert, bald aber steigt er mit seinem Sancho, der noch immer nach der versprochenen Insel begehrt, zu Ross, und erlebt allerlei Abenteuer. Sancho joppt ihn, indem er ihm eine häßliche Straßendirne



Don Quijote bekämpft die Hammelheerde.

Nach der Zeichnung von Adolph Schröder.

als die erfahnte Dulcinea von Toboso vorführt, dann fordert er einen mächtigen Löwen zum Kampfe heraus, will die Geheimnisse der berühmten Höhle des Montesina erforschen, zerschlägt einem Puppenspieler alle seine Puppen, weil diese gar zu arge Bösewichter darstellen, besteigt einen Fischerskahn, den er für eine verzauberte Barke hält. Einige Vornehme machen mit Don Quijote und seinem Sancho Panza einen großen Akt: Sancho wird Herr einer Insel, die er unter großen Entbehrungen regiert, bis seine glorreiche Statthaltertschaft eines Tages ein Ende mit Schreden nimmt. Don Quijote erlebt inzwischen allerlei Narrendinge, wird zum Besten gehalten und schließlich in Barcelona von einem fremden Ritter im Zweikampf besiegt. Er muß das Versprechen geben, in seine Heimat zurückzukehren und das Kriegshandwerk zu lassen. Der fremde Ritter aber ist niemand als ein Student aus der Heimatstadt Don Quijotes, der sich vorgenommen hatte, den närrischen Ritter von seinem Wahn zu heilen und in die Heimat zurückzubringen. Don Quijote kehrt heim, will aber hier wieder ein närrisches Schäfersdasein führen. Schließlich erkrankt er und verliert kurz vor seinem Tode seine Nartheit. Er sieht ein, welche Torheiten er begangen, beschenkt Sancho Panza, den er doch betört und zu all dem Unsinn verführt hatte, beichtet, verwünscht die Ritterbücher, die in ihm den Wahn erzeugt hatten, und stirbt.



Die Italiener

Madonna Isabella und ihre zwei Liebhaber.

Von Giovanni Boccaccio.

(1313—1375.)

Boccaccio, der Schöpfer der Novelle, und neben Petrarca der Mitbegründer der italienischen Renaissance, verbannt die Unvergänglichkeit seines Ruhmes seinem Hauptwerk, dem „*Decamerone*“, der ersten kunstvoll angelegten Novellenammlung. Der *Decamerone* enthält hundert lustige und ernste Geschichten, die nach dem Vorbild der orientalischen Märchen durch eine „*Rahmenerzählung*“ verbunden sind. In dieser wird dargestellt, daß während der Pest in Florenz (1348) eine Gesellschaft von Damen und Herren sich vor der Seuche in eine ländliche Villa geflüchtet hatte und sich dann dort u. a. mit Erzählen interessanter Geschichten die bange Zeit verkürzte. Die nachstehend wiedergegebene humoristische Erzählung: „*Madonna Isabella und ihre zwei Liebhaber*“, die am besten Boccaccios Kunst der schwankhaften Verwicklung zeigt, bildet die sechste Novelle des siebenten Tages.



Es gibt viele, die törichterweise behaupten, die Liebe benehme den Verstand, und wer liebe, den mache sie unbefonnen. Eine törichte Meinung scheint mir das zu sein, was ich auch zu beweisen gedenke.

In unserer Stadt, die an allen Gütern überreich ist, lebte eine junge, schöne und recht artige Frau, die Gattin eines sehr tapferen und geachteten Ritters. Aber, wie es so oft zu gehen pflegt, daß eine sonst ehrbare aber doch kokette Frau mit anderen Männern liebäugelt, so geschah, daß sich Madonna Isabella in einen jungen Mann verliebte, der Lionetto hieß und sehr freundlich und gesittet war, obgleich er nicht von großer Familie abstammte, und dieser wieder verliebte sich ebenfalls in die schöne und be-

gehrenswerte Frau. Bald gestanden sie sich ihre gegenseitige Neigung und schwärmten einander an.

Nun geschah es aber auch, daß sich auch noch ein anderer Ritter, namens Messer Lambertuccio, in die schöne Isabella gewaltig verliebte, dem diese aber, da er häßlich und ihr widerwärtig war, keine Gegenliebe entgegenbrachte. Da er jedoch ein gewalttätiger Mann und Donna Isabella furchtsam war, drohte er ihr mit allerlei Bösem, wenn sie nicht freundlich und liebevoll zu ihm sein wolle. Und da Isabella klug und vorsichtig war, wurde sie fortan netter und zuvorkommender zu dem häßlichen Seladon.

Im Sommer ging die Frau, wie es unsere Sitte ist, nach einer schönen Besichtigung in einem Dorfe, und da es sich traf, daß, als der Gatte eines Morgens irgendwo hingeritten war, um einen Tag fern zu bleiben, sie an Lionetto die Sendung ergehen ließ, daß er kommen und sie über die Einsamkeit hinwegtrösten möchte. Hocherfreut ging er unverzüglich hin.

Messer Lambertuccio, der aber ebenfalls erfahren hatte, daß der Gemahl der Frau anderwärts wäre, setzte sich schleunig zu Pferd, ritt zu dem Landhaus und klopfte an die Tür.

Das Mädchen der Frau hatte ihn gesehen; unverzüglich ging sie zu Madonna Isabella, die sich mit Lionetto im Zimmer befand, rief sie beiseite, und sagte zu ihr: „Madonna, Messer Lambertuccio steht ganz allein unten.“

Als die Frau dies hörte, ward sie über alle Maßen betrübt, und bat in der äußersten Furcht Lionetto, er möchte es nicht übelnehmen, und sich einen Augenblick hinter dem Vorhang verbergen, bis Messer Lambertuccio wieder fortgegangen wäre.

Lionetto, der nicht geringere Furcht als die Frau vor Lambertuccio hatte, versteckte sich, und sie befahl dem Mädchen, daß sie hinuntergehen und Messer Lambertuccio aufmachen möchte.

Nachdem diese den Befehl erfüllt hatte, stieg der Neuangekommene im Hofe von seinem Rosse ab, band es an eine Türangel an und stieg die Treppe hinauf. Die Frau machte ihm ein fröhlich Gesicht, und da sie ihm bis oben an die Treppe entgegengekommen war, empfing sie ihn mit Worten so freundlich, wie sie nur konnte, und fragte ihn, was er mache?

Der Ritter tat sehr verliebt und sagte: „Meine Seele, da ich höre, daß dein Mann nicht da ist, komme ich, um nur mit dir einige Augenblicke zu verweilen.“

Nach diesen Worten traten sie in das Zimmer ein, wo Isabella den Ritter mit Wein und Früchten bewirtete. Gerade aber, als sie sich am besten unterhielten, kam plötzlich der Eheherr, gegen alle Vermutung der Frau, zurück. Sobald das Mädchen ihn in der Nähe des Schlosses erblickte, lief sie schnell nach dem Zimmer der Frau hin und schrie: „Madonna, da kommt der Herr zurück und ich glaube, er muß schon unten im Hofe sein.“

Die Frau war, als sie dies hörte, und sich bewußt war, zwei Verehrer im Hause zu haben (überdies sah sie auch noch recht gut ein, daß der Kavalierr wegen seines Rosses, welches im Hofe stand, nicht verborgen bleiben konnte), halltot. Dessenungeachtet sagte die Schläue einen schnellen Entschluß,



Madonna Isabella und ihre zwei Liebhaber.

Nach einem alten Stich.

und sagte zu Messer Lambertuccio: „Messer, wenn Ihr noch ein Sünkähen Wohlwollen für mich habt, und mich vom Tode befreien wollt, so tut, was ich Euch sage. Nehmt Euer bloßes Schwert in die Hand, und mit einem bösen und ganz verstörten Aussehen laufet die Treppe hinunter und ruft: „Das gelobe ich Gott, den denke ich auch wohl anders zu treffen!“ Wollte mein Mann Euch dann etwa aufhalten oder nach Kleinigkeiten Euch fragen, so antwortet ihm nichts anderes, als was ich Euch gesagt habe. Dann steigt zu Pferde und haltet Euch bei ihm durchaus unter keinem Vorwand auf.“

Messer Lambertuccio sagte: „Gern!“ Er zog darauf sein Schwert heraus und ganz im Gesichte entflammt aus Zorn über die unbequeme Rückkehr des Kavalliers, wurde es ihm leicht, so zu tun, wie die Dame es ihm aufgetragen hatte.

Als Isabellas Gatte im Hofe abgestiegen war, wunderte er sich über das Roß, und eben, als er hinauftreten wollte, sah er Messer Lambertuccio herabkommen; voll Verwunderung über seine Reden und sein Gesicht, sagte er: „Was ist hier los, Messer?“

Messer Lambertuccio setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich hinauf und sagte kein Wort weiter als: „Beim allmächtigen Gott, den werde ich auch wohl anderswo treffen!“ und eilte davon.

Der Edelmann stieg nun die Stufen hinauf und fand die Frau oben an der Treppe ganz bestürzt und voll Furcht, worauf er denn zu ihr sagte: „Was ist denn das, und wen verfolgt Messer Lambertuccio denn so im Zorne drohend!“

Die Frau zog sich nach dem Zimmer hin, damit Lionetto, der zweite Verehrer, sie hören möchte, und antwortete: „Messer, habe ich doch in meinem Leben nicht solche Furcht gehabt als jetzt. Ein junger Mann, den ich nicht kenne, rettete sich hierher, als Messer Lambertuccio ihn mit dem Degen in der Hand verfolgte. Zufälligerweise fand er dies Zimmer offen und sagte zitternd: „Madonna, um Gottes willen helfen Sie mir, daß ich nicht in Ihren Armen des Todes bin.“ — Ich stand auf, und als ich ihn fragen wollte, wer er wäre und was er vorhätte, siehe da kam Messer Lambertuccio herauf und sagte: „Wo bist du, Verräter?“ Ich versicherte mich sogleich der Türe des Zimmers und als er hineinwollte, hielt ich ihn zurück; da war er denn so artig, daß, sobald er sah, daß es mir nicht angenehm wäre, wenn er hineindränge, er auch nicht hineinstürmte, sondern hinunterging wie Ihr gesehen habt.“

Der Gatte sagte darauf: „Frau, das hast du gut gemacht; das würde uns ja sehr übel ausgelegt worden sein, wenn bei uns hier einer wäre ermordet worden. Von Messer Lambertuccio war es sehr schlecht gehandelt, jemanden zu verfolgen, der hierher geflüchtet war.“ Dann fragte er, wo denn der junge Mann wäre?

Die Frau antwortete: „Messer, ich weiß es nicht, wo er sich versteckt hat.“

Da sagte dann der Ritter: „Wo bist du denn? Komm nur ganz dreist heraus.“

Lionetto, der alles mit angehört hatte, kam ganz furchtsam, was er

wohl mit allem Rechte sein mußte, von dem Orte hervor, wo er sich versteckt hatte.

Der Kavalier sagte darauf: „Was hast du denn mit Messer Lambertuccio zu schaffen?“

Der junge Mann antwortete: „Messer, nichts in aller Welt; und daher glaube ich ganz gewiß, daß er nicht recht bei Sinnen ist, oder daß er mich verwechselt hat. Denn als er mich nicht sehr weit von diesem Schlosse auf der Straße erblickte, legte er die Hand an den Degen, und sagte: Verräter, du bist des Todes. Ich ließ es nicht darauf ankommen, ihn erst nach dem Grunde zu fragen, sondern floh, so sehr ich nur konnte, und kam hierher, wo ich, dank sei es dem Himmel und dieser edlen Dame, glücklich gerettet bin.“

Hierauf sagte der Kavalier: „Nun, habe nur keine Furcht mehr, ich bringe dich gesund und wohlherhalten nach deinem Hause und dann magst du zusehen, was du mit ihm abzumachen hast.“

Nachdem die drei hierauf miteinander gespeist hatten, ließ der Gatte den Liebhaber zu Pferde steigen, begleitete ihn bis nach Florenz, und verließ ihn dann vor seinem Hause. Der junge Mann sprach alsdann, wie es ihm die Dame listig eingetrichtert hatte, noch denselben Abend im geheimen mit Messer Lambertuccio, und veranstaltete es so mit ihm, daß, trotzdem alle Welt davon wußte, der Ritter doch niemals den ihm von seiner Frau gespielten Poffenstreich erfuhr.

Die vergeßlichen Gesandten.

Don Franco Sacchetti.

(1330—1400.)

Der Florentiner Franco Sacchetti hat außer anderen, sehr feinen lyrisch-epischen Dichtungen dreihundert Novellen verfaßt und ist in ihnen von Boccaccio, den er als den Unerreichbaren verherrlicht, recht selbständig. Er verfaßte die scherzhaften, launigen und oft sehr lustigen Geschichten und anekdotischen Schwänke, in denen menschliche Schwächen und Torheiten gezeigelt werden, um seine Mitbürger in schweren Zeiten zu zerstreuen.



u der Zeit, da Bischof Guido über Arezzo herrschte und als Herr eingesetzt war, erwählten die Gemeinen der Casentiner Landschaft aus ihrer Mitte zwei Gesandte, um sie an ihn abzufertigen und ihn wegen gewisser Dinge durch sie anzugehen.

Sie teilten diesen Gesandten ihren zu erfüllenden Auftrag in der Ordnung mit und gaben ihnen eines Abends spät das Geheiß, des andern Morgens ihre Reise anzutreten. Die Gesandten bestellten auch in der Geschwindigkeit Haus und Hof, ordneten ihre An-

gelegenheiten, packten ihre Sachen zusammen und machten sich zur rechten Zeit und Stunde auf den Weg.

Wie sie nun aber etwa einige Meilen mochten zurückgelegt haben, sagte der eine zum andern: „Erinnerst du dich noch des Auftrags, den sie uns gegeben haben?“ — Der andere erwiderte, er habe sich ihn nicht gemerkt. — Worauf jener sprach: „Ich verließ mich dabei auf dein Gedächtnis,“ und dieser hinwiederum, „und ich mich auf das deinige.“ Sie sahen mit Erstaunen einander an, und einer wie der andere meinte: „Das haben wir gut gemacht! Was ist da zu tun?“ — „Weißt du etwas,“ nahm der erstere wieder das Wort, „wir werden nun bald in dem Wirtshause sein, wo wir Mittag machen. Dort wollen wir mit unserem Verstande ein übriges tun und ihn mit Nachdenken recht in die Enge treiben, soweit es immer gehen mag. Es müßte doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn wir uns der Geschichte nicht wieder erinnerten.“ — Der andere nickte mit dem Kopfe und brummte in den Bart: „Wohlan, so mag es immerhin geschehen.“

Träumend und trabend, von Ort zu Ort, kamen sie um die dritte Stunde in der Herberge, wo sie zu Mittag essen wollten, an. Wie sie allda aber auch hin und her dachten und überlegten, ehe sie sich zu Tische setzten, so erfüllte ihr Gedächtnis doch nicht die gelindeste der an dieses gestellten Forderungen. Des Mittags wurden sie von ihrem Wirte mit einem sehr feinen und vortrefflichen Weine bedient. Und angesehen, daß ihre Gedanken sich natürlicherweise lieber mit dem Weine als mit der verzweifeltsten Ergründung ihres Auftrages beschäftigten, so huben sie der Flasche zuzusprechen an, tranken und tranken, füllten die Gläser und leerten sie wieder, so oft und so lange, bis sie es nach aufgehobener Tafel dahin gebracht hatten, daß ihnen Zweck und Bedeutung ihrer Gesandtschaft nicht nur nicht in den Sinn, sondern sie selbst so ganz und gar von Sinnen gekommen waren, daß sie nicht mehr wußten, wo sie sich befanden, und daß ihnen nichts Besseres zu tun übrig blieb, als ihren Rausch auszuschlafen. Nachdem sie eine lange Weile, ohne sich zu rühren, dagelegen hatten, wachten sie ganz dumm und betäubt wieder auf und dann sagte der eine zum andern: „Bist du dir unserer Angelegenheit bewußt?“ — Der andere erwiderte: „Mir ist nichts bewußt. Ich weiß nur, daß ich niemals einen besseren Wein als den unsers Wirtes getrunken habe. Seitdem wir zu Mittag aßen, habe ich nichts von mir gewußt. Und jetzt weiß ich eigentlich auch noch gar nicht, wo ich bin.“ — „Ich sage dir, mir geht es um nichts besser,“ sagte der erstere. „Was haben wir aber nun zu tun? Was sagen wir?“ — Sein Gefährte entgegnete ihm kurz und gut: „Verhalten wir uns nur heute noch den ganzen Tag hier bei unsrem Wirte. In dieser Nacht könnte es doch sein, daß wir uns der Sache erinnern, du weißt ja, daß man zu sagen pflegt: über Nacht kommt Rat.“

Mit diesem Vorschlage zufrieden, willigte der andere gern darein. Und so blieben sie dann den ganzen übrigen Tag im Wirtshause sitzen, wo sie noch öftere Male so tief in ihr Glas hineinguckten, daß sie den Himmel für einen Dudelsack ansahen, beim Abendbrot aber auch lieber Glas als Bauholz zimmerten und alsolange zechten und plauderten, bis keiner mehr

den andern verstand. Dann gingen sie zu Bette und schliefen und schnarchten die ganze Nacht hindurch.

Des andern Morgens beim Aufstehen sprach der eine: „Was ist aber nun zu tun?“ — Der andere entgegnete: „Der Himmel muß sich wider uns verschworen haben. Mir ist keine Silbe von unserm Auftrage diese Nacht in die Gedanken gekommen, und ich fange beinahe an zu fürchten, daß ich ihn reinweg vergessen haben mag.“ — Der erste sagte wieder: „Bei meiner Treue, da sieht es eben nicht zum besten mit uns aus. Ich weiß gar nicht, was das heißen will, ob es der Wein oder ob es etwas anderes ist. Ich habe mein lebelang noch nicht so fest in einem Zuge fortgeschlafen, ohne mich wieder ermuntern zu können, als in dieser Nacht hier in diesem Wirtshause.“ — „Was Teufel! will das sagen?“ rief der andere. „Laß uns zu Pferde steigen und in Gottes Namen weiterreiten. Vielleicht fällt es uns unterwegs ein.“

Sie setzten ihre Reise fort und sagten unterwegs einer oft zum andern: „Ist es dir eingefallen?“ — „Mir nicht. Dir?“ — „Mir auch nicht.“ — Auf diese Weise gelangten sie nach Arezzo und kehrten in dem Gasthause ein, wo sie sich oft beiseite in eine Kammer zogen und sich die Backen strichen, wiewohl keinem von beiden sein unglückliches Gedächtnis zu Hilfe kam. Da sagte der eine zuletzt ganz verzweifelt: „So laß uns geradesweges hingehen, und Gott stehe uns bei.“ — Der andere wendete zwar ein: „Wie sollen wir denn mit ihm reden, wenn wir nicht recht eigentlich wissen was?“ — Der erstere aber beharrte dabei: „So kann die Sache doch einmal nicht bleiben.“ — Und so ließen sie es denn auf das Geratewohl ankommen, gingen zum Bischof, dem sie ihre tiefe Verbeugung machten, nachdem er sie vor sich gelassen hatte, blieben aber auch dabei stehen und brachten kein einziges Wort hervor.

Der Bischof war ein wackerer, ansehnlicher Herr, erhob sich, ging auf die Gesandten zu und sagte ihnen, indem er einen jeden bei der Hand ergriff: „Seid mir willkommen, meine Kinder, was Neues bringt ihr mir?“ Einer schauete den andern an und sagte: „Rede du“ — „nein, rede du“, -- doch keiner von beiden sprach ein Wort. Am Ende nahm sich der eine freilich zusammen und redete den Bischof an: „Herr Bischof, wir sind von Euren ergebenern Dienern, den Bürgern der Casentiner Landschaft, als Gesandte zu Eurer Herrlichkeit geschickt. Es sind indessen, die uns da abgeschickten, leider Gottes wohl ebenso ungeschickt als wir selbst, sie teilten uns unsern Auftrag überdies des Abends in der Uebereilung über Hals und Kopf mit, und so hat es sich nun allerdings zugetragen, die Sache mag sich verhalten wie sie will, entweder verstanden sie nicht, es uns zu sagen, oder wir merkten uns das Gesagte nicht, daß wir eigentlich nicht mehr wissen, weshalb wir als Gesandte an Euch abgeschickt worden sind. Wir bitten Euch demnach inständigst, Ihr möget unsre Gemeinden und Bürgerchaften von Casentino in gutem Andenken behalten, und wir wünschen, daß der Henker diejenigen holen mag, die uns abgeschickt haben, und uns eben auch dazu, die wir so ungeschickteweise an Euch abgeschickt worden sind.“

Der weise Bischof legte ihnen seine Hand auf die Schultern und sagte: „Geht in Frieden wieder heim und sagt meinen lieben Kindern von Casentino, daß ich immerdar bereit sein werde, soviel für ihr Bestes zu tun, als in meinen Kräften steht; daß sie sich aber nie mehr in die Unkosten einer Gesandtschaft an mich setzen mögen, sondern, daß sie mir nur jedesmal in einem Briefe schreiben, was ihnen zu Diensten ist, wo dann ich ihnen gern auch schriftlich Antwort geben will.“

Die beiden Gesandten nahmen ihren Abschied von dem Bischof und reisten wieder ab. Unterwegs sagte bald der eine zum anderen: „Hüten wir uns, daß es uns auf dem Rückwege nicht so ergeht wie auf dem Hinwege.“ — Der andere entgegnete zwar: „Ach, was haben wir denn Großes im Sinne zu behalten!“ — Der erstere warnte aber: „Wir müssen ja doch darauf bedacht sein, zu hinterbringen, wie wir unsern Auftrag ausgeführt haben, und was uns darauf geantwortet worden ist; denn wenn unsere guten Casentiner jemals erführen, daß wir ihre Botschaft so vergesen haben, und daß wir wie Dummköpfe und wie Einfaltspinsel sogar jetzt zu ihnen zurückzukehren im Begriffe stehen, sie schickten uns in unserm Leben nirgends wieder als Gesandte hin und erachteten uns wohl unbilligerweise selbst gar für unfähig, überhaupt einem andern öffentlichen Amt genügend vorzustehen.“ — Der andere, der ein wenig schlauer als sein Gefährte war, erwiderte: „Ueberlaß du mir die Sorge da nur ganz allein. Ich werde ihnen sagen, wir hätten uns gegen den Bischof unserer Sendung entledigt und wären von ihm mit dem Bescheide in Gnaden entlassen worden, daß er in allen und jeden Dingen stets erbötig sei, unserm Nutzen und Frommen gemäß zu tun, daß er uns aber aus übergroßer Gunst und Zufriedenheit noch den Rat und die Erlaubnis dazu gegeben habe, künftig in lediglich um des Ersparnisses willen, so oft wir seiner benötigten, es mit der gehörigen Ruhe und Bequemlichkeit ihm in einem einfachen Briefe kund und zu wissen zu tun und von dem weilkäufigen und verwickelten Gesandtschaftswesen abzustehen.“ Der Gefährte billigte diese weise Darstellung der Sache und erläuterte sie nicht weiter, indem er entgegnete: „Das hast du dir wohlüberlegt und ausgedacht. Laß uns nun in Gottes Namen unsern Pferden die Sporen geben und tüchtig zureiten, damit wir nach unserm vollbrachten Tagewerke bei guter Zeit — du weißt schon! — wieder bei unserm köstlichen Weine sind.“ — Sie trieben in der innigsten Uebereinstimmung ihrer Seelen in einem und demselben Augenblicke ihre Säule an und hielten bald vor dem Wirtshause still, aus dem ihnen ein Knecht, um ihnen die Zügel abzunehmen, entgegengelauten kam und ihnen auf ihre erste, weder nach dem Wirt noch nach dem Mittagsmahl, sondern nach dem edlen Getränke und seiner widerhaltigen Wohlbeschaffenheit und seinem Sortbestande gestellte Frage zu ihrer völligen Zufriedenheit berichtete. Sie tranken sich an diesem Orte auch diesmal so dick und voll wie das erstemal und wankten und wichen nicht eher von der Stelle, bis mit der redlichen Hilfe anderer Zechbrüder durch ihre ineinandergreifenden Bestrebungen der Wein auf die Neige und der Boden des Fasscs zum Vorschein gebracht worden war. So-

bald ihnen dieser bedenklüche Umstand nach des Kellners Pflicht und Gewissen gemeldet ward, überzeugten sich die beiden Gesandten zu ihrem schmerzlichen Leidwesen mit eigenen Augen von dessen Wahrhaftigkeit, hoben das Saß mit eigenen Händen empor und gingen sodann zu ihren Obern.

Ihre selbsterfundene Lügen hatten sich besser, als vorher die Wahrheit, ihrem Gedächtnisse eingeprägt. Sie statteten solchergestalt zu Hause einen so umständlichen und so glänzenden Bericht über ihre gegen den Bischof aufgebotebene Beredsamkeit ab und wußten ihren Mitsbürgern sowohl zu verstehen zu geben, daß der eine von ihnen ein Tullius, der andre ein Quintilian gewesen sei, daß sie sehr großes Lob ernteten und auch fernerhin zu Aemtern aller Art, bald zu Verwaltern und bald zu Vertretern des Gemeinwesens, berufen und erkoren wurden.

Wie oft mag es nicht in der Welt vorkommen, daß nicht gerade so kleine Männer wie diese hier, doch wohl viel höhere und angesehenere im Verlaufe der Zeit als Gesandte, wenn auch nicht als Gesandte, verschickt und entsendet werden, die da in den zu besorgenden und zu befördernden Dingen ebenso bewandert und beteiligt wie der Sultan in Frankreich sind, und die dennoch schreiben und berichten, daß sie weder Tag noch Nacht gefeiert und geruht, sondern mit dem allergrößten und allerwirksamsten Eifer den Geschäften obgelegen haben; ja die behaupten, daß alles, was geschieht und was eben nach ihrem Sinne ist, ihr Machwerk sei, trotzdem, daß nicht selten jedem Klotze mehr Anteil daran als ihnen selbst gebührt, und die doch nichtsdestoweniger von denen, die sie entsendeten, belobt und gepriesen und mit Würden und Ehren belohnt und überschüttet werden, weil das ganze Geheimnis, um es in der Welt zu etwas zu bringen und um Glauben zu finden, eben einzig und allein darin beruht, daß man nur recht unverschämte Lügen muß.

Die verwechsellten Frauen.

Ein Ehe-Märchen

von Gasparo Gozzi.

(1713—1786.)

Der Venezianer Gasparo Gozzi, ein Bruder des Lustspiel dichters Carlo Gozzi, dessen „Turandot“ Schiller bearbeitet hat, war einer der elegantesten Stilisten, Kritiker und Satiriker des italienischen Kotoko. Er zeichnete sich als Journalist, als Theaterdirektor, Uebersetzer und nicht zum geringsten auch als — Jenfor aus, denn er verwaltete dieses Amt mit Verständnis und Geschmad.



war einmal in London ein vornehmer und reicher Mann namens Giovanni, der die böseste und verrückteste Frau zum Weibe nahm, die es je gegeben hat. Und damit es ihr ja an nichts fehle, um im Hause des Gatten ganz nach ihrem Gefallen zu leben, brachte sie ihm eine große, reiche Mitgift mit. In wenigen Tagen wurde das Heim, das vorher unter Giovanni's Regiment das Gasthaus zur Zufriedenheit genannt werden konnte, sobald die junge Frau eingezogen war, zur Hölle; es war, als ob nicht ein Weib, sondern zehntausend Teufel es bewohnten. Sie war unglaublich eingebildet, grob und unleidlich in allen Dingen und immer so schlecht gelaunt in allem, was sie sagte und tat, daß sie weder eine Kammerfrau noch einen Diener hatte, die nicht ganz verzweifelt gewesen wären. Außer den Schimpfereien und dem Gezänk brauchte sie oft auch die Hände, sie kaufte und schlug die Dienerschaft und stieß sie mit dem Gesicht in eine Schüssel oder eine Tasse oder etwas anderes, was gerade zur Hand war. Denn daran dachte sie nicht, daß die wahre Vornehmheit nicht in der Geburt oder im Reichtum besteht, sondern sie wollte ihre Herrschaft dadurch beweisen, daß sie ihre Dienerschaft wie Sklaven behandelte. Und wenn Giovanni ihr das oft vorwarf und sie in guter sanfter Art und Weise auf ihren Irrtum aufmerksam machte, so war's immer, als ob er überhaupt geschwiegen hätte. Manchmal schmauzte sie ihn sogar an, stemmte die Hände in die Hüften, erinnerte ihn an die große Mitgift, die sie ihm zugebracht hatte und fragte ihn, ob er die Absicht hätte, sie einem Haufen pöbelhafter Bestien unterzuordnen. Er wäre ein dummer Kerl, ein Tropf, der sich von allen an der Nase herumführen ließe. Sie gedächte die Dinge auf ihre Weise zu betreiben und damit gut. Der arme Mann zuckte die Achseln, bat die Diener, daß sie Geduld haben möchten, indem er ihnen zeigte, daß er sie selbst hatte, und um nicht ganz verrückt zu werden, ging er oft aus, verbrachte viel Zeit mit seinen Freunden und verfluchte die Stunde, in der er diese Schlange an seinen Busen genommen hatte.

Es kam ein Tag, an dem die Frau mit ihrem Manne in eine Villa gefahren war, die sie in der Nähe der Stadt besaß. Ihre Diener, die in der Stadt geblieben waren, wollten sich etwas Gutes antun. Sie bereiteten einen Salat, verschafften sich Bier dazu und setzten sich zum Frühstück hin, zu dem sie zufällig einen Schuster, einen gewissen Taddeo eingeladen hatten, von dessen Eigentümlichkeiten ich etwas erzählen muß, weil das zum Verständnis der Geschichte nötig ist. Er war ein sehr lustiger Mensch und wenn er ein bißchen getrunken hatte, so sang er sehr nett kleine Liedchen, die der Gesellschaft, bei der er sich befand, nicht geringes Vergnügen machten. Deshalb war er bei allen Leuten gern gesehen. Es ist richtig, daß er, der gegen jedermann freundlich war, gegen Geva, seine Frau, sich nicht besonders lebenswürdig benahm. Sie war eine schöne junge Frau und so gut geartet, daß sie immer nur das tat, was Taddeo ihr befahl. Und trotzdem schalt er sie oft und schlug sie, so daß die bedauernswerte Geva ein trauriges Leben bei

ihm führte. Taddeo also spielte die erste Rolle bei dem Essen mit Giovanni's Diensthofen, die noch einen Blinden eingeladen hatten, der sehr gut die Geige spielte. Nachdem man viele Lieder im Chor gesungen hatte und das Mahl zu Ende war, begannen sie mit einer Lustigkeit und einem Uebermut zu tanzen, daß es ein Vergnügen war, zuzusehen. Aber ob sie nun die Zeit nicht richtig abgemessen hatten oder ob die Herrin früher als sie gesagt hatte, zurückkam, kurz sie erappte sie dabei und es fehlte wenig, daß sie nicht alle totgeschlagen hätte, so wütend war sie. Dann, nachdem sie fürchtbar geschimpft und nach ihrer Gewohnheit dem eine Ohrfeige und jenem einen Faustschlag versetzt hatte, lief sie hinter Taddeo her und zerhlug die Geige auf dem Kopfe des Blinden, so daß es einen Lärm gab, als wollte die Welt untergehen. Der Gatte beschwichtigte sie so gut er konnte, als er aber sah, daß es fruchtlos war, beschloß er im Herzen, sie am folgenden Tage nach Hause zu schicken und sich diese Tigerin vom Halse zu schaffen. Während er so dachte und über diesen Entschluß nachgrübelte, kam die dunkle Nacht und es regnete. Da erschien bei ihm und seiner Frau ein Mann, der nicht weit von ihnen wohnte und bei allen Leuten wegen seiner Gelehrsamkeit geachtet war, denn er war ein Hellseher und konnte aus den Kalendern sehr gut vorhersagen, was geschehen würde. Aber was man nicht wußte: er war auch ein Zauberer und konnte mit seiner Kunst viele Wunderthaten verrichten, doch er rühmte sich dessen nicht und tat es nur, um seinen Freunden damit einen Spott zu machen und übte es überhaupt mehr im Scherz als aus anderen Gründen. Er kam also zu Giovanni und seiner Frau und begann sie freundlich zu bitten, ihm doch für diese Nacht Unterkunft zu gewähren, denn da der Abend dunkel und regnerisch war und ihm noch ein gutes Stück Weges bis nach Hause fehlte, wußte er nicht, was er tun sollte und fürchtete beinahe, sich den Hals zu brechen. Kaum hatte Giovanni die Bitte des Hellsehers vernommen, so sagte er ihm, da er ein höflicher, liebenswürdiger Mann war:

„Du hast recht, bleib nur die Nacht über hier und mach dich morgen wieder auf die Reise.“

„Was?“ schrie seine Frau, „zur Hölle soll er gehen! Und wenn du im Regen und in der Dunkelheit nicht weiter willst, dann bleib eben im Regen auf der Straße, ich will dich nicht einen Augenblick im Hause haben. hinaus! Sofort!“

Der Doktor — denn so nannte man ihn — zuckte die Achseln, als er diese Gemeinheit vernahm und schwur im Sortgehen, sich zu rächen. Nicht weit davon klopfte er an Geva's Tür und wollte Taddeo bitten, daß er ihm, so gut er konnte, für die Nacht beherbergen sollte. Taddeo war noch nicht nach Hause zurückgekehrt, denn er war vor der Wut von Giovanni's Frau in einen Stall geflohen und hatte dort in Gesellschaft des Kochs viel Zeit verloren mit Schimpfen über die Herrin und auch dadurch, daß er sich die Gurgel mit etwas Bier anfeuchtete, das man aus dem Bereich ihrer Wutausbrüche in Sicherheit gebracht hatte. Deshalb fand der Doktor Geva allein; er setzte ihr die Sache auseinander, und da sie wußte, daß er mit Taddeo

bekannt war, nahm sie ihn in ihrem Häuschen auf und lud ihn zum Abendessen ein. Sie setzte sich mit ihm zu Tisch, ohne auf ihren Mann zu warten, der ihr, da er anderswo eingeladen war, gesagt hatte, daß sie allein essen sollte und ihr dazu soviel Geld dagelassen hatte, daß sie bei ihrer Armut reichlich genug davon gehabt hätte. Beim Essen sungen sie und der Doktor an, von der Kunst des Wahrsagens zu reden und schließlich wollte er Gewas Hand sehen, die sie ihm auch offen hinhielt. Nachdem der Doktor die Linien angesehen hatte, sagte er folgendes zu ihr:

„Liebe Gewa, ich bin zur rechten Zeit gekommen, morgen nämlich wirst du ein großes Glück erleben. Denke! Du brauchst nicht mehr in diesem verräucherten Häuschen zu leben, sondern wirst in einen der schönsten, reichsten Paläste von London kommen und dort wird dir wie einer Königin gehuldigt werden. Die armseligen Lumpen, die du trägst, werden gegen reiche, prächtige Kleider vertauscht werden. Du brauchst nicht bloß nicht mehr zu spinnen und die Schläge deines Mannes zu erdulden, nein, du wirst Diener und Kammerfrauen haben, denen du befehlen darfst und eine Kutsche zum Spazierenfahren wie eine Dame. Und willst du noch mehr? Du wirst einen der jüngsten, reichsten und artigsten Männer haben, die es gibt, so daß du die reichste und gesegnetste Frau bist, die lebt. Du mußt nur daran denken, daß du soviel du kannst, mit der veränderten Lebensweise auch bessere Manieren annimmst, damit man dich nicht als die arme Gewa erkennt, die du eigentlich bist, sonst würde all dein Glück sofort aus sein.“

Gewa hörte mit offenem Munde die Worte des Doktors an und war versucht, nicht daran zu glauben, aber er erriet so viele Dinge aus der Vergangenheit, sogar ganz geheime, nur ihr und Taddeo bekannte, daß sie ihm schließlich Glauben schenkte. Es wurde ihr so fröhlich zumute, daß ihr der Atem ausging und sie schon in Gold und Seide zu schwimmen und unbeschränkt über einen Dienertroß zu befehlen sich einbildete. Taddeo hatte sich inzwischen beeilt, die Gesellschaft des Kochs zu verlassen und kam gerade, als seine Frau auf dem Gipfel der Seligkeit war. Als sie ihn sah, lief sie ihm wie toll entgegen, erzählte ihm in wenigen, wirren Worten, daß sie in kurzem mehr sein würde als eine Königin und füllte ihm den Kopf mit Dukaten, Kleibern, Livreen an, wobei sie ihm nur den neuen Mann verschwieg, der vielleicht für sie die erwünschteste Gabe war. Taddeo geriet beinahe außer sich, denn er war wütend darüber, daß er den Doktor allein mit Gewa traf. Es fehlte wenig, so hätte er ihr mit einem derben Stoße aufgespießt, aber er bezwang sich, grüßte den Gast mürrisch und fragte sie, was diese Narrheiten zu bedeuten hätten, und ob sie betrunken wäre. Da wandte sich der Doktor zu Taddeo, erzählte ihm, daß er von Giovannis Frau hinausgeworfen worden und in sein Haus geflüchtet wäre, daß er Gewa ein großes Glück prophezeit hätte, und daß sie darüber so beglückt sei, wie er sähe. Er bat beide, ihm in ihrem Häuschen Unterkunft zu geben und erklärte, ganz zeitig am Morgen fortzugehen. Als Taddeo den Namen von Giovannis giftiger Frau hörte, wurde er so zornig auf sie, daß er alles andere, auch seinen Verdacht gegen Gewa und den Doktor vergaß und nachdem

er über ihren Hochmut und ihren Starrsinn tüchtig geschimpft hatte, den Astrologen aufs beste aufnahm und ihm Obdach gab.

Aber der Doktor, der nicht schlief, sondern angestrengt darüber nachdachte, wie er Giovannis Frau wegen ihres Mangels an Gastlichkeit züchtigen und andererseits Geva für die freundliche Aufnahme belohnen sollte, erhob sich ehe der Tag anbrach und ging an einen einsamen Ort, wo er irgend welche Geister zwang, Giovannis Frau und Geva sofort zu vertauschen. Der Himmel wurde dunkel, es gab ein lautes Getöse von Donnern und Blitzen und schließlich ging die Sache so aus, daß Giovannis Frau, äußerlich in Geva verwandelt, aber im Innern dieselbe, schlafend auf Taddeos Bett oder vielmehr auf sein Hundelager versetzt wurde, während Geva wieder, mit dem Aeußeren von Giovannis Frau in dessen Palaſt überführt und dort in ein weiches geräumiges Bett gelegt wurde, das in einem Prunkzimmer stand.

Taddeo war aufgestanden, zum Teil von dem Lärm des Unwetters aufgeweckt, zum Teil durch die Notwendigkeit zu arbeiten aufgestachelt; er öffnete das Fensterchen seines Zimmers und setzte sich auf seinen Schemel um verschiedene Pantoffel fertig zu machen. Diejenige, die er für Geva hielt, wollte er noch nicht wecken, weil es ihm schien, als ob sie am Abend zuviel getrunken hatte und weil er sie den Rausch ausschlafen lassen wollte. Er nahm also Pflriemen und Bindfaden zur Hand, begann durchzustechen und zu nähen und klopfte dann und wann auf die Sohlen und die Nähte, um eine anständige Arbeit zu liefern. Um sich dabei zu zerstreuen, sang er ein Lied vor sich hin, so daß der Lärm die vermeintliche Geva aufweckte. Sie war noch kaum wach, und da es ihr natürlich nicht in den Sinn kam, daß sie nicht in ihrem eigenen Zimmer wäre, so fing sie schon mit geschlossenen Augen an zu schelten und zu sagen:

„Was ist das für eine Frechheit! So einen Lärm zu machen! Eine Unverschämtheit! Wer ist so ungezogen, um diese Zeit dicht an meinem Bett zu singen und mich aufzuwecken? Ist das der Respekt, den man einer Dame schuldet? Ich müßte nicht ich selbst sein, wenn ich dem Esel, der bei Tagesanbruch hämmert, nicht den Kopf und die Arme kurz und klein schlagen und die Ohren abschneiden ließe!“

„Sehr gut!“ sagte Taddeo lachend. „Sie glaubt wohl schon diejenige zu sein, die sie nach der Prophezeiung des Astrologen werden sollte. Sie phantasiert. Immer nur so weiter!“ Und als er so gesprochen hatte, sang er von neuem.

Die Frau öffnete die Augen und erblickte Taddeo, sie rief wütend alle ihre Diener beim Namen, aber keiner antwortete. Dann sah sie sich im Zimmer um, bemerkte, daß es ein Mauselloch war, warf einen Blick auf die Betttücher und fand, daß sie aus Werg waren. Nun wußte sie gar nicht, was geschehen war und begann voll Staunen und Wut auf Taddeo zu schimpfen. Sie behauptete, daß er ihr mit Giovanni im Bunde diesen Streich gespielt habe, um sie zu demütigen. Sie sei aber eine Dame und werde sich nicht beugen, sondern sie werde sich sehr bald an ihrem Manne rächen, und den

Schuster werde sie an den Galgen bringen. Als sie vom Galgen sprach wurde Taddeo wütend. Er verlor die Geduld, nannte sie wahnsinnig, betrunken und noch schlimmer und fing an, ihr zu drohen, wenn sie nicht bald aufstünde, würde er einen Stock nehmen und versuchen, sie auf diese Weise von ihrer Derrücktheit zu heilen. Sie antwortete ihm so frech, daß Taddeo gezwungen war, sie zu prügeln. Da wußte sie nichts Besseres zu tun, als zu schweigen, und voll Staunen und Wut zog sie sich Gevas Rock an und setzte sich verzweifelt auf einen wackligen Rohrstuhl. Taddeo wollte nicht, daß sie müßig ginge, da fing sie wieder zu brummen an. Er reichete ihr den Spinnrocken, sie warf ihn auf die Erde. Taddeo hob ihn auf und sagte:

„Was glaubst du denn? Daß die Prophezeiungen eines Astrologen dich aus einem traurigen Weibsbilde zur Königin gemacht haben? Gestern abend warst du es noch, du warst es dein ganzes Leben lang und bist dazu bestimmt, es zu bleiben solange du lebst. Spinne nur, oder ich will dir zeigen, wer du bist und wie dein Königreich aussieht, du Lumpenkönigin! Ich weiß nicht, weshalb ich dir nicht Prügel geben sollte bis du einsehst, daß man dem zu gehorchen hat, der die Hosen anhat. Spinne, Verdammte, und laß mich nicht die Geduld verlieren!“

Diese letzten Worte sagte Taddeo mit so groß aufgerissenen Augen und mit so lauter Stimme, daß die neue Geva, vor Furcht und innerem Grimm zitternd, so gut sie konnte, zu spinnen anfang, denn diese Arbeit war ihr ungewohnt, vielleicht hatte sie sie auch nie im Leben geübt.

Während solche Dinge in Taddeos Hause geschahen, wachte die andere Geva in Giovannis Palast auf und begann zwischen den Säulen zu murmeln:

„O, wie schön und süß habe ich diese Nacht geträumt! Es war mir, als sei ich dieser Welt entrückt in ein Bett von Rosen und Veilchen versehen, mit dem schönsten Mann an meiner Seite, den man sich nur denken kann.“ (Zur Ehrenrettung der Geschichte muß hier bemerkt werden, daß Giovanni am Abend, über das Benehmen seiner Frau entrüstet, in ein anderes Zimmer schlafen gegangen war.) „Aber wo bin ich?“ fuhr Geva fort. „Es gibt keinen Frühlinggarten, der ein Schauspiel böte, wie ich es hier sehe. Bin ich in einem Bett? Dieses Laken ist von Atlas! Solch weiches Linnen gibt es ja gar nicht. Ich träume und möchte nicht aufwachen! Gewiß bin ich tot und bin in einer anderen Welt.“

Während sie so sprach, berührte Geva, ohne zu wissen, was sie tat, den Klingelzug und zog zufällig daran. Eine Kammerfrau erschien, die, weil sie von der verwünschten Herrin wie gewöhnlich mit einem groben Verweis empfangen zu werden fürchtete, auf den Fußspitzen auftrat und kaum zu atmen wagte. Als Geva sah, daß sie so hübsch gekleidet war, begrüßte sie sie sehr freundlich, so daß die Kammerfrau ganz außer sich war vor Freude und sie fragte, welches Kleid sie an diesem Morgen anziehen wolle. Geva war in Verlegenheit, sie erinnerte sich dessen, daß ihr der Wahrsager gesagt hatte, sie sei eine feine Dame, und da sie nicht wußte, was sie sagen sollte, verlangte sie das vom Tage vorher. Es wurde ihr angelegt, und sie war so entzückt, daß sie nicht wußte, wo sie war. Noch schöner wurde

es, als eine andere Kammerfrau kam, um der ersten zu melden, daß die Schokolade für die Gnädige bereit sei. Geva überlegte sich, was für ein Ding wohl „Schokolade“ sei. Sie redete sich ein, es sei zum Anzichen und sagte: „Legt sie mir an!“ Aber dann merkte sie, daß sie in die Tasse gegossen wurde, und daß es etwas zum Trinken sei, sie verbesserte sich also:

„Ich wollte sagen, stellt sie mir auf den Tisch, ich werde sie gleich trinken.“

Die beiden Kammerfrauen verbreiteten im ganzen Hause, daß die Herrin nicht zum Wiedererkennen sei, daß sie ein Engel geworden wäre. Alle Diener wollten sie also sehen, und wie man vorher vor ihr wie vor dem Feuer geflohen war, so konnte man sich nun nicht von ihr losreißen. Im ganzen Hause herrschte Fröhlichkeit, als ob an jenem Tage Hochzeit gefeiert würde.

Aber die größte Freude gab es doch, als Giovanni, der von seinen Dienstboten von der großen Verwandlung hörte, die in der Seele seiner Frau vorgegangen war, in ihr Zimmer ging, um sie zu besuchen und das große Wunder zu sehen. Gerade war Geva sehr neugierig, von all den Glücksfällen, die ihr der Wahrsager verheißen hatte, auch den neuen Mann zu erblicken, als ihr einer der Diener ankündigte, daß er käme. Ich muß euch sagen, daß der Ärmsten das Herz klopfte wie einer Turteltaube und noch mehr klopfte es ihr, als sie einen so schönen und artigen Mann vor sich erscheinen sah. Sie wußte nicht, was sie sagen und tun sollte. Sie wurde bald blaß, bald rot und bekam alle Zwischenfarben. Giovanni sagte ihr erfreut, daß er von seinen Leuten gehört habe, wie liebenswürdig und gut sie sei. Sie dagegen erklärte, ihm in allen Dingen gehorsam sein zu wollen, küßte ihm die Hand und kniete vor ihm nieder. Giovanni weinte vor Rührung und allen Umstehenden stürzten die Tränen aus den Augen, als die vermeintliche Geva, die vor der Wut und den Prügelein Taddeos geflohen und zu Giovanni's Haus gerannt war, gerade im Augenblick der allgemeinen Beglückwünschung hereinstürzte. Die erste, die ihr unter all den anderen auffiel, war Geva, und sie geriet vor Bestürzung außer sich, als sie sah, daß sie es selbst war und daß alle ihr als Herrin huldigten. Aber wie sie noch vor Schrecken nicht den Mund öffnen konnte, sagten alle zu ihr:

„Nun Geva? Welcher gute Wind hat dich hergeführt?“ Und schon trat Taddeo ein, vor dem die richtige Geva aus Furcht, daß er sie schlagen würde, zwei Schritt zurückwich. Taddeo bat Giovanni um Verzeihung und ebenso die, die er für dessen Frau hielt. Er erzählte, daß seine Geva durch die Reden eines Astrologen verrückt geworden sei, sich einbildete, eine Dame und gar Giovanni's Frau zu sein und ihm entflohen sei. Giovanni bat ihn, sie gut zu behandeln, sie sei vielleicht noch zu heilen, und Taddeo jagte, es gäbe kein anderes Mittel als den Stock. Die beiden Frauen standen ganz verwirrt da und wußten nicht, was sie sagen sollten, als der Doktor oder Astrolog oder Geisterbeschwörer, wie man ihn nun nennen will, eintrat und in Giovanni's Gegenwart, indem er ihn um Verzeihung wegen seiner Kühnheit bat, erklärte, daß das alles sein Werk sei, und daß er es getan habe, um seine Frau zu strafen und ihr ihre Fehler zu Gemüte zu führen. Er

drohte ihr, daß er sie noch schlimmer verwandeln würde, als nur zur Geva, wenn sie ihre Lebensführung nicht ändern würde. Andererseits bezeugte er, daß er den Augenblick der Verwandlung so gewählt habe, daß Taddeo gerade zu der Zeit aus dem Bette aufgestanden sei, während Giovanni die Nacht in einem anderen Zimmer zugebracht habe. Die vermeintliche Geva begann nun heftig zu weinen und Giovanni wegen ihres früheren Hochmuts um Verzeihung zu bitten, und Geva hätte dem Astrologen am liebsten die Augen aus dem Kopfe gerissen, weil er ihr soviel Seligkeit nur für so kurze Zeit verschafft hatte. Der Doktor gab beiden Frauen durch seine Zauberkünste ihre wahre Gestalt wieder, und Giovanni machte Taddeo ein Geschenk von fünfhundert Scudi, so daß der dadurch ein schwerreicher Schutler wurde. Von da ab, weil ihm nun nicht mehr die Armut an Kopf und Herzen fraß, liebte er Geva zärtlich und ließ den Stock ruhen.

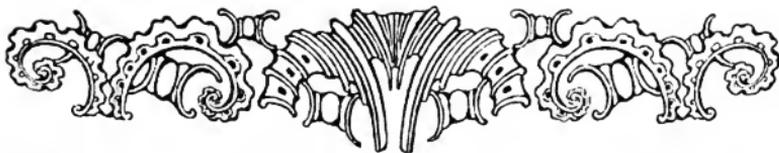
Soweit das Märchen.

Wie schade, daß es heutzutage keine Zauberer mehr gibt, die durch einen einzigen Hokuspokus böse Xantippen in Turteltauben und arge Ehewüteriche in zarteste Pantoffelhelden wandeln könnten. Die Ehe wäre dann das, was sie ja eigentlich sein soll, aber niemals oder nur sehr selten ist: ein Paradies.





Gargantua mit den Glocken von Notre-Dame.
Nach einem alten französischen Stich.



Die Franzosen

Gargantua und Pantagruel.

Don François Rabelais (1495—1553).

Das originellste und humorvollste Werk der altfranzösischen Literatur ist die große Romanbichtung „Gargantua und Pantagruel“ des Satirikers François Rabelais. Der Dichter ist ein echtes Kind seiner gährenden Zeit; die großen Geistesbewegungen des 16. Jahrhunderts, die alte Dogmen erschütterten und eine neue Welt anbahnten, wirkten auf das Leben und Dichten Rabelais', des Priesters, Benediktinermönchs, Weltgeistlichen, Wandersmanns, Naturwissenschaftlers, Mediziners, Topographen, Schriftstellers, Anatomielehrers, Chorberrn, Krankenhausarztes und schließlich Pfarrers, gar gewaltig ein. Ruhelos wechselte er Aufenthalt und Berufe, ein echter Bohémien des 16. Jahrhunderts, ein Mann voll Geist, Wit und schriftstellerischem Genie. Sein Hauptwerk sind die vier Bücher der gigantischen Riesengeschichte „Gargantua und Pantagruel“, einer Art von märchenhaftem Heldenroman, in dem sich der Dichter in ergößlichster Weise über alle gesellschaftlichen und politischen Gebrechen seiner Zeit lustig macht. Eine durchaus humoristische Weltbetrachtung spricht aus dem phantastisch-bizarren Werk, das erfüllt ist von grotesk-lomischen Gestalten und symbolischen Vorgängen. Dem phantastischen Wit des Dichters genügten für die Hauptgestalten seines Werkes keine gewöhnlichen Menschen; es mußte schon ein Geschlecht von Riesen sein, und der Fabelkönig Grandgousier, sein Sohn Gargantua und sein Enkel Pantagruel haben ungeheuerliche Dimensionen.

Die nachstehend ausgewählten Stellen sind mit einigen Kürzungen und kleinen Abänderungen der neuen Rabelais-Üebersetzung von Engelbert Hegaur und Dr. Dwiglaf, die bei Albert Langen in München erschienen ist, mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers, entnommen.

*

Den Inhalt des „Gargantua“ bildet die Geschichte von der höchst sonderbaren Geburt, Erziehung und den Kriegstaten des Riesenprinzen Gargantua, Sohnes des Riesenkönigs Grandgousier. Nachdem der Dichter die groteske Geburt des Riesenprinzen geschildert hat, beschreibt er die Art, wie der „Kleine“ gekleidet wurde.

*

Von der Kleidung des Gargantua.



Als er das Alter dazu hatte, befahl sein Vater, daß man ihm Kleider in seinen Farben, nämlich weiß und blau, anfertige. Als bald sorgte man dafür, nahm Maß, schnitt und nähte sie nach der neuesten Mode.

Auf den alten Stücken in der Rentkammer zu Montfoucau finde ich, daß er folgendermaßen ausgestattet war:

Zu seinem Hemd verwendete man 900 Ellen Chasteltrauder Leinwand und 200 für die viereckigen Stücke, die man unter die Achseln setzte. Es war nicht gefältelt; denn die Kräuselung der Hemden kam erst auf, als die Näherinnen die Nadelspitzen abgebrochen hatten und anfangen, mit dem Lochende zu arbeiten und den Stoff zu verrunzeln.

Zum Wams zerschnitt man 813 Ellen weißen Satin und für die Nestel 1509 Hundsfelle und ein halbes. Damals begann man die Hosen am Wams anzuhäften und nicht das Wams an den Hosen; denn das ist ein wider-natürlicher Brauch, wie Oskam ausführlich im Kapitel über die Exponiblen des Herrn Hochhose dargetan hat.

Zu besagten Schenkelgebäuden verbrauchte man 1105 und eine dritte Elle weißen Estamin, und hinten waren sie in Form von gereifelten und ausgezackten Schlitzen aufgespalten, um die Lenden kühl zu halten; daraus flatterten die Zotteln aus blauem Damast so üppig, als nötig war. Beachtet wohl, daß er sehr schöne und seiner Statur wohlproportionierte Hosen trug.

Für seine Schuhe mußten 406 Ellen tiefblauen Sammets herhalten, und sie waren sehr artig mit parallellaufenden Nesteln zum Einhängen in gleichförmige Zylinder eingerichtet. Zu den Sohlen zerschnitt man 1100 braune, nach Form der Stöckfischschwänze zugestuzte Kuhhäute. Zu seinem Leibrock nahm man 1800 Ellen blauen Sammet, ringsum mit hübschen Schildereien bestickt, und zwar einwändig mit Kannen aus Silber- und Goldfäden und Perlenchnüren, wodurch man andeutete, daß er seinerzeit ein tüchtiger Saufaus werden sollte. Sein Gürtel war aus dreihundert und einer halben Elle Seidenferge gefertigt, halb weiß, halb blau, wenn ich mich nicht sehr täusche.

Sein Schwert stammte nicht aus Valencienne, noch sein Dolch aus Saragossa; denn sein Vater haßte diese verfluchten marranischen Hidalgos wie den Teufel. Dafür trug er einen schönen Holzsäbel und einen Dolch aus Lederpapier, so fein bemalt und vergolbet, wie man's nur wünschen mochte.

Zu seinem Rock taten's 9600 Ellen weniger zwei dritte blauen Sammets mit diagonalem Goldfadengewebe, welches, vom rechten Standpunkt aus gesehen, in einer unbenennbaren Farbe schillerte, wie sie sehr ergötzlich am Halse der Turteltauben glänzt. Zu seiner Mütze brauchte man dreihundertzwei und eine viertel Elle weißen Sammet; sie war stattlich und rund, dem Umfang seines Schädels gemäß. Sein Vater war nämlich kein Freund jener marabesischen Hüte, die wie Pastetenkruste aussehen.

Ein Federbusch von einem Onocrotal aus dem wilden Hiskanierlande groß und blau, hing ihm gar artig auf das rechte Ohr herab.

Als Medaillon trug er auf einer 68 Mark schweren Goldplakette eine schickliche Emailfigur; sie stellte einen Menschenkörper mit zwei nach innen gewendeten Köpfen dar, mit vier Armen, vier Füßen, wie nach Platos Gastmahl die Menschengestalt bei ihrem mystischen Ursprung beschaffen gewesen sein soll.

Um den Hals zu schlingen hatte er eine Goldkette, die 25 063 Mark in Gold wog, aus lauter großen Kugeln zusammengesetzt, zwischen welche Drachenfiguren, aus dickem grünen Jaspis geschnitten und rings von Strahlen und Funken umgeben, eingearbeitet waren, wie sie vormalig der König Necepos trug. Sie hing ihm bis auf den Nabel herab, wovon er sein ganzes Leben lang die Wirkung verspürte, wie die griechischen Aerzte derlei erwähnen.

Zu seinen Handschuhen nahm man sechzehn Trollenhäute und zur Verbrämung drei Werwolfspelze. Aus diesen Fellen wurden sie ihm nach Angabe der Kabbalisten von Sainlouand angemessen.

In seinen Ringen, womit er sich nach des Vaters Wunsch zierte, um seine edle Abkunft zu erweisen, trug er auf dem Zeigefinger der Linken einen Karfunkelstein vom Umfang eines Straußeneis, gar zierlich in Seraphengold gefaßt. Den Mittelfinger derselben Hand schmückte ein Reif, der auf nie gesehene und merkwürdige Art aus viererlei Metallen zusammengesetzt war, und zwar so, daß der Stahl das Gold nicht schändete, noch das Silber das Kupfer schimpfte. Den Mittelfinger der Rechten umspannte eine Spirale mit einem unvergleichlichen Ballasrubin, einem unschätzbaren spitzen Diamanten und einem kostbaren Phjsoner Smaragd. Hans Carpel, der große Steinkenner des Königs von Melindien, schätzte sie auf 69 894 018 langwollige Schafe; auch die Fugger in Augsburg werteten sie nicht geringer.

*

Nachdem der junge Riesenprinz Gargantua seine erste Jugend verbracht hat, wird er vom Riesenkönig Grandgousier nach Paris zum Studium geschickt. Dort wird er wie ein Wundertier angestaunt und eines Tages nimmt er die großen Glocken aus dem Turm der Notre-Dame-Kirche, weil er „ein paar Schellen für seine Stute“ braucht. Er liefert aber den Parisern die Glocken wieder aus, nachdem ein lächerlicher Sophist an ihn eine Rede gehalten, in der sich Nabelais über die gelehrte Rednerei lustig macht. Gargantua lebt in Paris einen guten Tag, bis eines Tages in seiner Heimat ein großer Streit zwischen seinen Landsleuten und den Honigtuchbädern von Verné ausbricht, ein Streit, der zu großen Kämpfen führt, da Pitrochol, der König der Honigtuchbäder, das Land Grandgousiers übersfällt. Da ruft Grandgousier seinen Sohn Gargantua aus Paris zu Hilfe. Gargantua eilt auch herbei und verrichtet ungeheure Heldentaten.

Im zweiten Buche, dem „Pantagruel“, der übrigens vor dem ersten, dem Gargantua, erschienen ist, toben sich die Lustigkeit, der Humor und die Satire des Dichters erst recht aus. Den Inhalt der ersten Kapitel bilden die groteske Schilderung der Geburt, Kindheit und Erziehung Pantagruels, des Sohnes Gargantuas. Hier schlägt die Phantasie des Dichters gar drollige Purzelbäume.

*

Don Pantagruels Kindheit.



Bei den alten Historienſchreibern finden ſich gar viele merkwürdige Geburtsfälle und Kindheitsgeſchichten aufgezeichnet, ſo ihr im ſiebenten Buch des Plinius und anderswo bei guter Muße ſelbſt leſen mögt. Aber nimmer ward dergleichen erfunden, als ich euch von Pantagruel berichten muß. Denn es iſt ſchier nicht zu glauben, wie raſch er an Kraft und Größe gedieh. Herkules erdroſſelte zwar in der Wiegen ſchon zwei Schlangen, die freilich recht dünn und windig mögen geweſen ſein. Denn er war ein Stümper gegen Pantagruel, der als Wickelkind die erſtaunlichſten Heldentaten aufſtellte.

Einmal entwich ein Bär aus dem Schloßwinger, trollte zu dem Rieſenprinzelein und leckt' ihm die Pausbacken, die nicht ganz ſauber gewaſchen waren. Der Knirps aber, nicht faul, ſprengte die Stricke, ſaßte den Meiſter Peß am Sottellſell, zerrupft' ihn wie ein Hühnlein und verſchmaußt' ihn ohne Salz und Schmalz auf einen Sitz. Da befürchtete Gargantua, er möchte ſich auf dieſe Art den Magen verſtauchen, und ließ ihn mit Ketten an eiſerne Schwibbögen in ſeine Bettſtatt ſchmieden. So mußte er denn ſtill und friedlich liegen, hatte auch kaum Platz, die Arme recht zu rühren. Eine der Ketten wurde ſpäterhin von den Teufeln geſtohlen, um Luzifer damit zu feſſeln, der in einem ſchmerzhaften Kolikanafall losgebrochen war, als ihm die Seele eines Stadtwächters ſchwer im Magen lag.

Nun begab es ſich bald darauf, daß Gargantua ſeiner Sippe ein umfänglich Feſtmahl zurichtete. Alle Bedienteten des Hauſes waren dazu benötigt, und ſo kam's, daß niemand des Stammhalters achtete, der ganz vergeſſen linksibus liegen blieb. Was ſtellt' er da an? Was er da anſtellte, liebe Leut'? Macht wohl die Ohren auf: Erſtlich verſuchte er, die Ketten an ſeiner Wiege zu zerreißen; aber es ging nicht, ſie waren allzu feſt geſchmiedet. Nun ſtrampelte er mit den Beinen, daß die Fußwand des Bettgeſtells ausbrach, ſteckte die Zehen herfür und rutschte mit dem Körper nach; krabbelte ſo allgemach auf den Boden und richtete ſich mit aller Kraft in die Höhe, wobei ihm das Geſtell am Buckel hing wie einer Schildkröte ihr Gehäus, wenn ſie gen eine Mauer hinaufwill; man hätte aber meinen können, ein großes Handelſchiff läg auf dem Hinterſteven.

In dem Aufzug watschelt er nach dem Feſtſaal, wes die Bankettierenden baß erſchraken. Derweil ihm aber die Hände ungelöst waren, konnt' er nichts zu eſſen greifen, bückte ſich drum vornüber und leckte mit der Zunge ein Schnitzelein auf. Da wurde ſein Vater inne, daß man ihn hätt' ohne Fürſorg gelassen, und beſahl die Ketten abzunehmen. Das heißte auch die verſammelte Vetterſchaft, ſintemal die Aerzte meinten, wenn er länger in der Wiege bleibe, bekäme er die Gicht. Man rückte alſo an der Tafel zuſammen, auf daß er niederſiße. Zuvor aber ſchwur er, daß kein Roß ihn mehr in die Wiege bringe und wiſchte mit der Fauſt darauf, daß ſie in hunderttauſend Sehen flog.

Als Jüngling kommt Pantagruel nach Paris und lernt hier den Landstreicher Panurg kennen, der von jetzt an sein treuer Begleiter und Hauptkumpen ist. Des Dichters Interesse konzentriert sich gänzlich auf Panurg, der durch seinen Humor, seine Selbstironie, seine burleske Lasterhaftigkeit, seine tollen Streiche nicht nur die lustigste Figur des ganzen Werkes, sondern auch die realistischste, lebensnächste Gestalt ist, die Nabelais geschaffen. Panurg ist ein Verwandter des deutschen Till Eulenspiegel, der lustigen Helden der alten Schelmenromane, ein derber, witziger, schlagfertiger Patron, ein Künster und Aufschneider, dessen Phantastereien aber immer voll Selbstpersiflage sind. In diesem zynischen und lustig philosophierenden Abenteuerer hat Nabelais zweifellos viel von seinem eigenen Wesen gegeben und ihm manches von seinen eigenen Meinungen und Lebenserfahrungen witzig, kühn und drahtisch aussprechen lassen. Panurg spottet über alles, aber er ironisiert sich selbst nicht minder und plaudert alle seine Schandtatzen aus.



Der Riesen-Säugling Pantagruel tritt mit der Wiege auf dem Rücken in den Bankettsaal.

Nach einem alten französischen Stich.

Panurg.



anurg war von schicklicher Mittelgröße, hatt' eine zierlich gebogene Adlernase wie ein Rasiermesserheft, zählte damals etwa fünfunddreißig Jahr und ließ an mannbarer Ritterlichkeit nichts zu wünschen über, nur daß er ein wenig weiberfüchtig war und von Natur aus einer Krankheit unterworfen, von der es damals hieß

Kein Kreuzer Geld,
Das schlimmste Uebel in der Welt.

Immerhin gebot er über dreiundsechzig Mittel, seinen Säckel wieder zu füllen, wovon das einfachste und harmloseste gemeinhin als heimliche Stibitzerei umläuft. Ein Tunichtgut, Falschspieler, Zechbruder, Pflastertreter und Nachtschwärmer wie nur je einer zu Paris,

Doch sonst, ich sag es ungeheut,
Der wackerst' Bursche weit und breit.

Alleweil hatt' er einen Handel gegen die Scharwächter und Ortsbüttel. So lud er einmal drei oder vier stämmige Bauernburschen zu einem Abendtrunk und ließ sie saufen wie die Tempelherren. Führte sie dann auf die Anhöhe beim Navareser Kollegium und horchte, bis die Wache ihre Runde machte, worauf er und seine Gefellen einen schweren Karren mit gewaltigem Schuck bergab saufen ließen, daß er die Wachtleute wie Ferkel überrädelte. Die Kumpanei aber machte sich nach der andern Richtung aus dem Staub, denn in kaum zwei Tagen hatt' er alle Gassen, Hinterhöfe und Seitenstege wie sein Vergelt's Gott auswendig gelernt.

Ein andermal legt' er an den Weg, wo die Stadtwaibel aufzogen, einen langen Strich Pulver, und wie sie nahe genug waren, bracht' er's zum Zünden; freute sich auch unbändig, wie sie davor Reißaus nahmen, als sah' ihnen der Leibhaftige auf den Fersen.

Wenn er einem philosophischen oder theologischen Magister einen Schaber nach spielen konnt', war er niemals zu faul dazu. Es durft' ihm keiner in die Quere kommen, ansonst er ihm einen Hundskegel in die Kapuze legte; oder er heftet' ihm einen Fuchschwanz oder ein paar Eselsohren auf den Buckel, oder spielt ihm einen andern Streich.

Unter dem Wams trug er meist eine Peitsche und figte den jungen Aufwärttern über die Wader, damit sie ihren Meistern den Wein rascher heimbrächten.

Im Mantel barg er mehr als sechsundzwanzig kleine Beutel und Ränzlein, und in jedem stak etwas: im einen ein Gütterlein Bleiwasser und ein Messer, spiz wie ein Kürschnerpfriem, womit er Geldbörsen aufschlichzte; im andern Pfeffermehl, das er den Entgegenkommenden in die Augen stäubte; im nächsten Kletten oder Klebeballen aus Vogelfedern, die er den braven Bürgerleuten auf Mützen und Kittel schmiß; manach ehrsamem Mann setz' er auch ein paar Hörner auf, so dieser durch die ganze Stadt und oft seiner Lebtag trug.

Ingleichen ein Bündel Haken und Angeln, und wenn irgendwo ein Pärlein dicht vereinigt stand, heftet' er sie zusammen, daß sie sich beim Auseinandergehen die Kleider zerschlenzten. Ferner ein Feuerzeug mit Zündstein, Schwamm und sonstigem Zubehör. Auch zwei oder drei Brennspiegel, womit er die Leute oftmals zur Raserei bracht; denn er meinte kühlen Sinns, es käme auf eins heraus, ob sie Harm auf der Winterseit oder warm auf der Hinterseit verspürten.

Sodann ein Nähbesteck mit Nadel und Zwirn, das ihm bei tausenderlei Schindluder zu passe kam.

So half er einmal einem Franziskaner, der im Gerichtspalast für Ihre Gehtrengen Messe lesen wollte, beim Anlegen des Ornates, näht' ihm aber flink Chorrock, Meßgewand und Hemd aneinander und zog sich zurück, als die Räte erschienen, um der geistlichen Handlung beizuwohnen. Als nun der Frater zum *Ite missa est* kommen war, traf er Anstalt das Meßgewand ausziehen, lüpf't aber gleichzeitig Chorrock samt Hemd in die Höh' und deckte sich bis zu den Schultern auf.

Item, in einer seiner Taschen steckt' ein Bauchfläschlein mit ranzigem Oel, womit er die Kleider der zierlichen Herrlein und Damen verschmierte, indem er auf sie zuing, als ob er den Stoff bewundere: „Ah, was für ein feines Tuch, welch köstliche Seide, welch unvergleichlicher Taffet!“ Und dabei strich er ihnen mit den Fingern über die Krause, daß der Setzflack für alle Zeiten haftete.

Im nächsten Gefach steckten ein paar Dieteriche, Haken und Hauptschlüssel, denen kein Koffer- noch Kastenschloß zu widerstehen vermochte.

Zu guter Letzt etliche Zauberbecher, mit denen er überaus geschickt hantierte; denn er war nicht umsonst früher als Theriakdoktor herumgestürzt. Wenn er jemandem einen Taler wechselte, verdufteten allemal fünf oder sechs Gröschchen davon sichtbarlich, vor aller Augen, ganz offenkundig, ohne Riß oder Schlich, hui wie der Wind: und der Gesoppte hatt' eine dikkatere Nase als Meister Muck haben müssen, so er hatt' auschnüffeln wollen, wohin sie zerflogen.

Panurg erweist sich immer mehr als toller, lustiger Bruder, er holt sich auf listige Weise Abtaß, verheiratet alte Weiber, führt Prozesse in Paris, besiegt einen großen englischen Gelehrten, der mit Pantagruel disputieren will, in einem pantomimischen Disput, verliebt sich in eine vornehme Dame und rächt sich an ihr wegen ihrer Sprödigkeit. Bald erhält Pantagruel Nachricht, daß die Dipsoben (die Durstigen) in das Land der Amauroten (der Unkenntlichen) eingefallen sind, und verläßt mit seinen Getreuen: Panurg, Carparlim, Eusthenes und Epistemon Paris und besiegt auf eine ungeheuerlich dargestellte Weise die Dipsoben und dreihundert Riesen mit Steinrüstungen. Dann zieht er in die Stadt der Amauroten ein, Panurg verheiratet den König Anarch und läßt ihn in den Straßen Zwiebestunke verkaufen. Pantagruel führt im dritten Buch eine Kolonie aus Utopien nach Dipsobien und verleiht dem Panurg die Herrschaft Salmigondi. Panurg wirtschaftet aber sehr schlecht; und legt sich eine Philosophie zurecht, nach der es ihm ökonomischer scheint, den Weizen grün zu verzehren. Trotzdem steckt er tief in Schulden, und auf die Vorstellungen Pantagruels hält er eine wichtige Lobrede auf die Schuldenmacher und die Borger, in welcher der Gedanke durchgeführt ist, daß in der Welt alles auf gegenseitige Dienstleistung gestellt sei.

Wie Panurg die Schuldner und Borger lobt.



ber.“ fragte Pantagruel, „wann wirst du denn deine Schulden los?“

„Am Sankt Nimmerlestag,“ versetzte Panurg, „wenn die ganze Welt zufrieden sein wird und Ihr Euer eigener Erbe worden seid. Da sei Gott vor, daß ich sie je loswerde; fände ja sonst keinen mehr, der mir noch einen Pfennig borgte. Habt Ihr von ohngefähr keinen Gläubiger?“

Der wird Gott ständig bitten, Euch ein gut, lang und glücksfällig Leben zu schenken; um sein Geld nicht zu verlieren, wird er überall Euer Lob singen und Euch allenthalben neuen Kredit schaffen, damit Ihr wieder Geld aufnehmen und mit andrer Leute Boden seinen Graben ausfüllen könntet.

Vor alter Zeit wurden in Gallien nach den Gesetzen der Druiden alle Sklaven und Knechte bei ihrer Herren Leichenseier lebendigen Leibes verbrannt: meint Ihr, die hatten keine Heidenangst vor dem Tod ihrer Gebieter, weil sie doch mit abfahren mußten? Meinet Ihr, die lagen nicht in einem fort ihrem großen Gott Merkur und Pluton, dem Dukatenvater, in den Ohren, sie möchten den Herren nur ja eine standhafte Gesundheit verleihen? Waren sie nicht eifrig darauf aus, sie wohl zu traktieren und zu betreuen? Um nur ja mit ihnen zusammen am Leben zu bleiben, zum wenigstens bis an ihr letztes Stündlein? Und ebenso, ja noch gottergebener, werden Eure Gläubiger um Euer Wohlergehen flehen und vor Eurem Tode zittern, je lieber ihnen Eure Aermel sind als Euer Arm und Eure Gulden als Euer Leben. Denkt an die Wucherer von Haiderot, die sich neulich aufknüpften, als die Korn- und Weinpreise fielen und das schlechte Wetter umschlug!“

Da Pantagruel schwieg, fuhr Panurg also fort: „Zum Henker, bei Licht besehen treibt Ihr ein schlimmes Spiel mit mir, wenn Ihr mir meine Schulden und Gläubiger vorreitet. Grad auf dies Kunststück tu' ich mir was zugut und komme mir als ein verehrungswürdiger und fast erstaunlicher Herr vor, weil ich gegen alle Philosophenmeinung, die behauptet, aus nichts werde nichts, doch aus dem blanken Nichts etwas zurechtgemacht und kreiert habe. Ja, was denn? Nun: fürs erste so viel nette, brave Gläubiger. Und das sind doch — daran halt ich fest bis zum Feuer — liebe, hübsche Kreatürlein. Wer nichts pumpt, ist ein zuwiderer, schlechter Gesell und höchst niederträchtiger Höllensohn. Fürs zweite aber, he: Schulden! Das ist eine rare Sach' und schön wie das klassische Altertum! Erschließet Ihr aus der Zahl der Kreditgeber die Fürtrefflichkeit der Schuldner, so schießt Ihr in der praktischen Arithmetik keinen Boß.“

Stellt Euch für, wie behaglich mir zumut' ist, wenn ich jeden Morgen diese demütigen, ergebenen und in Ehrfurcht ersterbenden Gläubiger um mich herum sehe; wenn ich bemerke, wie so ein Lumpenkerl, blinzl' ich ihn nur ein bißchen freundlicher an als die andern, alsbald vermeint, er sei Hahn im Korb und komme zuerst an die Reihe, und mein Lächeln für harte

Taler anschlägt. Wie der Herrgott im Passionspiel zu Saumur fühl ich mich da, begleitet von Cherubim und Seraphim; das sind meine Stellenjäger, meine Schmarotzer, meine Günstlinge, meine Gutentagfager, meine ständigen Lobredner. Wahrhaftig, aus lauter Schulden dünkt mir der heroische Tugendberg aufgebaut, von dem Hesiod erzählt, auf dem ich aus eigener Kraft die höchste Stufe erreicht habe und auf den alles Menschliche hinzuzielen und loszusteuern scheint. Aber um der Schwierigkeit des Wegs willen erklimmen ihn nur wenige, wenngleich heutzutage alle Welt sehnsüchtig danach strebt, Schulden zu machen und neue Gläubiger zu gewinnen. Nicht jeder kann's eben, der's möchte. Und Ihr wolket mir diese herrenmäßige Glückseligkeit erweisen? Ihr fraget mich, wann ich denn endlich die Schuldenwirtschaft satt habe?

Will mich dem lieben heiligen Babolin anvertrauen, wenn ich nicht all mein Lebtag für das Bindeglied zwischen Himmel und Erden ein Schuldverhältnis angesehen habe, wie ein solches auch das Geschlecht der Menschen zusammenhält, ohne daß sie binnen kurzem alle zugrund gehen müßten: ja, es ist recht eigentlich jene große Weltseele, die nach den Akademikern allen Dingen Leben einflößt. Um einzusehen, daß dem so sei, stellet Euch einmal heiteren Geistes die Idee und Wesenheit einer beliebigen Welt für ohne Schuldner und Gläubiger. Wie? Gleich geht Euch der Sternenkurs aus dem Leim und alles läuft durcheinander. Jupiter will dem Saturn nichts mehr schuldig sein, setzt ihn an die Luft und hängt an seiner homerischen Ketten alle Geister, Götter, Himmel, Dämonen, Genien, Heroen, Teufel, Erde, Meer und alle Elemente auf. Saturn verbündet sich mit dem Mars und beide kehren in der Welt das Unterste zu oberst; Merkur will den andern nicht mehr dienstbar sein; denn er ist ihnen ja nichts schuldig. Die Venus veneriert man nicht weiter; sie rückt ja mit nichts heraus. Der Mond kommt blutig und düster daher; wozu sollt' ihm die Sonn' ihr Licht borgen? Nichts verpflichtet sie dazu. Auch die Erde illuminiert sie nicht mehr, und die Sterne behalten ihre guten Einflüsse für sich selber. Zwischen den Elementen hört jede Beziehung, Wechselwirkung und Umwandlung auf. Keines hält sich dem andern mehr für verpflichtet; es bekommt ja auch nichts geliehen. Aus der Erde ersteht kein Wasser, das Wasser wandelt sich nicht in Luft, die Luft nicht in Feuer, das Feuer heizt nicht die Erde ein. Ein Hundestall wär' diese schuldenlose Welt, eine Mißwirtschaft noch ärger als die des Pariser Rektors, ein Pandämonium noch konfusier als die Festspiele von Doué!

Kein Mensch hülf dem andern; da hätt' einer gut schreien: Hilfse! Seurio! Mordio! — niemand käme gelaufen. Denn warum? Er lieh nichts her, so schuldet man ihm auch nichts. Was bedeutet's den andern, wenn seine Habe in Flammen aufgeht, wenn er Schiffbruch leidet, wenn er in Gant kommt, wenn er stirbt? Er gab nichts auf Borg, ergo gibt man ihm wieder nichts. Kurzum: aus jener Welt wäre Glaube, Liebe und Hoffnung verbannt; denn die Menschen sind da, einander zu helfen. Statt dessen erhöbe sich Mißtrauen, Rücksichtslosigkeit und Haß und mit ihnen

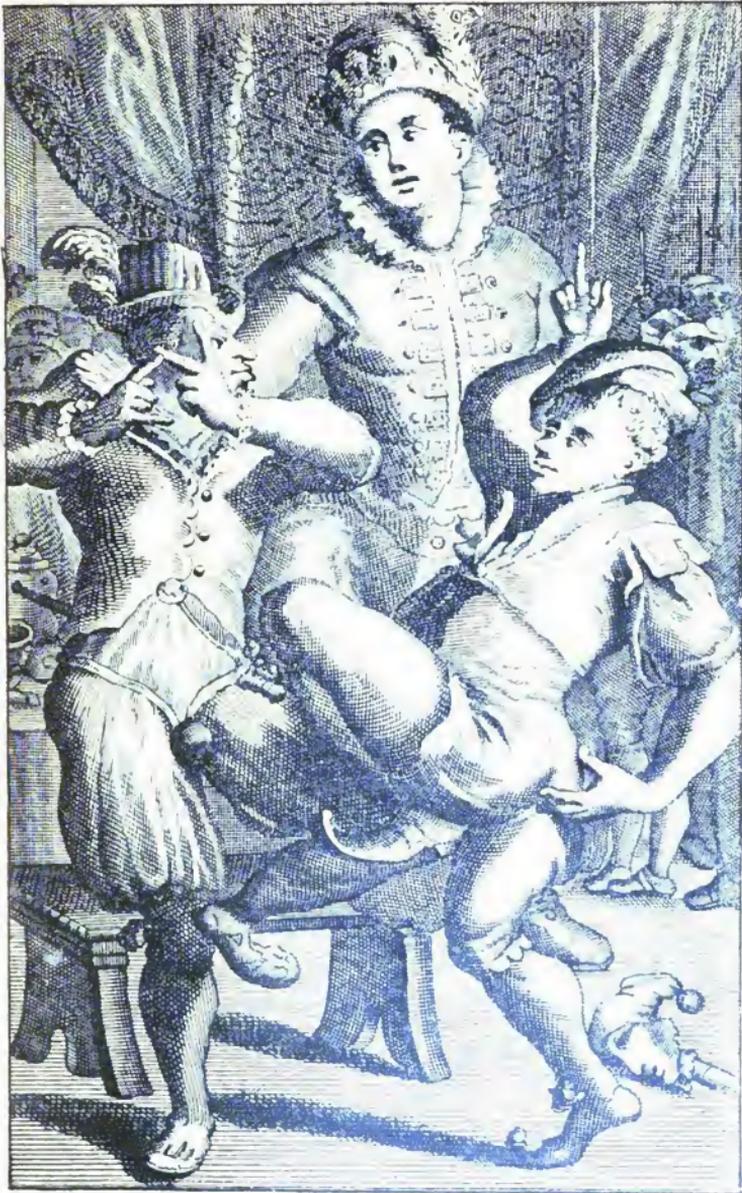
der ganze große Haufe jeglichen Uebels, Unglücks und Elends, als hätte gleichsam Pandora ihren Sack umgestülpt. Die Wölfe hausten die Menschen untereinander, wie Werwölfe und Unholde, wie Räuber, Meuchelmörder, Giftmischer, voll böser Gedanken, Wünsche und Taten, jeder haßerfüllt gegen alle anderen. Leicht, wahrlich, brächt's die Natur fertig, Sische in der Luft aufzufüttern und Hirsche am Meeresgrund auf die Weide zu treiben, als eine Welt so voller Wirrsal zu ertragen, in der es keine Schulden gäbe! Weiß Gott, sie ist mir in der See! zuwider!

Und stellt man sich nun als Herrn dieser verbrießlichen und grämlichen Welt jenes andere Weltlein vor, den Menschen: was wäre das für ein schreckhaft Durcheinander! Der Kopf enthielte den Augen das Licht vor, Füße und Hände zu lenken; die Füße lehnten es ab, ihn spazieren zu tragen, und die Hände, für ihn zu tagwerken. Satt hätt' es das Herz, um des Gliederspiels willen, sich zu rühren, und die Lunge, als Blasbalg zu wirkschaften. Die Leber verfäh' ihn nicht mit Blut; die Blase möchte keine Verbindlichkeit gegen die Nieren haben. Das Hirn, wenn es diesen wider-natürlichen Spektakel mitansähe, versänk' in duseeliges Sirmeln und liehe weder den Nerven Gefühl noch den Muskeln Bewegung. In Summa: in dieser aus ihrer Bahn geschleuderten Welt, wo man nichts schuldet, nichts ausborgt, nichts herlehnt, herrschte ein weit gefährlicherer Aufruhr, als ihn Aesop in seiner Fabel beschrieb. Sie ginge rettungslos und unverweilt in die Brüche, und wenn Aeskulap selber zu Hilfe käm'. Ja, verfiere der Leib in Verwesung, und die schwergekränkte Seele führe zu allen Teufeln, so schnell schier wie mein Geld."

•

Bald tritt an Panurg eine große Sorge heran. Er möchte heiraten, traut sich aber nicht in den Ehestand und fragt alle Welt, was er tun sollte. Das führt zu den ergößlichsten Erörterungen über die Ehe. Panurg kann nicht schlüssig werden. Er konsultiert Aerzte, Juristen, Virgilische Lese, Philosophen, Theologen, Kabbalisten, das Traumorakel, Wahrsagerinnen, Bettelmönche, den lustigen Bruder Johann und einmal auch, auf Pantagrue's Rat, einen Taubstummen. Pantagrue sagt, diese seien sehr verlässlich, besonders wenn ihr Rat bloß durch Zeichen an den Tag trete. „Wollen uns darum an diesen Brauch halten und ohne Worte uns von einem Taubstummen belehren lassen.“ „Einverstanden,“ versetzt Panurg. „Aha,“ fährt Pantagrue fort, „es ist not, daß der Stumme von Geburt an taub sei und um dessentwillen stumm. Ist kein richtiger Stummer, der früher einmal hat hören können. Such dir nun aber jemanden aus; Meister Nasekäse scheint mir der rechte Mann, denn er ist von Geburt stumm und taub.“

•



Vanurg und Nasemäc verständigen sich durch Zeichen.
Nach einem alten französischen Stich.

Wie Nasemäck dem Panurg mit Zeichen antwortet.



Nasemäck ward geholt und traf andern Tags darauf ein. Panurg beschenkt' ihn bei seiner Ankunft mit einem fetten Kalb, einem halben Schwein, zwei Tönnlein Wein, einer Meße Korn und dreißig Gulden Bargeld, führt' ihn sodann vor Pantagruel und gab ihm in Anwesenheit der der Edlen des Hofes folgende Zeichen:

Er gähnte lang und ergiebig und machte gleichzeitig vorm Maul mit dem Daumen der rechten Hand die Gestalt des griechischen Buchstaben *T* wiederholentlich nach. Hub alsdann die Augen gen Himmel und verdrehte sie wie eine Geiß in Kindsnöten, hustete und tat einen tiefen Atemzug. Hierauf hockte er sich nieder, beugte das linke Knie und verblieb in solcher Haltung, wobei er die Arme über der Brust kreuzte.

Nasemäck guckt' ihm mit großer Neugier zu, erhob dann die linke Hand in die Luft und schlug alle Finger ein, außer dem Daumen und Zeigefinger, deren Nägel er sanftlich aneinanderlegte.

„Ich verstehe,“ sprach Pantagruel, „was er mit diesem Zeichen sagen will: es bedeutet Heirat und obendrein die Zahl 30, nach der Pythagoräer Auffassung. Wirst Hochzeit machen!“

„Don Herzen Dank,“ sagte Panurg, indem er sich zu Nasemäck wandte, „mein Haushofmeisterlein, lieber Kamerad und Obernachtwächter!“

Nun hob Der besagte Hand noch höher, streckt' alle fünf Finger aus und spreizte sie, so sehr er nur vermochte.

„Hiermit,“ sprach Pantagruel, „deutet er uns noch klarer an, vermittelst der Zahl 5, daß du heiraten willst. Wirst dich nicht bloß verloben und vermählen, — auch vor dem Fest schon wird dir's wohlergehen.“

„Ho,“ rief Panurg, „was für ein trefflicher Nasemäck! Will ihm eine Meierei bei Cinais schenken und eine Windmühle in Mirebalais!“

In diesem Augenblick nießte der Stumme also heftig, daß es ihn mit dem ganzen Leib nach links hinüber riß.

„Heiliger Strohsack!“ sprach Pantagruel, „was soll nun dieses heißen? Ist von schlimmer Fürbedeutung und besagt, daß dein Eßstand böß und unglücklich ausfallen wird. Dies Nießen ist nach des Terpsion Lehre nichts andres denn das sokratische Dämonium: geschieht's nach rechts, so bedeutet's, daß man dreist und sicher den Weg gehen mag, den man sich vorgenommen, — Eingang und Ausgang werden gesegnet sein; geschieht's aber nach links, dann ist's gefehlt!“

„Ihr nehmet alles möglichst schlimm,“ meinte Panurg, „und bringt's in Verwirrung wie ein zweiter Davus. Glaub' nichts von alledem; wird wohl ein Erzbetrüger sein, der alte Dummkopf Terpsion!“

„Mag sein,“ erwiderte Pantagruel, „aber Cicero erzählt davon nirgendwo im zweiten Buch de divinatione.“

Nun wandte sich Panurg wieder an Nasemäck und macht' ihm folgendes Zeichen:

Er kehrte die Augenlider nach oben um, verdrehte den Unterkiefer und hängte die Zunge halb zum Munde heraus. Streckte sodann die linke Hand offen aus, wobei der erste Finger als ein Lot auf dem Handteller stand; aus der rechten ballt' er eine Faust, streckte nur den Daumen nach hinten unter die rechte Achsel und setzte sie über den Rücken an die Stelle, so die Araber Al Katim nennen. Als bald wechselt' er und hielt die rechte Hand dergestalt wie vorher die linke. Und wiederholte solch Spiel neunmal. Beim neunten Mal bracht' er Augenlider, Kiefer und Zunge wieder in ihre natürliche Lage, warf Nasemäcken einen schiefen Blick zu und bewegte die Lippen wie ein hochender Aff' oder ein Karnickel, das grünen Hafer frißt.

Unverweilt hob jezt Nasemäck die völlig geöffnete rechte Hand in die Höh', schlug den Daumen zwischen Gold- und Mittelfinger ein, indem er diese kräftig um ihn herum zusammenpreßte, und streckte den kleinen und den Zeigfinger gradaus. Die also gestalt'te Hand legt' er dem Panurg auf den Nabel, besagten Daumen allfort hin und her bewegend. So klettert' er gemach mit ihr über Panurgens Bauch, Brust und Hals hinauf, kam schließlich ans Kinn und schob ihm den Daumen in den Mund. Hierauf rieb er ihm die Nase, rückte bis zu den Augen vor und tat so, als wollt' er sie mit dem Daumen auskratzen.

Aber nun kriegt's Panurg mit der Angst und wollte sich schleunigst vor dem Stummen davonmachen; doch Nasemäck fuhr fort, ihn mit dem Daumen zu bestreichen, bald die Augen, bald die Stirn, bald den Kappenrand.

Da schrie Panurg: „Verfluchter Hansnarr! Sollst Prügel kriegen, wenn du nicht aufhörst!“

„Aber er ist doch taub!“ sprach Bruder Hannes, „kann dich drum nicht verstehen, du Zipfel! Mußt ihm sinnreiche Zeichen machen, daß ein Maulschellenhagel am Himmel steht!“

„Was zum Teufel,“ rief Panurg, „will denn dieser Hegenmeister?“ und hob schon voller Aerger die Faust, den Stummen zu züchtigen; doch achtet' er die Gegenwart Pantagruels und hielt sich zurück.

„Wenn dich schon die Zeichen ärgern,“ sprach Pantagruel, „wie werden dir erst die Dinge zusehen, so sie andeuten! Alles, was wahr ist, stimmt gut zusammen. Der Stumme behauptet und zeigt an, daß du heiraten wirst, aber gehört, geprügelt und bestohlen werden.“

„Mit dem Heiraten bin ich einverstanden; alles übrige wird abgelehnt. Ich bitt' Euch, tut mir den Gefallen und glaubt mir, daß noch nie einer soviel Glück mit Weibern und Pferden hatte als mir vorbestimmt ist!“

Panurg kommt zu keinem Entschluß: keine einzige Auskunft vermag sein Ehglück zu verbürgen. Schließlich befragt er den Triboulet, den berühmten Hohnarren Ludwigs XII. Der gibt einen mysteriösen Spruch von sich, aus dem Pantagruel und Panurg schließen, sie sollten eine große Reise machen, um das Orakel der „Göttlichen Flasche“ zu befragen. Sie machen sich bald auf und gehen zu Schiff. Die vielen Aben-

teuer dieser Wunderreise bilden den Inhalt des vierten Buches. Hier treibt die humoristische Phantasie des Dichters ihre absonderlichsten Scherze. Da wimmelt es von merkwürdigen Schöpfungen, wie der Insel Plattnasen, den Windmännern, dem Krieg mit den Würsten. Außer diesen rein humoristischen Phantastereien gibt es auch viel in Symbolen verkleidete Satire. Die Reisegesellschaft lernt die merkwürdigsten Länder und Völker kennen, aber sie erreicht ihr Ziel nicht. Rabelais starb vor Vollendung des Wertes. Das fünfte Buch, das später als Fortsetzung erschien, ist nicht von ihm. Aus den Reiseabenteuern des vierten Buches sei hier noch der groteske Krieg mit den Würsten wiedergegeben, ein Abschnitt, der so recht bezeichnend ist für das übermüthige Heruntrollen des Rabelais'schen Humors. Die Reisenden sind auf der Insel Grimli, dem alten Wohnsitz der Fleischwürste, gelandet und kommen bald mit ihnen in einen Konflikt.

Der Krieg mit den Würsten.

Nach der Rabelais-Üebersetzung von F. A. Geßbete. (Bibliogr. Institut, Leipzig.)



Als die Gelandeten beim Essen waren, bemerkte Pantagruel, der mitten unter den Seinigen fröhlich bei Tische saß, wie etliche kleine, zahme Fleischwürste ganz still auf einen hohen Baum hinaufklettern, der nicht weit vom Büffet stand. Er fragte also Xenomanes: „Was sind das da für Tierchen?“ denn er dachte, es wären Eichhörnchen, Wiesel, Marder oder Hermeline. — „Das sind Würste,“ erwiderte Xenomanes. „Wir sind hier auf der Insel Grimli, von der ich Euch heute morgen gesprochen habe. Zwischen ihnen und ihrem alten Feind Fastnarr besteht seit lange eine heftige Fehde. Vermuthlich haben die Kanonenschüsse, die wir gegen den Wal abfeuerten, sie erschreckt, und sie fürchten, daß jener, ihr Feind, mit seinen Kriegsscharen gekommen sei, um sie zu überfallen oder ihre Insel zu verwüsten, wie er das schon öfter versucht hat, aber zufolge ihrer großen Vorsicht und Wachsamkeit stets mit geringem Erfolg.“ — „Per dio,“ sagte Pantagruel, „wenn du, mein Lieber, irgend ein anständiges Mittel weißt, wie diesem Krieg ein Ende zu machen wäre, und wie man sie miteinander versöhnen könnte, so zeige es mir an. Ich würde von Herzen gern alles tun und keine Mühe scheuen, die Streitpunkte zwischen ihnen auszugleichen und aus dem Weg zu räumen.“ — „Das ist vorderhand unmöglich,“ erwiderte Xenomanes. „Als ich vor vier Jahren hier und in Heimli war, ließ ich es mir anlegen sein, einen Frieden oder doch wenigstens einen längern Waffenstillstand zwischen ihnen zu vermitteln, und sie wären schon längst gute Nachbarn und Freunde, wenn der eine oder der andre hinsichtlich gewisser Artikel ein Zugeständnis hätte machen wollen. Fastnarr aber wollte nicht zugeben, daß die Blutwürste und die Schweizerwürste auch mit in den Frieden eingeschlossen würden; die Würste dagegen verlangten die



Vanurg befragt einen Gelehrten, ob er heiraten soll oder nicht.
Nach einem alten französischen Stich.

Uebergabe der Heringsveste, und daß ihnen die Verwaltung und das Regiment darin ebenso überlassen werden sollten wie in Pökelheim; auch sollte alles stinkende und niederträchtige Mordgesindel, das, wie man sagt, dort haust, ausgetrieben werden. Das wurde nicht angenommen; jedem Teil ersähen die Bedingungen unbillig, und so kam kein Vertrag zwischen ihnen zustande. Doch verfuhr sie seit der Zeit etwas weniger streng gegeneinander, und die Feindschaft legte sich ein bißchen. Aber seit das Dekret des Nationalkonzils von Chesil mit Knüppeln auf sie loshaut, sie verdonnert und zerblüht und zugleich Fastnarr für unrein, besudelt und im Bann erklärt, wenn er sich in ein Bündnis mit ihnen einlassen oder Verträge mit ihnen schließen würde, sind sie über die Maßen wild, giftig, erboht und hartnäckig geworden, so daß gar nichts zu machen ist. Eher würde es Euch gelingen, zwischen Katzen und Raben oder Hunden und Hasen Frieden zu stiften."

Während Xenomanes noch sprach, bemerkte Bruder Johann auf dem ansteigenden Hasenstrand fünfundzwanzig bis dreißig junge, schlanke Würste, die mit großen Schritten ihrer Stadt, Zitadelle, Burg oder ihren Rauchtürmen zueilten, und sagte zu Pantagruel: „Hier wird es ein Quidproquo geben, das seh' ich kommen. Diese würdigen Würste könnten Euch wohl gar für Fastnarr halten, obgleich Ihr ihm nicht im geringsten ähnlich seht. Machen wir also lieber Schicht mit dem Schmaufen und rüsten uns zum Widerstand.“ — „Gewiß wird das gut sein,“ sagte Xenomanes. „Würstebreiben Würste und sind immer heimtückisch, man darf ihnen nicht trauen.“ — Demzufolge erhob sich Pantagruel von der Tafel, um den Wald zu durchspähen. Aber schnell kehrte er zurück und versicherte uns, er habe links einen Hinterhalt von Settwürsten entdeckt, während auf der rechten Seite, von einem Hügel herab, der etwa eine halbe Meile weiterhin liege, ein gewaltiger Kriegshaufe von großen, kolossalen Fleischwürsten unter dem Schall von Dudelsäcken, Sackpfeifen, Stopfhörnern, Blafentrommeln, Querpfeifen, Zinken und Trompeten in voller Wut zur Schlacht gegen uns heranzöge. Nach den achtundsechzig Feldzeichen, die er gezählt hatte, berechneten wir, daß ihre Gesamtzahl nicht geringer als zweiundvierzigtausend Mann sein könne. Die Ordnung, in der sie vorrückten, ihre stolze Haltung und der selbstbewußte Ausdruck ihrer Mienen überzeugten uns, daß wir es hier keineswegs mit junger Mannschaft, sondern mit alten Kriegswürsten zu tun hätten. Die ersten Reihen bis zu den Feldzeichen waren vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet und führten, soviel man aus der Entfernung sehen konnte, scharf zugespitzte Piken; auf beiden Flügeln wurden sie durch eine zahlreiche Schar Rotwürste, Sülzen und Saucischen zu Pferde unterstützt, alles Bewohner der Insel, wilde, verwegene Burschen von kräftiger Gestalt. Nicht umsonst geriet Pantagruel in eine große Aufregung, obgleich Epistemon ihm einreden wollte, daß es ja möglicherweise in diesem Würstland Brauch und Sitte sei, befreundete Fremde auf ebensolche Art zu ehren und mit kriegerischem Gepränge zu empfangen, wie die treuen Städte des Landes die Könige von Frankreich empfingen und begrüßten, wenn dieselben nach

ihrer Krönung zum erstenmal bei ihnen einzögen. „Dielleicht,“ sagte er, „ist dies die gewöhnliche Leibwache der Landeskönigin, die, sobald sie von den jungen Würsten, die wir auf den Bäumen spähen sahen, erfuhr, daß Euer schönes und prächtiges Geschwader in diesem Hafen vor Anker gegangen sei, sofort vermutet hat, es müsse ein reicher und mächtiger Fürst sein, und die Euch nun in eigener Person entgegenzieht.“ — Dadurch aber keineswegs beruhigt, versammelte Pantagruel einen Kriegsrat, um die Ansicht desselben zu vernehmen, was in diesem zweifelhaften und gefährlichen Fall zu tun sei. Mit kurzen Worten legte er der Versammlung dar, wie solche Sitte, jemanden mit Waffengepränge zu empfangen, nur zu oft unter der Maske der Zuorkommenheit und Freundschaft zu Mord und Verrat mißbraucht worden sei.

Der Kriegsrat beschloß, daß man sich auf alle Fälle versehen solle. Also gab Pantagruel Carpalim und Gymnast den Befehl, die Besatzung des „Humpen“ (deren Hauptmann Darmsplint) und des „Schenkbrets“ (deren Hauptmann Wurstmesser war) herbeizuholen. — „Ich werde Gymnast diese Mühe abnehmen,“ sagte Panurg, „seine Gegenwart ist hier nötiger.“ — „Bei meiner Kutte,“ sagte Bruder Johann, „du Kujon willst dich nur vor dem Kampf aus dem Staube machen. Einmal fort, kommst du sicher nicht wieder, woran übrigens auch nichts gelegen ist. Du würdest doch nur wehklagen, heulen und schreien und unseren tapferen Soldaten die Kourage verderben.“ — „Ich komme gewiß wieder,“ sagte Panurg, „gewiß, lieber Bruder Johann, mein Seelentrost, mein alles. Aber gib nur Befehl, daß man diese abscheulichen Würste nicht auf die Schiffe hinaufklettern läßt. Währenddem ihr euch mit ihnen herumalgt, will ich Gott um Sieg für euch ansehn, wie Moses*), der tapfere Kriegsheld und Führer des israelitischen Volks.“ — „Sollten die Würste uns wirklich angreifen wollen,“ sagte Epistemon, „so verheißen uns die Namen Eurer beiden Hauptleute, Darmsplint und Wurstmesser, Glück und Sieg.“ — „Da hast du etwas recht Vernünftiges gesagt,“ entgegnete Pantagruel; „es freut mich, daß du aus den Namen dieser Hauptleute auf unsern Sieg schließt und ihn vorausverkündest. Gegen das Ende dieser Unterredung kamen die beiden Hauptleute mit ihrer Mannschaft heran, alle wohlbewaffnet und zum Kampf bereit. Pantagruel hielt ihnen eine kleine Standrede und ermahnte sie, sich tapfer zu halten, wenn sie zur Abwehr gezwungen werden sollten (obgleich er nicht glauben könne, daß die Würste sich so treulos erweisen würden). Als Bruder Johann die wutentbrannten Würste so tapfer herandrücken sah, sagte er zu Pantagruel: „Na, das wird eine schöne Schlächtereier werden. Ei, was für Ehre und rühmlichen Preis wir da als Sieger eimernten werden! Am liebsten sollt' mir's sein, Ihr sähet dem Gemehel vom Schiff aus zu und liehet mich's mit meinen Leuten allein zu Ende führen.“

Und mit fröhlich lockender Stimme ruft er den Köchen zu: „Kinder, ich möcht' euch alle hochgehört und als Sieger sehen. Ihr werdet Waffen-

*) 2. Mos. VII, 11.

taten vollbringen, wie sie seit Menschengedenken nicht gesehen worden sind. Poß Bauch! Sollen Küchenhelden für nichts zählen? Kommt und laßt uns diese laufigen Würste zusammenhauen. Ich will euch anführen. Trinken wir darauf, meine Freunde! Sa, ja, Kourage!" — „Hauptmann," erwiderten die Köche, „deine Rede ist gut. Befiehl, wir folgen. Don dir geführt, wollen wir leben und sterben." — „Leben?" sagte Bruder Johann, „bon! Sterben! danke schön! Das ist Sache der Würste. Schließt die Reihen — unsere Lösung ist: Nabuzardan!"

Da ließ Bruder Johann von den Ingenieuren die große Sau aufstellen, die sie auf dem „Schoppen" mit sich führten. Diese Sau war eine Kriegsmaschine, die aus großen, rundum angebrachten Schleudern Steinkugeln und stahlfederte Quaderu warf, während in ihrem Innern leicht mehr als zweihundert Mann verdeckt kämpfen konnten. Sie war nach dem Modell der Sau von La Rirole gebaut, vermitteltst der unter der Regierung des jungen Karl VI.*) Bergerac den Engländern abgewonnen worden war. Alle edlen, übermütigen und übermutigen, troßigen und kampflustigen Köche stiegen in die Sau, wie einst die Griechen in das trojanische Pferd. Bruder Johann mit seiner großen Plempe war der letzte und riegelte die Tür von innen zu.

Als die Würste näher kamen, sah Pantagruel, wie sie ihre Arme vorstreckten und die Lanzen senkten. Sofort schickte er ihnen Gymnast entgegen, um zu erfahren, was ihre Absicht sei, und weshalb sie ohne alle Veranlassung gegen alte Freunde, die ihnen doch nichts zu Leide getan, noch sie gekränkt hätten, zu Felde zögen. Vor den ersten Reihen angekommen, machte Gymnast ihnen eine tiefe Verbeugung und rief dann, so laut er konnte: „Ergebenster Diener, ganz ergebenster Diener, samt und sonders zu Dero Befehl, alle, wie wir da sind; halten's mit eurem alten Bundesgenossen Fastnacht." Später hat mir jemand erzählt, er habe statt Fastnacht Nachtfast gesagt. Dem mag nun sein, wie ihm will, genug, eine dicke, gewaltige Zerelatwurst, die vor der Front des Regiments stand, wollte ihm bei diesen Worten an die Kehle. — „Schwerenot," sagte Gymnast, „da kommst du nur schnittweise rein, so ‚ongedeelt' geht's nicht." Damit faßte er sein Schwert mit beiden Händen und hieb die Zerelatwurst in zwei Hälften. Himmel, war der Kerl fett! Er erinnerte mich an den großen Stier von Bern**), der bei der Niederlage der Schweizer zu Marignan getötet wurde. Er hatte, so wahr ich lebe, nicht weniger als vier Finger Talg auf dem Leibe. Kaum sahen die anderen Würste den Zerelater am Boden liegen, so stürzten sie sich auf Gymnast und wollten ihm den Garaus machen, als Pantagruel mit seinen Leuten ihm zu Hilfe kam. Nun erfolgte ein schreckliches Handgemenge. Darmspint spießte die Fleischwürste, Wurstmesser schlichte den Blutwürsten die Bäuche auf; Pantagruel brach alle, die ihm in den Wurf kamen, übers Knie. Bruder Johann verhielt sich in seiner Sau ganz still und beobachtete alles mit aufmerksamem Auge. Da,

*) Soll heißen Karl V., 1578.

**) Feldtrompeter.

mit einemmal, stürzen sich die Sülzen, die im Hinterhalt gelegen, mit fürchtbarem Geschrei auf Pantagruel. Kaum, daß Bruder Johann die Verwirrung und den Tumult bemerkt, so öffnet er die Tür der Sau und fällt mit seiner tapferen Besatzung aus. Einige von ihnen sind mit eisernen Bratpfießen, andere mit Feuerrosten, Bratenböcken, Pfannen, Schäufeln, Kochlöffeln, Zangen, Haken, Besen, Töpfen, Mörsern, Mörserkeulen usw. bewaffnet, alle in der schönsten Ordnung, wie Mordbrenner, und alle schreien und brüllen aus vollem Hals: „Nabuzardan, Nabuzardan, Nabuzardan!“ Bei diesem Geschrei und Anprall machen die Sülzen Kehrtum und brechen mitten durch die Saucischen. Auch die Fleischwürste werden die plötzlich eingetroffene Verstärkung gewahrt und laufen gleichfalls im Galopp davon, als ob der Teufel sie jagte. Bruder Johann feuert hinter ihnen her und schießt sie wie die Fliegen tot; seine Soldaten sind auch nicht faul. Ein jammervoller Anblick! Das ganze Schlachtfeld war mit toten oder verwundeten Würsten bedeckt, und die Geschichte meldet: wenn Gott nicht ein besonderes Einsehen gehabt hätte, so würde das ganze Wurstgeschlecht von den Küchen Soldaten vernichtet worden sein. Da aber geschah etwas höchst Wunderbares; glaubt davon so viel, als ihr wollt.

Von jenem Berg kam ein großer, fetter, dicker, grauer Eber*) geflogen mit mächtig langen Flügeln, die wie Windmühlensflügel ausahen. Sein Gefieder war karmesin wie bei einem Phoenicopterus oder Flamingo, wie er in Languegoth genannt wird; die Augen rot und blügend wie Karfunkel, die Ohren smaragdgrün, die Zähne gelb wie Topas, der Schwanz lang und schwarz wie lukullinischer Marmor, die Süße weiß und durchsichtig wie Diamant und dabei breit und glatt wie Gänsefüße, oder wie vor Zeiten die Königin Pedauca**) zu Toulouse sie gehabt hat. Um den Nacken hing ihm ein goldenes Halsband, auf welchem jonische Schriftzüge eingegraben waren, von denen ich jedoch nur zwei Worte lesen konnte, die soviel bedeuteten wie: Eber der Minerva. Das Wetter war schön und klar. Aber sobald das Ungetüm herankam, fing es von der linken Seite her so stark zu donnern an, daß wir alle ganz erschreckt dastanden. Kaum hatten die Würste es erblickt, als sie ihre Waffen und Spieße von sich warfen, auf die Erde hinknieten und schweigend die gefalteten Hände aufhoben, gleich als ob sie zu ihm beteten. Unterdessen fuhr Bruder Johann fort, auf die Würste einzuhaufen und sie zu speißen; aber Pantagruel gab ihm den Befehl, zum Rückzug blasen zu lassen und den Kampf einzustellen. Nachdem das Ungetüm mehrere Male zwischen den beiden Heeren hin und hergeflogen war, ließ es mehr als siebenundzwanzig Tonnen Senf aus der Höhe auf die Erde herabfallen und verschwand dann in der Luft, wobei es unaufhörlich: „Sajtnacht! Sajtnacht! Sajtnacht!“ schrie.

*) Als Gegenstück zu der großen Sau.

**) Piede d'oca, Gänsefuß, die Mutter Karls d. Gr., siehe Grimms „Märchen“.

Der Arzt wider Willen.

Lustspiel von Molière.

(1622—1673.)

Nach der Uebersetzung von F. S. Bierling.

Der „Arzt wider Willen“ — 1666 zum ersten Male aufgeführt — ist eines der lustigsten Stücke des großen französischen Komödiendichters. Wie im „Eingebildeten Kranken“ ist auch hier der Stand der Aerzte die Zielscheibe seines Witzes; die Komödie, nach einem altfranzösischen Fabelnau umgearbeitet, hat stark possenhafte Charakter und führt den Sganarelle, die so verschlagene Lieblingsfigur Molières, in einer neuen Variante vor. Der Sganarelle ist eine der lustigsten Gestalten Molières und steht neben dem Panurg Rabelais, dem Sancho Panza des Don Quijote gleichwertig da. Bierling schreibt in seiner zwar altmodischen, aber derbförnigen und darum dem Original am besten nahekommenen Uebersetzung, die hier benutzt ist, Sganarelle mit „l“.

*

Personen des Stückes:

Gerontes.	Valer, des Gerontes Lakai.
Lucinde, seine Tochter.	Lucas, des Gerontes Hausknecht.
Ceander, Liebhaber der Lucinde.	Jakobine, Ehefrau des Lucas und
Stanarell, ein Holzhacker.	Mutter in des Gerontes Hause.
Martine, Stanarells Ehefrau.	Theobald, ein Bauer.
Herr Robert, Stanarells Nachbar.	Peter, dessen Sohn.

Der Schauplatz ist auf dem Lande.

Stanarell, ein Holzhacker, der mit seinem Weibe Martine in Unfrieden lebt und der getreuen Ehehäfte öfter mit derben Prügelein aufwartet, erfährt von dieser einen Nachstreich, der nur dank dem Mutterwitz des unerfrohenen Holzhackers glimpflicher für ihn ausgeht. Eines Tages kommen nämlich Valer, der Lakai des reichen Gerontes, mit dem albernen Hausknecht Lucas daher, um für des Gerontes Tochter einen Arzt zu suchen. Das junge Mädchen ist nämlich plötzlich stumm geworden und alle ärztliche Kunst hat sich als machtlos erwiesen. Als nun das Weib des Holzhackers Stanarell hört, daß Valer und Lucas auf der Suche nach einem großen Arzt sind, weist sie ihnen den Weg zu ihrem Mann. Der sei der größte Doktor der Welt und nur der könne die stumme Lucinde heilen. Er sei aber tüchtig und würde sich weigern, mitzukommen; da sollten sie aber nur ruhig ihre Stöße gebrauchen und ihn ordentlich durchprügeln, das würde ihn willfähriger machen. Valer und Lucas suchen ihn auf und finden ihn trinkend und singend:

Erste Handlung.

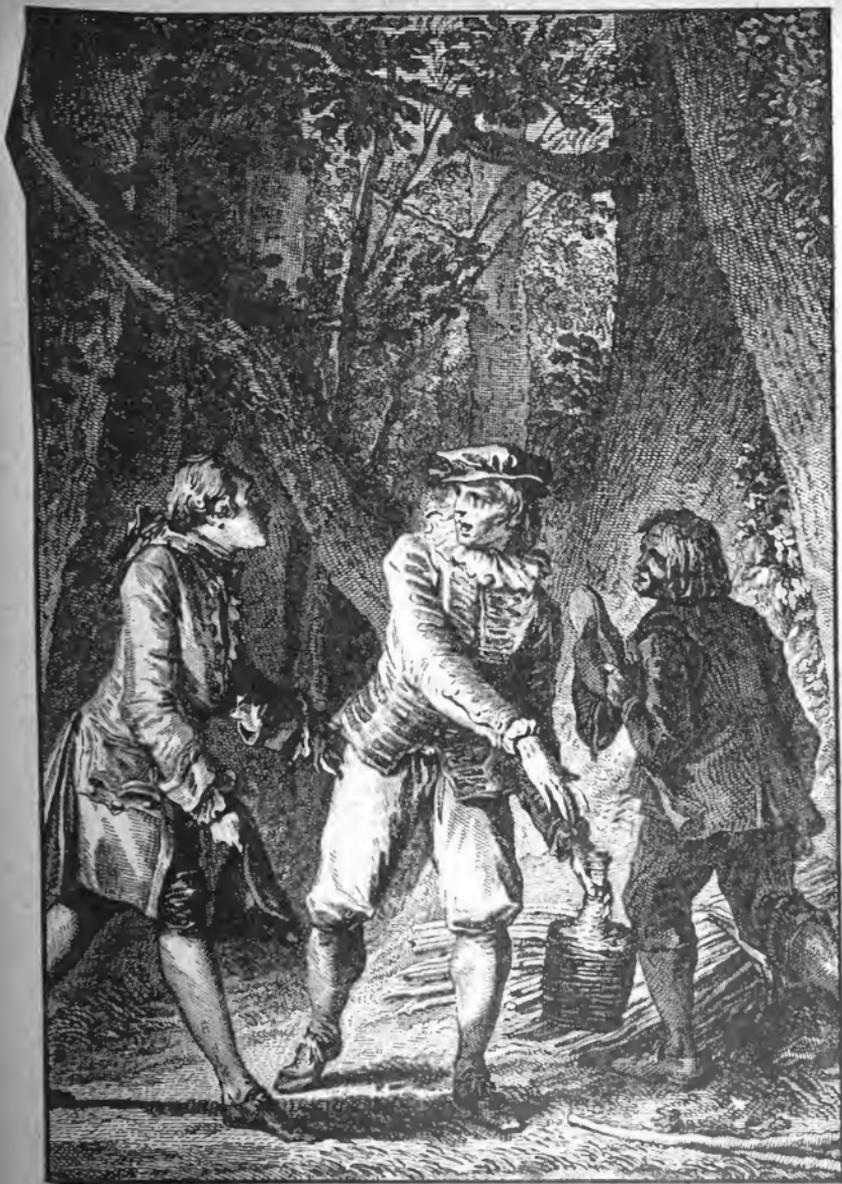
Vierter Auftritt.

Stanarell. Valer. Lucas.

Stanarell (singt hinter dem Schaulofe):
Ea, la, la!

Valer: Ich höre jemand singen und Holz hacken.

Stanarell (kommt mit einer Flasche in der Hand auf den Schauplatz, wird aber Valer und Lucas nicht gewahrt): Ea, la, lera! Es ist auch bei meiner Treue, lang genug ge-



Der Holzhauer Skanarell im Streite mit den Dienern des Heronotz.

Nach einem französischen Stich

arbeitet, ein Schlückchen zu trinken. Ich will wieder ein bißchen zu Odem kommen. (Nachdem er getrunken hat, singt er):

Gläschen, mein liebes Kind!

Ach, wie ergötzlich sind,

Wie zuckerfüße

Deine Küsse!

Aber, wenn's immer so wär!

Leider! du wirst mir bald leer.

Gläschen, mein liebes Kind!

Nicht so geschwind!

He! Sackerlot: man muß sich kein schwarzes Geblüte machen.

Valer (heimlich zu Lufas): Das ist er selber.

Lufas (heimlich zu Valer): Ich gläbe, daß ihr recht hat, und daß er uns recht in den Sprung gekommen ist.

Valer: Wir müssen ihn näher betrachten.

Stanarell (nimmt seine Flasche in die Arme): Ach, mein kleines Märchen, wie lieb habe ich dich! Mein liebes Stöpselchen! (Er singt, und indem er sieht, daß Valer und Lufas ihn betrachten, wird seine Stimme immer schwächer): Aber.. wenn's.. immer.. so wär.. Leider!.. (Indem er sieht, daß sie ihm näher kommen): Was Teufel, wen suchen die Leute hier?

Valer (zu Lufas): Er ist es ganz gewiß.

Lufas (zu Valer): Es ist ja gerade so ä Kärl, wie sie ihn uns beschriebe hat. (Stanarell setzt die Flasche wieder; da sieht aber Valer vor ihm bäckt, so glaubt er, fener wollte ihm die Flasche nehmen, und geht sie daher auf die andere Seite. Da aber Lufas sich ebenfalls vor ihm bäckt, so nimmt Stanarell seine Flasche wieder und hält sie fest zwischen den Armen; dabei kommt es zu allerlei lustigen Gebärden und Stellungen.)

Stanarell (vor sich): Sie heratschlagen sich über was, weil sie mich so ansehen. Was mögen sie wohl für einen Anschlag haben?

Valer: Mein Herr, heißen Sie nicht Herr Stanarell?

Stanarell: Höh? Was?

Valer: Ich frage, ob Sie nicht Herr Stanarell heißen.

Stanarell (wendet sich erst gegen Valer, und hernach auch gegen Lufas): Ja und nein, nach dem euer Anbringen ist.

Valer: Nichts anders, als daß wir ihm alle erfindliche Höflichkeit erzeigen wollen.

Stanarell: Auf solchen Fall bin ich derjenige, der Stanarell heißt.

Valer: Mein Herr, wir sind sehr erfreut, Sie zu sehen. Man hat uns zu Ihnen gewiesen, wegen dessen, was wir

suchen, und bitten ist um ihre Hilfe, weil wir sie nötig haben.

Stanarell: Wenn es was ist, ihr Herren, das mein kleines Geschäft betrifft, so bin ich allzeit bereit, euch zu dienen.

Valer: Mein Herr, Sie sind allzu gütig gegen uns. Aber bedecken Sie sich, mein Herr, wenn sie belibien: Die Sonne könnte Ihnen beschwerlich sein.

Lufas: Sehen Sie uff, Herr.

Stanarell (vor sich): Die Leute sind voller Zeremonien. (Er bedekt sich.)

Valer: Mein Herr, Sie dürfen sich nicht befremden lassen, daß wir zu Ihnen kommen. Geschickte Leute werden allzeit gesucht, und wir haben schon Nachricht von ihrer Geschicklichkeit.

Stanarell: Es ist wahr, ihr Herren, daß ich der größte Mann von der Welt bin, Weisbündel zu machen.

Valer: Ach! mein Herr!...

Stanarell: Ich lasse es an nichts fehlen und mache sie so, daß nichts daran auszu sehen ist.

Valer: Mein Herr, davon ist gar nicht die Rede.

Stanarell: Aber ich verkaufe sie auch für einen Taler und sechs Groschen.

Valer: Erlauben Sie! Davon wollen wir nicht reden.

Stanarell: Ich versichere euch, daß ich sie nicht wohlfeiler geben kann.

Valer: Mein Herr, wir wissen schon Bescheid damit.

Stanarell: Wenn ihr Bescheid damit wisset, so müßet ihr auch wissen, daß ich sie so verkaufe.

Valer: Mein Herr, Sie verspotten uns nur, wenn...

Stanarell: Ich verspottete euch gar nicht; ich kann nichts nachlassen.

Valer: Reden Sie anders, ich bitte sehr.

Stanarell: Ihr könnt vielleicht anderwärts wohlfeilere finden: es ist ein Unterschied zwischen Weisbündeln und Weisbündeln; aber, was die anbelangt, die ich mache...

Valer: Je, mein Herr, wir wollen das beiseite setzen.

Stanarell: Ich schwöre euch, daß ihr sie nicht anders krieget, wenn nur ein Heller daran fehlet.

Valer: Je, pfui!

Stanarell: Nein, bei meinem guten Gewissen, soviel müßet ihr mir bezahlen. Ich rede aufrichtig mit euch und bin nicht der Mann, der die Leute überteuert.

Valer: Aber, mein Herr, sollte wohl eine Person, wie Sie sind, sich an solchen schlechten Verstellungen ergehen und auf solche Art reden? Sollte so ein gelehrter Mann und berühmter Arzt, wie Sie sind, sich vor der Welt Augen verstecken und die großen Talente, die er hat, vergraben?

Stanarell (vor sich): Er ist närrisch.

Valer: Erlauben sie, mein Herr, stellen sie sich nicht fremd gegen uns.

Stanarell: Wieso?

Eufas: Alle das Geschwafere hilft zu nichts; mir wissen doch wohl, was wir wissen.

Stanarell: Was denn? Was wolltet ihr denn sagen? Für wen seht ihr mich denn an?

Valer: Für den, der Sie sind: für einen großen Arzt.

Stanarell: Ihr möget selber einer sein; ich bins nicht und bins auch mein Tage nicht gewesen.

Valer (hörtlich): Er hat seine närrische Stunde. (Laut) Mein Herr, belieben Sie die Sache nicht länger zu leugnen, und lassen Sie uns nicht zu verdrießlichen Weilsänsleiten kommen.

Stanarell: Zu was denn?

Valer: Zu gewissen Dingen, die uns leid tun sollten.

Stanarell: Sackerlot! kommt zu was ihr wolltet. Ich bin kein Arzt und ich weiß nicht, was ihr wolltet.

Valer (leise): Ich sehe wohl, daß wir das Hilfsmittel anwenden müssen. (Laut) Mein Herr, ich bitte sie nochmals: gestehen Sie, was Sie sind.

Eufas: Je, poß Wetter! narrieren Sie sich lange mehr, und gestehen Sie unverschämten, daß Sie ä Doktor sin.

Stanarell (vor sich): Ich möchte toll werden.

Valer: Was hilft es, zu leugnen, was man doch weiß.

Eufas: Was sullen die vielen Poffen? Wozu hilft Sie's?

Stanarell: Ihr Herren, ein Wort so gut als tausend: ich sage euch, daß ich kein Doktor bin.

Valer: Sind Sie kein Doktor?

Stanarell: Nein.

Eufas: Sin Sie kee Dokter?

Stanarell: Nein, sage ich.

Valer: Weil Sie es denn so verlangen, so müssen wir uns dazu entschließen. (Zebet nimmt einen Stod, und schlägt ihn.)

Stanarell: Au, au, au, ihr Herren! ich bin alles, was Ihr wolltet.

Valer: Mein Herr, warum nötigen Sie uns zu solcher Gewalt?

Eufas: Was hilft's aber, daß Sie uns die Mühe machen, daß mir Sie schlau müssen?

Valer: Ich versichere Sie, daß es mir von Herzen leid tut.

Eufas: Es ist mir, bei meiner Seele, recht innerlich leid.

Stanarell: Was Teufel ist aber das, ihr Herren? mit Gunst zu fragen. Geschickt es, daß ihr euch lustig machen wollet, oder, weil ihr beide nicht recht bei Sinnen seid, daß ich ein Dokter sein soll?

Valer: Was? Sie wollen sich noch nicht darein ergehen, und Sie leugnen schon wieder, daß sie ein Doktor sind?

Stanarell: Der Teufel hole, wenn ich es bin.

Eufas: Ist es nicht wahr, daß Sie ä Doktor sin?

Stanarell: Nein, oder ich will die Peit kriegen. (Sie schlagen ihn nochmals.) Au, au! Wohlan denn, ihr Herren, ja, weil es so sein soll: ich bin ein Doktor, ich bin ein Doktor und ein Apotheker dazu, wenn es so sein soll. Ich will lieber alles einräumen, als mich totschlagen lassen.

Valer: O, das geht gut, mein Herr. Ich freue mich sehr, daß Sie so vernünftig sind.

Eufas: Sie machen mir enne herzliche Fröde, wenn Sie so reden.

Valer: Ich bitte von Herzensgrunde um Verzeihung.

Eufas: Nehmen sies uns nicht vdr ungunt, daß mir so dreiste gewesen sin.

Stanarell (vor sich): Je! sollte ich mich auch wohl selber irren, und sollte ich wohl ein Doktor geworden sein, ohne daß ich es gemerkt hätte?

Valer: Mein Herr, es wird Sie nicht reuen, daß Sie sich uns zu erkennen geben, und Sie werden wahrhaftig sehen, daß Sie zufrieden sein können.

Stanarell: Aber, ihr Herren, sagt mir nar, ob ihr euch nicht selber irret? Ist es denn ganz gewiß, daß ich ein Doktor bin?

Eufas: Ja, bei meiner Seele!

Stanarell: Recht im Ernste?

Valer: Allerdings.

Stanarell: Der Teufel hole, wenn ich es gewußt habe.

Valer: Wie? Sie sind der geschickteste Arzt auf dem Erdboden.

Stanarell: Ach! ach!

Eufas: Ae Arzt, der, ich weeg nich wieviel Krankheiten kuriert hat.

Stanarell: Bei Gott!

Valer: Eine gewisse Frau war schon sechs Stunden lang für tot gehalten worden, und sie sollte auch schon begraben werden. Mittlerweile machten Sie mit einem Tröpfchen, wer weiß was, daß sie wieder zu sich selber kam und den Augenblick in ihrer Kammer spazieren ging.

Stanarell: Pestilenz!

Eufas: A fleo Kind von zwölf Jahren fiel oben vom Kirchthurne runger und zbrach sich den Kopf, de Arme und de Beene; und Sie, Gott weiß mit was vör enner Salbe, machten, daß es gleich wieder uf de Beene sprunge, und mit Schnellkeuschen spielte.

Stanarell: Der Teufschel!

Valer: Kurz, mein Herr, Sie werden mit uns zufrieden sein, und Sie sollen verdienen, so viel als Sie selber verlangen, wenn Sie mit uns gehen, wohin wir Sie führen wollen.

Stanarell: Ich soll so viel verdienen, als ich selber verlange?

Valer: Ja.

Stanarell: Ach! ich bin ein Doktor, daran ist gar kein Zweifel. Ich hatte es nur vergessen, aber iht besinne ich mich wohl. Wovon ist eigentlich die Rede? Wohin soll ich gehen?

Valer: Wir wollen Sie hinführen. Die Rede ist davon, eine Jungfer zu besuchen, die ihre Sprache verloren hat.

Stanarell: Bei meiner Treue, ich habe sie nicht gefunden.

Valer (heimlich zu Eufas): Er mag gern spagen. (Zu Stanarell.) Kommen Sie, mein Herr.

Stanarell: Ohne ein doktormäßiges Kleid?

Valer: Wir wollen wohl eines bekommen.

Stanarell (gibt Valer seine Flasche): Da, Ihr Mann, haltet das. Darcin tue ich meine Erfrischungstränken. (Alsdann wendet er sich gegen Eufas und spudt auf die Erde.) Und Ihr, tretet das mit dem Fuße aus: der Doktor befiehlt es.

Eufas: Poh herrlich! der Doktor gefüllt uir. Der muß, deucht mich, glücklich sin, deun er is ä Lustigmacher.

(Ende der ersten Handlung.)

Die zweite Handlung.

Der erste Auftritt.

Gerontes. Valer. Eufas.

Valer (zu Gerontes): Ja, Herr, ich glaube, daß Sie zufrieden sein werden, wir haben Ihnen den größten Arzt von der Welt gebracht.

Eufas: O, sackerlot! wenn er nicht ausrichten kann, hernacher machen Sie das Buch zu: denn alle andern in der Welt sind nicht würdig, daß sie ihm die Schubriemen auflösen.

Valer: Er ist ein Mann, der Wunderkuren tut.

Eufas: Der Leite kuriert hat, die schon tot waren.

Valer: Er ist ein wenig eigensinnig, wie ich Ihnen schon gesagt habe, und es kommen bisweilen Stunden, da sein Verstand spazieren gehet, und da man ihn gar nicht für das ansieht, was er ist.

Eufas: Ja, er mag gerne Poffen reifen, und manchmal sullte eener nich anders denken, mit Verlöb zu saan, als wenn er mit Hasenschrote getroffen wäre.

Valer: Aber im Grunde ist er von Gelehrsamkeit zusammengesetzt, und oftmals sagt er hohe Dinge.

Eufas: Wenn er eemal anfängt, so redt er aderat so, als wenn er's aus'm Buche herläse.

Valer: Sein Ruhm hat sich hier schon überall ausgebreitet, und jedermann läuft zu ihm.

Gerontes: Ich warte mit Schmerzen auf ihn. Lasset nur ich geschwind herkommen.

Valer: Ich will ihn holen.

Der zweite Auftritt.

Gerontes. Jakobine. Eufas.

Jakobine: Mei Denk, Herr, der Doktor werd wohl ebensoviel ausrichten, als die andern. Ich dente, es werd Sack wie Hofe sin, und de beste Arzenei, die eener Ihrer Junfer Tochter geben Könnte, wäre wohl, dünkt mich, ä hübscher praver Mann, vör den sie Liebe hätte.

Gerontes: O, Nanne, meine gute Frau, Ihr menget Euch auch in alles.

Eufas: Schweig dach stille, Fra; es schickt sich ja nicht vör dich, daß du deine Nase darcin steckst.

Jakobine: Ich saa Sie aber, und saa Sie's noch eemal, daß alle Dokters nur

ennen Quart ausrichten werden; daß Ihre Jumfer Tochter gar was anders, als Rhebarber und Seenesblätter nötig hat, und daß a Mann das beste Pflaster is, das alle Krankheiten der Jumfern kuriert.

Gerontes: Ist sie wohl iht imstande, bei ihren Schwächlichkeiten, daß jemand sich mit ihr befähigen wolle? Und da ich willens war, sie zu verheiraten: hat sie sich nicht meinem Willen widerseht?

Jacobine: Das glöbe ich wohl: Sie wullten ihr ennen Mann geben, den sie nicht lieb hatte. Warum nahmen Sie nicht den Herr Leander, der ihr am Herzen lag? Se würde gehorsam genug gewesen sin, und ich wette druf, daß er se nähme, wie sie nu is, wenn Sie se ihm nur geben wullten.

Gerontes: Leander ist kein Mann für sie: er hat kein Vermögen, wie der andere hat.

Jacobine: Er hat ja ennen Ohm, der so reich is, und von dem er erben sull.

Gerontes: Solches Vermögen in Hoffnung halte ich für lauter Poffen. Es gibt nichts Besseres, als was man hat, und man ist allseit in großer Gefahr, betrogen zu werden, wenn man auf ein Vermögen Rechnung macht, das ein andrer für uns aufsebet. Der Tod hat nicht allzeit offene Ohren zu den Gebeten und Wünschen der Herren Erben; und der Magen muß bisweilen sehr lange Fasttage halten, wenn man wartet, bis jemand's Tod uns Lebensmittel bringet.

Jacobine: Kurzum, ich ha mir allemal saan lassen, daß im Ehestande, sowohl als in andern Sachen, guter Mut über Gut geht. Die Eltern haan die verfluchte Gewohnheit, allemal zu fragen: Was hat er? Was hat se? Gevatter Pieter hat ooch seine Tochter Susänne dem dicken Thoms gegeben, weil er a Verthel von ennem Weinberge mehr hatte, als der junge Robst, uf den se ihre Liebe gewürfen hatte. Nu seht eemal, wie das arme Ding so geel is geworden, als enne Quitte; und se hat die ganze Zeit über nicht a bißchen zugenommen. Das is a gut Exempel vör Sie, herre. Die fröde is das Beste uf der Welt; und ich wullte meiner Tochter allemal lieber ennen Mann geben, der ihr lieb wäre, als alle Reichthümer der Welt.

Gerontes: Pestilenz! Frau Amme, was habt Ihr nicht für ein gutes Mundwort! Schmeiget, ich bitte Euch sehr. Ihr machet Euch gar zu viel Kummer, und Ihr erhitet Euere Milch.

Lucas (zu seiner Frau; er schlägt aber fast bei allen Worten den Gerontes auf die Schultern).

Beim Elemente! schweig doch stille, du bist ja a tumm Tier. Der Herre brauchet wohl dei Geschmackere, und er weeg doch wohl, was er tun sull. Bekümmere dich drüm, daß du's Kind säugst, und tue nur nicht so klug. Der Herre ist Hausvater in seiner famiße, und er ist gutherzig und ooch weise genug, daß er wohl weeg, was ihr nützlich is.

Gerontes: Nur sachte, sachte!

Lucas (schlägt noch immer auf des Gerontes Schulter): Herre, ich will se a bißchen mörbe machen und ihr weisen, was sie Ihnen vör Respekt schuldig is.

Gerontes: Ja, das ist gar gut; aber das Reden mit den Händen ist nicht dabei nötig.

Der dritte Auftritt.

Vater. Stanarell (als ein Arzt geklebet, mit einem sehr großen Hute). Gerontes. Lucas. Jacobine.

Valer: Herr, halten Sie sich fertig: der Doktor kömmt.

Gerontes (zu Stanarell): Ich freue mich sehr, mein Herr Doktor, Sie in meinem Hause zu sehen. Wir brauchen Sie sehr nötig.

Stanarell: Hippokrates sagt... daß wir uns beide bedecken sollen.

Gerontes: Hippokrates sagt das?

Stanarell: Ja, mein Herr.

Gerontes: In welchem Kapitel, mit Erlaubnis zu fragen?

Stanarell: In dem Kapitel... von den Hüten.

Gerontes: Weil Hippokrates es sagt, so müssen wir es tun.

Stanarell: Mein Herr Doktor, da ich die wunderbaren Dinge gehört habe...

Gerontes: Erlauben Sie mir: mit wem reden Sie?

Stanarell: Mit Ihnen.

Gerontes: Ich bin kein Doktor.

Stanarell: Sie sind kein Doktor?

Gerontes: Wahrhaftig nicht.

Stanarell: Recht im Ernste?

Gerontes: Recht im Ernste. (Stanarell nimmt seinen Stod und schlägt ihn.) Au, au, au!

Stanarell: Nun sind Sie Doktor. Ich habe auch mein Tage keine andere Promotion gehabt.

Gerontes (zu Vater): Was habt Ihr mir da für einen verteuflten Mann hergebracht?

Valer: Ich habe Ihnen ja gesagt, daß es ein kurzweiliger Doktor ist.

Gerontes: Ja; aber ich will ihm die Wege weisen, mit seinen kurzweiligen Pöffen.

Lufas: Je, Herre, machen Sie sich doch daraus nißcht; es ist ja nur ä Spaag.

Gerontes: Das Spaagen steht mir gar nicht an.

Stanarell: Mein Herr, ich bitte um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit genommen habe.

Gerontes: Ergebener Diener, Herr Doktor.

Stanarell: Es tut mir leid...

Gerontes: Es hat nichts zu sagen.

Stanarell: Daß ich die Ehre gehabt habe...

Gerontes: Es ist nichts verderbt.

Stanarell: Sie zu prügeln.

Gerontes: Still davon, mein Herr Doktor. Ich habe eine Tochter, die mit einer wunderlichen Krankheit befallen ist.

Stanarell: Ich bin sehr erfreut, mein Herr, daß Ihre Jungfer Tochter meiner benötigt ist, und ich wollte von Herzen wünschen, daß Sie selber und Ihr ganzes Haus meiner benötigt wären, damit ich Ihnen meine Dienstwilligkeit bezeugen könnte.

Gerontes: Ich danke für Ihre gute Meinung.

Stanarell: Ich versichere Sie, daß ich aus Herzensgrunde rede.

Gerontes: Sie erzeigen mir allzu große Ehre.

Stanarell: Wie heißt Ihre Jungfer Tochter?

Gerontes: Lucinde.

Stanarell: Lucinde! Ach! was für ein schöner Name zum Kurieren! Lucinde!

Gerontes: Ich will ein wenig zu ihr gehen und will sehen, was sie macht.

Stanarell: Wer ist denn das dicke Weib da?

Gerontes: Es ist die Amme bei meinem kleinen Kinde.

Der vierte Auftritt.

Stanarell. Jakobine. Lufas.

Stanarell (vor sich): Pestilenz! Ist das ein artiges Möbel! (Laut.) Ach! meine schöne Amme, meine Doktorschaft ist eine untertänige Magd von Eurer Ammenschaft, und ich wünschte mir wohl, daß ich das

glückselige Püppchen wäre, das die Milch Eurer Bewogenheit saugte. (Er greift nach ihr.) Alle meine Arzneien, meine ganze Wissenschaft und alle meine Kräfte sind zu Euren Diensten, und...

Lufas: Mit Verlobb, Herr Doktor, lassen Sie meine Fra mit Frieden, ich bitte Sie drüm.

Stanarell: Was? Das ist Eure Frau?

Lufas: Ja wohl.

Stanarell: O, das wußte ich wahrhaftig nicht, und ich freue mich darüber, aus Freundschaft zu Euch und zu ihr. (Er stellt sich, als wollte er den Lufas umarmen, und umarmt dessen Frau.)

Lufas (indem er Stanarell fortzieht und zwischen beide tritt): Nur sachte, wenn ich bitten darf.

Stanarell: Ich versichere Euch, daß ich sehr erfreut bin, daß ihr beide Eheleute seid. Ich wünsche ihr Glück, daß sie einen Mann hat, wie Ihr seid, und Euch wünsche ich auch Glück, daß Ihr so eine schöne, züchtige und artige Frau habt. (Er stellt sich wieder, als wollte er den Lufas umarmen, und dieser hält ihm den Arm vor; allein Stanarell kriecht unten durch und umarmt die Frau nochmals.)

Lufas (indem er ihn hart zieht): Je, poß Gist! machen Sie doch nicht so viel Kumpimente; ich bitte Sie im Gottes willen.

Stanarell: Soll ich mich denn über so ein schönes Paar nicht mit Euch erfreuen?

Lufas: Ja, mit mir, so lange als Sie selber wollen, aber mit meiner Frau sehen Sie die großen Zeremonien nur beiseite.

Stanarell: Euer Glück ergötzt mich von beiden Seiten. Und wenn ich Euch, zum Zeichen meiner Freude, umarme, so umarme ich sie auch, ihr meine Freude zu bezeugen. (Er umarmt sie nochmals.)

Lufas (indem er ihn wieder fortzieht): Je, poß Element! Herr Doktor! was sin das vör alberne Fragen!

Der fünfte Auftritt.

Gerontes. Stanarell. Lufas. Jakobine.

Gerontes: Herr Doktor, diesen Augenblick wird man meine Tochter herführen.

Stanarell: Mein Herr, ich erwarte sie mit allen meinen Arzneimitteln.

Gerontes: Wo sind sie denn?

Stanarell (zeigt auf seine Stirne): Hierinnen.

Gerontes: Ganz recht. Hier kommt meine Tochter.



Glauarell als Arzt verkleidet
beführt Lucinden den Fuß.
:: Nach einem französischen Stich. ::

Der sechste Auftritt.

Lucinde. Gerontes. Skanarell. Baler. Lutas.
Jakobine.

Skanarell: Ist das die Patientin?

Gerontes: Ja. Sie ist meine einzige Tochter, und ich würde mich über alle Mägen betrüben, wenn sie stürbe.

Skanarell: Davor muß sie sich auch wohl in acht nehmen. Es wäre nicht erlaubt, daß sie ohne des Doktors Verordnung stürbe.

Gerontes: Geschwind! Einen Stuhl!

Skanarell (setzt sich zwischen Gerontes und Lucinden): Hem! die Patientin ist eben nicht häßlich, und ich glaube, daß ein hübscher gesunder Mann gar wohl mit ihr zurecht kommen sollte.

Gerontes: Sie haben sie zum lachen gebracht, Herr Doktor.

Skanarell: Desto besser, wenn der Doktor den Patienten kann zum lachen bringen. Das ist das beste Kennzeichen von der Welt. (Zu Lucinden.) Nun! Was ist eigentlich die Sache? Was fehlt Ihnen? Was fühlen Sie für einen Schmerz?

Lutas (steigt mit der Hand auf den Mund, auf den Kopf und auf das Kinn): Hang, hing, hong, hang.

Skanarell: He? Was sagen Sie?

Lutas: Hang, hing, hong, hang, hang, hing, hong.

Skanarell: Was?

Lucinde: Hang, hing, hong.

Skanarell (ahmt ihr nach): Hang, hing, hong, hang. Ich verstehe Sie ja nicht. Was Teufel ist das für eine Sprache?

Gerontes: Herr Doktor, das ist eben ihre Krankheit. Sie ist stumm geworden, ohne daß man bis auf diese Stunde die Ursache davon weiß, und dieser Zufall hat verursacht, daß wir ihre Hochzeit haben aufschieben müssen.

Skanarell: Warum das?

Gerontes: Ihr Bräutigam will warten, bis sie wieder gesund ist, ehe er die Sache zustande bringt.

Skanarell: Was ist das für ein Narr, der es nicht gern sieht, wenn seine Frau stumm ist? Wollte Gott, daß meine stumm wäre! Ich wollte sie fürwahr nicht kurieren.

Gerontes: Mit einem Worte, Herr Doktor, wir bitten Sie sehr, daß Sie sich alle Mühe geben mögen, ihr zu helfen.

Skanarell: Sorgen Sie für nichts. Sagen Sie mir einmal: macht ihr ihre Krankheit große Beängstigung?

Gerontes: Ja, Herr Doktor.

Skanarell: Desto besser! Fühlt sie heftige Schmerzen?

Gerontes: Sehr heftige.

Skanarell: Das ist recht gut! Geht sie auch oft... Sie wissen ja wohl, wohin?

Gerontes: Ja.

Skanarell: Und... auch viel?

Gerontes: Davon weiß ich nichts.

Skanarell: Ist auch die Materie wohl beschaffen?

Gerontes: Auf solche Sachen verstehe ich mich nicht.

Skanarell (zu Lucinden): Geben Sie mir ihren Arm. (Zum Gerontes.) Der Puls zeigt an, daß Ihre Jungfer Tochter stumm ist.

Gerontes: Ei! Ja, Herr Doktor, das ist es eben, was ihr fehlt. Sie haben es gleich im ersten Augenblick erraten.

Skanarell: Ha, ha!

Jakobine: Seht ämal, wie er ihre Krankheit erraten hat!

Skanarell: Wir großen berühmten Doktors wissen die Sache gleich. Ein dummer Kerl hätte seinem Leibe keinen Rat gewußt und würde Ihnen gesagt haben: Es ist das, es ist jenes. Aber ich, ich treffe gleich den Augenblick das rechte Fleckchen und sage Ihnen, daß Ihre Jungfer Tochter stumm ist.

Gerontes: Ja, Herr Doktor. Allein, ich wollte nur, daß Sie mir sagen könnten, woher es kommt?

Skanarell: Es ist nichts leichteres als das. Das kommt daher, weil sie die Sprache verloren hat.

Gerontes: Recht, mein Herr Doktor! Allein, die Ursache, mit Erlaubnis zu fragen, weswegen sie die Sprache verloren hat?

Skanarell: Alle unsere besten Schriftsteller werden Ihnen antworten, daß es das Hindernis der Wirkung ihrer Zunge ist.

Gerontes: Allein, wenn ich nochmals fragen darf: was ist ihre Meinung von diesem Hindernisse der Wirkung ihrer Zunge?

Skanarell: Aristoteles sagt hiervon... gar vortreffliche Dinge.

Gerontes: Das glaube ich.

Skanarell: Ach! Das war ein großer Mann!

Gerontes: Ja, gewiß.

Skanarell: Ein großer, großer Mann: ein Mann (er hebt die Hand hoch über den Kopf), der um so viel größer, als ich war. Aber, wieder auf unsere Untersuchung zu

kommen: Ich halte dafür, daß dieses Hindernis der Wirkung ihrer Zunge herkommt... von gewissen Feuchtigkeiten, die wir Gelehrten humores peccantes nennen, das heißt so viel, als... humores peccantes: weil die Dünste, die aus den Ausdünstungen der Influenzen herrühren, die sich in der Region der Krankheiten in die Höhe ziehen, herkommen... von... (er singert sich vor den Augen) den sogenannten... ja... verstehen Sie das Latein?

Gerontes: Nicht im geringsten.

Stanarell (indem er plötzlich vom Stuhle aufspringt): Sie verstehen kein Latein?

Gerontes: Nein.

Stanarell (anzu entzückt): *Cabricias acri thuram, catalamus, singulariter, nominativo, hæc Musa, die Muse, bonus, bana, bonum, Deus sanctus, estne oratio latina? Etiam! Ja! Quare? Warum? Quia substantivo et adjectivum, concordat in generi, numerum et casus.*

Gerontes: Ach! wer doch studiert hätte!

Jakobine: Man sehe mir doch den gelährten Mann an!

Lukas: Ja wohl! Es ist so schön, daß ich mich à Bröckchen dervon verstehe.

Stanarell: Wenn nun aber diese Dünste, davon ich rede, auf der linken Seite, wo die Leber liegt, vorbeigehen und sich nach der rechten Seite, wo das Herz liegt, hinverfügen, so begibt sich, daß die Lunge, die wir Lateiner Arman nennen, weil sie einen Zusammenhang mit dem Gehirne hat, welches wir im Griechischen Nasmus nennen, und zwar vermittelt der hohlen Ader, die wir im Hebräischen Cubilo nennen, unterwegs die erwähnten Dünste antrifft, welche die ventriculas im Schulterblatte vollfüllen. Und weil nun mehrerwähnte Dünste... Dünste... mein Herr, begreifen Sie diesen Schlag recht wohl, ich bitte Sie sehr: und weil nun mehrerwähnte Dünste eine gewisse malignitate... Hören Sie wohl zu, ich bitte Sie inständigst.

Gerontes: Ja, ja.

Stanarell: Eine gewisse malignitate haben, die von nichts anderm herrührt, als von... Beflehen Sie genau Achtung zu geben.

Gerontes: Das tue ich.

Stanarell: Von nichts anderm herrührt, als von der Schärfe der Dünste, die in der concavitate des Diaphragmati erzeugt worden sind: so begibt sich's, daß diese Dünste... Ossabandus, nequei, nequer, potarium, quipsa milus. Sehen Sie, mein Herr! das macht eigentlich, daß Ihre Jungfer Tochter stumm ist.

Jakobine: Ach! Lukas! wie hübsch ist das nicht gerodt!

Lukas: Wenn mirs doch nur ooch so gut vom Maule süßete!

Gerontes: Man kann in der Tat nicht vernünftiger davon urteilen. Ein einziger Umstand hat mich ein wenig befremdet, ich meine die Lage der Leber und des Herzens. Mich deucht, Sie geben beiden eine andere Stelle, als Sie haben; und das Herz läge auf der linken Seite und die Leber auf der rechten Seite.

Stanarell: Ja, ja! das war vor diesem so; allein, wir haben das alles geändert, und wir kurieren heutiges Tages nach einer ganz neuen Methode.

Gerontes: Das habe ich nicht gewußt, und ich bitte, meine Unwissenheit zu entschuldigen.

Stanarell: Das hat nichts zu bedeuten, Sie sind auch eben nicht verbunden, so gelehrt zu sein, wie wir.

Gerontes: Allerdings. Allein, Herr Doktor, was meinen Sie nun, daß bei der Krankheit zu tun ist?

Stanarell: Was ich meine, daß dabei zu tun ist?

Gerontes: Ja, Herr Doktor.

Stanarell: Mein Rat ist: man lege sie wieder zu Bette, und man lasse sie ein gutes Stück Brot, in Wein getaucht, zu sich nehmen.

Gerontes: Warum das, Herr Doktor.

Stanarell: Ursache: weil im Wein und im Brote, wenn beides zusammen vermischt wird, eine sympathetische Kraft steckt, die da macht, daß man reden lernt. Sehen Sie nicht, daß man den Papageien nichts anders gibt, und daß sie reden lernen, wenn sie es essen?

Gerontes: Es ist wahrhaftig wahr. Ach! das ist ein großer Mann! Geschwind! Bringet Wein und Brot in Menge her!

Stanarell: Auf den Abend will ich wiederkommen und will sehen, wie sie sich befindet.

Der siebente Auftritt.

Gerontes, Stanarell, Jakobine.

Stanarell (zu Jakobinen): Eilet nicht weg, Amme! (Zu Gerontes.) Mein Herr, Ihrer Amme muß ich notwendig einige Arzneimittel verordnen.

Jakobine: Wem? Mir? Ich bin so gesund, als ichs wünschen kann.

Stanarell: Desto schlimmer, meine gute

Amme, desto schlimmer! Die überflüssige Gesundheit ist gefährlich, und es wird nicht übel getan sein, wenn man Euch die Ader ein wenig öffnet, und ein kleines kalmirendes Klispichen gibt.

Gerontes: Allein, Herr Doktor, diese Gewohnheit ist ganz unbegreiflich für mich. Warum soll man sich die Ader öffnen lassen, wenn man nicht krank ist?

Stanarell: Daran ist nichts gelegen, und die Mode ist sehr heilsam. Denn wie man trinkt, dem Durste vorzubeugen, so muß man auch zur Ader lassen, der Krankheit vorzubeugen.

Jacobine (Indem sie fortgeht): Mei Dent! darüber müchtere ich mich nur, und ich mag aus meinem Leibe keine Apotheke machen.

Stanarell: Gut. Ihr empört Euch wider die Arzneikunst; aber, wir wollen Euch wohl zum Gehorsam bringen. (Zu Gerontes.) Leben Sie indessen wohl, mein Herr.

Gerontes: Belieben Sie einen Augenblick zu warten, Herr Doktor.

Stanarell: Was wollen Sie machen?

Gerontes: Ihnen Geld geben, Herr Doktor.

Stanarell (hält ihm die Hand rückwärts hin): Ich nehme nichts, mein Herr.

Gerontes: Je, mein Herr Doktor!

Stanarell: Schlechterdings nicht.

Gerontes: Nur einen Augenblick.

Stanarell: Nicht im Geringsten.

Gerontes: Erlauben Sie mir.

Stanarell: Ich glaube, Sie scherzen?

Gerontes: Es ist ja gleich geschehen.

Stanarell: Ich nehme nichts.

Gerontes: Je, Herr Doktor!

Stanarell: Des Geldes wegen tue ichs nicht.

Gerontes: Das glaube ich wohl.

Stanarell (nachdem er das Geld genommen hat, lese): Ist er auch vollwichtig?

Gerontes: Ja, Herr Doktor.

Stanarell: Ich bin gar kein lohnigerer Doktor.

Gerontes: Ja, mein Herr Doktor, das weiß ich wohl.

Stanarell: Der Eigennutz regiert mich gar nicht.

Gerontes: Das kommt mir auch nicht in den Sinn. (Er geht ab.)

Stanarell (nachdem er allein ist, und indem er das Geld besieht): Das geht, bei meiner Treue, nicht schlecht, und wenn ich noch...

Der achte Auftritt.

Stanard. Stanarell.

Leander: Herr Doktor, ich habe schon längst auf Sie gewartet, und ich wollte mir ihren Beistand erbitten.

Stanarell (sieht Stanard an den Puls): Ihr Puls ist sehr schlecht.

Leander: Ich bin nicht krank, Herr Doktor, und ich komme nicht deswegen zu Ihnen.

Stanarell: Was Teufel sagen Sie es denn nicht, wenn Sie nicht krank sind?

Leander: Nein. Ich will Ihnen die ganze Sache mit wenigen Worten sagen. Ich heiße Leander und bin in die Lucinde verliebt, die Sie jetzt besucht haben. Und weil ihr Vater, aus mütterlichem Sinne, mir allen Zutritt zu ihr nimmt, so unterstehe ich mich, Sie zu bitten, daß Sie meiner Liebe eine Gefälligkeit erzeigen und mir Gelegenheit verschaffen mögen, eine erfommene List auszuführen, wodurch ich etliche Worte mit ihr sprechen kann. Es beruht mein ganzes Glück und Leben darauf.

Stanarell: Für wen sehen Sie mich an? Was? Sich zu unterstehen, zu mir zu kommen, daß ich Ihnen in ihrer Liebe beförderlich sein soll? Die Würde eines Doktors zu dergleichen Geschäften mißbrauchen zu wollen?

Leander: Nicht so laut, mein Herr Doktor.

Stanarell (Indem er ihn zurückstößt): Ich will's aber recht laut machen, ich. Sie sind ein unverschämter Mensch.

Leander: Je, sachte, mein Herr Doktor!

Stanarell: Ein unbesonnener Mensch.

Leander: Ich bitte sehr.

Stanarell: Ich will Sie lehren, daß ich nicht der Mann hierzu bin, und daß es eine unerhörte Vermessenheit ist...

Leander (zieht einen Beutel mit Gold aus der Tasche): Mein Herr Doktor...

Stanarell: Mich zu solchen Dingen... (Indem er den Beutel nimmt.) Ich rede nicht etwan von Ihnen, mein Herr: denn Sie sind ein rechtschaffener braver Mann, und es sollte mir überaus angenehm sein, wenn ich Ihnen dienen könnte. Aber, es gibt sonst solche ungeschickte Leute in der Welt, die bisweilen einen Mann für etwas ansehen, was er nicht ist, und ich gestehe Ihnen, daß ich recht ergrimmt darüber bin.

Leander: Ich bitte um Vergebung, mein Herr Doktor, daß ich mir die Freiheit genommen...

Stanarell: Sie scherzen, glaube ich? Was ist Ihr Wunsch?

Leander: Ich muß Ihnen also entdecken, mein Herr Doktor, daß die Krankheit, die Sie heilen sollen, nur Verstellung ist. Die Herren Doktors haben schon vieles davon geschwatzt, und mancher hat gesagt, es käme her vom Gehirne, der andere, vom Eingeweide, der dritte, von der Milz, der vierte, von der Leber, und so weiter; es ist aber ganz gewiß, daß die wahre Ursache davon die Liebe ist, und daß Euclide diese Krankheit bloß deswegen erfunden hat, damit sie einer gewissen Heirat entgegen könne, die ihr zuwider ist. Weil uns aber hier leichtlich jemand antreffen könnte, so wollen wir von hier weggehen; und unterwegs will ich Ihnen sagen, was meine Bitte an Sie ist.

Stanarell: Kommen Sie, mein Herr. Sie haben mir eine unaussprechliche Dienstwilligkeit für Ihre Liebesachen beigebracht; und müßte meine ganze Kunst an ihr verloren gehen, entweder die Patientin muß ins Grab wandern, oder sie muß Ihre Frau werden.

(Ende der zweiten Handlung.)

Die dritte Handlung.

Der erste Auftritt.

Leander, als Apotheker verkleidet. Stanarell.

Leander: Mich deucht, daß man mich für einen Apotheker halten kann. Und weil ich Vater mich wenig gesehen hat, so wird diese Verkleidung und die fremde Verkleidung schon imstande sein, mich ihm unkenntlich zu machen.

Stanarell: Allerding.

Leander: Mein einziger Wunsch wäre nur noch, etliche große medizinische Wörter zu wissen, mit denen ich meine Reden ausschmücken und mir das Ansehen eines geschickten Mannes geben könnte.

Stanarell: Gehen Sie, gehen Sie! Das ist alles nicht nötig. Das Kleid allein ist genug, und ich verstehe so wenig davon, als Sie.

Leander: Was?

Stanarell: Der Teufel hole, wenn ich das geringste von der Arzneikunst weiß. Sie sind ein ehelicher Mann, und deswegen will ich mich Ihnen gern vertrauen, weil Sie sich mir vertraut haben.

Leander: Was? Sie sind nicht wirklich...

Stanarell: Nein, sage ich. Sie haben mich wider des Teufels Dank zum Arzte gemacht. Ich hatte mir's mein Tage nicht vorgenommen, so gelehrt zu werden, und

mein ganzes Studieren hat sich nur bis in Sexta erstreckt. Ich weiß auch nicht, wie die Leute auf so einen tollen Einfall gekommen sind. Da ich aber sah, daß sie mit aller Gewalt haben wollten, daß ich ein Doktor sein sollte, so entschloß ich mich, auf ihre eigene Gefahr, einer zu sein. Unterdessen können Sie nicht glauben, wie sehr sich dieser Irrtum ausgebreitet hat, und wie alle Leute ganz bekehrt sind, mich für einen geschickten Mann zu halten. Man läuft von allen Orten zu mir, und wenn die Sache so fortgeht, so habe ich Lust, in meinem ganzen Leben bei der Arzneikunst zu bleiben. Ich finde, daß es das beste Handwerk von der Welt ist: denn man mag seine Sachen wohl oder schlecht machen, so wird man doch allemal bezahlt. Die schlechte Arbeit kommt uns niemals zur Last, und wir zerschneiden das Zeug, an dem wir arbeiten, nach eigenem Gutdünken. Ein Schuster, wenn er einen Schuh macht, kann kein Stückchen Leder verderben, ohne daß der Schade über ihn geht; aber hier kann man einen ganzen Menschen verderben, ohne daß es uns was kostet. Der Fehler kommt niemals auf unsere Rechnung; er liegt allemal an dem, der stirbt. Endlich ist auch noch das Beste bei dieser Profession, daß unter den Toten so eine unvergleichliche Ehrlichkeit und Verschwiegenheit herrscht: denn es ist noch nicht gehört worden, daß sich einer über den Arzt, der ihn umgebracht hat, beschwert hätte.

Leander: Es ist wahr; die Toten sind in diesem Stücke recht brave Leute.

Stanarell (indem er sieht, daß Leute auf ihn ausgehen): Da kommen ein paar Leute, die gerade so aussehen, als wenn sie sich bei mir Rats holen wollten. Gehen Sie nur immer hin, und warten Sie bei Ihrer Liebsten Zimmer auf mich.

Der zweite Auftritt.

Theobald. Peter. Stanarell.

Theobald: Herr Doktor, wir kommen da zu Sie, ich und mei Sohn Pieter.

Stanarell: Was gibts?

Theobald: Seine arme Mutter, se heeßt Margrete, leit seit usm Bette, es is schon a halb Jahr.

Stanarell (streckt die Hand aus, als ob er Geld verlange): Was soll ich dabei tun?

Theobald: Je nu, Herr Doktor, mir dachten, Sie sullten uns ergend so enne kleine Schmirerei geben, daß se wieder gesund würde.

Stanarell: Wir wollen sehen. Woran ist sie krank?

Theobald: Je nu, Herr Doktor, se leit an der Wasserfurcht krank.

Stanarell: An der Wasserfurcht?

Theobald: Je ja, Herr Doktor, se is überall tück' ufgeschwollen, und se sprechen, es wären so viel wässrige Teelchen in ihrem Leibe, und ihre Leber, oder die Milz, oder der Bauch, wie's ergend heeßt, machten aufstatt des Bluts nischst als Wasser. Se hat ennen Tag um den andern das all-tägliche Fieber, und solche große Mattigkeet und gewaltige Schmerzen in den Beenen. Es hört enner recht den Schlämm im Halse, der sie immer ersticken will, und manchmal frigt se solche Kumpulsionen, daß mir glöben, se is schon tot. Mir haan in unserm Corfe ennen Apotheker, mit Ehren zu melden; der hat ihr wer weeg wie viel Quacksalbereien eingegeben, und es kostet mich schon über ä Duzend Taler, pur alleine vör Klipiere, mit Respekt zu saan, vör Larwergen, vör allerlee Stänkreien und vör herzfärkende Jgire. Aber es heeßt bei alle dem Quacke, wie enner spricht: hilf't's nischst, so schadt's nischst. Er wullte ihr ooch noch so enne Schmiererei egeben, darnach enner sich brechen muß; aber ich, wenn ich's recht sull saan, ich dacht, es möchte ihr wold gar in Himmel helfen: denn die Leute sprechen, daß die großen Doktors mit der neuen Invention ä Haufen Leute ermorden.

Stanarell (streckt wieder die Hand aus, als ob er etwas verlange): Nur zur Hauptsache geschritten, guter Freund, zur Hauptsache!

Theobald: De Hauptsache is, Herr Doktor, daß mir Sie bitten wullten, Sie möchten uns doch saan, was mir tun sullen.

Stanarell: Ich verstehe kein Wort.

Peter: Herr Doktor, meine Mutter is krank, und da bringen mir Sie zwöc Taler mit, daß Sie uns enne Arznei egeben sullen.

Stanarell: Ach! ha! Euch verstehe ich, Euch. Der Burche kann deutlich reden und sich erklären, wie sich's gehört. Ihr sagt, daß Eure Mutter an der Wasserfurcht krank liegt; daß sie am ganzen Leibe aufgeschwollen is; daß sie das Fieber hat und Schmerzen in den Beenen; und daß sie bisweilen Zuckungen und Konvulsionen hat: das heißt soviel als Ohnmachten. Nicht wahr?

Peter: Ei ja, Herr Doktor, das meenenet mir eben.

Stanarell: Ich verstund Euch gleich, was Ihr sagtet; aber Ener Vater weiß

selber nicht, was er will. Nun wollest ihr gern ein Hilfsmittel von mir haben?

Peter: Je ja, Herr Doktor.

Stanarell: So ein Hilfsmittel, das sie wieder gesund macht?

Peter: Ja, so verstehen mir's eben.

Stanarell: Da, nehmt hin. Hier habt Ihr ein Stückchen Käse: das müßet Ihr Eurer Mutter egebenen.

Peter: Käse? Herr Doktor?

Stanarell: Ja; aber ein präparierter Käse, worinnen Gold, Korallen und Perlen stecken, und andere kostbare Sachen mehr.

Peter: Mir danken Ihnen zum schönsten, Herr Doktor, und mir wullen's ihr gleich den Dogenolick egebenen.

Stanarell: Geh! nun. Wenn sie sterben sollte, so laßet sie begraben, so gut als es möglich ist.

Der dritte Auftritt.

Jakobine. Stanarell. Lufas (im Hintergrunde.)

Stanarell: Sieh da! hier ist die schöne Amme! Ach! Amme meines Herzens, ich bin höchst erfreut, daß ich Euch hier anstrefe. Ener Anblick ist die Akabarber, die Kaffia und das Senneblatt, womit ich alle Melancholie meiner Seele purgiere.

Jakobine: Mei Sie, Herr Doktor, das is gar zu hoch vör mich geredt, und ich verstehe nischst von aller ihrer Gelahrigkeit.

Stanarell: Werdet einmal trank, liebe Amme, ich bitte Euch sehr, werdet nur einmal trank, mir zu Gefallen. Ich werde mich recht herzlich erfreuen, Euch zu kurieren.

Jakobine: Je ja! großen Dank, Herr Doktor! ich mag lieber, daß enner mich nicht kurieret.

Stanarell: Ach! wie beklage ich Euch, schöne Amme, daß Ihr so einen eifersüchtigen und verdrieglischen Mann habt!

Jakobine: Ja, was wullen Sie saan, Herr Doktor! Es is de Strafe vör meine Sünden; und wenn enem einmal der Strick um den Hals gewurfen is, so muß enner, hale ich, wohl dran glöben.

Stanarell: Um! Ein solcher Eummel, wie er ist! Ein Kerl, der beständig auf Euch Achtung gibt, und der nicht leiden will, daß ein Mensch mit Euch reden soll?

Jakobine: Ach! Das heeßt noch gar nischst, und das is nur nach ä kee Probbchen von seinem toll'n Himör.

Stanarell: Ist das möglich? Wie kann ein Mensch so eine niederträchtige Seele

haben, einer Person, wie Ihr seid, übel zu begegnen? Ach, meine schöne Amme! wie viele, die nicht weit von hier sind, würden sich glücklich schätzen, wenn sie nur Eure lieben, artigen Füßchen küssen dürften? Ach! es ist nicht erlaubt, daß so eine wohlgestaltete Person in solche Hände geraten ist, und daß der Esel, der Ochse, der Dummkopf, der Narr... Verzeihet mir, meine liebe Amme, daß ich so von Eurem Manne rede.

Jafobine: Je, Herr Doktor, ich weech wohl, daß er alle die Ehrentitel verdient.

Stanarell: Ja, wahrhaftig, meine schöne Amme, er verdient sie, und er verdiente noch dazu, daß Ihr ihm so was auf den Kopf setzt, damit er für seinen Argwohn bestraft würde.

Jafobine: Wahr ist es: wenn ich nicht vor Vogen hätte, als seine Ehre, so könnte er mich leichte zu wunderlichen Sachen brengen.

Stanarell: Bei meiner Treue, Ihr tåtet nicht übel, wenn Ihr Euch durch jemand an ihm råchtet. Es ist ein Kerl, ich sage es noch einmal, der es wohl wert wåre; und wenn ich so glücklich sein kånnte, meine schöne Amme, daß Ihr mich dazu verwenden... (Bei diesen Worten brecht Stanarell die Arme aus, und will sie umarmen. Lukas kommt geschwlab herbei, und schiebt unter dessen Arme durch, so daß er zwischen beide zu stehen kommt. Stanarell und Jafobine erstauern heftig und betrachten ihn stillschweigend; alsdann geht Stanarell auf einer Seite und Jafobine auf der andern ab.)

Der vierte Auftritt.

Gerontes. Lukas.

Gerontes: Heh, Lukas! hast du nicht unsern Doktor gesehen?

Lukas: O ja, vor alle Deifsel, Ich ha ihn gesehn und meine Fra ooch.

Gerontes: Wo mag er denn aber sein?

Lukas: Was weech ich's? Ich wullte aßer, daß er bei allen Deifseln wåre.

Gerontes: Geh hin, und sieh ein wenig, was meine Tochter macht.

Der fünfte Auftritt.

Stanarell. Beander. Gerontes.

Gerontes: Ach, Herr Doktor, ich fragte iht eben nach Ihnen.

Stanarell: Ich hielt mich dort in Ihrem Hofe auf und trieb das Ueberflüssige vom

Tranke fort. Wie befindet sich unsere Patientin?

Gerontes: Etwas schlechter, seit dem sie Ihr Arzneimittel gebraucht hat.

Stanarell: Deßo besser! Das ist ein Kennzeichen, daß es Wirkung tut.

Gerontes: Ja, ja; allein unter dauernder Wirkung befürchte ich nur, daß es sie erstickt wird.

Stanarell: Sorgen Sie für nichts. Ich habe Arzneien, die sich über das alles nur mokieren, und ich warte, bis sie in den letzten Jågen liegt.

Gerontes: Wer ist der Mann hier, den Sie mit sich bringen?

Stanarell: (gibt Zeichen mit den Hånden, daß er ein Apotheker ist): Es ist...

Gerontes: Wer?

Stanarell: Der...

Gerontes: Wie?

Stanarell: Der so...

Gerontes: Ich verstehe nun wohl.

Stanarell: Ihre Jungfer Tochter wird seiner nötig haben.

Der sechste Auftritt.

Lucinde. Gerontes. Beander. Jafobine. Stanarell.

Jafobine: Herr, Ihre Jungfer Tochter will å bishen rångehen.

Stanarell: Das ist gut für sie. Geben Sie hin, Herr Apotheker, und fåhlen Sie ihr ein wenig an den Puls, damit wir hernach ihre Krankheit recht gründlich miteinander untersuchen kånnen. (Er zieht den Gerontes in einen Winkel und weist ihm den Arm über die Schulter, damit er sich nicht nach Beander und Lucinde umsehen kånne. Alsdann sagt er zu dem Gerontes): Mein Herr, es ist gewiß eine große und schwere Frage unter uns Ärzten, nåmlich: ob die Frauenspersonen schwerer zu heilen sind, als die Mannspersonen. Einige sagen ja, andere nein; ich aber sage ja und nein: weil nåmlich die Wideripensigkeit der düstern Dånste, die sich in dem natýrlichen Temperamente der Frauenspersonen befinden, Ursache ist, daß der tierische Teil allzeit über den sinnlichen Meister spielen will, so daß man folglich gewahr wird, daß die Ungleichheit ihrer Meinungen von der schiefen Bewegung des Mondzirkel herrührt. Und gleichwie die Sonne, die ihre Strahlen auf die hohle Fläche des Erdbodens schiebet...

Lucinde (zu Beander): Nein, ich bin nicht vermögend, anderen Sinnes zu werden.

Gerontes: Hören Sie doch! Meine

Tochter redet. Ach! was für vortreffliche Arzneien! O! bewundernswürdiger Herr Doktor! Was bin ich Ihnen nicht für Dank schuldig, daß Sie so eine wunderbare Kur verrichtet haben! Womit kann ich einen so wichtigen Dienst erwidern?

Stanarell (geht mit großen Schritten auf dem Schauplatz herum und wischt sich die Stirn): Das muß ich gestehen! Die Krankheit hat mich viel Schweiß und Mühe gekostet.

Lucinde: Ja, lieber Vater, ich habe meine Sprache wiederbekommen, aber bloß, damit ich Ihnen sagen möge, daß ich nimmermehr einen andern Mann, als Leander, verlange, und daß alles umsonst ist, wenn Sie mir Horazien geben wollen.

Gerontes: Aber...

Lucinde: Nichts in der Welt ist vermagend, meinen Entschluß zu ändern.

Gerontes: Was?...

Lucinde: Auch die wichtigsten Ursachen sind alle umsonst.

Gerontes: Wenn...

Lucinde: Sie verlieren alle Ihre Worte.

Gerontes: Ich...

Lucinde: Es ist eine ausgemachte Sache.

Gerontes: Aber...

Lucinde: Keine väterliche Gewalt kann mich zwingen, jemand wider meinen Willen zu heiraten.

Gerontes: Ich habe...

Lucinde: Und wenn Sie auch Ihre äußersten Kräfte anwenden.

Gerontes: Es...

Lucinde: Mein Herz kann sich unmöglich so tyrannisieren lassen.

Gerontes: Die...

Lucinde: Lieber will ich in ein Kloster gehen, als einen Menschen heiraten, den ich nicht liebe.

Gerontes: Aber...

Lucinde (sehr hitzig): Nein! Schlechterdings nicht! Es ist nichts zu tun. Es ist alle Mühe verloren. Ich tue es nimmermehr. Es ist eine ausgemachte Sache.

Gerontes: Ach! Was für ungestüme Reden! Das ist nicht auszustehen. (Zu Stanarell): Herr Doktor, ich bitte Sie herzlich: machen Sie, daß sie wieder stumm wird.

Stanarell: Das ist mir unmöglich. Alles, was ich zu Ihrem Dienste tun kann, ist, daß ich Sie, mein Herr, selber taub mache, wenn Sie befehlen.

Gerontes: Ich danke ergebenst. (Zu Lucinde.) Glaubst du denn also...

Lucinde: Nein. Alle Ihre Gründe bewegen mich nicht.

Gerontes: Du sollst noch diesen Abend Horazien heiraten.

Lucinde: Lieber will ich den Tod heiraten.

Stanarell (zu Gerontes): Je, mein Gott! seien Sie nur still, und lassen Sie mich die Sache kurieren. Es ist eine Krankheit, die sie überfällt, und ich weiß wohl, was für ein Arzneimittel dabei nötig ist.

Gerontes: Ist es möglich, Herr Doktor, daß Sie auch diese Gemütskrankheit kurieren können?

Stanarell: Ja, lassen Sie mich nur machen: ich habe Hilfsmittel für alles, und unser Apotheker soll uns dabei behilflich sein. (Er winkt Leander.) Ein Wort, Herr Apotheker! Sie sehen, daß Lucindens Liebe zu Leandern ihrem Herrn Vater schlechterdings zuwider ist; daß hier keine Zeit zu verlieren ist; daß die Feuchtigkeiten sehr scharf geworden sind, und daß wir diesem Uebel durch schnelle Gegenmittel abhelfen müssen, weil es durch längere Verzögerung sehr schlimmer werden könnte. Ich, für meine Person, weiß kein anderes, als eine Partie purgierende Sucht, die Sie mit zwei Quantin Matrimonium in Pillen vermischen müssen. Vielleicht wird sie Schwierigkeiten machen, und dies Gegenmittel nicht einnehmen wollen. Allein, weil Sie ein sehr geschickter Mann in Ihrer Kunst sind, so kommt es auf Sie an, wie Sie sie dazu bewegen, und wie Sie es ihr, so gut als möglich, beibringen. Gehen Sie hin, und lassen Sie sie einen Spaziergang im Garten tun, damit sich die Feuchtigkeiten präparieren. Ich will unterdessen hier mit dem Herrn Gerontes sprechen. Das Hauptwerk ist, daß Sie keine Zeit verlieren. Geschwind! geschwind!

Der siebente Auftritt.

Gerontes, Stanarell.

Gerontes: Was waren das für Arzneien, Herr Doktor, die Sie jetzt nannten? Ich habe sie, deutlich mich, in meinem Leben nicht nennen gehört.

Stanarell: Das sind Arzneien, deren man sich nur im höchsten Nothfalle bedient.

Gerontes: Haben Sie wohl jemals so eine entseßliche Vermessenheit gesehen?

Stanarell: Die Mädchen sind bisweilen ein wenig halstarrig.

Gerontes: Sie können nicht glauben, wie sehr sie in den Leander vernarrt ist.

Stanarell: Das tut das hitzige Geblüte bei jungen Leuten.

Gerontes: Ja, aber, sobald ich ihre heftige Liebe zu ihm merkte, habe meine Tochter fein eingeschlossen.

Stanarell: Da haben Sie sehr weislich getan.

Gerontes: Und habe ihr alle Gelegenheit benommen, die geringste Gemeinschaft mit ihm zu haben.

Stanarell: Sehr wohl!

Gerontes: Sie hätte gewiß ein Torheit begangen, wenn ich gelitten hätte, daß sie hätten zusammenkommen dürfen.

Stanarell: Allerdings!

Gerontes: Und ich glaube, sie wäre vermögend gewesen, mit ihm fortzugehen.

Stanarell: Das ist sehr klug geurteilt.

Gerontes: Mir ist gesagt worden, daß er alle seine Kräfte anwendet, damit er nur mit ihr reden möge.

Stanarell: Das ist ein toller Kerl!

Gerontes: Aber er soll Kopfen und Maß verlieren.

Stanarell: Ha, ha!

Gerontes: Und ich will es ihm wohl wehren.

Stanarell: Er hat mit keinem Narren zu tun, und was er lernen soll, das haben Sie schon bald wieder vergessen. Der muß fürwahr kein Schöps sein, der sie belauern soll.

Der achte Auftritt.

Lukas. Gerontes. Stanarell.

Lukas: Ach, poß alle Wetter! Herre! Tu geht ä schöner Kärm an. Ihre Junfer Tochter ist mit ihrem *Leander* derwoongegangen. Das war Sie eben der *Aptheker*; und der Herr Dokter da, der hat die schöne Operazion verrichtet.

Gerontes: Was? Mich so entseßlich zu hintergehen! Geschwind, schicket zum Richter! Lasset ihn nicht davonlaufen. Ach! du Schelm! du sollst in der Justiz Hände kommen!

Lukas: Ach! beim Wetter, Herr Dokter! Ihr werdet ganz gewiß gehängt. Geh! mir nich von der Stelle.

Der neunte Auftritt.

Martine, des Weib des Stanarell. Stanarell. Lukas.

Martine (zu Lukas): Ach, du lieber Gott! Was habe ich nicht für Mühe gehabt,

ehe ich das Hans gefunden habe! Sagt mir doch, guter Freund, ob Ihr nichts von dem Dokter wisset, den ich Euch zugewiesen habe?

Lukas: Da steht er, und sull gehängt werden.

Martine: Was? Mein Mann soll gehängt werden? Je! was hat er denn getan?

Lukas: Er hat unsers Herrn Tochter entführen lassen.

Martine: Ach! mein lieber Mann! Is es denn gewiß wahr, daß sie dich hängen wollen?

Stanarell: Das siehst du wohl. Ach!

Martine: Und du sollst in so vieler Leute Weisheit sterben?

Stanarell: Was ist zu tun.

Martine: Wenn du nur zum wenigsten erst unser Holz gehauen hättest, so wäre es doch noch ein Trost für mich.

Stanarell: Geh fort, du machst mich nur weichherzig.

Martine: Nein. Ich will bei dir bleiben und will dir bei deinem Tode einen Mut zusprechen helfen. Ich gehe nicht eher fort, bis ich dich habe hängen sehen.

Stanarell: Ach!

Der zehnte Auftritt.

Gerontes. Stanarell. Martine.

Gerontes (zu Stanarell): Der Richter wird gleich seine Leute herschicken, und sie werden Euch in gute Sicherheit bringen.

Stanarell (den Hut abnehmend): Ach! Könnte es denn nicht in ein paar Duzend derbe Stockschläge verwandelt werden?

Gerontes: Nein, nein. Die Justiz muß es ausmachen. Aber, was sehe ich hier?

Der elfte Auftritt.

Gerontes. Leander. Lucinde. Stanarell. Lukas. Martine.

Leander: Mein Herr, hier stelle ich Ihnen Leander vor Augen und liefere Ihnen Ihre Jungfer Tochter wiederum in die Hände. Wir waren beide willens, zu flüchten und einander zu heiraten; jezt aber haben wir, anstatt dessen, ein eheliches Vorhaben. Ich will Ihnen Ihre Jungfer Tochter nicht rauben, sondern ich will sie von Ihrer Hand empfangen. Ich habe Ihnen zu melden, mein Herr, daß ich diesen Augenblick Briefe bekommen habe,

aus denen ich ersehe, daß mein Oheim tot ist, und daß ich Erbe von allen seinen Gütern bin.

Gerontes: Mein Herr, ich schätze Ihre Tugenden u n g e m e i n h o c h, und ich gebe Ihnen mit Freuden meine Tochter.

Stanarell (vor sich): Die Arzneikunst kommt noch mit heiler Haut davon.

Martine: Weil du nun nicht gehängt wirst, so danke es mir, daß du ein Doktor geworden bist: denn ich habe dir eben zu dieser Ehre verholfsen.

Stanarell: Ja! du hast mir zu unzähligen Prügeln verholfsen.

Leander (zu Stanarell): Der Erfolg ist Widerwillen hegen dürftest.

allzu schön, als daß Ihr deswegen einen

Stanarell (zu Martine): Gut! Ich ver-gebe dir die Prügel, in Ansehung der Ehrenstelle, zu der du mich erhoben hast. Halte dich aber gefaßt, daß du künftighin einem so großen Manne, wie ich bin, mit der größten Ehrfurcht begegnest; und bedenke wohl, daß der Zorn eines Arztes mehr zu fürchten ist, als man glauben sollte.

(Ende des Lustspiels.)

Die Bohême.

Szenen aus dem Künstlerleben von Henri Murger.

(1822—1861.)

„Bohême“ nennt der Franzose den Böhmen und den Zigeuner. Der französische Dichter Henri Murger übertrug die Bezeichnung auf Schriftsteller, Künstler, Studenten, das lustige, regellos lebende Volk des Pariser Quartier latin und schilderte in dem 1851 erschienenen „Scènes de la vie de Bohême“ mit außerordentlicher Laune, Situationswitz und Humor das Leben der jungen Künstler und Schriftsteller, die sich mit ihrem Talent noch nicht durchzusetzen vermocht haben und ihre fatalen Verhältnisse mit überlegenem Humor ertragen. Da ist Schaunard, der fidele Maler und Komponist, dann Marcel, gleichfalls ein emporstrebender Tizian der Biedermeierzeit, dann der Philosoph Colline, der vom Unterrichtsleben lebt und das wenige, was er verdient, für Bücher ausgibt, und schließlich der lyrische Dichter und Journalist Rodolphe. Sie finden sich durch Zufall und schließen feste Freundschaft, helfen sich gegenseitig aus und wenn sie Geld haben, so bringen sie es im Café Momus an. Es treten noch viele andere ergötliche Personen in den Kreis, Bohémiens und Philister, dauernd und vorübergehend. Die amüsantesten und lieblichsten Gestalten sind die beiden Mädchen Nini und Musette. Die Schicksale dieser beiden und ihre Liebe zu den Haupthelden der Bohême haben mehrfach Veranlassung zur Dramatisierung der Skizzen Murgers gegeben. In den letzten Jahren ist das lustige und auch sentimentale Buch zu Opernlibrettos verwendet und von Puccini entzückend, von Leoncavallo derber komponiert worden. Die beste Uebersetzung des Murgerschen Werkes ist die von Felix Paul Greve, die neuerdings im Leipziger Insel-Verlag erschienen ist, mit dessen Genehmigung hier eines der besten Kapitel des Werkes wiedergegeben ist.

Der Taler Karls des Großen.



egen Ende des Dezember wurden die Briefträger des Postbezirks Bidault beauftragt, etwa hundert Exemplare eines Billetts auszutragen, das wir hier abdrucken und dessen Kopie wir als genau und authentisch beglaubigen.

Herrn . . .

Die Herren Rodolphe und Marcel bitten Sie, ihnen die Ehre zu geben und nächsten Samstag den heiligen Abend bei ihnen zu verbringen. Man wird lachen!

P. S. — Wir leben nur einmal!!

Programm des Festes.

Sieben Uhr: Eröffnung des Salons; lebhaft und angeregte Unterhaltung. Acht Uhr: Einzug und Umzug der geistreichen Verfasser des kreißenden Berges, einer vom Theater des Odeon abgelehnten Komödie. Halb neun Uhr: Herr Alexander Schaunard, der ausgezeichnete Künstler, trägt auf dem Piano die Programmsymphonie vom Einfluß des Blauen in den Künften vor. Neun Uhr: Erste Lektüre der Denkschrift über die Aufhebung der Tragödienstrafe. Halb zehn Uhr: Gustav Colline, der hyperphysische Philosoph, beginnt mit Herrn Schaunard eine Erörterung über vergleichende Philosophie und Metapolitik. Um jede Konzeßion zwischen den beiden Gegnern zu vermeiden, wird man sie aneinanderfesseln. Zehn Uhr: Herr Tristan, Literat, erzählt von seiner ersten Liebe. Herr Alexander Schaunard begleitet ihn auf dem Klavier. Halb elf Uhr: Zweite Lektüre der Denkschrift über die Aufhebung der Tragödienstrafe. Elf Uhr: Bericht über eine Jagd auf den Kasuar, von einem ausländischen Prinzen.

Zweiter Teil.

Zwölf Uhr: Herr Marcel, der Historienmaler, läßt sich die Augen verbinden und improvisiert mit weißer Kreide die Zusammenkunft Napoleons und Voltaires auf den Champs-Élysées. Herr Rodolphe wird gleichfalls eine Parallele zwischen dem Verfasser der Zaira und dem Verfasser der Schlacht von Austerlitz improvisieren. Halb eins: Herr Gustav Colline ahmt, mäßig entkleidet, die athletischen Spiele der vierten Olympiade nach. Ein Uhr morgens: Dritte Lektüre der Denkschrift über die Aufhebung der Tragödienstrafe und Sammlung zugunsten der tragischen Dichter, die eines Tages ohne Stellung sein werden. Zwei Uhr: Eröffnung der Spiele und Organisation der Quadrillen, die sich bis zum Morgen hinziehen. Sechs Uhr: Sonnenaufgang und Schlußchor. Während der ganzen Dauer des Festes werden Ventilatoren spielen. N. B. — Jeder, der Verse zu lesen oder zu recitieren versucht, wird sofort aus den Salons entfernt und der Polizei übergeben; man bittet desgleichen, keine Kerzenreste mitzunehmen.

Zwei Tage darauf waren die Exemplare dieses Briefes in den dritten Untergeflossenen der Literatur und der Künste in Umlauf und entfesselten eine tiefe Erregung.

Freilich wagten unter den Eingeladenen ein paar an der von den beiden Freunden versprochenen Pracht zu zweifeln. „Ich mißtraue der Sache sehr,“ sagte einer dieser Skeptiker; „ich bin ein paarmal auf Rodolphes Mittagessen gewesen, Rue de la Tour d’Auvergne, man konnte sich nur moralisch sehen, und man trank wenig filtriertes Wasser aus eklektischen Tongefäßen.“ „Diesmal,“ sagte ein anderer, „wird es Ernst. Marcel hat mir den Festplan gezeigt, und der verspricht magische Effekte.“ „Werden Damen da sein?“ „Ja, Euphemia Teinturière hat gebeten, Festkönigin sein zu dürfen, und Schaunard soll Damen der Gesellschaft mitbringen.“

Der Ursprung dieses Festes, das in der Bohemewelt jenseits der Brücken so großes Staunen weckte, war in Kürze folgender: Seit etwa einem Jahr hatten Marcel und Rodolphe eine luxuriöse Gala angekündigt, die immer nächsten Samstag stattfinden sollte; aber peinliche Umstände hatten ihr Versprechen zu einer Reise durch zweiundfünfzig Wochen gezwungen, so daß sie schließlich keinen Schritt mehr tun konnten, ohne auf die feine Ironie ihrer Freunde zu stoßen, unter denen einige sogar so indiscret waren, energische Reklamationen zu formulieren. Die Sache begann den Charakter einer Plage anzunehmen, und so beschloßen die beiden Freunde, ihr ein Ende zu machen, indem sie den eingegangenen Verpflichtungen nachkamen. Daher hatten sie obige Einladung geschickt. „Jetzt,“ hatte Rodolphe gesagt, „können wir nicht mehr zurück, wir haben unsere Schiffe verbrannt; uns bleiben acht Tage, um die hundert Franken zu finden, die unentbehrlich sind, wenn man die Sache anständig machen will.“ „Da wir sie brauchen, werden wir sie finden,“ hatte Marcel geantwortet. Und mit ihrem unverschämten Vertrauen auf den Zufall schloßen die beiden Freunde in der Ueberzeugung ein, ihre hundert Franken seien schon auf dem Wege: dem Wege des Unmöglichen.

Da jedoch am zweiten Tage vor dem Fest noch nichts gekommen war, so dachte Rodolphe, es sei vielleicht sicherer, dem Zufall zu helfen; sonst sah man sich wohl gar um die Stunde, da es die Leuchter zu entzünden galt, schmähslich im Stich gelassen. Um sich die Sache leichter zu machen, strichen die beiden Freunde allmählich immer mehr von dem luxuriösen Aufwand des Programms, das sie sich vorgeschrieben hatten. Und nachdem Aenderung zu Aenderung gekommen — nachdem über den Artikel „Kuchen“ ein strenges Deleatur ausgesprochen und der Artikel „Erfrischungen“ sorgfältig gesichtet und eingeschränkt worden war — schwand die Gesamtsumme der Kosten auf fünfzehn Franken zusammen.

Das Problem war vereinfacht, aber noch nicht gelöst. „Laß sehen, laß sehen,“ sagte Rodolphe, „wir müssen jetzt die großen Mittel anwenden; diesmal können wir nicht wieder absagen.“ „Unmöglich,“ erwiderte Marcel. „Wie lange ist es her, daß ich den Bericht der Schlacht von Studzianka angehört habe?“ „Zwei Monate fast.“ „Zwei Monate, gut. Das ist eine anständige Frist, mein Onkel kann sich nicht beklagen. Ich werde morgen

hingehn und mir die Schlacht von Studzianka erzählen lassen; das macht fünf Franken, die sind uns sicher.“ „Und ich,“ sagte Marcel, „ich werde dem alten Medicis ein verlassenes Schloß verkaufen. Das macht auch fünf Franken.“ Wenn ich Zeit genug habe, drei Türmchen und eine Mühle anzubringen, bringt es vielleicht gar zehn Franken ein, dann hätten wir unser Budget.“

Und die beiden Freunde entschloßen und träumten, die Prinzessin von Belgiojoso bäte sie, ihre Empfangstuge zu wechseln, um ihr nicht ihre Gäste zu entführen.

Früh erwacht, nahm Marcel eine Leinwand vor und begann eiligst mit der Konstruktion eines verlassenen Schlosses — das war ein Artikel, den ein Trödler der Place du Carrousel besonders gern von ihm kaufte. Rodolphe ging aus, um seinen Onkel Monetti zu besuchen, der sich in der Schilderung des Rückzugs aus Rußland hervortat, und dem Rodolphe fünf- oder sechsmal im Jahr — bei ernstesten Anlässen — die Befriedigung verschaffte, daß er seine Feldzüge erzählen konnte, und zwar gegen das Darlehn von einigem Gelde; der ehemalige Offizier wehrte sich meist nicht allzu sehr, wenn man nur beim Anhören seiner Berichte große Begeisterung zu zeigen vermochte.

Gegen zwei Uhr traf Marcel, der gesenkten Kopfes eine Leinwand unter dem Arm trug, Rodolphe, der von seinem Onkel kam, auf der Place du Carrousel; seine Haltung verriet, daß er schlechte Nachricht brachte. „Nun,“ sagte Marcel, „hast du Glück gehabt?“ „Nein, mein Onkel ist ins Versailles Museum gegangen. Und du?“ „Dies Tier, der Medicis, will kein Schloß in Ruinen mehr; er verlangte eine Beschießung Tangers.“ „Wir büßen unsern guten Ruf ein, wenn wir unser Fest nicht geben,“ murmelte Rodolphe. „Was soll unser Freund, der einflußreiche Kritiker, denken, wenn er sich umsonst eine weiße Krawatte umbindet und gelbe Handschuhe anzieht!“

Und alle beide kehrten, lebhaften Sorgen zur Beute, ins Atelier zurück.

In diesem Moment schlug die Uhr eines Nachbars vier. „Wir haben nur noch drei Stunden vor uns,“ sagte Rodolphe. „Aber,“ rief Marcel, indem er auf seinen Freund zutrat, „bist du sicher, ganz sicher, daß wir hier nicht noch irgendwo Geld besitzen? . . . He?“ „Weder hier noch sonstwo. Woher sollte der Ueberrest kommen?“ „Wenn wir unter den Möbeln suchten . . . in den Sesseln? Man behauptet, die Emigranten hätten zu Zeiten Robespierres ihre Schätze versteckt. Wer weiß! . . . Unser Sessel hat vielleicht einem Emigranten gehört; und dann ist er so hart, daß ich mir schon oft gedacht habe, er müsse Metall enthalten. Willst du die Besichtigung vornehmen.“ „Das sind Possen,“ erwiderte Rodolphe in einem Ton, in dessen Nachsicht sich Strenge mischte.

Plötzlich stieß Marcel, der seine Nachforschungen in allen Winkeln des Ateliers fortsetzte, einen lauten Triumphschrei aus. „Wir sind gerettet!“ rief er aus, „ich wußte doch, daß noch Wertsachen da sein mußten . . . Hier,

sieh!" und er zeigte Rodolphe ein talergroßes Geldstück, das halb von Rost und Grünspan zerfressen war.

Es war eine karolingische Münze von einigem Kunstwert. Auf der glücklicherweise erhaltenen Inschrift konnte man das Datum der Regierung Karls des Großen lesen. „Das, das ist dreißig Sous wert," sagte Rodolphe, indem er einen verächtlichen Blick auf seines Freundes Sund warf. „Dreißig Sous, gut angewandt, tun große Wirkung," antwortete Marcel. „Mit zwölfhundert Mann hat Bonaparte zehntausend Oesterreicher zur Waffenübergabe gezwungen. Geschicklichkeit gleicht Zahlenunterschiede aus. Ich gehe und wechsele den Taler Karls des Großen beim Vater Medicis. Haben wir nicht noch etwas zu verkaufen? Sieh da, wahrhaftig, wenn ich den Schienbeinabguß Jakonowskis, des russischen Tambourmajors mitnähme? Das wäre schon mehr." „Nimm das Schienbein. Aber es ist traurig, uns wird kein einziger Kunstgegenstand mehr bleiben."

Während Marcells Abwesenheit suchte Rodolphe, fest entschlossen, die Soiree auf jeden Fall zu geben, seinen Freund Colline auf, den hyperphysischen Philosophen, der zwei Schritte weit von ihm entfernt wohnte. „Ich komme, um dich zu bitten," sagte er, „daß du mir einen Dienst leistest. In meiner Eigenschaft als Herr des Hauses muß ich unbedingt einen schwarzen Rock haben, und . . . ich habe keinen . . . leihe mir deinen." „Aber," sagte Colline zögernd, „in meiner Eigenschaft als Eingeladener brauche ich meinen Frack selber." „Ich erlaube dir, im Gehrock zu kommen." „Ich habe noch nie einen Gehrock gehabt." „Nun, höre, das läßt sich anders arrangieren. Im Notfall kannst du von meiner Soiree fortbleiben und mir deinen Frack leihen." „All das ist sehr unangenehm; da ich auf dem Programm stehe, kann ich nicht fehlen." „Es werden noch sehr viele Dinge fehlen," sagte Rodolphe. „Leih' mir deinen Frack, und wenn du kommen willst, komm, wie du kannst . . . in Hemdsärmeln . . . du kannst als ein treuer Diener gelten." „O nein," sagte Colline errötend. „Ich werde meinen uußbraunen Paletot anziehen. Aber schließlich, all das ist recht unangenehm." Und als er sah, daß Rodolphe sich des famosen Fracks bereits bemächtigt hatte, rief er: „Aber warte doch! . . . Es stecken noch ein paar Kleinigkeiten drin!"

Collines Frack verdient ein paar Worte der Schilderung. Zunächst war dies Kleidungsstück vollständig blau, und Colline sagte nur aus Gewohnheit: „mein schwarzer Rock". Und da er damals der einzige vom Bunde war, der einen Frack besaß, so hatten seine Freunde sich gleichfalls angewöhnt, wenn sie von dem offiziellen Anzug des Philosophen sprachen, Collines schwarzer Rock zu sagen. Außerdem hatte dieser berühmte Anzug eine besondere Form, die bizarrste, die man sehen konnte: die sehr langen Schöße, die an einer sehr kurzen Taille saßen, enthielten zwei Taschen, wahre Abgründe, in denen Colline gewöhnlich einige dreißig Bände unterbrachte, die er ewig bei sich trug; daher sagten seine Freunde, während der Bibliotheksferien könnten die Gelehrten und Literaten sich ihre Auskünfte in den Schößen von Collines Frack holen, einer Bibliothek, die den Lesern stets zur Verfügung stehe.

An diesem Tage enthielt Collines Frack erstaunlicherweise nur einen Quartband von Bayle, einen Traktat über die hyperphysischen Anlagen in drei Bänden, einen Band Condillac, zwei Bände Swedenborg und den Esay über den Menschen von Pope. Als er seine Frack-Bibliothek ausgelieert hatte, erlaubte er Rodolphe, sie anzuziehen. „Halt,“ sagte dieser, „die linke Tasche ist noch recht schwer; du hast etwas vergessen.“ „Ah!“ sagte Colline, „du hast recht, ich habe die Tasche der fremden Sprachen vergessen.“ Und er entnahm ihr zwei arabische Grammatiken, ein malaiisches Dictionär und einen vollkommenen Ochsentreiber in chinesischer Sprache, seine Lieblingslektüre.

Als Rodolphe nach Hause kam, fand er Marcel schon vor; er spielte auf dem Boden mit Sünffrankensücken; der Zahl nach waren es drei. Im ersten Augenblick stieß Rodolphe die Hand, die ihm sein Freund hinhielt, zurück; er glaubte an ein Verbrechen. „Eilen wir, eilen wir,“ sagte Marcel... Wir haben die gewünschten fünfzehn Franken... Woher? höre: Ich habe bei Medicis einen Sammler getroffen. Als er meine Münze sah, wurde er fast ohnmächtig: es war die einzige, die noch in seiner Sammlung fehlte. Er hat schon in alle Länder geschickt, um diese Lücke zu füllen, und er hatte jede Hoffnung aufgegeben. Und als er meinen Taler Karls des Großen genau geprüft hatte, zögerte er keinen Augenblick, mir fünf Franken dafür zu bieten. Medicis stieß mich an, sein Blick sagte den Rest. Er lautete: Teilen wir den Verdienst und ich überbiete; wir sind bis zu dreißig Franken gestiegen. Ich habe dem Juden fünfzehn gegeben, und hier ist der Rest. Jetzt können unsere Eingeladenen kommen, wir sind in der Lage, sie zu blenden. Was, du hast einen schwarzen Rock?“ „Ja,“ sagte Rodolphe, „Collines Rock.“ Und als er in der Tasche wühlte, um sein Taschentuch zu finden, fiel ein kleiner Band Mandschu heraus, der in der Tasche der ausländischen Literaturen vergessen war.

Sofort machten sich die beiden Freunde an die Vorbereitungen. Man ordnete das Atelier, man machte im Ofen Feuer; ein Malrahmen wurde, mit Kerzen besetzt, als Leuchte an die Decke gehängt, ein Schreibtisch in die Mitte des Raumes gerückt, um den Rednern als Tribüne zu dienen; davor setzte man den einen Sessel, den der einflußreiche Kritiker einnehmen sollte, und alle Bücher legte man auf einen Tisch: Romane, Gedichte, Feuilletons, deren Verfasser die Soiree beehren sollten. Um jede Kollision zwischen den verschiedenen Körperschaften der Literaten zu vermeiden, wurde das Atelier außerdem in vier Abteilungen geteilt, und am Eingang einer jeden stand ein eilends fabriziertes Schild, man las:

Abteilung der Dichter

Romantiker

Abteilung der Prosaisien

Klassizisten

Die Damen sollten einen in der Mitte abgegrenzten Raum einnehmen. „A ja! aber Stühle fehlen,“ sagte Rodolphe. „O!“ rief Marcel, „auf dem Treppenflur sind mehrere an der Wand festgemacht. Wenn wir sie losmachen?“ „Gewiß müssen wir sie losmachen,“ sagte Rodolphe, und sie

gingen hinaus, um sich der Stühle zu bemächtigen, die einem Nachbar gehörten.

Es schlug sechs Uhr; die beiden Freunde gingen in aller Eile essen und stiegen wieder hinaus, um zur Beleuchtung des Salons zu schreiten. Sie waren selbst geblendet. Um sieben Uhr traf Schaunard in Begleitung dreier Damen ein, die ihre Diamanten und ihre Hüte vergessen hatten. Die eine trug einen roten, schwarzgepfleckten Schal. Schaunard machte Rodolphe besonders auf sie aufmerksam. „Das ist eine sehr vornehme Dame,“ sagte er, „eine Engländerin, die der Sturz der Stuarts ins Exil getrieben hat; sie lebt bescheiden, indem sie englische Stunden gibt. Ihr Vater ist unter Cromwell Kanzler gewesen, wie sie mir gesagt hat; mußt höflich gegen sie sein; buze sie nicht zu oft.“

Zahlreiche Schritte ließen sich auf der Treppe vernehmen; die Eingeladenen trafen ein; sie schienen erstaunt, als sie Feuer im Ofen sahen.

Rodolphes Frack ging den Damen entgegen und küßte ihnen mit einer Anmut die Hand, die ganz dem Stil der Regentschaft entsprach; und als etwa zwanzig Personen da waren, fragte Schaunard, ob es nicht bald eine Runde gäbe. „Gleich,“ sagte Marcel; „ehe wir den Punsch kochen, warten wir, bis der einflußreiche Kritiker kommt.“

Um acht Uhr waren alle Eingeladenen da, und man begann die Durchführung des Programms. Jede Unterhaltung wurde durch eine Runde abgelöst; worin die Runde bestand, hat niemand je erfahren.

Gegen zehn Uhr sah man die weiße Weste des einflußreichen Kritikers erscheinen; er blieb nur eine Stunde und war sehr mäßig im Trinken.

Als gegen Mitternacht kein Holz mehr da war, zogen, da es sehr kalt war, diejenigen Gäste, die saßen, das Los, wer seinen Stuhl ins Feuer werfen sollte.

Um ein Uhr standen alle.

Liebenswürdige Lustigkeit ließ nicht ab, unter den Gästen zu herrschen. Man hatte keinen Unfall zu bedauern, nur daß die fremdsprachliche Tasche von Collines Frack einen Riß bekam, und daß Schaunard der Tochter von Cromwells Kanzler eine Ohrfeige gab.

Diese denkwürdige Soiree blieb acht Tage lang der Gegenstand der Quartierschronik; und Euphemia Teinturière, die Festkönigin gewesen war, sagte stets, wenn sie mit ihren Freundinnen sprach: „Es war wunderschön; sie hatten Wachskerzen, meine Liebe!“

Tartarin von Tarascon

Von

Alphonse Daudet.

(1840—1897.)

Das humoristische Hauptwerk Alphonse Daudets ist die komische Geschichte des braven Renommisten Tartarin von Tarascon. Daudet hat in dieser Figur den zur Selbstüberhöhung und zum Tamarbasieren neigenden Charakterzug der Südfrenzosien in einer an den Don Quijote gemahnenden Weise verspottet. Tarascon ist ein kleines Städtchen in der Nähe von Nîmes, dem Geburtsort Daudets. Die Bewohner von Tarascon lagen mit denen seiner Vaterstadt in einem alten Streit und Daudet wollte sein Nîmes in einer harmlos-ukigen Art an den Tarasconesern rächen. Das ist ihm glänzend gelungen. 1872 erschienen: „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“ (Die wunderbaren Abenteuer Tartarins von Tarascon) und zeigte Daudet als einen humoristisch-satirischen Dichter ersten Ranges. Die beste Uebersetzung des Werkes ist die in Reclams Univerſalbibliothek erschienene von Professor Dr. Adolf Gerstmann, der wir auch mit freundlicher Erlaubnis des Verlages die nachstehenden Kapitel entnehmen.

*

Der Wundergarten.



Der erste Besuch, den ich Herrn Tartarin in Tarascon abstattete, war für mich ein Ereignis, das ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Es sind seitdem zwölf bis fünfzehn Jahre vergangen, aber ich erinnere mich aller Einzelheiten noch so genau, als hätten sie sich gestern zugetragen. Der unerfrockene Tartarin wohnte damals ziemlich am äußersten Ende der Stadt, und zwar im dritten Hause linker Hand an der Straße, die nach Avignon führt — es war eine hübsche kleine, tarasconesische Villa mit einem Vorgarten, einem Balkon auf der Rückseite, mit sehr weißen Mauern und grünen Fensterläden; auf der Treppenstufe vor dem Eingange lagerte gewöhnlich eine ganze Bande kleiner Savoyarden, die ihre Zeit mit Murmelspielen totschlugen, oder auch, wenn die Sonne gar zu heiß schien, die Köpfe auf ihre Kasten mit Stiefelwische lehnten und sanft und selig schlummerten. Von außen hatte das Haus also gar nichts so Besonderliches und Außergewöhnliches, und nach diesem äußern Eindrucke würde man auch niemals auf die Vermutung kommen, daß da drinnen ein Held wohnen könne.

Wenn man das Haus aber betrat — Himmel und die Welt! Was gab's da zu sehen!

Vom Keller bis zum Boden hatte das ganze Gebäude etwas Großes, Mächtiges, heroisches — sogar der Garten war davon angehaucht.

Reisebuch des Humors.

S

Sold einen Garten, wie der Tartarische war, gibt es überhaupt nicht zum zweiten Male auf dem ganzen Erdenrund.

Da war nicht ein inländischer Baum, nicht eine einheimische Pflanze — da gab's nur exotische Gewächse, Gummibäume, Flaschenkürbisse, Baumwollpflanzen, Kokospalmen, Magnolien, Bananen, Fächerpalmen, ein Baobab, Kakteen, ein Feigenbaum — man hätte meinen mögen, man befände sich mitten in Afrika, was von Tarascon bekanntlich so ungefähr zehntausend Wegstunden entfernt ist. Alle diese Bäume und Sträucher waren selbstredend hier nicht in natürlicher Größe zu sehen — so waren die Kokospalmen z. B. nicht größer, als es gemeinlich die roten Rüben zu sein pflegen und der Baobab, der doch schon zu den Riesenbäumen zählt, hatte hier die Höhe, die sonst die Rejeda erreicht, aber das ist doch schließlich gleichgültig und auch völlig nebenächlich. Für Tarascon war es so, wie es nun einmal war, jedenfalls sehr hübsch, und die Leute aus der Stadt, die sich an Sonntagen und Feiertagen das Vergnügen machten, Tartarins Baobab zu betrachten, waren stets des höchsten Lobes voll und kehrten befriedigt und bewundernd nach ihren Wohnungen heim.

Man kann sich nun einigermaßen vorstellen, welch tiefes Gefühl der Bewunderung und des Staunens mich ganz erfüllte, als es mir zum ersten Male vergönnt war, diesen Zaubergarten zu durchwandern. Und dennoch wurde dieses Gefühl noch gesteigert, als ich das Kabinett des Helden betrat.

Dieses Kabinett, eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt, lag zum Garten hinaus; durch eine Glastüre genoß man den Anblick des Baobab.

Man denke sich einen ziemlich großen Raum, dessen Wände von oben bis unten mit Flinten und Säbeln bedeckt sind. Da sah man Waffen aller Zeiten und Länder, Karabiner, Rifles, Tromben, korjische Messer, Bowiemesser, Revolver, Dolche, malaiische Krise, karaiische Bogen, Speere, Totschläger, Keulen, mexikanische Saffos und viele andere ähnliche Dinge. Von oben fiel ein heller Lichtschein auf alle die Waffen, so daß die Degenklingen und Gewehrläufe blühten und blinkten und die Sache ordentlich gefährlich ausah; was einen trotz alledem beruhigte, war die Ordnung, welche offenbar in diesem Privatzeughaus herrschte. Alles war geordnet, sorgsam gepußt und etikettiert — gerade wie man es mit den Flaschen in der Apotheke macht. Hier und da hing an einem Gegenstande auch ein kleiner Zettel, auf dem zu lesen war:

Vergiftete Pfeile! Nicht anrühren!

Oder auch:

Geladene Waffen! Die Hände weg!

Wären derartige Warnungszettel nicht gewesen, man hätte sich nie und nimmer in diesen Raum gewagt.

Mitten im Kabinett stand ein Gueridon. Auf dem Gueridon lagen eine Rumflasche, eine türkische Tabakpfeife, die „Reisen des Kapitän Cook“; die Cooperschen Romane; die Anmardschen Reiseschilderungen; dann viele Jagdbeschreibungen — Falkenjagden, Bärenjagden, Elefantenjagden usw. Vor dem Gueridon endlich saß ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren:

er war klein, dick, unterseht; sein Gesicht strogte von Gesundheit, sein Bart war kurz aber stark, seine Augen glühten und blühten. Er saß in Hemdsärmeln da und trug wollene Unterkleider; in der einen Hand hielt er ein Buch, mit der andern schwang er eine ungeheuer große Pfeife mit eisernem Deckel; er las irgend eine höchst wunderfame Jagdgeschichte, schob die Unterlippe vor und gab seinem Munde dadurch ein schreckliches Aussehen — so machte denn auch die unscheinbare Figur des kleinen tarasconischen Rentiers den Eindruck, als wolle er, der so überaus harmlos und gutmütig war, andern Leuten kampflustig und gefährlich erscheinen. Diese naive Wichtigtuerei herrschte ja offenbar in dem ganzen Hause.

Der Mann war Tartarin! Tartarin von Tarascon — der unerschrockene, der große, der unvergleichliche Tartarin von Tarascon!

Ein Blick auf die gute Stadt Tarascon und ihre Bewohner, die Mühenjäger.



u der Zeit, von welcher ich erzähle, war Tartarin von Tarascon noch nicht derjenige Tartarin, der er heute ist — der große Tartarin von Tarascon, bekannt und geehrt im ganzen südlichen Frankreich. Nichtsdestoweniger war er aber auch schon damals die angesehenste Persönlichkeit der Stadt, sozusagen der König von Tarascon.

Wie diese hohe Würde auf sein erhabenes Haupt kam, soll man sogleich erfahren.

Da unten im Süden ist bekanntlich jedermann ein Jäger; vom Höchsten bis zum Geringsten ist das so und es vererbt sich auch von Geschlecht auf Geschlecht. Die Jagd ist nun einmal die Leidenschaft der Tarasconer und war es auch seit unvordenklichen Zeiten.

An jedem Sonntagmorgen griff ganz Tarascon zum Schießgewehr und ließ den heimischen Herd im Stich; die Büchse um die Schulter gehängt, den Quersack auf dem Rücken — so ging's unter Hundegebell und Trompetengeschmetter hinaus vor die Tore zum Jagdvergnügen. Schade nur, daß eine Kleinigkeit fehlte, die sonst zum Jagen als unerläßlich betrachtet wird — das Wild nämlich; davon war auch keine Spur zu finden.

Die Tiere sind von Haus aus dumm, das ist richtig; aber so dumm waren sie denn doch nicht, daß sie nicht mit der Zeit eingesehen hätten, wie wenig Gutes sie in dieser Gegend zu gewärtigen hätten.

Fünf Meilen im Umkreise von Tarascon waren die Waldungen verödet, die Nester und Höhlen leer und verlassen; nicht eine Amsel, nicht eine Wachtel, auch nicht die lumpigste Bachstelze war zurückgeblieben.

Man muß nun durchaus nicht glauben, daß die Umgebung von Tarascon reizlos und uninteressant wäre. O nein, im Gegenteil! Die kleinen Hügel, die im Kreise um die Stadt lagern, sind dicht besetzt mit Myrten, mit Lavendel und Rosmarin; das duftet so süß, fast berauschend. Die süßen Muskatelfertrauben, die da am Ufer der Rhone so herrlich gedeihen, sind

auch ein höchst schätzbares und appetitliches Gut. Das war also alles ganz gut und schön, nur was das Wild betrifft, was das kleine Getier angeht, das ein Fell auf dem Leibe oder Flügel und Federn hat, damit war es sehr schlecht bestellt. Die Zugvögel sogar haben einen heiligen Respekt vor dieser Gegend; sie fliegen in einem großen Bogen um sie herum, und wenn die wilden Enten sich auf der Wanderung befinden und ihre Schwärme in Gestalt langgestreckter Dreiecke sich der Stadt nähern, dann ruft die vorderste, sobald sie nur die Kirchturmspitze sieht: „Tarascon! Da unten liegt Tarascon!“ Da heißt es, lieber einen Umweg machen, und sofort schlagen die Vögel auch eine andere Richtung ein.

Kurz und gut — von alledem, was man als „Wild“ bezeichnen kann, gab es in jener Gegend einzig und allein einen alten Hasen, der jedenfalls durch ein Wunder den tarasconesischen Mezeleien entgangen war und in ganz unerklärlichem Eigensinn die Absicht kundgab, hier bis an das Ende seiner Tage zu bleiben. In Tarascon war der Hase allgemein bekannt; man hatte ihm sogar einen Namen gegeben. Er hieß „Schnellfuß“. Man wußte auch, daß er sein Lager auf dem Grund und Boden des Herrn Bompard aufgeschlagen hatte (der deswegen auch, dies sei in Parenthese bemerkt, behauptete, sein Gut sei das Doppelte oder gar das Dreifache von dem wert, was es sonst gegolten hätte), aber man hatte des durchtriebenen Tieres noch niemals habhaft werden können.

Daran soll sich übrigens bis zu dieser Stunde noch nichts geändert haben. Noch heute sollen zwei oder drei besonders Ausdauernde auf der Jagd nach diesem Hasen sein.

Durch seine merkwürdige Zähigkeit wurde „Schnellfuß“ mit der Zeit Gegenstand fast abergläubischer Betrachtung, obwohl die Tarasconer sonst von Natur nicht gerade sehr zum Aberglauben neigen.

„Aber,“ so wird man jetzt einwerfen, „wenn es in und um Tarascon wirklich gar so wenig Wild gab, was machten denn die tarasconesischen Jäger an jedem Sonntage?“

Ja, was machen sie eigentlich?

Nun, mein Gott — sie ziehen eben aufs Feld hinaus, so zwei bis drei Meilen von der Stadt. Dann teilt sich der große Schwarm in Gruppen von je fünf bis sechs Mann; diese lagern sich ruhig und seelenvergnügt im Schatten eines Ziehbrunnens, einer alten Mauer oder auch eines Olivenbaumes, ziehen ihre Quersäcke vor und entnehmen ihnen das Mitgebrachte. Der eine hat ein tüchtiges Stück Braten, der andere gibt die rohen Zwiebeln dazu; dieser hat Sardellen, jener eine Wurst — so wird denn in aller Gemütlichkeit gefrühstückt und die Kehle mit einem jener Weine aus dem Rhonegebiet angefeuchtet, die den Trinker binnen kurzem so fröhlich machen, daß er nur noch lachen und singen möchte.

Dann ruht man sich ein wenig aus, schläft auch wohl ein bißchen. Nun erhebt sich die ganze Gesellschaft; man greift nach den Flinten, pfeift den Hunden und geht ernsthaft ans Jagen. Und das machen diese guten Leute folgendermaßen: Jeder Jäger nimmt seine Mütze ab, wirft sie in

die Luft, und zwar so hoch er irgend kann — und feuert nun fünf, sechs Schüsse auf sie ab; manchmal werden's auch nur zwei, das kommt nun ganz auf den Schützen und seine Geschicklichkeit an.

Wer seine Mütze am häufigsten getroffen hat, wird zum König der Jagd proklamiert und zieht abends im Triumphe in Tarascon ein. Er trägt die durchlöchertere Mütze auf der Mündung des Gewehrlaufes, blickt stolz um sich — die Leute jubeln, die Hunde bellen, die Hörner schmettern, die Freude ist riesengroß.

Es ist eigentlich überflüssig, noch besonders zu betonen, daß in der Stadt ein sehr schwunghafter Handel mit Jagdmützen betrieben wird. Es gibt sogar einige Fabrikanten, welche die Mützen gleich zerflossen und durchlöcherter verkaufen, zum Vorteil für Schwindler. Es ist aber wirklich nicht hübsch, seine Genossen auf diese Weise betrügen zu wollen; ganz genau weiß man es eigentlich auch nur vom Apotheker Bezuquet, daß er eine solche Mütze im Laden gekauft hat.

Als Mützenjäger hatte Herr Tartarin nicht seinesgleichen. An jedem Sonntagmorgen zog er mit einer funkelneuen Mütze zur Jagd hinaus, und an jedem Sonntagabend kam er mit einem alten formlosen Lappen voll Löcher wieder heim. Auf dem Boden seines Häuschens befanden sich hunderte solcher ruhmreicher Trophäen. Alle Tarasconer erkannten ihn auch als ihren Herrn und Meister an, und da Tartarin mit der Jagdkunde sehr genau Bescheid wußte — er hatte nämlich alle Leitfäden und alle Handbücher über alle möglichen Jagden gelesen, von der Mützenjagd bis zur Jagd auf birmanische Tiger — so hatten ihn alle zu ihrem obersten Schiedsrichter erwählt. Bei jeder Streitigkeit wurde sein Urteil angerufen und diesem dann auch unweigerlich Folge geleistet.

An jedem Nachmittag von vier bis fünf Uhr konnte man beim Waffenschmied Costecalde einen dicken Herrn sehen; er saß mit ernster Miene und die lange Pfeife zwischen den Zähnen haltend, auf einem grünen Ledersessel. Um ihn drängten sich die Mützenjäger; sie füllten den Laden und draußen schlugen sich die übrigen, die keinen Einlaß mehr finden konnten, um den Vortritt. Der Herr war Tartarin, der hier der Justizpflege oblag — zugleich ein Nimrod und ein Salomo.

Sie!



iesen verschiedenen Talenten hatte Tartarin es also zu verdanken, daß er in Tarascon eine so hervorragende gesellschaftliche Stellung einnahm.

Es ist wirklich bewundernswert, wie der gute Mann die ganze Stadt für sich einzunehmen gewußt hatte.

Die Militärmacht von Tarascon hatte Tartarin auf seiner Seite. Der tapfere Kommandant Bravida, der früher im Montierungsdepot Dienste getan hatte, sagte von ihm: „Das ist ein Karnickel!“ und der Kommandant mußte sich doch darauf verstehen, fintemal

ihm in seiner früheren Stellung doch derartiges genug unter die Hände gekommen war.

Die Beamtenwelt war für Tartarin. Zwei oder gar dreimal hatte der alte Präsident Ladeveze in öffentlicher Sitzung und vor allen Beisitzern erklärt: „Er ist ein Charakter!“

Das Volk endlich war ebenfalls für Tartarin. Seine Gestalt, sein Gang, sein ganzes Wesen — sein sicheres, zuversichtliches, unerschrockenes und unerschütterliches Wesen, sein Ruf als Held, zu dem er gekommen war, er wußte eigentlich selbst nicht wie, die Tatsache, daß er einige Male den kleinen Schuhputzern, die vor seinem Hause ihr Geschäft etabliert hatten, einige Geldstücke geschenkt und sie gemüthlich am Ohr gezaust hatte — das alles machte ihn zum Lord Seymour der Stadt und Umgebung, zum König auf den Märkten von Tarascon. Wenn Tartarin am Sonntagabend von der Jagd heimkehrte, die durchlöchernte Mütze auf dem Gewehrlaufe tragend und gut eingehüllt in seine baumwollenen Jacken und Westen, dann verbeugten sich die auf den Quais der Rhone herumbummelnden Lastträger respektvollst. Dabei blickten sie auf die eigenen Oberarme und auf die mächtigen Wölbungen und die riesenhaften Muskeln daran; dann aber warfen sie einen Seitenblick auf jenen und flüsterten einander voll Bewunderung zu: „Wißt ihr, der da ist aber stark! Er hat doppelte Muskeln!“

Doppelte Muskeln! Man denke nur!

Ja, darauf versteht man sich eben nur in Tarascon.

Doch trotz alledem und alledem, trotz seiner vielseitigen Talente, trotz seiner doppelten Muskeln, trotz seiner Popularität und der gar nicht genug hochzuschätzenden Gunst des tapferen Kommandanten Bravida, der früher im Montierungsdepot Dienste getan hatte, war Tartarin nicht glücklich; das Leben in der kleinen Stadt genügte ihm durchaus nicht, die Luft daselbst erschien ihm drückend und oft glaubte er, ersticken zu müssen. Der große Mann von Tarascon langweilte sich eben in diesem Tarascon. Und wenn man nur einigermaßen billig urteilt, wird man zugeben müssen, daß für eine so heroische Natur wie die seinige, für seine nur nach Abenteuerndürstende Seele, für den ganzen Mann, der nur von großen Schlachten träumte, von Ritten in die Pampas, von gefährlichen Jagden, von Wüstenstürmen, von Orkanen und Typhons, daß es für solchen Menschen wirklich schwer werden mußte, sich damit zu begnügen, an jedem Sonntage auf die Mühenjagd, zu gehen und im übrigen beim Waffenschmied Costecalde dem Jagdgerichte zu präsidieren. Armer großer Mann! Auf die Dauer mußte ihn das ja vollständig aufreiben; es rächt sich stets, wenn ein großer Geist sich ausschließlich der Lösung kleiner und kleinlicher Aufgaben widmet.

Vergeblich waren alle seine Versuche, sich in das Getriebe der großen und wilden Welt hinein zu versetzen — wenn auch nur mit Hilfe der eigenen Phantasie — und das engumgrenzte Gebiet seiner Heimat dabei zu vergessen; vergeblich schaffte er sich den schon erwähnten Baobab an, vergeblich umgab er sich mit vielen anderen Erzeugnissen der üppigen afrikanischen Vegetation, vergebens häufte er Waffen auf Waffen, tat er neue malaiische

Krise zu den alten schon vorhandenen; vergebens war es auch, daß er sich in die Lektüre romantischer Erzählungen vertiefte oder daß er versuchte, sich gleich dem unsterblichen Don Quijote durch die Stärke seiner Einbildungskraft der ihn umgebenden schalen Wirklichkeit zu entziehen, die ihn wie mit Geierkrallen gepackt hatte und hielt. Gerade das, was dazu dienen sollte, seine Sucht nach Abenteuern zu stillen, machte sie immer von neuem und immer noch heftiger an. Beim Beschauen seiner Waffensammlung geriet er in einen Zustand von Erregung und Heftigkeit, der manchmal besorgniserregend wurde. Seine Gewehre, seine Bogen, seine Laffos — sie alle schienen ihm unermülich und unaufhörlich zuzurufen: „Auf zum Kampf!“ Wenn der Wind in den Zweigen seines Baobab spielte und es leise rauschte, dann glaubte er, da oben flüstere eine geheimnisvolle Stimme von großen Reisen und gebe ihm selbst den verhängnisvollen Rat, auch einmal eine solche zu unternehmen. Dazu kam noch die stete Lektüre der Werke von Gustav Aimard, Fenimore Cooper —

O, mehr als einmal ist es an schwülen Sommernachmittagen passiert, daß Tartarin, wenn er so recht lange in seinem Privatzeughaus gesessen und gelesen hatte, plötzlich aufsprang, das Buch auf den Boden warf und laut brüllend und schreiend irgend eine Waffe von der Wand riß und damit wild herumfuchelte.

Die beiden Tartarins. — Merkwürdiges Zwiegespräch zwischen Tartarin-Quijote und Tartarin-Sancho.



Wie war es eigentlich zugegangen, daß bei solcher Sucht nach Abenteuern, bei solchem Verlangen nach mächtigen Erregungen, bei solcher Lust zum Reisen, zum Jagen, zum Herumstreifen Tartarin von Tarascon noch niemals aus Tarascon herausgekommen war?

Denn das ist eine nachgewiesene Tatsache — bis zu seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre hatte der mutige Tarasconese auch nicht eine einzige Nacht außerhalb seiner Geburts- und Heimatsstätte zugebracht. Er hatte nicht einmal jene berühmte Reise nach Marseille gemacht, zu der jeder Provinziale sich gewissermaßen verpflichtet fühlt, und die er antritt, sobald er majoren geworden ist.

Es wäre doch zum mindesten zu erwarten gewesen, daß er schon einmal in Beaucaire sich aufgehalten habe, denn Beaucaire ist ganz dicht bei Tarascon — man braucht nur über eine Brücke zu gehen und ist schon in dem genannten Orte. Aber der Teufel soll einer Brücke trauen! Jene nach Beaucaire führende wurde außerdem schon einige Male durch Orkane fast zerstört; sie ist zwar immer wieder repariert worden, aber riskant bleibt es doch immerhin — die Brücke ist lang, die Rhone unter ihr ist tief — nun — es ist also leicht zu begreifen. —

Tartarin war nun einmal ein Freund des Festlandes, und das kann ihm keiner übelnehmen.

Ferner muß noch eine besondere Eigentümlichkeit bei unserem Helden erwähnt werden — es machten sich bei ihm stets zwei einander ganz entgegengesetzte Triebe geltend. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,“ sagte einmal ein Dichter. Das war so recht der Fall bei unserem lieben Tartarin.

Der große Tarasocnese trug — das werden meine Leser sicher schon längst gemerkt haben — die Seele Don Quijotes in sich. Er hatte dieselben ritterlichen Neigungen, daselbe heldenhafte Ideal, dieselbe außerordentliche, fast komische Begeisterung für das Romantische, Grandiose und Ungewöhnliche wie jener irrende Ritter. Unglücklicherweise besaß er aber auch nicht den Körper des berühmten Hidalgo, nicht dieses lange, knochige, skelettartige Gestell, das man kaum noch als Körper bezeichnen kann, und das so wenig beeinflusst wurde von den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens, daß es an einer Handvoll Reis auf vierundzwanzig Stunden genug hatte und daß es zwanzig Nächte lang den Kürsaß angeknallt behielt.

Ganz im Gegenteil hierzu war der Körper Tartarins der Körper eines echten Biedermanns, sehr dick, sehr breit, sehr empfindlich für äußere Einflüsse, sehr verweichlicht und verwöhnt — ein Körper, der an gut bürgerliche Kost gewöhnt war, wie an alle Behaglichkeiten des eigenen Herdes — mit einem Worte, der kurze und dicke Leib des unsterblichen Sancho Panza.

Don Quijote und Sancho Panza in einer Person! Man kann sich leicht denken, was das für eine Wirtschaft werden mußte, welche Seelenkämpfe, welche Selbstvorwürfe es da gab.

O, da hätten Lucien oder Saint-Evremond eine schöne Gelegenheit gehabt, einen ihrer reizenden Dialoge zu schreiben — ein Dialog zwischen den beiden Tartarins, zwischen Tartarin-Quijote und Tartarin-Sancho.

Tartarin-Quijote begeisterte sich an den Erzählungen von Gustav Aimard und rief: „Ich reise!“

Tartarin-Sancho jedoch dachte nur daran, daß man sich auf Reisen sehr leicht erkältet und das Reißen holt und sagte deshalb bedächtig: „Ich bleibe.“

Tartarin-Quijote, feurig:

Bedecke dich mit Ruhm, Tartarin!

Tartarin-Sancho, sehr ruhig:

Tartarin, bedecke dich lieber mit Flanell.

Tartarin-Quijote, immer enthusiastischer:

O, die prächtigen Doppelflinten! Die Dolche, die Laffos, die Mokassins!

Tartarin-Sancho, immer ruhiger:

O, die hübschen gestrickten Unterjacken! Die reizenden Pulswärmer!
Die netten Ohrenklappen!

Tartarin-Quijote, außer sich vor Begeisterung:

Eine Art! Man bringe mir eine Art!

Tartarin-Sancho, klingelt nach der Köchin:

Jeannette, bringen Sie meine Schokolade!

Schließlich war dann immer Jeannette erschienen, hatte die gewünschte

Schokolade gebracht — ah, die war so hübsch heiß, sah so appetitlich aus und duftete so lieblich — und auch einige Aniskuchen. Damit stopfte dann Tartarin-Sanco dem Tartarin-Quijote den Mund, so daß von ihm nichts mehr zu hören war.

Und so war es gekommen, daß Tartarin von Tarascon noch niemals Tarascon verlassen hatte.

Mitaines Menagerie. — Ein Löwe aus dem Atlas in Tarascon. — Ein schreckliches und dabei großartiges Zusammentreffen.



ines schönen Abends waren mehrere Bewohner der lieben Stadt Tarascon im Laden des Waffenschmiedes Costecalde beisammen. Herr Tartarin, der in solchen Dingen ja Kenner war, zeigte eben einigen Freunden, die sich dafür interessierten, ein Hinterladergewehr, das damals noch neu und nicht allgemein bekannt war; er setzte ihnen lang und breit die Vorzüge dieser Waffe im Hinblick auf die der bisher üblichen Systeme auseinander, als plötzlich die Türe aufgerissen wurde und ein Mützenjäger in den Laden stürmte, nicht anders, als sei er aus einer Kanone geschossen oder als sei der höllische Feind ihm auf den Ferse.

„Ein Löwe! Ein Löwe!“ schrie er.

Surchtbarer Schreck und höchstes Entsetzen malte sich sofort in aller Zügen. Tartarin ließ die Waffe aus der Hand fallen, Costecalde schloß eiligst die Ladentüre.

Man drängt sich um den Jäger, man befragt, man bittet, man beschwört ihn und erfährt endlich den Zusammenhang.

Der Tierbändige Mitaine war mit seiner Menagerie vom Jahrmarkt zu Beaucaire nach Tarascon gekommen und hatte die Absicht ausgesprochen, einige Tage in dieser Stadt zu bleiben; er hatte seine Bude auf dem sogenannten Schloßplatz aufgeschlagen und daselbst auch seine Käfige aufgestellt, die mehrere Schlangen, Krokodile, und auch einen prächtigen Löwen aus dem Atlasgebirge beherbergten.

Ein Löwe aus dem Atlas in Tarascon! So etwas war ja seit Menschengedenken nicht dagewesen. Die biederen Mützenjäger sahen, als sie diese Kunde vernahmen, noch einmal so kühn und stolz wie sonst daren; ihre männlichschönen Gesichter strahlten ordentlich vor Genugtuung und Befriedigung, denn das Ereignis war wohl für den ganzen Ort von Wichtigkeit, sie aber, als die Männer von der Gilde, ging es doch am meisten an. In allen Ecken des Costecaldeschen Ladens wurden schweigend Händedrücke ausgetauscht — jeder verstand den andern. Die Bewegung war so groß, sie war über alle so unerwartet und mächtig gekommen, daß niemand sich fand, der ihr mit Worten hätte Ausdruck geben können.

Selbst Tartarin nicht. Bleich und zitternd vor Aufregung stand er jetzt, das Hinterladergewehr, das er vom Boden wieder aufgenommen hatte,

krampfhaft mit den Händen umschließend, kerzengerade vor dem Ladentisch und starrte träumerisch vor sich hin. Ein Löwe aus dem Atlas! Da, ganz dicht bei ihm — in zwei Schritten zu erreichen! Ein Löwe — das will sagen, das gewaltigste und mächtigste Tier, das auf Erden wandelt; der König der Tiere, das Bild seiner Träume, das erste in Wirklichkeit erscheinende von jenen Geschöpfen, mit denen bisher nur seine Phantasie alles ringsumher bevölkert hatte — das war nun vorhanden.

Ein Löwe, heilige Götter!

Das Blut schoß ihm plötzlich zu Kopfe. Seine Augen flammten, sein ganzes Gesicht glühte. Er warf mit einer entschiedenen Bewegung das Hinterladergewehr um die Achsel, wandte sich zu dem tapferen Kommandanten Bravida, der früher im Montierungsdepot Dienste getan hatte, und rief ihm mit Donnerstimme zu:

„Vorwärts, Kommandant! Wir wollen ihn sehen!“

„Heda — wo bleibt denn mein Gewehr? Sie nehmen ja mein neues Hinterladergewehr mit!“ rief der stets vorsichtige und kluge Costecalbe dem Sorteilenden nach. Tartarin jedoch war schon auf der andern Seite der Straße und hinter ihm marschierten alle Mützenjäger, die stolzen und zuversichtlichen Blicke auf den Führer gerichtet.

Als sie auf dem Plage anlangten, wo die Menagerie etabliert war, fanden sie schon eine große Zuschauermenge versammelt. Die Tarasconesen sind von Hause aus ein mutiger und tüchtiger Menschenschlag; nun hatten sie aber seit langer Zeit kein einigermaßen interessantes und die Nerven erregendes Schauspiel gehabt. So hatten sie denn mit lobenswertem Eifer die neue Gelegenheit benützt, waren in Scharen zu Mitaines Menagerie gewandert und hatten die Bude denn auch recht ansehnlich gefüllt.

Die dicke Madame Mitaine konnte damit wohl zufrieden sein. Im Kostüm einer Kabulin, die Arme bis zum Ellenbogen nackt, eiserne Armbänder um den Unterarm, eine Peitsche in der einen, ein schon gerupftes aber noch lebendes Huhn in der andern Hand haltend — so stand die ehrenwerte Dame am Eingange ihrer Bude und machte den Tarasconesischen Herrschaften die Honneurs — und da sie ebenfalls „doppelte Muskeln“ hatte, wie man bald herausfand, so konnte es ihr ja nicht fehlen. Sie persönlich hatte einen fast ebenso großen Erfolg zu verzeichnen, wie die ihrer Pflege anvertrauten Bestien.

Tartarin, der nun mit der Flinte auf der Schulter eintrat, jagte allen Anwesenden einen panischen Schrecken ein.

Alle diese guten Tarasconesen, die so ruhig und gemüthlich vor den Käfigen auf und ab spazierten, ohne Waffen, ohne Mißtrauen, ja — ohne jede Ahnung einer vorhandenen Gefahr, mußten natürlich in Angst versetzt werden, als sie ihren großen und berühmten Tartarin plötzlich in vollster Kriegsausrüstung in die Bude treten sahen.

Grund zu Besorgnissen war entschieden vorhanden, wenn sogar dieser Held alle Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte. So war denn im Nu die Szene eine andere geworden. Der Raum vor den Käfigen war leer, die

Kinder schrien, die Damen drängten nach dem Ausgange. Der Apotheker Bezuquet behauptete, er wolle nur schnell auch sein Gewehr holen und so kam er als einer der ersten aus der Menagerie.

Die ruhige, sichere, selbstbewußte Haltung Tartarins ließ jedoch bald auch bei anderen wieder den Mut neu erwachen. Stolz, mit gehobenem Haupte — so schritt der unerforschene Tarasconese durch die Bude; bei dem Bassin, in dem sich die Krokodile befanden, ging er vorbei, ohne nur einen Moment stehen zu bleiben; ebenso schritt er an der Kiste mit den Schlangen vorüber, der einen, welche eben das Huhn hinunterwürgte, warf er nur einen verächtlichen Blick zu. Nun kam er endlich an den Löwenkäfig und hier machte er denn auch Halt.

Ein furchtbarer und doch großartiger Anblick! Der Löwe von Tarascon und der Löwe aus dem Atlas — hier standen sie einander gegenüber.

Auf der einen Seite, nämlich außerhalb des Eisengitters, stand Tartarin. Er hatte den Oberkörper ein wenig nach vorn gebeugt und stützte sich auf sein Gewehr. Auf der andern Seite stand der Löwe — wirklich ein sehr schönes Exemplar. Die Tazzen waren in dem Stroh versteckt, das ihm im Käfig als Lager diente; den ungeheuern Kopf mit der gelben Mähne hatte er auf die Vorderpranken gesenkt; er blinzelte mit den Augen.

So standen sich die beiden ruhig gegenüber und sahen sich Aug' in Auge.

Weiß der Himmel, wie es nun gekommen ist — entweder verdarb der Anblick des Gewehres dem Löwen die gute Laune, oder er witterte in seinem Gegenüber einen Erzfeind seiner Rasse, genug — das mächtige Tier, das alle andern Tarasconesen bisher nur mit dem Ausdruck souveräner Verachtung angeblickt und ihnen zeitweilig ins Gesicht gegähnt hatte, machte plötzlich eine Bewegung, als gerate es in Wut. Zuerst hob es die Klüftern, schraubte und streckte die Vorderpranken noch weiter nach vorn; dann erhob es sich mit einem Male zu seiner ganzen Höhe, richtete den Kopf auf, schüttelte die Mähne, öffnete den gewaltigen Rachen und stieß ein furchtbares Gebrüll aus, das ganz ausschließlich an Tartarin gerichtet zu sein schien.

Ein entsetzliches Angst- und Jammergeschrei war die Antwort. Tarascon war in Not. Alles drängte nach den Türen, alle suchten Rettung in wildester Flucht — alle, Frauen, Kinder, Lastträger, Mühenjäger, sogar der tapfere Kommandant Bravida. Nur Herr Tartarin rührte sich nicht von der Stelle. Er stand fest und unererschütterlich vor dem Käfig — in seinen Augen leuchtete es wunderbar und den Mund hatte er so eigentümlich verzogen.

Als bald darauf einige Mühenjäger ihre Fassung einigermaßen wieder gewonnen hatten und, sicher gemacht durch die Ruhe ihres Herrn und Meisters und im Vertrauen auf die Haltbarkeit der eisernen Käfigstäbe, sich jenem näherten, da hörten sie, wie er murmelte, indem er unverwandt den Löwen anblickte:

„Das wäre einmal eine Jagd! Ja, das lohnte sich!“

Und weiter sprach Herr Tartarin an jenem Tage nichts.

Eigentümliche Wirkungen.



a, weiter hatte Herr Tartarin an jenem Tage nichts gesprochen, aber der Unglückselige hatte schon zu viel gesagt.

Am nächsten Tage sprach man in der ganzen Stadt von nichts anderm, als daß Herr Tartarin sich schon in allernächster Zeit auf die Reise begeben werde; er beabsichtige nach Algier zu gehen und dort Löwen zu jagen.

Meine verehrten Leser wissen nun wohl, daß es dem guten Manne auch nicht im Traume eingefallen war, irgend etwas derartiges zu sagen; daß an dem ganzen Gerücht auch nicht ein Sterbenswörtchen wahr sein konnte — aber das war nun wieder eine der Wirkungen jener schon früher erwähnten merkwürdigen Erscheinung.

Kurz und gut, in ganz Tarascon unterhielt man sich von der bevorstehenden Abreise, als sei sie eine längst beschlossene Sache.

Auf den Straßen, im Klub, bei Costecalde — überall steckten die Leute die Köpfe zusammen und tuschelten und machten dabei äußerst wichtige Mienen.

„Uebrigens — Sie wissen doch auch schon? Er geht also nach Afrika.“

Der Mensch, der von allen in der Stadt am meisten erstaunt war, als er hörte, Tartarin beabsichtige den Ort zu verlassen und nach Afrika zu reisen, war — Tartarin selbst. Aber man weiß ja doch, wie es mit der Eitelkeit bestellt ist und was diese alles zu vollbringen imstande ist.

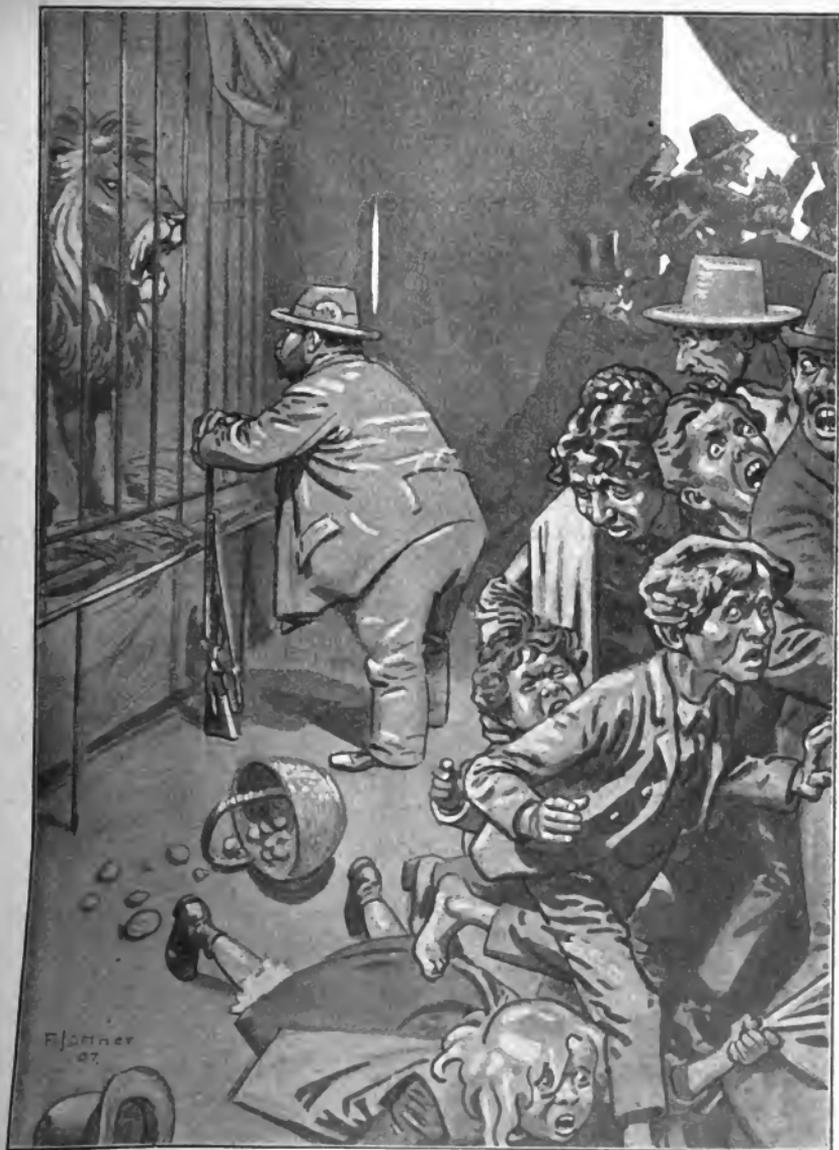
Anstatt ein für allemal kurz und bündig zu erklären, daß er gar nicht daran denke, abzureisen, ja, daß ihm im Ernste auch niemals die Absicht innegewohnt habe, statt dessen sagte der unglückselige und verblendete Tartarin, als man zum ersten Male mit ihm von seiner Abreise sprach, in geheimnisvollem Tone: „Haha — kann wohl sein — ich sage gar nichts.“

Als man das zweite Mal mit ihm über daselbe Thema zu sprechen anfang, hatte er sich mit der Idee schon vertrauter gemacht, und so antwortete er denn: „Kann schon sein. Es ist wohl möglich.“

Und beim dritten Male entgegnete er fest und zuversichtlich: „Jawohl, ich reise!“

Als er nun gar abends mit seinen Klubgenossen bei Costecalde saß, da stieg ihm der reichlich genossene Punsch zu Kopfe, die vielen Beifallsbezeugungen, mit denen man ihm huldigte, die Lichter, die vielen aufgeregten Menschen, das alles verwirrte seine Sinne, der Jubel, mit dem die Ankündigung seiner bevorstehenden Abreise seitens der gesamten Einwohnerschaft aufgenommen war, berauschte ihn — und so erklärte denn der Bedauernswerte feierlich und in bester Form, daß er die Jagd auf Mützen längst satt bekommen habe und daß er sobald als möglich ausziehen werde, um die großen Löwen des Atlas zu erlegen.

Mit Hurrageschrei wurde diese Mitteilung aufgenommen. Nun wurde



Tartarin vor dem „König der Wüste“.

Zeichnung von F. Sittner.

noch einmal Punsch gebraut, dann gab's ein Anstoßen, Händedrücken und Jubeln ohne Ende. Als Herr Tartarin nach Hause ging, begleitete ihn die ganze Schar und zwar improvisierten sie mit schnell herbeigeschafften Stocklaternen eine Art Fackelzug und schließlich veranstalteten die Begeisterten noch eine Serenade vor dem kleinen Hause, in dem der Baobab wuchs und gedieh.

Vor allen Dingen beschloß der Tarasconese, die Berichte der großen Afrikareisenden durchzulesen: die Werke von Mungo-Park, Caillé, Livingstone und Henri Duvernier.

Bei dieser Gelegenheit wurde es ihm vollständig klar, daß auch diese nutigen und unerforschlichen Forscher nicht so mit nichts dir nichts bloß den Staub von ihren Füßen geschüttelt und sich auf die weiten Reisen begeben hätten, sondern daß sie sich systematisch daran gewöhnt hatten, Hunger, Durst, weite Märsche, Belästigungen und Beschwerden aller Art zu ertragen.

Tartarin beschloß, es wie jene zu machen, und deshalb nährte er sich von nun an ausschließlich von einem wässerigen Brei, den er sich bereitete, indem er einige Brotschnitten in warmem Wasser aufweichte, etwas Knoblauch, ein wenig Thymian und ein paar Lorbeerblätter hinzutat. Es wurde ihm schwer, diese selbst auferlegte Mäßigkeitskur durchzuführen, und man kann sich denken, welche grimmigen Gesichter der arme Sancho schnitt, wenn ihm dieses so wenig leckere Mahl vorgesetzt wurde.

Abgesehen von dieser Wasserjuppenkur betrieb Herr Tartarin noch einiges andere, was bei der beabsichtigten Reise sich als praktisch erweisen und ihm von Nutzen sein konnte. So erweiterte er z. B., um sich an lange Fußtouren zu gewöhnen, seinen täglichen Spaziergang derartig, daß er von jetzt an nicht mehr einmal, sondern gleich sieben- bis achtmal hintereinander die Stadt der Länge nach durchwanderte, bald im langsamen Trab, bald wieder im Dauerlauf, einmal im Schnellschritt und dann wieder im Laufe, wobei er nach Art der alten Völker ein paar Kiesel im Munde hielt — so ging's immer munter vorwärts, um die Fußmuskeln zu üben.

Um sich an die Kühle der Nachtzeit, an Tau und Nebel zu gewöhnen, ging er alle Abende in seinen Garten hinaus und stellte sich hinter seinen Baobab; regungslos, die Flinte im Arm, nach allen Seiten umherspähend, so stand er hier auf der Lauer, bereit, beim geringsten verdächtigen Geräusch Feuer zu geben.

Während der ganzen Zeit, in welcher die Menagerie Mitaines in Tarascon verweilte, konnten endlich auch die Mützenjäger, die sich abends bei Costecalde zusammengefunden hatten und gemeinsam den Nachhauseweg antraten, beim Passieren des Schloßplatzes einen geheimnisvollen Mann sehen, der langsam vor der Bude auf und ab spazierte.

Dieser geheimnisvolle Mensch war Herr Tartarin, der sich bei Zeiten daran gewöhnen wollte, auch in der Nacht das Brüllen des Löwen zu hören, ohne zu erzittern.

Vor der Abreise.



Während dergestalt Herr Tartarin auf die heldenmütigste Weise seinen Körper stählte, hielt ganz Tarascon die Blicke auf ihn gerichtet; man beschäftigte sich absolut mit nichts anderem mehr. Die Tartarinsche Expedition nahm einzig und allein das Interesse der Bevölkerung in Anspruch.

Man glaubt kaum, welche außerordentlichen Erfolge der große Tarasconese in den Salons seiner Vaterstadt jetzt zu feiern hatte. Man stritt sich um ihn, man riß sich um ihn, man machte ihn sich einander streitig, man kämpfte förmlich um ihn. Für die Damen gab es keine größere Ehre und keinen höheren Genuß, als wenn sie am Arme Tartarins die Menagerie Mitaines besuchen konnten und vor dem Löwenkäfige den Belehrungen lauschen durften über die Art, wie man diese Bestie jagt, wie man auf sie zielt, wenn man losdrücken muß, auf wie viele Schritte man sich ihr nähern darf, was man tun muß, wenn sich dem Jäger Schwierigkeiten entgegen türmen usw. usw.

Tartarin erklärte alles, so oft und so lange man es nur hören wollte. Er hatte Jules Gerards Schriften gelesen und wußte mit der Löwenjagd Bescheid, als hätte er sich seit seines Lebens mit nichts anderem beschäftigt. Er sprach mit einer Beredsamkeit, die alle Zuhörer mit sich hinriß.

Am schönsten war es aber doch, wenn der Präsident Ladeveze oder der tapfere Kommandant Bravida, der früher im Montierungsdepot Dienste getan hatte, ein Diner gaben, und wenn dann — sobald der Kaffee gereicht worden war — alle im Kreise zusammenrückten und man von den zukünftigen Jagden zu plaudern begann.

Dann stützte der vielumworbene Mann den Ellenbogen auf die Tischplatte, steckte von Zeit zu Zeit die Nase in die Kaffeetasse und erzählte mit halbverhaltener und vor Bewegung zitternder Stimme von den Gefahren, die ihm da unten in Afrika einmal drohen könnten. Er sprach von den langen mondscheinlosen Nächten, in denen er auf dem Anstande sein würde, von den Morästen, die pestilenzialische Dünste aushauchten, von den Flüssen, die bedeckt seien mit den Blättern der Giftpflanzen, von starken Schneefällen, vom Sonnenbrand, von Skorpionen, von Regengüssen. Er erzählte auch von den großen Löwen des Atlas und ihren Lebensgewohnheiten, von ihrer Art, auf den kühnen Jäger loszugehen, von ihrer phänomenalen Stärke und von ihrer Wildheit, die zu allen Zeiten so unbezähmbar ist und sich zur Brunstzeit noch steigert.

Er regte sich durch seine eigene Erzählung auf, stand von der Tafel auf, stellte sich mitten im Speisezimmer hin, ahmte das Gebrüll des Löwen nach, den Schuß einer Flinte — puff, puff —, das Pfeifen und Säusen des Geschosses — ist, ist —, dabei gestikulierte er aus Leibeskräften, geriet immer mehr in Hitze, warf schließlich ein paar Stühle um —

Die ganze Tafelrunde war während der Schilderung bleich geworden.

Die Männer blickten einander an und schüttelten die Köpfe, die ältesten Leute aus der Gesellschaft griffen zu den Spazierstöcken und schwangen sie in einem Anfluge von Kampfesmut, und sogar die kleinen Jungen, die man beizeiten zu Bett gebracht hatte und die im Nebenzimmer schliefen, wurden durch den Heidenlärm und die wirren Rufe aufgeschreckt, bekamen Angst, weinten und schrien nach Licht.

So waren aller Erwartungen aufs höchste gespannt, aber Herr Tartarin reiste nicht ab.

Darüber gerät nun ganz Tarascon in arges Mißtrauen. Man kann sich Tartarins Zögern nicht erklären, man singt schließlich Spottlieder auf ihn und bald sieht Tartarin ein, daß er in den sauern Apfel beißen und doch nach Afrila gehen müsse. Er legt für seine Expedition ein algerisches Nationalkostüm an, weite, weiße leinene Beinkleider, eine Jade mit Metallknöpfen, einen breiten, roten Gürtel, rasiert sich die Stirne aus und setzt einen roten Fez auf. Ueber jeder Schulter trägt er ein Gewehr, ein großes Jagdmesser im Gürtel, um die Hüfte eine Lebertasche, aus der ein Revolver herausblinkt. Dann setzt er eine große blaue Brille auf, die sein Aussehen noch wilder und fürchterlicher macht. So reist er nach Marseille, erregt überall das größte Aufsehen, schißt sich ein und kommt nach Algier. Im Trubel des französisch-algerischen Lebens wird er ganz wirr und verstrickt sich bald in die seltsamsten Abenteuer. Er macht die Bekanntschaft eines montenegrinischen „Pringen“ und knüpft ein zartes Verhältnis mit einer „Maureske“ an. Der Prinz entpuppt sich später als ein Dieb und Bauernfänger, die Maureske als eine leichtfertige Französin. Die beiden und auch andere halten den Löwentöter zum besten und plündern ihn aus. Tartarin führt ein weiches Lotterleben und wird sein Geld los. Aber schließlich überkommt ihn doch wieder das Pflichtgefühl. Er wird sich des Zweckes bewußt, der ihn hergeführt und fährt mit der — Postkutsche nach dem „gefährvollen Süden“. Ueberall wittert er Löwen und Jagdabenteuer. Aber da er aus dem französisch kultivierten Afrila nicht herauskommt, wird aus allem nichts. Endlich stößt er auf einen Löwen. Es ist aber nur ein alter, blinder, abgerichteter Löwe, den einige Gaukler mit einem Holzstiel im Maul abfammeln lassen. Tartarin wird wütend, daß man mit dem „König der Wüste“ solch entwürdigendes Spiel treibt und will den Löwen befreien, verwickelt sich jedoch nur in eine arge Prügelei. Aber immer weiter, immer „südllicher“ in die „Wildnis“ drängt ihn seine Gier, sich mit dem Wüstenherrscher zu messen. Schließlich soll er aber doch noch dazu kommen, einen Löwen zu erlegen. Das geschieht folgendermaßen:

Auf Anstand im Lorbeerhain.



wenn er sich des

als die Reisenden eines Abends, etwa um die sechste Stunde, aus einem Wäldchen heraustraten und ein Feld überschreiten wollten, in dem dicke, fette Wachteln, die von der am Tage herrschenden Hitze fast betäubt waren, hin und her hüpfen, glaubte Tartarin ganz leise, ganz entfernt, vom Winde nur eben herübergetragen, jene Töne zu hören, denen er daheim in Tarascon früher so oft gelauscht, Nachts hinter Mitaines Menagerie umhertrieb.

Im ersten Moment wollte der Held seinen Ohren nicht trauen; er glaubte zu träumen. Aber bald wiederholten sich die Töne; jetzt konnte man es deutlich hören — es war das Gebrüll eines Löwen, das allerdings aus ziemlicher Entfernung herüberzuschallte. Jetzt hörte man auch, wie ringsum in den Gehöften die Hunde zu bellen begannen, und das Kamel zitterte, wie von furchtbarer Angst erschüttert, so daß die Konservén- und die Waffenkisten aneinandererschlugen.

Nun konnte kein Zweifel mehr obwalten. Alle Zeichen stimmten überein — es war ein Löwe! Schnell, nur schnell auf den Anstand! Man durfte nicht eine Minute verlieren!

In nächster Nähe befand sich ein alter Marabut, wie die Grabkapellen der verstorbenen Frommen genannt werden. Seine weiße Kuppel war weit-
hin sichtbar; die großen gelben Pantoffel des Verstorbenen standen in einer Nische nächst dem Eingange und eine Menge dem Toten gewidmeter Gegenstände hingen an den Wänden: ein großes Stück vom Burnus, Goldfäden, rote Haare usw.

Hier brachte Tartarin seinen Prinzen und sein Kamel unter, während er selbst sich in aller Stille auf den Anstand begab. Prinz Gregor sprach die Absicht aus, ihn zu begleiten, aber der Tarasconese wollte sich damit durchaus nicht einverstanden erklären — Aug' in Aug', ganz allein, so wollte er dem Löwen gegenüberreten. Jedenfalls aber bat er Se. Hoheit, sich nicht zu entfernen, und übergab ihm ein mit Wertpapieren und Banknoten gefülltes Portefeuille, damit dieses nicht von der Taße des Löwen vernichtet werden könnte, wenn er mit dem Messer auf ihn losginge.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregel getroffen und somit alles erledigt war, begab sich der Held auf seinen Posten.

Die Dämmerung brach an. Etwa hundert Schritte von dem Marabut lag an einem jezt fast ganz ausgetrockneten Bach ein kleiner Lorbeerhain. Hier wollte Tartarin sich in den Hinterhalt legen. Genau nach der Vorschrift ließ er sich auf ein Knie nieder, nahm das Gewehr in den Arm und stieß mit stolzer Bewegung sein großes Jagdmesser in den Sand.

Es wurde vollständig dunkel. Die Abendröte wich einem violetten Schattén, dieser verwandelte seine Farbe in ein tiefes Blau, bis endlich vollständige Dunkelheit herrschte. Unten, auf dem Grunde des Baches, befand sich zwischen Steinen eine kleine Wasserlache; sie leuchtete einen Augenblick wie ein Spiegel. Hierhin kamen die gelben Bestien jedenfalls zur Tránke. Am Abhang des jenseitigen Ufers konnte man ziemlich deutlich ihre Spuren verfolgen, wie sie sich durch das Gehölz Bahn gebrochen hatten.

Ein leiser Schauer überlief den Jäger, als er diese unheimliche Spur bemerkte. Nun bedenke man auch, was es mit einer Nacht mitten in Afrika für eine Bewandnis hat: wie da ringsum das Getier kriecht und fliegt, wie Aeste knacken, wie man den leisen Schritt herumstreichender Tiere hört, wie von weitem das Heulen der Schakale herüber tönt und wie hoch oben am Himmel, zwei- bis dreihundert Meter über der Erde, große Züge von Kranichen fliegen, deren Geschrei sich wie das kleiner Kinder anhört

— man bedenke das und man wird zugeben müssen, daß dabei auch dem Beherzten der Mut schwinden kann.

Und so geschah es bei Tartarin. Sein ganzer, so lange aufgespeicherter Vorrat von Mut und Entschlossenheit war wie mit einem Schläge zum Teufel gegangen. Dem armen Manne klapperten die Zähne vor Angst. Wenn er das im Erdboden steckende Jagdmesser mit seinem Flintenlauf berührte, so klirrte und klapperte es, wie Kastagnetten. Uebrigens, wer will ihm das auch verübeln? Es gibt eben Abende, an denen man nicht zur Jagd aufgelegt ist, und wo würde denn das besondere Verdienst sein, wenn ein Held überhaupt nicht wüßte, was Furcht ist?

Offen heraus! Ja, Tartarin hatte Furcht! Er fürchtete sich, seitdem er sich auf den Anstand begeben hatte. Nichtsdestoweniger hielt er eine Stunde, und dann sogar noch eine Stunde lang aus — aber auch der Heroismus hat seine Grenzen. Ganz in seiner Nähe, im Bett des fast ausgetrockneten Baches, hörte der Tarasconese plötzlich einen leisen Schritt oder das Rollen eines fallenden Steines. Da hielt er es nicht länger aus. Furchtbar erschrocken sprang er auf, feuerte auf gut Glück zwei Schüsse in die Nacht hinein, lief, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, nach dem Marabut und ließ sein Messer im Sande stecken, gewissermaßen als Wahrzeichen der fürchterlichsten Angst, die jemals das Gemüt eines anerkannt tapferen Mannes ergriffen.

„Zu Hilfe! Prinz — der Löwe!“

Tiefes Schweigen ringsum.

„Prinz! Prinz! Wo sind Sie denn?“

Der Prinz war nicht da. An der Wand des Marabut stand das Kamel und sein Höcker warf einen höchst seltsamen Schatten auf das weiße Gemäuer. Der Prinz hatte es vorgezogen, sich aus dem Staube zu machen und das Portefeuille mit den Banknoten mitzunehmen.

Seit einem Monat hatten Se. Hoheit nur auf eine günstige Gelegenheit hierzu gewartet.

Endlich!



Morgen nach diesem so abenteuerlichen und auf so tragische Weise endenden Abend erhob sich unser Held ziemlich früh von seinem improvisierten Lager. Noch einmal forschte er nach dem Verbleib des Prinzen; als er aber die unumstößliche Ueberzeugung erlangt hatte, daß sowohl dieser als auch sein Vermögen wirklich und unwiderbringlich entschwunden seien, als er sich allein in dieser kleinen, weißen Grabkapelle saß — verraten, bestohlen, verlassen mitten im wilden Algerien, ganz allein mit einem dummen Kamel und mit nur wenigen Goldtücken in der Tasche als einziger Unterstützung und Hilfe — da stiegen zum ersten Male Zweifel in der Seele des Tarasconesen auf. Er zweifelte an Montenegro, er zweifelte an der

Freundschaft, er zweifelte am Ruhm, ja — er zweifelte sogar an der Existenz der Löwen, und da erhob der große Mann, wie es in der Bibel heißt, sein Angesicht und weinte bitterlich.

So saß er noch lange vor der Tür des Marabut in tiefes Nachdenken versunken; er hielt den Kopf mit beiden Händen, hatte das Gewehr zwischen die Knie gelegt und starrte vor sich hin; das Kamel sah ihn teilnahmsvoll und mitleidig an, als kenne es die Ursachen seines Kummers. Da teilte sich plötzlich das gegenüberliegende Gebüsch, und man denke sich Tartarins Staunen, als er aufblickte und nur zehn Schritte von sich entfernt einen riesigen Löwen erblickte. Das Tier hob seinen mächtigen Kopf, schüttelte die Mähne und stieß ein so gewaltiges Brüllen aus, daß die Mauern des Marabut, die an ihnen aufgehängten Schmucksachen und sogar die Pantoffeln des Dahingefahrenen in ihrer Nische zitterten.

Wer jetzt aber nicht zitterte, das war der Tarasconese.

„Endlich!“ schrie er, sprang auf, legte das Gewehr an — piff! paff! piff! paff! Da war's geschehen. Der Löwe hatte zwei Explosionsgeschosse in den Kopf bekommen, und im nächsten Moment hob sich vom afrikanischen Himmel, der den Hintergrund bildete, ein grandioses und zugleich schreckliches Feuerwerk ab; das knallte und blühte nach allen Seiten, Gehirnteile und Schädel splitter sausten mit Blut vermischt durch die Luft und Setzen von dem gelben Fell flogen nach allen Richtungen. Dichter Rauch hüllte alles in eine Wolke ein.

Als sich der Pulverdampf gelegt hatte, sah Tartarin — zwei große wütende Neger mit geschwungenen Keulen auf sich zuweisen. Himmel! Das waren ja die beiden Neger aus Milianah.

Schreckliches Unglück! Die tarasconesischen Kugeln hatten dem armen blinden und abgerichteten Löwen aus Mahomed's Kloster den Garaus gemacht.

Dieses Mal, bei Mohammed! sollte Tartarin ihrer Rache nicht entgehen. Die beiden schwarzen Bettelbrüder, die durch fanatischen Eifer und Zorn fast zur Raserei getrieben wurden, hätten ihn sicherlich in Stücke gehauen, wenn ihm der Gott der Christen nicht einen befreienden Engel zur Hilfe gesandt hätte, und zwar in Gestalt des Gendarmen der Gemeinde Orleansville, der mit dem Säbel in der Faust auf einem Feldweg dahersprengte.

Als sie die berühmte Mütze des Beamten sahen, legte sich der Grimm der Neger einigermaßen. Ruhig und würdevoll nahm der Gendarm am Ort des Verbrechens den Tatbestand auf, fertigte ein Protokoll, ließ die Ueberreste des Löwen auf das Kamel laden, befahl den Klägern sowohl wie dem Beklagten, ihm zu folgen, und schlug die Richtung nach Orleansville ein; in der dortigen Gerichtskanzlei wurde das Verhör fortgesetzt.

Das war ein langwieriges, schreckliches und peinliches Verfahren.

Bisher hatte Tartarin nur die kleinen Ortschaften, die Dörfer und Ansiedlungen Algeriens kennen gelernt, jetzt machte er Bekanntschaft mit den städtischen Verwaltungen des Landes, die nicht minder erbärmlich und

jammervoll sind, wie die ländlichen; das gilt ganz besonders vom Gerichts- und Advokatenwesen. Jetzt erfuhr er, was es heißt, wenn die Hüter der Gerechtigkeit ränkevoll sind, nach beiden Seiten schießen und ihre Ansicht über den Streitfall sich im Wirtshaus zu bilden suchen; jetzt lernte er die Anwälte kennen, die nur eins lieben — nämlich den Absinth, ferner die Advokaten, die Anwälte, die Notare — kurz, alle diese Leute, deren Wappen auf dem Stempelbogen prangt und die sich wie ausgehungerte Heuschrecken auf den Ansiedler stürzen und nicht eher von ihm lassen, bis sie sein ganzes Hab und Gut bis herab auf die Stiefelschäfte verschlungen haben, wie jene Tiere nicht eher das Maisfeld verlassen, als bis sie Blatt für Blatt und Halm für Halm aufgefressen.

Vor allen Dingen mußte klargestellt werden, ob das Territorium, auf dem der Löwe erschossen worden, dem Zivilfiskus oder dem Militärfiskus gehöre. Im ersten Falle gehörte der Prozeß vor ein Zivilgericht, im andern Falle jedoch mußte Tartarin vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und bei dem bloßen Erwähnen des Kriegsgerichts sah sich der doch gewiß nicht leicht einzuschüchternde Tarasconese im Geiste schon erschossen am Fuße eines Walles oder zum mindesten in dunkler feuchter Kasematte in Ketten und Banden schmachtend.

Das Schlimme an der Sache ist, daß in Algerien die Grenze zwischen den beiden Territorien überhaupt nur sehr schwer zu finden ist. Nachdem ein Monat mit Verhandlungen und Vorberatungen verbracht war und der Angeeschuldigte oft und lange in den Höfen der arabischen Gerichtsgebäude den sengenden Strahlen der Sonne sich hatte aussetzen müssen, wurde endlich eine Entscheidung in folgendem Sinne getroffen: Der Löwe war zwar auf dem Territorium des Militärfiskus getötet worden, andererseits aber befand sich Tartarin, als er den Schuß abfeuerte, auf dem Terrain des Zivilfiskus. Schließlich wurde die Sache vor dem Zivilgericht verhandelt und unser Held zu einem Schadenersatz von zweitausendfünfhundert Francs, sowie in die Kosten verurteilt.

Du lieber Himmel! Womit sollte er zahlen? Wie sollte er eine so große Summe erschwingen? Die wenigen Pfaster, die ihm übrig geblieben waren, nachdem der Prinz mit dem Portefeuille durchgegangen, hatte er längst für amtliche Papiere und für Absinth ausgegeben, womit er Richter und Verteidiger freihalten mußte. Es blieb dem bedauernswertesten aller Löwentöter mithin nichts übrig, als den Inhalt seiner Waffenkisten im einzelnen zu verkaufen; Stück für Stück, Gewehr für Gewehr ging in fremde Hände über. Dann kam die Reihe an die Schlagringe, an den malaisischen Kris, den er mitgenommen hatte, und an die Keulen. Ein Krämer kaufte die Konserven, ein Drogenwarenhändler den Rest des Inhalts der schönen Reiseapotheke. Selbst die großen und dicken Jagdstiefeln mußte er loschlagen; diese wie auch der so wunderbar konstruierte Schattenspender gingen in den Besitz eines Tröblers über, der sie in seinem Laden als Kuriositäten aus Tschinkina ausstellte.

Nachdem alles bezahlt war, blieb Herrn Tartarin nur noch das Löwen-

fell und das Kamel. Das Fell verpackte er sorgfältig und sandte es nach Tarascon an die Adresse des tapferen Kommandanten Bravida. Das Kamel sollte ihm dazu dienen, daß er wieder heil und gesund nach Algier zurückkehren könnte, nicht etwa, indem er sich darauf setzte, sondern indem er es verkaufte und mit dem Erlös den Preis für die Postfahrkarte beglich. Mit dem Postwagen zu reisen, war zwar auch kein sonderliches Vergnügen, aber dem Reiten auf dem Kamel war es doch immer noch vorzuziehen. Unglücklicherweise aber fand sich kein Abnehmer für das Tier; soviel er auch bat und fragte, kein Mensch wollte ihm etwas dafür geben.

*

In Algier muß Tartarin nun erkennen, wie er von allen genarrt worden, und setzt schüttelt er den Staub Afrikas von den Füßen, um ausgebeutet, in kläglichem Zustande nach Tarascon zurückzukehren. Das Kamel, das eine an Zärtlichkeit grenzende Zuneigung zu ihm gefaßt hat, bleibt bei ihm; so sehr er es erwünscht, es weicht nicht von seiner Seite. Es bleibt bei ihm auf dem Schiff, und auf der Fahrt von Marseille nach Tarascon läuft es neben dem Zuge her.

*

Tarascon! Tarascon!



a seine Expedition so unheilvoll verlaufen war, hatte er sich fest vorgenommen, in aller Stille heimzukehren. Er hatte auch sicher darauf gerechnet, diesen Plan ausführen zu können, aber dieses unglückselige Tier machte ihm einen fürchterlichen Strich durch die Rechnung. Du grundgütiger Himmel! Was mußte das für eine Heimkehr werden! Keine Löwen, kein Geld in der Tasche, nichts — nichts, als ein Kamel!

„Tarascon! Tarascon!“

Er mußte aus dem Zuge steigen.

Was war das? Kaum zeigte sich der rote Fez des Helden an der Waggontüre, als sich ein so lautes Schreien und Jubeln erhob, daß sämtliche Fenster im Zuge zitterten.

„Es lebe Tartarin!“ so tönte es vielhundertstimmig. „Hoch Tartarin! Es lebe der Löwenjäger!“ Trompeten schmetterten und ein Chor begann, eine Jubelhymne zu singen.

Tartarin wußte nicht, wie ihm geschah; zuerst glaubte er, er sei das Opfer einer Täuschung. Aber nein, das konnte nicht sein; ganz Tarascon war ja auf den Beinen, seine Landsleute waren samt und sonders hier, warfen die Hüte in die Luft und jubelten. Da war ja auch der tapfere Kommandant Bravida, der früher im Montierungsdepot Dienste getan hatte; da waren der Waffenschmied Costecalde, der Präsident, der Apotheker und das ganze edle Korps der Mühenjäger, die sich um ihren heimgekehrten

Herrn und Meister drängten. Am Bahnhofsausgang war sogar eine Ehrenpforte errichtet worden.

Die Einbildungskraft der Südländer hatte eben auch hier wieder ihre Blüten getrieben — das an Bravida gesandte Löwenfell war die eigentliche Ursache des feierlichen Empfanges. Die an sich doch nur sehr bescheidene Ausbeute des Jagdzuges war im Klub ausgestellt worden und sie hatte zuerst den Tarasconesen, dann allen Südfranzosen den Kopf verdreht. Der „Semaphore“ brachte wieder eine Notiz. Ein ganzer Roman war bald erfunden und allgemein geglaubt. Tartarin hatte nicht nur diesen einen Löwen geschossen, o nein — er hatte zehn, zwanzig, ein ganzes Schock Löwen erlegt. Als Tartarin in Marseille ans Land trat, war er schon, ohne es zu wissen, ein berühmter Mann. Vor zwei Stunden war ein begeistertes Telegramm in seiner Vaterstadt angelangt, das seine bevorstehende Ankunft meldete.

Das allgemeine Staunen und Jubeln erreichte seinen Höhepunkt, als man das sonderbare Tier bemerkte, das, mit Staub bedeckt und in Schweiß gebadet, hinter dem Helden einherstolzte und auch die Treppe, die vom Bahnhof auf die Straße führte, herabstieg. Die Tarasconeser glaubten im ersten Moment, der Geist der Tarasque sei zur Begrüßung des Landmannes heraufgestiegen.

Tartarin gab seinen Freunden die nötige Aufklärung.

„Es ist mein Kamel,“ sagte er.

Und da er sich schon wieder unter dem Einfluß der tarasconesischen Sonne befand, jener schönen Sonne, die auch den Harmlosesten und Gutmütigsten zum Lügner macht, so fügte er hinzu, indem er den Höcker des Tieres zärtlich streichelte:

„Das ist ein liebes, gutes Geschöpf! Es war dabei, als ich meine Löwen schoß!“

Dann ergriff er sehr vertraulich den Arm des Kommandanten, der ob dieser hohen Ehre ganz rot wurde, und gefolgt von seinem Kamel, umringt von den Mühenjägern, bejubelt von allem Volke, ging er nach seinem hübschen Hause, in dessen Garten der Baobab stand, und noch bevor er es erreicht hatte, begann er schon von seinen großen Jagden zu erzählen:

„Denkt euch nur,“ so fing er an, „eines schönen Abends bin ich mitten in der Sahara —“

Schnapsanton.

Eine tragikomische Geschichte von

Guy de Maupassant.

(1850—1893.)

Maupassant, der glänzendste Novellist des modernen Frankreich, ist ein Meister der kleinen, fein zugeschliffenen Erzählung. Das Genre der Novelle, in Frankreich seit je in hoher Vollendung, fand durch ihn eine ungewöhnliche Neubelebung. Originelle Erfindung, Menschenkenntnis und ein feiner, überlegener Humor zeichnen ihn aus. Sein früher Tod — er starb im 43. Lebensjahre, geistig unnachtet, an den Folgen eines Selbstmordversuchs — schloß ein reiches, in den letzten Jahren ungezügelteres Leben. Die besten seiner Erzählungen und einige seiner Romane sind von unvergänglichem Reiz und bleibendem Wert. Eine mustergültige deutsche Uebersetzung seiner Gesamtwerke ist die im Verlag von Egou Fleischer & Co. in Berlin erschienene von Georg von Dmpteda. Ihr ist mit freundlicher Genehmigung des Verlages die Erzählung „Schnapsanton“ entnommen.

I.



uf zehn Meilen in der Runde kannte man ihn, den alten Toni, den dicken Toni, den feinen Toni, Anton Mâcheblé, genannt Brûlot, den Gastwirt von Tournevent.

Er hatte den kleinen Ort berühmt gemacht, der in einer Bodensenkung des Tales lag, das sich zum Meer herabzog, ein armseliges Dorf, nur aus zehn normannischen Häusern bestehend, von Gräben und Bäumen umhegt.

Die Häuser lagen da, mitten in Gras und Ginster, an einem Talknick, der dem Ort den Namen Tornevent eingetragen hatte. Es war, als hätten sie in dem Loch Schutz gesucht, wie Vögel, die sich an Sturmtagen in Ackerfurchen verstecken, Schutz gesucht gegen den gewaltigen Orkan, der vom Meer herabbläst, gegen den salzigen, schweren Wind, der frißt und brunt wie Feuer, austrocknet und alles vernichtet, wie der Frost im Winter.

Aber das ganze kleine Nest schien dem Toni Mâcheblé, genannt Brûlot, allein zu gehören. Man nannte ihn auch einfach Toni, oder der feine Toni, wegen einer Redewendung, die er unausgesetzt im Munde führte:

„So was wie meinen Feinen gibt's in ganz Frankreich nicht wieder.“

Sein „Feiner“ war nämlich sein Kognak.

Seit zwanzig Jahren trankte er das Land mit seinem Feinen und seinem Brûlot; denn jedesmal, wenn man ihn fragte: „Na geht's gut, Vater Toni?“

Antwortete er:

„Unbedingt ein Brûlot, Schwiegersohn, pußt den Racken und macht den Kopp rein. Was Besseres gibt's nicht für den elenden Leichnam.“

Er hatte sich angewöhnt, jeden Menschen „Schwiegerjohn“ zu nennen, obgleich er niemals eine verheiratete Tochter gehabt oder eine, die er hätte verheiraten können.

Oh, man kannte ihn wohl, den Toni Brûlot, den Dickwanst, in der ganzen Gegend, sogar in der ganzen Provinz. Sein kleines Haus schien wirklich zu eng und zu niedrig, um ihn zu beherbergen. Wenn man ihn in der Tür stehen sah, wo er den ganzen Tag stand, fragte man sich, wie er es fertig brächte, wieder hereinzukommen. Jedesmal ging er hinein, wenn ein Gast kam. Denn der feine Toni ward immer, wenn jemand bei ihm etwas genoß, mit eingeladen.

Das Schild seines Hauses lautete: „Rendezvous der Freunde“, und Toni war mit aller Welt befreundet. Aus Sécamp und Montivilliers kamen die Leute, ihn zu sehen und über ihn zu lachen, denn der dicke Kerl hätte ein steinernes Grabmal zum Lachen gebracht. Er hatte eine Manier, die Leute aufzuziehen, ohne daß sie böse wurden, ein Auge zuzukneifen, um Sachen anzudeuten, die er gar nicht sagte, und sich bei seinen Heiterkeitsausbrüchen aufs Bein zu schlagen, daß einem das Lachen ankam, ob man nun wollte oder nicht. Und dann war es wirklich um Entree zu zahlen, den Kerl laufen zu sehen. Er soff, was man ihm vorsetzte und alles mit glückstrahlendem Blick, einem Blick, der sein doppeltes Wohlfsein bezeugte, einmal etwas zu sich zu nehmen und dann den Verdienst zu haben von dem, was er selber trank.

Und dann mußte man nur einmal hören, wenn er sich mit seiner Frau zankte. Das war die reine Komödie. Seit dreißig Jahren waren sie verheiratet, und jeden Tag gab es Krakehl. Der Unterschied lag nur darin, daß Toni lachte, während seine Alte vor Aerger grün wurde. Sie war ein großes Bauernweib, das mit langen Stelzschritten ging; auf ihrem mageren platten Körper saß ein Kopf wie der einer Kaße, wenn's donnert. Sie beschäftigte sich damit, in einem kleinen Hof, der hinter der Schenke lag, Hühner zu ziehen, und war berühmt für die Art und Weise, wie sie das Geflügel zu mästen verstand.

Wenn es bei gutsituierten Leuten in Sécamp ein Diner gab, schien eines der Produkte der Zucht Mutter Tonis unentbehrlich.

Aber sie war von Geburt schlechter Laune und ihr ganzes Leben hindurch unzufrieden gewesen. Sie ärgerte sich über alle Welt, vor allen Dingen über ihren Mann. Sie war wütend über seine Fröhlichkeit, über seinen Ruf, seine Gesundheit und seine Dicke. Sie behandelte ihn wie einen Nichtsnutz, weil er Geld verdiente, ohne irgend etwas zu tun, weil er aß und trank wie ein Diebstrah, weil er fraß und soff für zehn. Und kein Tag ging vorüber, ohne daß sie empört gerufen hätte:

„So ein dickes Luder sollte lieber im Stall liegen bei den Schweinen! Es wird einem ja schlecht, so fett bist du.“

Sie brüllte ihm ins Gesicht:

„Paß mal auf, paß mal auf, du pläht noch wie ein Sack Hafer.“

Toni lachte dröhnend, schlug sich auf den Bauch und rief:

„Ho! Ho! Du altes Plättbrett. Sieh nur zu, daß deine Hühner so fett werden wie ich. Sieh nur zu!“

Er krepelte den Hemdärmel auf seinem Riesenarm auf und schrie: „Das ist ein Trommelstock! Sieh mal her, was?“

Und die Gäste schlugen mit der Faust auf den Tisch, wälzten sich vor Freude, trampelten auf den Boden und spuckten vor übergroßer Heiterkeit.

Die empörte Alte rief:

„Paß nur mal auf, paß nur mal auf, wenn dir's passiert. Du plahzt wie ein Sack!“

Und wütend lief sie unter dem Gelächter der Trinker davon.

Allerdings war Toni seltsam anzusehen, so fett und dick und rot und kurzatmig war er geworden. Er war einer jener Kolosse, über die der Tod sich lustig zu machen scheint mit allerlei Hinterlist, Heiterkeit und Niedertracht, indem er seine langsam zerstörende Arbeit unendlich komisch gestaltet. Statt sich wie bei anderen durch Weißwerden, durch Magerkeit, durch Runzeln, durch wachsende Schwäche anzukündigen, so daß man sagen kann: „Herrgott, hat der sich verändert!“ war es, als ob es dem Tode im Gegenteil Spaß machte, den Kerl immer fetter werden zu lassen, zu einem komischen Monstrum, ihn rot und blau anzumalen und ihm den Anschein übermenschlicher Gesundheit zu verleihen. Alles das, womit er andere Wesen traurig entstellte, ward bei ihm lächerlich, unterhaltend und spaßhaft.

II.



a begab es sich, daß Toni einen Schlaganfall bekam. Man legte den Koloss in das kleine Hinterzimmer hinter der Schenke, damit er alles hören könnte, was man daneben sprach, und sich mit seinen Freunden unterhalten; denn sein Kopf war frei, nur sein Leib, sein Riesenleib war gelähmt, so daß er ihn nicht bewegen und nicht aufrichten konnte. Zuerst hoffte man, daß die dicken Beine wieder Kraft bekommen würden, aber bald mußte man die Hoffnung schwinden lassen. Und der „feine Toni“ brachte Tag und Nacht im Bett zu, das nur einmal wöchentlich gemacht wurde mit Hilfe von vier Nachbarn, die während man den Strohsack umwendete, den Setzwanst in die Höhe hielten.

Und doch blieb er heiter. Eine etwas andere Fröhlichkeit, etwas weniger aufdringlich und ruhiger, in kindischer Furcht vor seiner Frau, die den ganzen Tag rief:

„Da liegt er nun, der dicke Nichtsnuß, der fette Lump, der alte Säufer! Das ist eine nette Schweinerei! Eine nette Schweinerei!“

Er antwortete nicht mehr. Hinter dem Rücken der Alten blinzelte er bloß mit den Augen, drehte sich etwas herum auf seinem Lager, die einzige Bewegung, die er machen konnte. Das nannte er Nordrichtung und Südrichtung einnehmen.

Jetzt bestand seine größte Zerstreuung darin, die Unterhaltung in der Schenke mit anzuhören und von nebenan, wenn er Freundesstimmen erkannte, mitzureden. Dann rief er:

„Schwiegersohn, bist du's Cölestin?“

Und Cölestin Maloijelle antwortete:

„Ja, ich bin's, Vater Toni. Läufft du denn wieder 'rum?“

Der feine Toni antwortete:

„Trab loosen kann ich noch nicht. Aber ich bin nicht mager geworden, meine Trommel is noch da.“

Bald ließ er die Intimsten in sein Zimmer kommen, und man leistete ihm Gesellschaft, obgleich er verzweifelt darüber war, daß man ohne ihn trank. Dann sagte er:

„Weißt du, Schwiegersohn, mir tut's nur leid, daß ich meinen Feinen nicht mehr saufen kann. Gottverdammich nochmal! Mit der Keige spüle ich mir den Rachen aus. Aber richtig saufen kann ich nicht mehr, und das tut mir weh.“

Der Katerkopf der Mutter Toni erschien am Fenster. Sie rief:

„Ärgert ihn nur, ärgert ihn nur, den dicken Lump, den man hier durchfüttern muß, den man waschen muß wie ein Schwein.“

Und sobald die Alte verschwunden war, flatterte ab und zu ein Hahn mit roten Federn aufs Fensterbrett, sah mit seinen runden neugierigen Augen ins Zimmer und begann dann laut zu krähen. Dann wieder flogen einmal ein paar Hühner bis ans Fußende des Bettes und pikänten Krumen vom Boden auf.

Die Freunde des feinen Toni setzten sich bald gar nicht mehr in die Wirtsstube, sondern kamen jeden Nachmittag ans Bett, um mit dem Dicken zu schwätzen. Obgleich er unbeweglich dalag, machte der alte Wigbold, der Toni, ihnen doch Spaß. Der Kerl hätte den Teufel selbst zum Lachen gebracht. Drei erschienen täglich: Cölestin Maloijelle, ein großer, hagerer Mann, sich etwas krumm haltend wie ein alter Apfelbaumstamm, Prosper Horslaville, ein kleiner, vertrockneter Kerl mit Stumpfnase, boshaft, listig wie ein Fuchs, und Cäsar Paumelle, der niemals etwas sagte, aber trotzdem über alles lachte.

Ein Brett wurde aus dem Hof gebracht, am Bettrand befestigt und nun wurde Domino gespielt, ununterbrochen von zwei Uhr bis um sechs.

Aber Mutter Toni wurde bald unausstehlich. Sie konnte es nicht ertragen, daß ihr dicker Nichtsnuß von Mann sich immerfort gut unterhielt und im Bett Domino spielte. Sobald sie sah, daß eine Partie begann, stürzte sie sich wütend auf die Spieler, warf das Brett um, nahm das Spiel, trug es in die Wirtsstube und erklärte, diesen alten, schwächenden, dicken Kerl zu unterhalten, genügte vollkommen; der Nichtstuer brauche sich nicht noch zu zerstreuen, während die andere arme Menschheit den ganzen Tag über schuftete mühte.

Cölestin Maloijelle und Cäsar Paumelle senkten den Kopf, aber Prosper Horslaville stachelte die Alte noch an: ihre Wut machte ihm Spaß.

Als er sie eines Tages noch mehr außer sich sah als gewöhnlich, sagte er: „Na, Alte, wissen Sie, was ich machen würde, wenn ich Sie wäre?“ Sie wartete seine Erklärung ab und blickte ihn mit Nachteulenaugen an. Er meinte:

„Ihr Alter glüht wie 'n Backofen, und aus dem Bett kommt er nie 'raus. Da würde ich ihn doch Eier ausbrüten lassen.“

Sie war baff. Sie dachte, er wollte sich über sie lustig machen und blickte in das schmale, schlaue Gesicht des Bauern, der fortfuhr zu sprechen:

„Ich würde ihm fünf unter einen Arm und fünf unter den anderen legen am selben Tag, wo Sie der Henne welche unterlegen. Die kommen dann zur selben Zeit. Und wenn sie ausgekrochen sind, würde ich der Henne dem Alten seine Küken bringen, daß sie sie groß ziehen soll. Da könnten Sie aber was an Hühnerzucht erleben.“

Die Alte fragte ganz erschrocken:

„Geht denn das?“

Der Mann sagte:

„Gewiß geht's. Warum soll's denn nicht gehen? Ebenfogut wie man man die Eier in heißen Kästen auskriechen läßt, kann man sie doch auch ins Bett stecken.“

Der Gedanke leuchtete ihr ein, und nachdenklich und beunruhigt ging sie davon.

Acht Tage darauf trat sie ins Tonis Zimmer, die ganze Schürze voll Eier, und sagte:

„Ich habe das gelbe Huhn ins Nest gesetzt auf zehn Eier. Da hast du auch zehne. Aber daß du keins kaput schlägst.“

Toni war ganz erschrocken und fragte:

„Was soll ich denn damit?“

„Du sollst sie ausbrüten, du alter Nichtsnuß!“

Zuerst lachte er. Da sie aber darauf bestand, ward er wütend, wehrte sich und weigerte sich unter allen Umständen, unter seine dicken Arme die zukünftigen Hühnerchen legen zu lassen, daß seine Körperwärme sie ausbrüten sollte.

Aber die Alte wurde wütend und rief:

„Wenn du sie nicht nimmst, kriegst du nichts zu fressen! Du sollst mal sehen, was passiert.“

Toni ward unruhig und antwortete nichts.

Als es Mittag schlug, rief er:

„He, is die Suppe fertig?“

Die Alte schrie aus der Küche:

„Für dich is keene da, du dicker Nichtsnuß!“

Er meinte, sie scherze nur und wartete. Dann bat er, flehte, fluchte, absolvierte ein paar Nord- und Südlagen, donnerte in aller Verzweiflung mit der Faust gegen die Wand. Aber er mußte es sich gefallen lassen, daß fünf Eier an seine linke Seite gelegt wurden, dann erst bekam er seine Suppe.

Als seine Freunde kamen, meinten sie, es ginge ihm ganz schlecht, so komisch war er anzusehen und so benahm er sich.

Dann wurde die Partie Domino gespielt wie täglich. Aber sie schien Toni gar keinen Spaß zu machen, und er streckte nur ganz langsam mit äußerster Vorsicht die Hände aus.

„Dein Arm is wohl angebunden?“ fragte Horslaville.

Toni antwortete: „Mir is so ein schweres Gefühl in der Schulter.“

Plötzlich trat jemand in die Wirtsstube, und die Spieler schwiegen.

Es war der Ortsvorsteher mit seinem Schreiber. Sie ließen sich zwei Gläser von dem Feinen geben und begannen von ihrer Angelegenheit zu reden. Da sie leise sprachen, wollte Toni Brûlot das Ohr gegen die Wand legen. Er vergaß die Eier; nahm mit einem Ruck die Nordlage ein und lag im selben Moment auf einem Omelette.

Bei seinem Fluchen stürzte Mutter Toni herbei, erriet das Unglück, und zog die Bettdecke mit einem Ruck herunter. Zuerst stand sie unbeweglich da, empört, es schnitt ihr den Atem ab; angefaßt des gelben Pflasters auf dem Leib ihres Mannes konnte sie nicht sprechen.

Dann stürzte sie sich wutzitternd auf den Gelähmten und begann ihn zu bearbeiten, als wenn sie Wäsche wüsche. Mit dumpfem Lärm fielen ihre Säufte nieder, eine nach der anderen in kurzen Absätzen, wie die Sprünge eines Kaninchens, das mit den Läufen aufschlägt.

Die drei Freunde Tonis lachten, daß sie beinahe ersticken, husteten, niesen, stießen aus. Und der dicke erschrockene Mann suchte die Angriffe seiner Frau vorsichtig abzuwehren, um nicht noch die anderen fünf Eier auf der anderen Seite zu zerbrechen.

III.



wärmte.

Er sprach nur noch leise, als wäre Gespräch ebenso gefährlich wie jede Bewegung und ward ganz erregt über das gelbe Huhn, das im Hühnerstall die gleiche Arbeit tat, wie er.

Er fragte seine Frau:

„Hat die Gelbe schon zu essen bekommen?“

Und die Alte lief von den Hühnern zu ihrem Mann und von ihrem Mann zu den Hühnern, immer nur im Gedanken mit den kleinen Küken beschäftigt, die im Bett und im Nest heranreiften.

Die Leute aus der Nachbarschaft, die von der Geschichte gehört hatten,

kamen neugierig, die Gesichter in ernste Falten, um sich nach Toni zu erkundigen. Auf den Fußspitzen schlichen sie sich heran, wie zu einem Kranken, und fragten mit Interesse:

„Na, wird's denn?“

Toni antwortete:

„Gehen tut's schon. Aber eine Hitze ist da drin, fürchtbar. Mir läuft's nur so über die Haut.“

Da trat eines Morgens seine Frau ganz unerwartet ein und sagte:

„Die Gelbe hat sieben Küken, drei Eier sind faul.“

Toni fühlte sein Herz klopfen. Wieviel würde er ausbrüten?“

Er fragte:

„Wird's denn gehen?“ wie eine Frau, die im Begriffe steht, Mutter zu werden.

Die Alte antwortete wütend, denn die Möglichkeit, daß es nicht glücken könnte, quälte sie:

„Das globe ich!“

Sie warteten. Die Freunde wurden benachrichtigt, daß der Augenblick gekommen sei, und alle kamen an, auch ganz aufgeregt.

In allen Häusern wurde davon gesprochen, und an den Nachbartüren erkundigte man sich, wie weit es wäre.

Gegen drei Uhr schlief Toni ein. Er schlief jetzt die Hälfte des Tages. Plötzlich wurde er wach durch ein ungewohntes Krabbeln unter dem rechten Arm. Er faßte mit der linken Hand dorthin und fühlte ein kleines Tier mit gelbem Flaum bedeckt, das in seinen Fingern zappelte.

Er war so bewegt, daß er laut anfing zu brüllen, und das kleine Hühnchen losließ, das auf seiner Brust umherlief. Die Wirtsstube war voll Menschen. Die Trinker stürzten herbei, erfüllten das ganze Zimmer, standen um ihn herum, wie um einen Seiltänzer. Und nachdem die Alte auch dazu gekommen war, nahm sie vorsichtig das Tierchen fort, das sich unter den Bart ihres Mannes verkrochen hatte.

Kein Mensch sprach mehr ein Wort. Es war an einem warmen Apriltag. Durch das Fenster hörte man draußen die gelbe Henne glucksen, um ihre Neugeborenen zusammenzurufen.

Toni, der vor innerer Bewegung, Unruhe und Beklemmung schwitzte, flüsterte:

„Mir krabbelst noch eins unterm linken Arm.“

Seine Frau streckte die große magere Hand unter die Decke und zog ein zweites Küken hervor, behutsam wie eine Hebamme.

Die Nachbarn wollten es sehen. Es wurde von Hand zu Hand gegeben und aufmerksam betrachtet wie ein Phänomen.

Zwanzig Minuten lang kam keins mehr. Dann verließen vier zu gleicher Zeit ihre Schalen.

Es gab eine große Bewegung unter den Zuschauern. Toni lächelte, glücklich über seinen Erfolg, und begann stolz zu werden auf diese seltsame

Vaterschaft. Sowaß war doch noch nicht dagewesen! Teufel nochmal! er war doch ein verfluchter Kerl.

Er sagte:

„Jetzt sind's sechs. Gottverdammich, das wird eine Generalkaufe!“

Und das Publikum begann laut zu lachen. Andere Leute traten in die Wirtsstube, man hörte noch welche vor der Tür, und man fragte sich:

„Wieviel sind's denn?“

„Jetzt sind's sechs!“

Mutter Toni brachte die neue Familie der Henne. Und das Huhn gluckste ganz verzweifelt, sträubte die Federn, öffnete weit die Flügel um die immer wachsende Schar der Kleinen zu begrüßen.

„Ich habe noch eins gekriegt!“ rief Toni.

Er hatte sich getäuscht, es waren drei. Nun war aber der Triumph groß. Das letzte durchpickte seine Schale um sieben Uhr abends. Alle Eier waren gut. Und Toni war glücklich, stolz entbunden, küßte das zarte Tierchen auf den Rücken und hätte es beinahe mit den Lippen erstickt. Das letzte wollte er im Bett behalten bis zum anderen Tag, indem ihn plötzlich mütterliche Zärtlichkeit überkam für dieses winzige kleine Tierchen, dem er das Leben gegeben. Aber die Alte nahm es ihm fort wie die anderen, ohne auf sein Bitten zu achten.

Die Zuschauer gingen befriedigt davon, sprachen über das Ereignis, und Horslerville, der als letzter geblieben, fragte:

„Toni, aber du ladest mich ein, wenn das letzte gefressen wird. Nicht wahr?“

Bei dem Gedanken an das Essen ging ein Leuchten über Tonis Gesicht, und der dicke Kerl sagte:

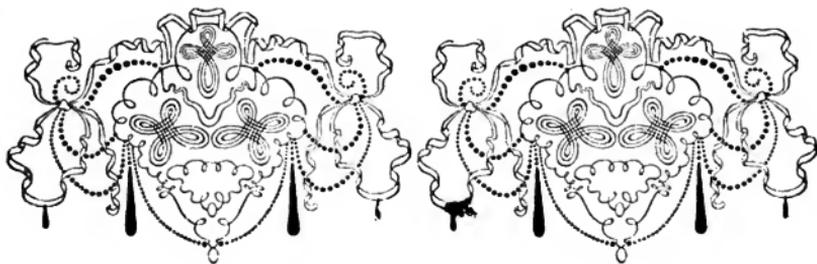
„Nu, das versteht sich, Schwiegersohn!“





Falstaff und sein Page.
Nach dem Gemälde von Eduard
Grüner. Mit Genehmigung der
Photographischen Gesellschaft in
Berlin.





Die Engländer

Falstaff.

Szenen aus „König Heinrich IV.“ und den „Lustigen Weibern von Windsor“.

Von William Shakespeare (1564—1616).

Sir John Falstaff, der dicke Ritter, der witzige, lügnerrische Schlemmer und Prahler, strupellose Dieb, Feigling, Parasit und Schenkenphilosoph, ist die lustigste und vollstümlichste Figur, die Shakespeare geschaffen hat. Er ist der echte und wahre Vertreter derben altenglischen Humors, zugleich die komischste Bühnenfigur der Weltliteratur. Was dem feisten Dramarbas trotz seiner häßlichen Charaktereigenschaften die unvergleichliche Beliebtheit geschaffen hat, das ist sein prächtiger Humor, der ihn in keiner Lebenslage verläßt, sein Witz, der in jedem Augenblicke sprüht, und seine „väterliche“ Liebe und Anhänglichkeit an den Prinzen Heinz. Prinz Heinrich, der Sohn des von Gewissensqualen gefolterten, von Feinden umlauerten Königs Heinrich IV. († 1413), der die Sünden seines an Richard II. begangenen Thronraubes durch milde Herrschaft wettzumachen sucht, findet am höfischen Leben keinen Geschmack und führt in Gemeinschaft mit den wüsten Gefellen Bardolph, Pistol, und vor allem Sir John Falstaffs, ein ausgelassenes Dasein. Während der gealterte König Heinrich IV. nur mühselig sein Königtum mit Gewalt behaupten kann und gegen eine Welt von Feinden wachsam und kampfbereit sein muß, treibt sein Sohn Heinz, ein wahrhaft toller Prinz, die wüsten Streiche. Der schlimmste Feind Heinrichs IV. ist Heinrich Percy, genannt Heißsporn, ein heldenhafter Mann, ganz das leuchtende Gegenstück des Prinzen Heinz, dessen Leichtsinn dem König tiefen Gram verursacht. Allein, als die Gefahr am höchsten ist, da erwacht in dem tollkühnen Prinzen der Mannesinn; er eilt zu seinem Vater und entscheidet die Schlacht bei Shrewsbury siegreich, indem er den gefürchteten Heinrich Percy tötet. Damit endet der erste Teil des zweiteiligen Schauspiel „Heinrich IV.“ Was dem ersten wie dem

Weißerbuch des Humors.

zweiten Teile außer der prachtvollen Charakterzeichnung des leichtsinnigen, aber im Kern edlen Prinzen Heinz und des herrlichen Percu, den hohen Wert verleiht, ist der Humor, der wie in keinem anderen Drama Shakespeares einen so breiten Raum einnimmt. Und hier wieder ist die köstliche Figur Falstoffs das Meisterstück.

In der ersten Szene von Heinrich IV. hat König Heinrich, der durch die Erhebungen gegen ihn wieder an der Kreuzfahrt nach Jerusalem behindert ist, sich zu seinen Großen bitter beklagt, daß er „Wüßheit und Schande“ dem jungen Heinrich „sieht auf die Stirn gedrückt“. In der zweiten Szene bereits tretet Prinz Heinrich und sein dicker Spießgefelle Falstaff in einem anderen Zimmer des Londoner Palastes auf:

Falstaff: Nu, Heinz! welche Zeit am Tage ist es, Junge?

Prinz Heinrich: Dein Witz ist so feist geworden, durch Sekttrinken, Westenaufknöpfen nach Tisch und nachmittags auf Bänken schlafen, daß du vergessen hast, das eigentlich zu fragen, was du eigentlich wissen möchtest. Was Teufel, hast du mit der Zeit am Tage zu schaffen? Die Stunden müßten denn Gläser Sekt sein, und Minuten Kapauern, und Zifferblätter die Schilder von lieblichen Häusern, und Gottes Sonne selbst ein schönes Weib in feuerfarbnem Taft; sonst sehe ich nicht ein, warum du so vorwichtig sein solltest, nach der Zeit am Tage zu fragen.

Falstaff: Wahrlich! da triffst du es, Heinz. Denn wir, die wir Geldbeutel wegnehmen, gehn nach dem Mond und dem Siebengestirn umher, und nicht nach Phöbus, — „dem irrenden Ritter fein.“ Und ich bitte dich Herzensjunge, wenn du, Gott erhalte deine Gnaden! — Majestät sollte ich sagen, denn Gnade wird dir nicht zu Teil werden.

Prinz Heinrich: Was? keine Gnade?

Falstaff: Nein, meiner Treu! Nicht so viel, um dir ein geröstet Ei damit zu segnen.

Prinz Heinrich: Nun, was weiter? Rund heraus mit der Sprache!

Falstaff: Nun gut denn, Herzensjunge, wenn du König bist, so laß uns, die wir Ritter vom Orden der Nacht sind, nicht Diebe unter den Horden des Tages heißen: laß uns Dianens Förster sein, Kavalier vom Schatten, Schooßkinder des Mondes; und laß die Leute sagen, daß wir Leute von gutem Wandel sind, denn wir wandeln, wie die See, mit der Luna, unsrer edlen und menschlichen Gebieterin, unter deren Begünstigung wir stehen.

Prinz Heinrich: Gut gesprochen, und

es paßt auch gut, denn unser Glück, die wir Leute des Mondes sind, hat seine Ebbe und Flut, wie die See, da es, wie die See, unter dem Monde steht. Als zum Beispiel: ein Beutel mit Gold, der Montag nachts auf des herzhafteften erschnappt ist, wird Dienstag morgens auf das scherzhafteste durchgebracht; gekriegt mit Fluchen: leg ab! und verzehret mit Schreien: bring her! Bald so niedrige Ebbe, wie der Fuß der Leiter, und gleich darauf so hohe Flut, wie der Gipfel des Galgens.

Falstaff: Beim Himmel, du redest wahr, Junge. Und ist nicht die Frau Wirtin von der Schenke eine recht süße Kreatur.

Prinz Heinrich: Wie der Honig von Hybla, mein fallackiger Hochstapler. Und ist nicht ein Büffelwams ein recht haltbar Festkleid für Festhalter? (Er legt ihm nach Art der Häuser die Hand auf die Schulter.)

Falstaff: Nu, nu, toller Junge! Hast du einmal wieder deine Fagen und Quinten im Kopfe? Was zum Kuckuck habe ich mit einem Büffelwams zu schaffen?

Prinz Heinrich: Ei, was zum Henker habe ich mit der Frau Wirtin von der Schenke zu schaffen?

Falstaff: Nun, du hast manches liebe Mal eine Rechnung mit ihr abgemacht.

Prinz Heinrich: Rief ich dich je dazu, dein Teil zu bezahlen?

Falstaff: Nein, ich lasse dir Gerechtigkeit widerfahren: du hast da immer alles bezahlt.

Prinz Heinrich: Ja, und anderswo auch, soweit mein bares Geld reicht, und, wo es mir ausging, habe ich meinen Kredit gebraucht.

Falstaff: Ja, und ihn so verbraucht, daß, wenn du nicht vernünftlicher Thronerbe wärst, so würde vermutlich — Aber sage mir, Herzensjunge, soll ein Galgen

in England stehen bleiben, wenn du König bist? Soll die Tapferkeit von dem rothigen Gebiß des alten Schalksnarren Gesetz eingewängt werden, wie jetzt? Häng du keinen Dieb, wenn du König bist!

Prinz Heinrich: Nein, du sollst es tun.

Falstaff: Ich? O herrlich! Beim Himmel, ich werde ein wacker Urteils-sprecher sein.

Prinz Heinrich: Du sprichst schon ein falsches: ich meine, du sollst die Diebe zu hängen haben, und ein trefflicher Henker werden.

Falstaff: Gut, Heinz, gut! Auf gewisse Weise paßt es auch zu meiner Gemütsart, so gut wie bei Hofe aufwarten, das sage ich dir.

Prinz Heinrich: Um befördert zu werden.

Falstaff: Ja, um befördert zu werden, was der Henker nicht nötig hat, weil er selbst befördert. Bliß, ich bin so melancholisch, wie ein Brummtater, oder wie ein Geißelbär.

Prinz Heinrich: Oder ein alter Löwe, oder die Laute eines Verliebten.

Falstaff: Ja, oder das Geschnarre eines Einzelner Dudelsacks.

Prinz Heinrich: Was meinst du zu einem Hasen? oder so melancholisch, wie ein fauler Sumpf?

Falstaff: Du hast die abschmeckendsten Gleichnisse von der Welt, und bist wahrhaftig der vergleichsamste, spißbüßigste, niedrigste junge Prinz. — Aber, Heinz, ich bitte dich, suche mich nicht mehr mit Eitelkeiten heim. Ich wollte, du und ich, wir wüßten, wo ein Vorrat von guten Namen zu kaufen wäre. Ein alter Herr vom Räte schalt mich neulich auf der Gasse Euretwegen aus, junger Herr, aber ich merkte nicht auf ihn; und doch redete er sehr weislich; aber ich achtete nicht auf ihn; und doch redete er weislich und obendrein auf der Gasse.

Prinz Heinrich: Du tatest wohl daran: denn die Weisheit läßt sich hören in den Gassen, und niemand achtet ihrer.

Falstaff: O, du hast verrückte Ruh-anwendungen im Kopf, und bist wahrhaftig imstande, einen Heiligen zu verführen. Du hast viel an mir verschuldet, Heinz: Gott vergebte es dir! Eh' ich dich kannte, Heinz, wüßte ich von garnichts, und nun bin ich, die rechte Wahrheit zu sagen, nicht viel besser, als einer von den Gottlosen. Ich muß dies Leben aufgeben, und ich will's auch aufgeben. Bei Gott, ich bin ein Schuft, wenn ich's nicht tue; ich will für

keinen Königssohn in der Christenheit zur Hölle fahren.

Prinz Heinrich: Wo sollen wir morgen einen Beutel erschnappen, Hans?

Falstaff: Wo du willst, Junge, ich bin dabei: wo ich's nicht tue, so nenn mich einen Schurk; und soppt mich nach Herzenslust.

Prinz Heinrich: Ich werde eine schöne Belehrung an dir gewahr; vom Beten fällst du aufs Beutelschneiden.

Falstaff: Je, Heinz, 's ist mein Beruf, Heinz; 's ist einem Menschen nicht zu verargen, daß er in seinem Beruf arbeitet.

Poins tritt auf.

Falstaff: Poins! — Nun werden wir hören, ob Gadsbill was ausgespürt hat. O, wenn die Menschen durch Verdienst selig würden, welcher Winkel in der Hölle wäre heiß genug für ihn? Dies ist der überschwenglichste Spißhube, der je einem ehrlichen Manne: halt! zurief.

Prinz Heinrich: Guten Morgen, Eduard!

Poins: Guten Morgen, lieber Heinz! — Was sagt Monsieur Gewissensbiß? Was sagt Sir John Zuckerselt? Sag, Hans, wie verträgt sich der Teufel und du um deine Seele, die du ihm am letzten Karfreitage um ein Glas Madeira und eine Kapannenfeule verkauft hast?

Prinz Heinrich: Sir John hält sein Wort, der Teufel soll seines Handels froh werden; er hat noch nie ein Sprichwort gebrochen, er gibt dem Teufel, was des Teufels ist.

Poins: Also bist du verdammt, weil du dem Teufel dein Wort hältst.

Prinz Heinrich: Sonst würde er verdammt, weil er den Teufel hinters Licht geführt hätte.

Poins: Aber, Jungen! Jungen! morgen früh um vier Uhr nach Gadsbill. Es gehen Pilgrime nach Canterbury mit reichen Gaben, es reiten Kaufleute nach London mit gespickten Beuteln; ich habe Masken für euch alle, ihr habt selbst Pferde; Gadsbill liegt heute nacht zu Rochester, ich habe auf morgen abend in Ecaatschap Essen bestellt, wir können es so sicher tun wie schlafen. Wollt ihr mitgehen, so will ich eure Geldbeutel voll Kronen stopfen; wollt ihr nicht, so bleibt zu Haus und laßt euch hängen.

Falstaff: Hör an, Eduard: wenn ich zu Hause bleibe und nicht mitgehe, so laß ich Euch hängen, weil ihr mitgeht.

Poins: So, du Hängebauch?

Falstaff: Willst du dabei sein, Heinz?
Prinz Heinrich: Wer? ich ein Räuber? ich ein Dieb? Ich nicht, meiner Treu'.

Falstaff: Es ist keine Redlichkeit in dir, keine Mannhaftigkeit, keine echte Brüderschaft; du stammst auch nicht aus königlichem Blut, wenn du nicht das Herz hast, nach ein paar Kronen zuzugreifen.

Prinz Heinrich: Nun gut, einmal in meinem Leben will ich einen tollen Streich machen.

Falstaff: Nun, das ist ordentlich gesprochen.

Prinz Heinrich: Ei, es mag draus werden, was will, ich bleibe zu Haus.

Falstaff: Bei Gott, so werde ich ein Hochverräter an dir, wenn du König bist.

Prinz Heinrich: Meinetwegen.

Poins: Sie John, ich bitte dich, laß den Prinzen und mich allein, ich will ihm solche Gründe für dies Unternehmen vorlegen, daß er mitgehen soll.

Falstaff: Gut, mögest du den Geist der Ueberredung, und er die Ohren der Kernbegierde haben, damit das, was du sagst, fruchten, und das, was er hört, Glauben finden möge, auf daß der echte Prinz der Erlustigung wegen ein falscher Dieb werde: denn die armen Ansfitter der Zeit brauchen Unterstützung. Lebt wohl, ihr sollt mich in Eastcheap finden.

Prinz Heinrich: Leb' wohl, du Spätfrühling! du alter Jungfern-Sommer. (Gasthoff ab.)

Poins: Nun, mein bester Zuckerprinz, reit morgen mit uns; ich habe einen Spaß vor, den ich nicht allein ausführen kann. Falstaff, Bardolph, Peto und Gads-hill sollen diese Leute berauben, denen wir schon aufpassen lassen; Ihr und ich, wir wollen nicht dabei sein, und haben sie nun die Beute, Ihr sollt mir den Kopf von den Schultern schlagen, wenn wir beide sie ihnen nicht abnehmen.

Prinz Heinrich: Aber wie sollen wir uns beim Aufbruch von ihnen losmachen?

Poins: Wir wollen früher oder später aufbrechen, und ihnen einen Platz der Zusammenkunft bestimmen, wo es denn in unserer Gewalt steht, nicht einzutreffen; dann werden sie sich ohne uns in das Abenteuer wagen, und sobald sie es vollbracht, machen wir uns an sie.

Prinz Heinrich: Ja, doch es ist zu vermuten, daß sie uns an unsern Pferden, an unsern Kleidern und hundert andern Dingen erkennen werden.

Poins: Pah! unsere Pferde sollen sie nicht sehen, die will ich im Walde fest-

binden; die Masken wollen wir wechseln, wenn wir sie verlassen haben, und hört nur, ich habe Ueberzüge von Steifsteinen bei der Hand, um unsre gewohnte Augreucht zu entlarven.

Prinz Heinrich: Aber ich fürchte, sie werden uns zu stark sein.

Poins: Ei, zwei von ihnen kenne ich als die ausgemachtesten Menneken, die je fersengeld bezahlt haben; und was den dritten betrifft, wenn der länger sichts als ratsam ist, so will ich die Waffen abschwören. Der Hauptspatz dabei werden die überhandgreiflichen Lügen sein, die uns dieser feiste Schlingel erzählen wird, wenn wir zum Abendessen zusammenkommen: wie er zum wenigsten mit dreißigen gefochten, was er für Ausfälle, für Stöße, für Lebensgefahren bestanden; und daß er damit zu Schanden wird, ist eben der Spatz.

Prinz Heinrich: Gut, ich will mit die gehen, Sorge für alles Nötige, und treff mich morgen abend in Eastcheap, da will ich zu Nacht essen. Leb wohl!

Poins: Lebt wohl, mein Prinz. (Ab.)

Prinz Heinrich: Ich kenn' euch alle und unterstütz' ein Welken

Das ungebundene Wesen eures Treibens. Doch darin tu' ich es der Sonne nach, Die niederu, schädlichem Gewiß erlaubit, Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt, Damit, wenn's ihr beliebt sie selbst zu sein, Weil sie vernüßt ward, man sie mehr bewundre,

Wenn sie durch böse, garst'ge Uebel bricht Von Dünsten, die sie zu ersticken schienen. Bestünd' das ganze Jahr aus Feiertagen, So würde Spiel so läst'ig sein wie Arbeit; Doch wenn sie selten, kommen sie erwünscht, Und nichts erfreut wie unerhoffte Dinge. So, wenn ich ab dies lose Wesen werfe Und Schulden zahle, die ich nie versprach, Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr, Um wieviel besser als mein Wort ich bin; Und wie ein hell Metall auf dunkeln Grund Wird meine Besserung, Fehler überglänzend, Sich schöner zeigen und mehr Augen anzieh'n,

Als was durch keine Follie wird erhöht. Ich will mit Kunst all mein Vergnügen lenken, Die Zeit einbringen, eh's die Leute denken.

(Ab.)

Die Straße bei Gads-hill.

Prinz Heinrich und Poins treten auf; Bardolph und Peto in der Gefangenschaft.

Poins: Komm, tritt unter! tritt unter! Ich habe Falstaffs Pferd bei Seite geschafft, und er kuartet wie geisterter Samt.

Prinz Heinrich: Versteck dich.

Falstaff tritt auf.

Falstaff: Poins! Poins und die Schwerebot! Poins!

Prinz Heinrich: Still, du gemästeter Schuft! was verführst du für ein Geschrei?

Falstaff: Heinz, wo ist Poins?

Prinz Heinrich: Er ist oben auf den Hügel hinaufgegangen, ich will ihn suchen. (Setzt sich, als wenn er Poins suchte.)

Falstaff: Ich bin beherzt, daß ich in Gesellschaft mit dem Diebe rauben muß; der Schurke hat mein Pferd weggeschafft und festgebunden, ich weiß nicht wo. Wenn ich nur vier gemessne Fuß weiter zu Fuß gehe, so muß ich plagen. Nun, ich hoffe bei alledem noch eines ordentlichen Todes zu sterben, wenn ich nicht gehängt werde, weil ich den Schuft umbringe. Ich habe seine Gesellschaft diese dreißigundzwanzig Jahre her sündlich verschworen, und doch bin ich mit des Schuftes seiner Gesellschaft beherzt. Wenn der Schurke mir nicht Tränke gegeben hat, daß ich ihn lieb haben muß, so will ich gehängt sein; es kann nicht anders sein, ich habe einen Kranz gekriegt. — Poins! — Heinz! Daß euch die Pest! — Bardolph! Peto! — Ich will verhungern, eh' ich einen Schritt weiter raube. Wenn es nicht eine ebenso gute Tat wäre, wie trinken, ein ehrlicher Kerl zu werden und diese Schufte zu verlassen, so bin ich der ärgste Lumpenhund, der jemals Brot gefaut hat. Acht Ellen unebner Boden sind für mich zu Fuß so gut wie ein Duzend Meilen, und das wissen die hartherzigen Böfewichter recht gut. Hol's der Henker, wenn Diebe nicht ehrlich gegen einander sein können. (Stöhnt.) Pfüt! Hol' euch alle der Henker! Gebt mir mein Pferd, ihr Schelme! Gebt mir mein Pferd und geht an den Galgen!

Prinz Heinrich: Still, du Dickwanst! Leg dich wieder, leg dein Ohr dicht an die Erde, und horch, ob du keine Tritte von Reisenden hörst.

Falstaff: Habt ihr Hebebäume, mich wieder aufzurichten, wenn ich einmal liege? Bleib, ich will mein Fleisch nicht wieder so weit zu Fuß schleppen, für alles Geld, was in deines Vaters Schatzkammer ist. Was zum Henker fällt euch ein, daß ihr mich so pferdemäßig arbeiten laßt?

Prinz Heinrich: Du lägst, nicht pferdemäßig, sondern pferdelos.

Falstaff: Ich bitte dich, lieber Prinz

Heinz! Hilf mir an mein Pferd, guter Königssohn.

Prinz Heinrich: Schäm dich, du Schuft! Soll ich dein Stallknecht sein?

Falstaff: Geh, hänge dich an deinem kronprinzlichen Hofenbände auf! Wenn sie mich kriegen, so will ich euch dafür anklagen. Wo ich euch nicht alle in Gassenlieder bringe, und lasse sie auf niederträchtige Melodien abzingen, so will ich an einem Glase Sekt umkommen. Wenn ein Spaß so weit getrieben wird, und obendrein zu Fuß, — das hasse ich in den Tod.

Gadshill kommt.

Gadshill: Steh!

Falstaff: Ich muß wohl, ich mag wollen oder nicht.

Poins: O, das ist unser Spürhund, ich kenn' ihn an der Stimme.

Bardolph: Was gibt es neues?

Gadshill: Die Gesichter zu! die Masken heraus! Es kommt Geld für den König den Hügel herunter, es geht in des Königs Schatzkammer.

Falstaff: Du lägst, Schuft, es geht in des Königs Schenke.

Gadshill: Es ist genug, uns allen zu helfen.

Falstaff: An den Galgen.

Prinz Heinrich: Leute, ihr viere sollt euch in dem engen Hohlwege an sie machen; Poins und ich, wir wollen weiter hinuntergehn; wenn sie eurem Anfall entweichen, so fallen sie uns in den Hände.

Peto: Wieviel sind ihrer denn?

Gadshill: Ein Stück acht bis zehn.

Falstaff: Weiter! werden sie uns nicht ausplündern?

Prinz Heinrich: Was? eine Memme, Sir Johu Wauß?

Falstaff: Fürwahr, ich bin nicht euer Großvater Johann von Gaunt, aber doch keine Memme, Heinz.

Prinz Heinrich: Gut, das soll auf die Probe ankommen.

Poins: Hör du, Hans, dein Pferd steht hinter der Hecke; wenn du es nötig hast, da kannst du es finden. Leb wohl und halt dich gut.

Falstaff: Nun kann ich ihn doch nicht prügeln, und wenn's mir ans Leben ginge.

Prinz Heinrich: Eduard, wo sind unsre Verkleidungen?

Poins: Hier, dicht beian; versteckt euch. (Bringt Heinrich und Poins ab.)

Falstaff: Nun, meine Freunde! Wer das Glück hat, führt die Braut heim; jeder tue das Seinige.

Reisende kommen.

Erster Reisender: Kommt, Nachbar, der Junge soll unsre Pferde den Berg hinunterführen: wir wollen ein Weilchen gehn und uns die Füße vertreten.

Die Räuber: Halt!

Die Reisenden: Ach, Herr Jesus!

Falstaff: Schlagt zu! macht sie nieder! Brecht den Buben die Hälse! Ei, das unnütze Schmarotzerpad! die Speckfresser! Sie hassen uns junges Volk: nieder mit ihnen! rupft sie!

Erster Reisender: O, wir sind ruinierte Leute! ruiniert mit Kind und Kindeskind.

Falstaff: An den Galgen, ihr diebäcigen Schufte! Seid ihr ruiniert? Nein, ihr fetten Schnausen! Hättet ihr nur das erugige bei euch! Fort, ihr Schweinebraten, fort! Was, Hundsfötter? Junge Leute müssen auch leben. Ihr seid Obergeschworne, nicht wahr? Wir wollen euch runterschwören, meiner Treu!

Falstaff und die übrigen ab, indem sie die Reisenden vor sich herreiben. Prinz Heinrich und Poins kommen verkleidet zurück.

Prinz Heinrich: Die Diebe haben die ehrliehen Leute gebunden: wenn wir beiden nun die Diebe berauben könnten und uns lustig nach London aufmachen, es wäre eine Komödie auf eine Woche, was zu lachen auf einen Monat, und ein guter Spaß auf immer.

Poins: Trelet beiseit', ich höre sie kommen.

Die Räuber kommen zurück.

Falstaff: Nun, meine Freunde, laßt uns teilen, und dann zu Pferde, ehe es Tag wird! Und wenn der Prinz und Poins nicht zwei ausgemachte Memmen sind, so ist keine Gerechtigkeit auf Erden mehr. Der Poins hat nicht mehr Herz im Leibe als eine wilde Ente.

Prinz Heinrich (hervorlürzen): Euer Geld!

Poins: Spißbuben!

(Während sie im Teilen begriffen sind, fallen der Prinz und Poins über sie her. Nach einigen Stößen laufen Falstaff und die übrigen davon und lassen ihre Beute zurück.)

Prinz Heinrich: Mit leichter Mühe' erobert! Nun zu Pferd! Die Diebe sind zerstreut, und so besessen Von Furcht, daß sie sich nicht zu treffen wagen:

Ein jeder hält den Freund für einen Häfcher.

fort, lieber Eduard! Falstaff schwißt sich tot und spickt die magre Erde, wo er geht; Wär's nicht zum lachen, ich bebauet' ihn.

Poins: Wie der Schuft brüllte! (us.)

Eine Stube in der Schenke zum wilden Schweinskopf.

Prinz Heinrich. Poins.

Falstaff, Gadshill, Bardolph und Peto kommen.

Poins: Willkommen, Hans! Wo bist du gewesen?

Falstaff: Hol' die Pest alle feigen Memmen, und das Wetter obendrein! Ja und Amen! — Gib mir ein Glas Sekt, Junge. — Lieber, als dies Leben lange führen, will ich Strümpfe stricken, und sie stopfen, und sie neu versohlen. Hol' die Pest alle feigen Memmen! — Gib mir ein Glas Sekt, Schurke! — Ist keine Tugend mehr auf Erden? (Er trinkt.)

Prinz Heinrich: Sahst du niemals den Titan einen Teller voll Butter küssen? Und wie das weiche Butterherz von dem heißen Sonnentusse schmolz? Wenn du's je gesehn, so betrachte diese Masse!

Falstaff: Du Schurke, in dem Glase Sekt ist auch Kalk; nichts als Schurkerei ist unter dem sündhaften Menschenvolk zu finden. Aber eine Memme ist doch noch ärger als ein Glas Sekt mit Kalk drin; so 'ne schändliche Memme! — Geh deiner Wege, alter Hans! Stirb, wann du willst! Wenn Mannhaftigkeit, edle Mannhaftigkeit nicht vom Angesicht der Erde verschwunden ist, so bin ich ein ausgenommenener Hering. Nicht drei wackre Leute leben ungehangen in England, und der eine von ihnen ist fett und wird alt. Gott helf' uns! Eine schlechte Welt, sag' ich! Ich wollte, ich wär' ein Weber oder was es sonst wäre. Hol' die Pest alle feigen Memmen! sag' ich nochmals.

Prinz Heinrich: Nun, du Wollfack, was murmelst du?

Falstaff: Ein Königssohn! Wenn ich dich nicht mit einer hölzernen Prütsche aus deinem Königreich hinausschlage und alle deine Untertanen wie eine Herde wider Gänse vor dir hertreibe, so will ich mein Lebenlang kein Haar mehr im Gesicht tragen. Ihr ein Prinz von Wales!

Prinz Heinrich: Nun, du gemästeter Schlingel, was soll's?

Falstaff: Seid Ihr nicht eine Memme? darauf antwortet mir; und der Poins da?

Poins: Sapperment, du fetter Wanst,

wenn du mich eine Memme nennst, so erreck' ich dich.

Falstaff: Ich dich eine Memme nennen? Ich will dich verdammt sehen, ehe ich das tue; aber ich wollte tausend Pfund drum geben, daß ich so gut laufen könnte wie du. Ihr seid ziemlich gerade gewachsen, ihr fragt nicht darnach, ob jemand euren Rücken sieht: nennt ihr das ein Rückenhalt seiner Fremde sein? Hol' die Pest solches Rückenhalten! Schafft mir Leute, die mir ins Gesicht sehn. — Ein Glas Sekt! Ich bin ein Schelm, wenn ich heute was getrunken habe.

Prinz Heinrich: O Spitzbube! du hast die kaum die Lippen vom Trinken abgewischt.

Falstaff: Es kommt alles auf eins heraus. Hol' die Pest alle Memmen! sage ich nochmals. (Er trinkt.)

Prinz Heinrich: Was soll's?

Falstaff: Was soll's? Unser viere hier haben heute morgen tausend Pfund erbeutet.

Prinz Heinrich: Wo sind sie, Hans? wo sind sie?

Falstaff: Wo sind sie? Uns abgenommen sind sie. An die hundert gegen uns armenfelige viere!

Prinz Heinrich: Was sagst du, Freund, an die hundert?

Falstaff: Ich will ein Schuft sein, wenn ich nicht ein paar Stunden lang mit einem Duzend von ihnen handgemein gewesen bin. Ich bin durch ein Wunder davon gekommen. Ich habe acht Stöße durch das Wams gekriegt, viere durch die Beinkleider, mein Schild ist durch und durch gehauen, mein Degen zerhackt wie eine Handsäge; ecce signum! Zeit meines Lebens habe ich mich nicht besser gehalten: es half alles nichts. Hol' die Pest alle Memmen! — Laß die da reden: wenn sie mehr oder weniger als die Wahrheit sagen, so sind die Spitzbuben und Kinder der Finsternis.

Prinz Heinrich: Redet, Leute! wie war's?

Badshill: Wir viere steien ein Duzend an. —

Falstaff: Sechzehn wenigstens.

Badshill: Und banden sie.

Peto: Nein, nein, gebunden wurden sie nicht.

Falstaff: Ja, du Schelm, sie wurden gebunden, alle bis auf den letzten Mann, sonst will ich ein Jude sein, ein rechter Erzjude.

Badshill: Wie wir dabei waren zu teilen, fielen uns sechs bis sieben frische Leute an —

Falstaff: Und banden die andern los, und dann kamen die übrigen.

Prinz Heinrich: Was? fochtet ihr mit allen?

Falstaff: Alle? Ich weiß nicht, was ihr alle nennt, aber wenn ich nicht mit ein fünfzigem gefochten habe, so will ich ein Radiesbündel sein. Wenn ihrer nicht zwei- bis dreißig über den armen alten Hans her waren, so bin ich keine zweibeinige Kreatur.

Prinz Heinrich: Gott gebe, daß ihr keine davon ermordet habt!

Falstaff: Ja, da hilft nun kein Beten mehr. Ich habe zweien die Freude versetzt; zweien, das weiß ich, habe ich ihr Teil gegeben, zwei Schelmen in steifseinen Kleidern. Ich will dir was sagen, Heinz, — wenn ich dir eine Lüge sage, so sp. i mir ins Gesicht, nenne mich ein Pferd. Du kennst meine alte Parade: so lag ich, und so führte ich meine Klinge. Nun dringen vier Schelme in Steifseinen auf mich ein, —

Prinz Heinrich: Was, viere? Eben jetzt sagtest du ja nur zwei.

Falstaff: Viere, Heinz, ich sagte viere.

Poins: Ja, ja, er hat viere gesagt.

Falstaff: Diese viere kamen alle in einer Reihe, und taten zusammen einen Ausfall auf mich. Ich machte nicht viel Umstände, sondern fing ihre sieben Spitzen mit meinem Schilde auf, — so!

Prinz Heinrich: Sieben? Soeben waren ihrer ja nur vier.

Falstaff: In Steifseinen.

Poins: Ja, viere in steifseinen Kleidern.

Falstaff: Sieben, bei diesem Degengriff, oder ich will ein Schelm sein.

Prinz Heinrich: Ich bitte dich, laß ihn in Frieden, wir werden ihrer gleich noch mehr kriegen.

Falstaff: Hörst du auch, Heinz?

Prinz Heinrich: Ja, ich merke mir's auch, Hans.

Falstaff: Das tu nur, es ist des Aufhorchens schon wert. Diese neun in Steifseinen, wovon ich dir sagte —

Prinz Heinrich: Also wieder zwei mehr.

Falstaff: Da ich sie in der Mitte auseinander gesprengt hatte —

Poins: So fielen ihnen die Hofen herunter.

Falstaff: So fingen sie an zu weichen. Ich aber war dicht hinter ihnen drein, mit Hand und Fuß, und wie der Wind gab ich sieben von den elfen ihr Teil.

Prinz Heinrich: O entsetzlich! Elf steifleinere Kerle aus zweien!

Falstaff: Wie ich dabei war, führte der Teufel drei abscheuliche Spießbuben in grünem Saus her, die mich von hinten anfielen; — denn es war so dunkel, Heinz, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Prinz Heinrich: Diese Lügen sind wie der Vater, der sie erzeugt, groß und breit wie Berge, offenbar, handgreiflich. Ei, du grüßköpfiger Wanst! du vernagelter Tropf! du verwetterter schmutziger, fettiger Talglumpen!

Falstaff: Nun, bist du toll? bist du toll? Was wahr ist, ist doch wahr?

Prinz Heinrich: Ei, wie konntest du die Kerle in grünem Saus erkennen, wenn es so dunkel war, daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte? Komm, gib uns deine Gründe an: wie erklärst du das?

Poins: Eure Gründe, Hans, Eure Gründe.

Falstaff: Was? mit Gewalt? Wär' ich auch auf der Wippe oder irgend einer andern Folter, so ließe ich mir's nicht mit Gewalt abnötigen. Mit Gewalt Gründe angeben! Wenn Gründe so gemein wären wie Brombeeren, so sollte mir doch keiner mit Gewalt einen Grund abnötigen, nein!

Prinz Heinrich: Ich will dieser Sünde nicht länger schuldig sein. Diese vollblütige Memme, dieser Bettdrücker, dieser Pferderückenbrecher, dieser Fleischberg, —

Falstaff: Fort mit dir, du Hungerbild, du Aalkaut, du getrocknete Kinderzunge, du Ochseniemer, du Stockfisch, — o hätt' ich nur Odem, zu nennen, was dir gleich! — du Schneiderralle, du Degengutteral, du erbärmliches Napier —

Prinz Heinrich: Gut, hol ein Weilchen Odem, und dann geh wieder dran, und

wenn du dich in schlechten Vergleichen erschöpft hast, so hör nur dies: —

Poins: Merk auf, Hans!

Prinz Heinrich: Wir zweie sahen euch viere über viere herfallen; ihr bandet sie und machtet euch ihres Gutes Meister. — Nun merkt auf, wie eine ganz simple Geschichte euch zu nichte macht. — Wir zwei fielen hierauf euch viere an und trohten euch, mit einem Worte, die Beute ab, und haben sie, ja, und können sie euch hier im Hause zeigen; und Ihr, Falstaff, schlepptet Euren Wanst so hurtig davon, mit so behender Geschicklichkeit, und brülltet um Gnade, und ließt und brülltet in einem fort, wie ich je ein Bullentalb habe brüllen hören. Was bist du für ein Sünder, deinen Degen zu zerhacken, wie du getan hast, und dann zu sagen, es sei im Gefecht geschehen? Welchen Kniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst du nun ausfinden um dich vor dieser offenbaren Schande zu verbergen?

Poins: Komm, laß uns hören, Hans: was hast du nun für einen Kniff?

Falstaff: Beim Himmel, ich kannte euch so gut wie der der euch gemacht hat. Laßt euch sagen, meine Freunde: lam es mir zu, den *Chro-n-e-r-b-e-n* umzubringen? Sollte ich mich gegen den echten Prinzen auflehnen? Du weißt wohl, ich bin so tapfer wie Herkules; aber denke an den Instinkt! Der Löwe rührt den echten Prinzen nicht an. Instinkt ist eine große Sache, ich war eine Memme aus Instinkt. Ich werde lebenslang von dir und mir desto besser denken: von mir als einem tapfern Löwen, von dir als einem echten Prinzen. Aber beim Himmel, Bursche, ich bin froh, daß ihr das Geld habt. — Wirtin, die Türen zu! Heute nacht gewacht, morgen gebetet! — Brave Jungen! Goldherzen! alle Titel guter Kameradschaft seien euch gegönnt. He, sollen wir lustig sein? sollen wir eine Komödie extemporieren?

Prinz Heinrich: Zugestanden! und sie soll von deinem Davonlaufen handeln.

Falstaff: Ach, davon nichts weiter, Heinz, wenn du mich lieb hast.

Die Wirtin kommt nun melden, daß draußen ein Mann vom Hofe gekommen sei. Falstaff geht hinaus, um mit ihm zu sprechen, und berichtet, daß Prinz Heinrich zu seinem Vater zittert würde, da der Krieg ausgebrochen sei. Falstaff und Prinz Heinrich führen nun eine witzige Komödie auf, in der zuerst Falstaff den König spielt, der vom Prinzen Heinz Rechenschaft verlangt. Dann übernimmt der Prinz des Königs Rolle und tanzelt Falstaff

als Taugenichts und Tagedieb ab. Er läßt jetzt auch plötzlich sein ungebundenes Leben und stellt sich seinem Vater für den Krieg zur Verfügung. Falstaff zieht mit in den Krieg und kommt auch hier auf seine Rechnung. Prinz Heinz tötet im Schlachtgewühl den gefürchteten Helden Percy und überläßt dem heroische Taten lügenden Falstaff den Ruhm, Percy getötet zu haben. Im zweiten Teil von „Heinrich IV.“ treibt Falstaff, der sich jetzt mit unedem Ruhm brüstet, sein lächerliches Leben unbekümmert weiter. Prinz Heinz gibt ihm einen sehr kleinen Pagen, der, hinter ihm hergehend, ihm Degen und Schild tragen muß. Falstaff empfindet den Kontrast zwischen seiner Beleihtheit und der Winzigkeit des Knaben als eine Ironie des Prinzen.

„Ich gehe vor dir her,“ sagt er zu dem Pagen, „wie eine Sau, die ihren ganzen Wurf aufgefressen hat, bis auf eins. Wenn der Prinz dich aus irgend einer anderen Ursache bei mir in Dienst gegeben hat, als um gegen mich abzustechen, so habe ich keinen Menschenverstand. Du erwünschtes Alträunchen, ich sollte dich eher an meine Mähe stecken, als daß du meinen Fersen folgst.“ Da Falstaff Geld für sein Lasterleben braucht, wirbt er dem König die schlechtesten Rekruten und läßt die besten bei sich loskaufen. Nach der siegreichen Unterdrückung der Feinde entläßt der König das Heer, und am Sterbebette überzeugt er sich vom wahren Heldensinn seines Sohnes. Dieser nimmt von seiner tollen Jugend Abschied und läßt den beiden Ritter und dessen Spießgesellen fallen. Zu „König Heinrich V.“ meldet in der dritten Scene des zweiten Aktes Frau Hurtle den Tod Falstaffs. Die außerordentliche Beliebtheit dieser köstlichen Figur und ein spezieller Wunsch der Königin Elisabeth, den seiften Sir John noch in einem lustigen Stück auf der Bühne zu sehen, veranlaßte Shakespeare, noch die „Lustigen Weiber von Windsor“ zu schreiben. In dieser Komödie tritt Falstaff als komischer Liebhaber und gesoppter Don Juan auf. Der fette Patron bekommt Lust, sein stumpfes Schlemmerleben durch Liebesabenteuer zu würzen. Er hält sich, in selbstgefälliger Verkennung seiner Wohlbeleibtheit und seiner vorgerückten Jahre, für eine unwiderstehliche, sehr begehrenswerte Persönlichkeit und geht frisch darauf los, mit anständigen Frauen anzubandeln. Er schreibt gleichzeitig an zwei schöne Bürgerfrauen von Windsor, Frau Nutt und Frau Page, zwei gleichlautende Liebesbriefe. Er glaubt nicht nur Liebe zu erringen, sondern von den wohlhabenden Frauen auch noch manchen Goldsacks zu erwischen.

Strasse.

Frau Page teilt auf mit einem Brief.

Frau Page: Was! War ich in den feiertagen meiner Schönheit Liebesbriefen entgangen, und bin ich jetzt ein Inhabt für sie? Laßt doch sehen: — (Sie liest.) „Fordert keine Verunmuthungen von mir, warum ich Euch liebe; denn weungleich Liebe die Vernunft als Arzt zuläßt, kann sie sie doch nicht als Ratgeber brauchen. Ihr seid nicht jung; ich ebensowenig; wohlan denn, hier ist Sympathie. Ihr seid munter, das bin ich auch; haha, darü

liegt noch mehr Sympathie. Ihr liebt den Sekt, ich auch; gib't wohl bessere Sympathie? Laß dir's genügen, Frau Page, — wenn anders die Liebe eines Soldaten dir genügen kann, — daß ich dich liebe. Ich will nicht sagen, bedauere mich; das ist keine soldatenhafte Phrase; aber ich sage, liebe mich.

Der für dich wach,
Bei Tag und Nacht
Aus aller Nacht
Auf Kampf und Schlacht
Für dich bedacht,

John Falstaff.“

Welch ein Herodes von Judäa das ist! O gottlose, gottlose Welt! — Ist er doch schon vom Aler fast ganz aufgetragen, und gebärdet sich wie ein junger Liebhaber! Welch unbedachtetes Betragen hat denn mit des Teufels Beistand dieser stämmische Truntenbold aus unheimem Gespräch aufgeschminkt, daß er sich auf diese Weise an mich wagen darf? Wahrhaftig, er ist kaum dreimal in meiner Gesellschaft gewesen! — Was sollt' ich ihm jagen? Ich war doch damals sparsam mit meiner Lustigkeit; der Himmel verzeihe mir's! — Wahrhaftig, ich will auf eine Akte im Parlament antreten, um alle Männer abzuschaffen. Wie soll ich mich an ihm rächen? denn rächen will ich mich, so gewiß seine Eingeweide aus lauter Pudding zusammengesetzt sind.

Frau Fluth kommt.

Frau Fluth: Frau Page! Wahrhaftig, ich wollte eben zu Euch.

Frau Page: Und wahrhaftig, ich zu Euch. Ihr seht recht übel aus!

Frau Fluth: Ei, das glaub' ich nimmermehr; ich kann das Gegenteil beweisen.

Frau Page: Mir kommt's aber doch so vor.

Frau Fluth: Nun gut, so mag's denn sein; aber, wie ich sage, ich könnte Euch das Gegenteil beweisen. O, Frau Page, gebt mir einen guten Rat!

Frau Page: Wovon ist die Rede, Schatz?

Frau Fluth: O, Schatz, wenn sich's nicht an einer Kleinigkeit stiege, so könnte ich zu großer Ehre kommen! —

Frau Page: Wer wird sich um Kleinigkeiten scheren, Schatz; schlag die Ehre nicht aus; was ist's denn? Kümmer dich nicht um die Kleinigkeit; nun, was ist's?

Frau Fluth: Wenn ich nur für eine kurze Ewigkeit zur Hölle fahren wollte, so könnte ich zur Ritterwürde kommen.

Frau Page: Was, du lägst, Sir Alice Fluth! Nun, um solche Ritterchaft steht's oft nur flüchtig; und ich dächte, im Punkt deiner Haushälterie liegest du's beim alten.

Frau Fluth: Ich sehe, wir verstehen uns nicht, liebes Kind; da hier, lies, lies; sieh nur, wie! — Ich werde um so schlechter von den fetten Mannsleuten denken, solange ich noch ein Auge habe, der Mannsbilder Gestalt zu unterscheiden. Und doch fluchte er nicht; lobte die Sittsamkeit der Frauen, und sprach so anständige und wohlgesetzte Verachtung alles Unschicklichen aus, daß ich darauf geschworen hätte, seine Gesinnung stimmte zum Ausdruck seiner Worte; aber die haben nicht mehr Zusammenhang

und passen nicht besser zu einander, als der hundertste Psalm und die Melodie vom grünen Eichel. Welcher Sturmwind mußte uns diesen Walfisch mit soviel Tonnen Öl im Bauch an die Küste von Windsor werfen? Wie soll ich mich an ihm rächen? Ich denke, das beste wäre, ihn mit Hoffnung hinzuhalten, bis das gottlose Feuer der bösen Lust ihn in seinem eigenen Fett zerschmolzen hätte. Hast du je so etwas gehört?

Frau Page: Ein Brief wie der andere, nur daß die Namen Fluth und Page verschieden sind. Zu deinem größten Trost in diesem Labyrinth von Leichtfertigkeiten ist hier der Zwillingbruder deines Briefes; aber laß nur deinen zuerst erben, denn, auf meine Ehre, der meingige soll es nie. Ich wette, er hat ein ganzes Tausend solcher Briefe mit leeren Plätzen für die verschiedenen Namen; und gewiß noch mehr; und diese sind von der zweiten Auflage.

Frau Fluth: Seht doch, ganz derselbe; dieselbe Handschrift, dieselben Worte; was denkt er nur von uns? —

Frau Page: Wahrhaftig, ich weiß nicht; es bringt mich fast soweit, mit meiner eigenen Ehrbarkeit zu zanken. — Ich muß mich ansehen wie eine Person, die ich noch gar nicht kenne; denn wahrhaftig, hätte er nicht eine Seite an mir entdeckt, von der ich selber gar nichts weiß, er hätte es nicht gewagt, mit solcher Mut zu entern.

Frau Fluth: Entern, sagst du? Nun, ich weiß gewiß, ich will ihn immer überm Deck halten.

Frau Page: Das will ich auch; kommt er je unter meine Luken, so will ich nie wieder in See gehen. Wir müssen uns an ihm rächen, wir müssen ihm eine Zusammenkunft bestimmen, ihm einen Schimmer von Hoffnung für sein Begehren geben und ihn mit schlaun föderndem Aufschub immer weiter locken, bis er unserm Gastwirt zum Hofenbunde seine Pferde verfehlt hat.

Frau Fluth: Ja, ich will die Hand dazu bieten, ihm jeden schümmen Streich zu spielen, der nur unserer Ehre nicht zu nahe tritt. Himmel, wenn mein Mann diesen Brief sähe! Er würde seiner Eifer sucht ewige Nahrung geben.

Frau Page: Ei, sieh, da kommt er, und mein guter Mann auch; er ist so weit entfernt von aller Eifer sucht als ich, ihm Anlaß zu geben; und das, hoffe ich, ist eine unermeßliche Klust.

Frau Fluth: Um so glücklicher Ihr!

Frau Page: Laßt uns einen Kriegsrat gegen diesen fetten Ritter halten; kommt hierher.



:: Frau Fluth und Frau ::
Vage vergleichen Falstaff's
gleichlautende Liebesbriefe.
:: :: :: Nach einem :: :: ::
alten englischen Schabkunstblatt.

Da Falstaff seine Spießgesellen Pistol und Nym schlecht behandelt, so verraten sie an die beiden Ehemänner die Liebesanträge Falstaffs. Herr Page nimmt die Sache nicht tragisch, aber der jähzornige Fluth schäumt vor Wut und Eifersucht. Frau Hurtig indessen, die geschäftige Zwischenträgerin, kommt bald mit einer Bestellung von Frau Fluth zu Falstaff. Sie lasse ihm sagen, ihr Mann würde zwischen zehn und elf nicht zu Hause sein. Er könne dann kommen. Frau Fluth führe ja so ein schlechtes Leben mit ihrem eifersüchtigen und jähzornigen Gatten. Des weiteren meldet Frau Hurtig auch von Frau Page recht günstige Gesinnung für den dicken Ritter. Noch nie sei eine Frau so verfallen auf einen Mann gewesen. Sie lasse ihn nur bitten, ihr einstweilen seinen kleinen Vagen Robin zu schicken, der könne dann Bestellungen zwischen den Liebenden vermitteln. Falstaff, sehr geschmeichelt, gibt der eifrigen Frau Hurtig geru seinen Vagen mit. Der Gatte der Frau Fluth wird inzwischen von Eifersucht und Ungewißheit so sehr geplagt, daß er beschließt, sich unter den falschen Namen Bach und unter sonstiger Verstellung bei Falstaff einzufinden. Er spielt sich nun vor diesem als unglücklicher Liebhaber der Frau Fluth auf und fragt Falstaff um Rat, wie ihm geholfen werden könne. Falstaff, der mit seinem Glück prahlt und gleich gesteht, daß ihm die Frauen nur das Mittel seien, um zum Geldschrant der Männer zu gelangen, verspricht dem vermeintlichen Bach, ihm für künftigen Lohn Frau Fluth kirre zu machen. Auf diese Weise erfährt Fluth, daß der Dickwants zwischen zehn und elf zu seiner Frau bestellt sei und schwört ihm heimlich eine gehörige Züchtigung zu. Falstaff begibt sich siegesgewiß zum Stellbäcker in Frau Fluths Wohnung, wo der Schabernad der beiden Frauen bereits vorbereitet wird.

Zimmer in Fluths Hause.
Frau Fluth, Frau Page und Knechte mit einem
Waschkorb treten auf.

Frau Fluth: He, John! He, Robert!

Frau Page: Geschwind, geschwind! Ist der Waschkorb...

Frau Fluth: Ja doch! — He, Robin, sag' ich...

Frau Page: Macht fort! Macht fort!

Frau Fluth: Hier setzt ihn hin.

Frau Page: Sagt Eueren Leuten, was sie tun sollen; wir, müssen schnell machen!

Frau Fluth: Nun also, John und Robert, wie ich euch vorher sagte, haltet euch hier nebenbei im Branuhause fertig; und wenn ich eilig rufe, kommt herein, und nehmt ohne Verzug und Bedenken diesen Korb auf eure Schultern. Wenn das geschehen ist, tragt mir damit in aller Hast, und bringt ihn zu den Weibern auf die Dachterrasse, und da schüttet ihn aus in den schlammigen Graben nicht weit von der Thüre.

Frau Page: Wollt ihr das tun?

Frau Fluth: Ich hab's ihnen schon lang und breit auseinandergesetzt; sie

brauchen keine weitere Anweisung. Geht nun, und kommt auf den ersten Ruf.
(Die Knechte gehen ab.)

Frau Page: Hier kommt der kleine Robin.

Robin kommt.

Frau Fluth: Nun, wie geht's, mein kleiner Zeißig? Was bringst du Neues?

Robin: Mein Herr, Sir John, ist zur Hintertür hereingekommen, Frau Fluth, und wünscht Euch aufzuwarten.

Frau Page: Du kleiner Gelbschnabel, bist du uns auch treu gewesen?

Robin: Ja, das schwör' ich; mein Herr weiß nicht, daß Ihr hier seid, und hat mir gedroht, mich in ewige Freiheit zu versehen, wenn ich Euch davon sage; denn er schwört, er will mich fortjagen.

Frau Page: Du bist ein guter Junge; diese deine Verschwiegenheit soll dein Schneider werden, und dir ein neues Wams und Hosen machen. Ich will mich verstecken.

Frau Fluth: Das tut. — Geh, sag deinem Herrn, ich sei allein. Frau Page, vergeß Euer Stichwort nicht!

(Robin ab.)

Frau Page: Sorge nur nicht, wenn ich meine Rolle nicht gut spiele, so zische mich aus. (Geht ab.)

Frau Fluth: Nun wohlan: Wir wollen schon mit dir fertig werden, du ungesunde Feuchtigkeit, du großer wäßriger Kürbis; wir wollen dich lehren, Tauben von Krähen zu unterscheiden.

Falstaff tritt ein.

Falstaff: Hab' ich dich errungen, mein himmlisches Juwel? Ha! Jetzt Götter, laßt mich sterben, denn ich habe lange genug gelebt. Dies ist das Ziel meines Ehrgeizes! O die süße Stunde!

Frau Fluth: O, liebster Sir John! —

Falstaff: Frau Fluth, ich kann nicht süß tun, ich kann nicht deklamieren, Frau Fluth. Nun laß mich einen sündigen Wunsch aussprechen: ich wollte, dein Mann wäre tot. Ich will's dem ersten Lord ins Angesicht sagen: ich würde dich zu meiner Lady machen.

Frau Fluth: Ich Eure Lady, Sir John? Ach, ich würde eine klägliche Lady abgeben!

Falstaff: Laß mir den französischen Hof einmal eine zweite solche aufweisen! Ich sehe, wie dein Auge mit dem Diamant wetteifern würde. Du hast gerade die feingeschmungene Schönheit der Augenbrauen, die zu jedem Aufsatze gut kleidet; zum großen Sogelaussatz, zum Amazonenaussatz, oder zu irgend einem venetianischen Aufsatze.

Frau Fluth: Eine simple Haube, Sir John; meinen Augenbrauen steht sonst nichts, und auch das nicht einmal recht.

Falstaff: Du läßt Felonie, wenn du so sprichst. Eine vollkommene Hofdame gäbft du ab; und dein festgefügter Fuß würde deinem Gange eine herrliche Bewegung geben in einem halbrunden Reifrock. Ich sehe, was du sein würdest, wenn Fortuna dir nicht als Feindin widerstrebte. Natur ist deine Freundin; ja, ja, das kannst du nicht verbergen.

Frau Fluth: Glaubt mir, davon ist nichts in mir.

Falstaff: Was machte mich in dich verliebt? Daraus kannst du den Schluß ziehen, du seist etwas Außerordentliches. Komm, ich kann nicht süß tun und sagen, du seist dies und das, wie so manche lipfelnde Weißdornblüten, die wie Weiber in Mannskleidern gehen, und riechen wie ein Apothekerladen zur Zeit der Kräuterlese; ich kann's nicht; aber ich liebe dich, seine als dich, und du verdienst es.

Frau Fluth: Hintergeht mich nicht, Sir; ich fürchte, Ihr liebt Frau Page.

Falstaff: Du könntest ebensogut sagen, ich liebe einen Spaziergang auf den Schuldturm, der mir ebenso verhaßt ist, als der Rauch aus einem Kalkofen.

Frau Fluth: Nun, der Himmel weiß, wie ich Euch liebe, und Ihr werdet einst noch erfahren...

Falstaff: Bleibt bei der Besinnung; ich werde sie verdienen.

Frau Fluth: O, ich muß Euch sagen, das tut Ihr schon; sonst würde ich diese Besinnung nicht hegen.

Robin (draußen): Frau Fluth, Frau Fluth, hier ist Frau Page vor der Tür, und schwitzt und leuchtet, und sieht ganz verflört aus; sie will gleich mit Euch sprechen.

Falstaff: Sie soll mich nicht sehen; ich will mich hinter der Tapete verbergen.

Frau Fluth: Ach ja, tut das; sie ist eine gar zu schwaghafte Frau.

(Falstaff versteckt sich hinter der Tapete.)

Frau Page tritt ein.

Nun, was gib't? Was ist?

Frau Page: O, Frau Fluth, was habt Ihr gemacht! Ihr seid beschimpft, Ihr seid verloren, Ihr seid auf ewig zugrunde gerichtet.

Frau Fluth: Was gib't, liebe Frau Page?

Frau Page: Recht allerliebst, Frau Fluth! — So einen ehrlichen guten Mann zu haben, und ihm solchen Anlaß zum Argwohn zu geben!

Frau Fluth: Was für einen Anlaß zum Argwohn?

Frau Page: Was für einen Anlaß zum Argwohn? Schämt Euch doch! Wie hab' ich mich in Euch geirrt!

Frau Fluth: Nun, mein Gott, was gib't denn?

Frau Page: Euer Mann kommt her, Frau, mit allen Gerichtsdienern aus Windsor, um einen Herrn zu suchen, der, wie man sagt, jetzt mit Eurer Einwilligung hier im Hause ist, um sich seine Abwesenheit auf unerlaubte Art zu nütze zu machen. Ihr seid verloren!

Frau Fluth (leise): Sprich lauter! (Laut.) Mein Gott, ich will nicht hoffen?

Frau Page: Gebe Gott, daß sich's nicht so verhalte, und daß Ihr nicht so jemand hier habt; aber das ist ganz gewiß, Euer Mann kommt mit halb Windsor hinter sich, um so jemand aufzujuden. Ich lief voran, es Euch zu sagen; wißt Ihr Euch rein, so soll es mich freuen; habt Ihr aber

einen Freund hier, so macht, macht, daß er wegfommt. Verlieret die Fassung nicht; ruft alle Eure Lebensgeister zusammen; verteidigt Euren Ruf, oder sagt Euren guten Tagen auf ewig lebewohl.

Frau Fluth: Was soll ich tun? Freilich ist ein Herr hier, ein sehr werther Freund, und ich fürchte meine eigene Schande nicht so sehr, als seine Gefahr. Mir wär's lieber als tausend Pfund, wenn ich ihn außer Hause wüßte!

Frau Page: Ei, geht mir jetzt mit Eurem: mir wär's lieber! mir wär's lieber! Euer Mann wird gleich zur Stelle sein; denkt, wie Ihr ihn fort schafft. Im Hause könnt Ihr ihn nicht verstecken. — O, wie ich mich in Euch geirrt habe! — Seht, hier steht ein Korb; wenn er nur irgend von geschweiter Statue ist, kann er hier hineinkriechen; und dann werft schmutzige Wäsche auf ihn, als ging' es zum einweichen; oder, es ist gerade Gleichzeit, schickt ihn durch Eure zwei Knechte auf die Dachterrasse.

Frau Fluth: Er ist zu dick, um da hineinzugehen; was saug' ich an?

Posthast hervor.

Falstaff: Laßt einmal sehen! laßt einmal sehen! O laßt mich einmal sehen! Ich will hinein, ich will hinein; folgt dem Rat Eurer Freundin; ich will hinein.

Frau Page: Was! Sir John Falstaff! Sind das Eure Briefe, Ritter?

Falstaff: Ich liebe dich, — hilf mir nur weg! — laß mich da hineinkriechen, — ich will niemals...

(Er kriecht in den Korb, sie bedenken ihn mit der Wäsche zu.)

Frau Page: Hilf deinen Herren zudecken, Kleiner! Ruft Eure Leute, Frau Fluth! Ihr heuchlerischer Ritter!

Frau Fluth: He, Johann! Robert! Johann! bringt mir die Wäsche fort, hurtig! Wo ist die Tragstange? Seht, wie ihr trödelt! — Tragt's zur Wäscherin auf der Dachterrasse; hurtig! macht fort!

Fluth, Page, Galus und Evans kommen.

Fluth: Ich bitt' euch, kommt herein. Wenn ich ohne Grund Verdacht hege, so foppt mich und treibt euren Spott mit mir; es geschieht mir recht. — Holla! wo wollt ihr damit hin?

Knecht: Zur Wäscherin, Herr.

Frau Fluth: Ei, was geht's dich denn an, wohin sie's tragen? Du willst dich wohl auch um meine Körbe kümmern?

Fluth: Körbe? Ja, ich wollte, du verstündst dich darauf, einen Korb zu geben; wahrhaftig, ein Korb wäre hier recht an

der Zeit gewesen. (Die Knechte tragen den Korb hinaus.) Ihr Herren, mir träumte die Nacht etwas; ich will euch meinen Traum erzählen. Hier, hier, hier sind meine Schlüssel; geht hinauf in alle Zimmer; sucht, forschet, spürt aus; ich steh' euch dafür, wir stöbern den Suchs aus seinem Bau. Ich will ihm hier den Weg vertreten; so, jetzt grabt ihn aus.

Page: Lieber Herr Fluth, seid ruhig; Ihr tut Euch selbst zu nah.

Fluth: Ihr habt recht, Herr Page. Hinauf, ihr Herren, ihr sollt gleich Euren Spaß erleben; kommt nur mit, ihr Herren. (Er geht ab mit den andern.)

Frau Page: Ist das nicht ein doppelt königlicher Spaß?

Frau Fluth: Ich weiß nicht, was mir besser gefällt, daß mein Mann angeführt ist, oder Sir John.

Frau Page: Eine schöne Todesangst mag er ausgestanden haben, als Euer Mann fragte, was in dem Korbe sei!

Frau Fluth: Ich fürchte fast, daß eine Wäsche ihm ganz zuträglich sei; und so wird's ihm eine Wohlthat, wenn sie ihn ins Wasser werfen.

Frau Page: An den Galgen mit dem ehrvergeßnen Schurken! Ich wollte, daß alle von dem Gelichter in gleicher Not steckten!

Frau Fluth: Ich glaube, mein Mann muß einen besonderen Verdacht auf Falstaffs Hiersein haben; denn nie sah ich ihn so wild in seiner Eifersucht, als diesmal.

Frau Page: Ich will schon etwas ausdenken, um das herauszubringen; und wir müssen dem Falstaff noch mehr Streiche spielen; sein Liebesfieber wird schwerlich dieser einen Arznei weichen.

Frau Fluth: Sollen wir ihm das alberne Tier, die Frau Hurlig, zuschicken, um uns zu entschuldigen, daß man ihn ins Wasser geworfen? und ihm noch einmal Hoffnung geben, um ihn noch einmal abzustrafen?

Frau Page: Das wollen wir tun; wir wollen ihn auf morgen früh um acht herbestellen, um ihn schadloß zu halten.

Fluth und Page kommen mit den andern zurück.

Fluth: Ich kann ihn nicht finden; vielleicht prahlte der Schurke mit Dingen, die er nicht erlangen konnte.

Frau Page: Hört Ihr wohl?

Frau Fluth: Ja, ja; nur stille. — Ihr behandelst mich recht artig, Herr Fluth; in der That!



Frau Fluth und Frau
Page stecken Falstaff
:: in den Waschkorb. ::

:: :: Nach einem :: ::
alten englischen Gemälde.

Fluth: Nun ja, das tu' ich auch.

Frau Fluth: Der Himmel mach' Euch
besser, als Eure Gedanken sind!

Fluth: Amen!

Frau Page: Ihr tut Euch selbst recht
zu nah, Herr Fluth!

Fluth: Ja, ja, ich muß es schon hin-
nehmen.

Page: Pfui, pfui, Herr Fluth, schämt
Ihr Euch nicht? Welcher Geist, welcher
Teufel bringt Euch auf solche Einbil-
dungen? Ich möchte diese Eure Bestim-
mung nicht haben, nicht für alle Schätze
von Windsor-Schloß.

Fluth: Das ist mein Fehler, Herr Page;
ich büße dafür.

Zimmer im Gasthof zum
Hosenband.

Es treten auf Falstaff und Bardolph.

Falstaff: Bardolph, sag' ich, —

Bardolph: Hier, herr.

Falstaff: Geh, hol mir ein Quartier
Sekt; leg ein Stück geröstet Brot hinein.
— (Bardolph ab.) Müßte ich das erleben,
daß man mich in einem Waschkorb wegstug,
wie eine Tracht Kaldauten vom Metzger,
und mich in die Theufe warf? Meiner
Treu, wenn mir noch einmal so mitgespielt
wird, so soll man mir das Gehirn aus-
nehmen und es in Butter braten, und
es einem Hunde zum Neujahresgeschenk
geben. — Die Schurken schmissen mich in
den Fluß und machten nicht mehr Um-
stände, als hätten sie die blinden Jungen
einer Hündin erfaßt, fünfzehn auf einen
Wurf: und man kann mir's an meiner
Statur ansehen, daß ich eine gewisse Be-
hendigkeit im Untersinken habe: wäre der
Grund so tief wie die Hölle, ich müßt
hinunter. Ich wäre ertrunken, wäre nicht
das Ufer seicht und sandig gewesen; ein
Tod, den ich verabscheue! denn das Wasser
schwellt den Menschen auf; und was für
eine Figur wäre aus mir geworden, wenn
ich ins Schwellen geraten wäre? Ich wäre
ein Gebirg von einer Mumie geworden! —

Bardolph kommt zurück mit dem Wein.

Bardolph: Hier ist Frau Hurlig, Herr,
die Euch sprechen will.

Falstaff: Komm her, laß mich
etwas Sekt zu dem Theimswasser schütten;
denn mein Bauch ist so kalt, als hätt'
ich Schneebälle wie Pillen verschluckt, um
die Nieren abzukühlen. — Ruf sie herein.

Bardolph: Komm herein, Frau! —

Frau Hurlig kommt.

Frau Hurlig: Mit Vergunst, — ich
bitt' um Verzeihung! — ich wünsch' Euer
Gnaden einen guten Morgen, —

Falstaff: Nimm die Kelchgläser weg;
geh, brau' mir eine Flasche Sekt und
säuberlich.

Bardolph: Mit Eiern, Sir?

Falstaff: Sempel, ohne Zusatz; ich will
keinen Hühnersamen in meinem Gebräu.
— Nun?

Frau Hurlig: Ach, lieber Sir, ich
komme zu Euer Gnaden von der Frau
Fluth, —

Falstaff: Frau Fluth! Ich habe genug
von der Fluth gekostet! Man hat mich
hineingeworfen in die Fluth; ich habe den
Bauch voll von Fluth.

Frau Hurlig: Ach, lieber Gott, das
arme Herz kann ja nichts dafür. Sie hat
ihre Leute recht heruntergemacht; die haben
ihre Irrigierung falsch verstanden.

Falstaff: Und ich meine, daß ich auf
das Versprechen eines albernen Weibes
baute.

Frau Hurlig: Nun gut; jezt lamentiert
sie drum. Sir, daß es Euch das Herz
umkehren würde, wenn Ihr's ansäht. Ihr
Mann geht heut morgen auf den Vogel-
herd, sie erlucht Euch, Ihr möchtet noch
einmal zwischen acht und neun zu ihr
kommen: ich soll ihr hurtig Antwort brin-
gen; sie wird Euch schadlos halten, das
versich' ich Euch.

Falstaff: Nun, ich will sie besuchen,
sag ihr das; und laß sie bedenken, was
der Mensch sei, laß sie seine Schwachheit
erwägen, und dann mein Verdienst beur-
teilen.

Frau Hurlig: Ich will's ihr sagen.

Falstaff: Das tu. — Zwischen neun
und zehn sagst du? —

Frau Hurlig: Acht und neun, Sir.

Falstaff: Gut, geh nur; ich werde
nicht ausbleiben.

Frau Hurlig: Friede sei mit Euch, Sir!
(Sie geht ab.)

Falstaff: Mich wundert, daß ich nichts
vom Herrn Bach höre; er lieg mir sagen,
ich möge zu Hause bleiben; — sein Gold
behagt mir wohl! — Oh, hier kommt er.

Fluth kommt.

Fluth: Gott grüß Euch, Sir.

Falstaff: Nun, Herr Bach? Ihr wollt
wohl hören, was zwischen mir und Fluths
Frau vorgefallen ist?

Fluth: In der Tat, Sir John, darum
kam ich her.

Falstaff: Herr Bach, ich will Euch nichts vorlügen, ich war in ihrem Hause zur bestimmten Stunde.

Fluth: Und wie ging's Euch da?

Falstaff: Sehr unglückseligermaßen, herr Bach.

Fluth: Wie so, Sir? Wendete sie ihren Entschluß?

Falstaff: Nein, herr Bach, aber der jämmerliche Kornuto, ihr Mann, herr Bach, der in einem ewigen Marm von Eifersucht lebt, kommt mir just im Augenblick unsrer Schäfersunde, nachdem wir einander umarmt, gefügt, uns ewige Liebe geschworen und sozusagen den Prologus unsrer Komödie rezitiert hatten; und ihm auf dem Fuß ein ganzes Kubel seiner Kameraden, rottiert und herbeigeschleppt durch seinen Aberwitz, um sein Haus, — denkt einmal! — nach seiner Frauen Liebhaber zu durchsuchen.

Fluth: Was, während Ihr noch da wart?

Falstaff: Während ich da war.

Fluth: Und suchte er nach Euch und konnte Euch nicht finden?

Falstaff: Ihr sollt hören. Das gute Glück fügte es so, daß eine gewisse Frau Page hereinkommt, und Fluths Ankunft meldet: und auf ihre Erfindung, und bei der Verzweiflung der Frau Fluth, steckten sie mich in einen Waschkorb.

Fluth: In einen Waschkorb.

Falstaff: Ja, in einen Waschkorb; bepackten mich mit schmutzigen Heinden und Schürzen, Socken, schmutzigen Strümpfen und schmierigen Tischstüchern: wahrhaftig, herr Bach, es war die abschaulichste Komposition von niederträchtigem Gestank, die je ein Geruchsorgan entrüstete.

Fluth: Und wie lange lagt Ihr darin? —

Falstaff: O, Ihr sollt hören, Herr Bach, was ich ausgestanden habe, um diese Frau zu Euerm Besten zum Bösen zu verleiten. Nachdem ich so in den Korb eingepfercht war, wurden ein paar von Fluths Kerlen, seine Knechte, von ihrer Frau herbeigerufen, um mich als schmutzige Wäsche auf die Dachterrasse zu tragen: sie nahmen mich auf die Schultern; begegneten dem

eifersüchtigen Kerl, ihrem Herrn, in der Tür, der sie ein paarmal fragte, was sie im Korb hätten: — ich zitterte vor Furcht, der verrückte Kerl möchte nachsehen: aber das Fatum, das einmal beschlossen hat, er solle ein Hahnrei werden, hielt seine Hand zurück. Nun gut: weiter ging er als Spion, und fort ging ich als schmutzige Wäsche. Aber habt acht auf das, was jetzt folgt, herr Bach: ich erlitt die Qual dreier verschiedenen Todesarten: erstlich eine unerträgliche Furcht, von dem eifersüchtigen, verfaulten Leithammel entdeckt zu werden: zweitens, im Sirtel gekrümmt zu liegen wie eine gute Klinge, im Umkreise eines Viertelstüffels, Heft an Spitze, Sohle an Kopf: und endlich, verortet zu sein wie ein starker Aqua vitæ, mit stinkendem Leinwand, das in seinem eigenen Getöse: denkt Euch nur, ein Mann von meinen Nieren, denkt nur: — der so wenig Hitze verträgt, als Butter; ein Mann, der in ewigem Aufstauen und Evaporieren lebt; es war ein Wunder, dem Erstickn zu entgehen. Und im Siedepunkt dieses Bades, als ich schon über die Hälfte im Fett geschmort war, um ein holländisches Gericht, in die Themse geworfen zu werden, und glühend heiß in der Flut abzufühlen wie ein Hufeisen, — denkt Euch nur, zischend heiß; — denkt nur, Herr Bach! —

Fluth: In allem Ernst, Sir, es tut mir leid, daß Ihr um meinetwillen das alles ausgestanden. Mein Prozeß ist also verloren? Ihr macht Euch wohl nicht zum zweitenmal an sie? —

Falstaff: Herr Bach, ich will mich in den Aetna werfen lassen, wie ich in die Themse geworfen bin, eh ich sie so verlasse. Ihr Mann ist diesen Morgen auf die Vogelbeize gegangen: ich habe die Botschaft zu einem zweiten Stelldichein von ihr: zwischen acht und neun ist die Stunde, herr Bach.

Fluth: Es ist schon acht vorbei, Sir.

Falstaff: Wirklich? Nun, so geh' ich auf meinen Posten. Kommt zu mir, sobald's Euch eben gelegen ist, und Ihr werdet von meinen Siegen hören: und die Krone von allem soll sein, daß sie Euer wird. Lebt wohl. Ihr sollt sie besitzen, Herr Bach: herr Bach, Ihr sollt dem Fluth Hörner aufsetzen.

Falstaff wird nun von den Frauen zum zweiten Male genarrt; er wird schließlich zu einem Stelldichein in den Windsorpark gelockt und hier mit einer Mummerei von allen Seiten grob, aber ergötlich geprellt und beschämt.

*

Gullivers Reisen.

Von

Jonathan Swift.

(1667—1745.)

Ein halbes Jahrhundert nach Shakespeares Tod hat England seinen größten und gefürchtetsten Satiriker erhalten: den Irländer Jonathan Swift, der seiner Mit- und Nachwelt das Buch „Gullivers Reisen“ schenkte, das wie kein zweites für jung und alt geschaffen ist; der Jugend zum reinen Ergötzen, den Alten zum Genuß der hinter den harmlos scheinenden Dingen stehenden Ironie. Als Satire auf gesellschaftliche und politische Zustände steht das Werk schon darum einzig da, weil man alle die Zeitzustände, auf die sich die Satire vielfach bezieht, gar nicht zu kennen braucht, um an der Darstellung Vergnügen zu finden. Swift war Theologe, maßlos ehrgeizig, und leidenschaftlicher Politiker. In dem großen und zähen Kampfe, den Englands Geschichte unanshördlich zwischen den Parteien der Whigs und Tories zeigt, socht er ursprünglich für die Whigs. Da diese aber seinen brennenden Wunsch, über ein Bistum zu gebieten, nicht erfüllen konnten, ging er eines Tages ohne viel Redensarten zu den Tories über. Als diese ihn nun der Königin für das Bistum vorschlugen, versagte die Monarchie die Ernennung, weil sie ihm sein „Märchen von der Tonne“, eine Satire auf Englands gesamten Klerus, nicht verzeihen konnte. Man gab ihm das Dekanat von Sankt Patrick in Dublin. Das erste, was er dort tat, war, daß er ein Pamphlet gegen die Regierung schrieb, die ihn ernannt hatte. Die Vollendung von „Gullivers Reisen“ fällt in die zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Zu diesem Werk verspottet Swift alles, was es im damaligen England gab. Es ist in vier Büchern abgefaßt; das erste soll im Zwerglande Liliput die Kleinlichkeit, Verworfenheit und politische Zerfahrenheit einer monarchistischen Regierung der damaligen Zeit verspotten. Dann wird der Leser zu den „Brobdignags“ geführt, dem ungeheuren Riesenvolk, das in der derben Vergrößerung erweisen soll, wie plump bei näherer Betrachtung die Sitten der „Gebildeten und Höflichen“ in Wahrheit seien. In den zwei letzten Büchern zieht Swift gegen den Hochmut, gegen die Hohlheit des Gelehrtenums, ja in immer wachsender Bitterkeit gegen die Menschheit selbst zu Felde. Was diesem Hauptwerk den unvergänglichen Wert gibt, das ist der Umstand, daß bei aller Politik und gesellschaftlichen Satire eine Fülle von Humor über alle diese sonderbaren Szenen und Situationen ausgegossen ist.

*

Ihr Vorgeschichte der nachstehend wiedergegebenen Abschnitte dieue folgendes: Der Wundarzt Gulliver hat Schiffbruch gelitten. Schwimmend erreicht er ein unbekanntes Land und schläft vor Erschöpfung ein. Als er erwacht, sieht er sich gefesselt und gefangen von einem merkwürdigen Volke: den Liliputanern, die genau so groß sind wie der Daumen eines Erwachsenen. Das ganze Königreich Liliput ist wegen des sonderbaren Eindringlings in Aufruhr.

Gulliver in Liliput.



a der Kaiser von Liliput mich zu sehen wünschte, so kam er hoch zu Roß auf mich zu. Das hätte für ihn leicht verhängnisvoll werden können, denn sein Pferd, das zwar vorzüglich zugeritten war, bäumte sich beim Anblick meiner Person, gar gewaltig, denn es mochte ihm scheinen, daß sich ein Berg vor ihm hin und her bewege. Der Kaiser aber, der ein sehr guter Reiter zu sein scheint, hielt sich fest im Sattel, bis seine Begleiter den Zaum faßten, so daß Se. Majestät absteigen konnte. Als er nun auf dem Boden stand, betrachtete er mich von oben bis unten mit außerordentlichem Erstaunen und gab alsbald seinen Köchen und Kellermeistern Befehl, mir zu essen und zu trinken zu geben. Sie schafften die Speisen in Kufen, die auf Rädern liefen, zu mir hin. Ich ergriff diese Kufen und leerte sie in wenigen Augenblicken. Zwanzig waren mit Fleisch beladen, zehn andere mit geistigen Getränken in tönernen Behältern. Insgesamt ergab alles nur wenige Bissen und Schlucke. Die Kaiserin, die Prinzessinnen und Prinzen saßen mit ihrem Gefolge in einiger Entfernung auf Stühlen. Als das Pferd des Kaisers sich gebäumt hatte, waren sie alle herbeigeeilt und hatten den Fürsten umringt, den ich jetzt näher beschreiben will.

Der Kaiser ist etwa um die Breite meines Nagels größer als seine Umgebung; das genügt aber schon, um alle, die ihn sehen, mit Ehrfurcht zu erfüllen. Er hatte kräftige und männliche Züge, seine Lippe ist habsburgisch, seine Nase gebogen, Leib und Glieder in schönem Verhältnis gebildet, seine Bewegungen anmutig, seine Haltung majestätisch. Er war damals schon über die erste Jugend hinaus, denn er zählte achtundzwanzig Jahre. Um ihn besser betrachten zu können, legte ich mich auf die Erde, so daß sein Gesicht mit dem meinigen in gleiche Höhe zu stehen kam, während er sich drei Ellen von mir entfernt hielt. Später habe ich ihn jedoch öfter auf Händen getragen, und kann mich deshalb in der Beschreibung nicht irren. Seine Kleidung war sehr einfach; die Mode halb orientalisches, halb europäisches. Er trug auf dem Haupte einen leichten goldenen, mit Juwelen geschmückten Helm, von dessen Spitze eine Feder herabwehte. Er hielt sein Schwert gezogen in der Hand, um sich zu verteidigen, im Fall ich losgeschlagen würde. Es war drei Zoll lang, Schneide und Griff mit Diamanten besetzt. Seine Stimme war schrill, zugleich deutlich und verständlich.

Auf seinen Befehl wurde für mich, den Staatsgefangenen, ein Bett hergerichtet. Sechshundert Betten von liliputanischem Maß wurden in mein Haus gebracht und hier bearbeitet; hundertfünfzig Betten, die zusammengenäht wurden, hatten die Länge einer normalen Matratze; vier davon wurden übereinandergeschichtet, wurden aber dadurch doch nicht bequemer, wegen des aus poliertem Stein bestehenden Fußbodens. Als nun die Nachricht von meiner Anwesenheit im Königreich herumgekommen war, strömte eine Unzahl reicher, träger und sehr neugieriger Menschen herbei, um mich zu sehen. Die Dörfer

standen leer, und die Landwirtschaft wurde vernachlässigt, so daß Se. kaiserliche Majestät durch Proklamationen und Staatsbefehle eingreifen mußte. Alle die mich bereits gesehen hätten, sollten nach Hause gehen, und sich nicht unterstehen, ohne Erlaubnis des Hofes in den Bereich meines Hauses bis auf fünfzig Ellen zu kommen. Hierdurch erlangten zugleich die Staatssekretäre bedeutende Honorare.

Mittlerweile hielt der Kaiser häufige Ratsversammlungen, um zu überlegen, wie man mit mir verfahren müsse. Ein besonderer Freund, zugleich ein Mann vom höchsten Stande, der alle Geheimnisse vortrefflich kannte, hat mir nachher die Versicherung gegeben, der Hof sei meinethwegen in großer Verlegenheit gewesen. Es wurde befürchtet, ich könnte meine Fesseln zerreißen, oder soviel essen, daß eine Hungersnot ausbrechen müßte. Mehrmals beschloß auch der Hof, mich verhungern zu lassen, oder mich mit vergifteten Pfeilen totschießen zu lassen; da aber befürchtet wurde, eine so große Leiche könnte das ganze Land verpesten, so unterließ man die Ausführung dieser Absichten. Es wurde im Gegenteil ein kaiserlicher Befehl erlassen, nach welchem alle Dörfer bis auf die Entfernung von 900 Ellen, jeden Morgen sechs Ochsen, vierzig Schafe und andere Nahrungsmittel zu meinem Lebensunterhalt zu liefern hatten. Als Zahlung gab der Kaiser Anweisungen an die Schatzkammer, denn dieser Fürst bestreitet die Kosten seiner Hofhaltung fast ausschließlich aus den Erträgen seiner Domänen. Zu meiner Bedienung wurden sechshundert Personen abgeordnet; sie erhielten einen bestimmten Lohn für ihre Nahrung und praktisch eingerichtete Zelte an den beiden Seiten meiner Tür, als ihre Wohnung. Ferner kam der Befehl, es sollten dreihundert Schneider mir einen Anzug nach der derzeitigen Mode des Landes anfertigen; sechs Gelehrte aus dem Privatbesitz Sr. Majestät sollten mich in der Landessprache unterrichten, auch müßten die Pferde aus dem kaiserlichen Marstall, sowie die des Adels und der Garden vor mir zugeritten werden, damit sie sich an das erschreckende meiner Person gewöhnen sollten. Alle diese Befehle wurden zur Ausführung gebracht. Nach etwa drei Wochen hatte ich bedeutende Fortschritte im Erlernen der Sprache gemacht und der Kaiser hatte häufig die Gnade, meinen Lehrern beim Unterricht zu helfen. Wir singen bereits an, einigermaßen uns zu verständigen. Die ersten Worte, die ich lernte, war der Satz: Er möge mir gütigst meine Freiheit schenken, eine Phrase, die ich täglich knieend wiederholte. Seine Antwort lautete: Nur die Zeit könne meine Freiheit erwirken. Er dürfe sie mir ohne ein Gutachten seines geheimen Rates nicht erteilen, und zuerst müßte ich Lomos kelmin pesso desmar lon emposo, das heißt, ihm und seinem Königreich Urfehde schwören. Ich würde übrigens milde und gnädig behandelt werden. Alsdann riet er mir, durch Geduld und kluges Betragen seine und seiner Untertanen Achtung zu erwerben. Er sprach den Wunsch aus: Ich möge es ihm nicht übelnehmen, wenn er bestimmten Beamten den Befehl erteile, mich zu durchsuchen; wahrscheinlich würde ich verschiedene Waffen mitgebracht haben, welche sicherlich höchst gefährliche Dinge sein müßten, wenn sie meiner Größe entsprächen. Ich antwortete: Se. Majestät werde zufrieden



Die Liliputaner bringen den gefesselten Gulliver in die Gefangenschaft.

Nach einer Zeichnung von Morten.

gestellt werden. Ich sei bereit, mich zu entkleiden, und meine Taschen vor ihren Augen auszuleeren. Diese Antwort gab ich theils durch Zeichen, theils auch durch Worte. Er sagte hierauf: Nach den Gesetzen des Königreichs müsse ich mich von zweien seiner Beamten durchsuchen lassen; er wüßte, dies könne ohne meine Einwilligung und Hilfe nicht geschehen. Alles, was sie mir uehmen, werde mir zurückerstattet werden, sobald ich das Land verliesse, oder ich würde nach einem von mir festgesetzten Preise die Zahlung des vollen Wertes erhalten.

Ich setzte sodann die beiden Staatsbeamten auf meine Hand, steckte sie in meine Rocktaschen, dann in alle andern Taschen meiner Kleidung. In der einen Tasche hatte ich eine silberne Uhr, in einer andern einen Beutel mit ein wenig Geld. Da die mich untersuchenden Staatsbeamten Feder, Tinte und Papier mitgebracht hatten, so schrieben sie ein genaues Verzeichniß aller bei mir vorgefundenen Gegenstände nieder und baten mich

sodann, sie wieder auf den Boden zu stellen, damit sie das Verzeichniß dem Kaiser bringen könnten. Dieses Schriftstück habe ich später aus dem Sissiputanischen ins Englische überseht; es hat folgenden Wortlaut:

„In der rechten Tasche des großen Bergmenschen haben wir nach genauester Durchsuchung ein großes, rauhes Stück Tuch gefunden, etwa so breit, daß es ein Teppich im größten Staatsgemach Eurer Majestät sein könnte. In der linken Tasche sahen wir eine große silberne Kiste mit einem Deckel aus demselben Metall, den wir, die Visitatoren, nicht aufzuheben vermochten. Wir baten, den Deckel zu heben und einer von uns stieg in das Innere. Sofort sank er bis an die Knie in einen dicken, erdigen Staub, der so aufgewirbelt wurde, daß wir heftig niesen mußten. In seiner rechten Westentasche fanden wir ein riesiges Bündel dünner, weißer Stoffe, die übereinandergeschichtet mit einem starken Tau umwickelt und mit schwarzen Figuren bemalt waren. Das ganze war etwa so dick wie drei Menschen. Die schwarzen Figuren erwiesen sich nach unserer Meinung für Buchstaben, von denen jeder etwa halb so groß ist wie eine Handsfläche. In der linken Westentasche fand sich eine Maschine vor, die auf dem Rücken zwanzig Pfähle von der Größe der Pallisaden vor dem kaiserlichen Palaste trägt. Damit scheint sich der Bergmensch seine Haare zu kämmen. In zwei Taschen konnten wir nicht eindringen; er nannte diese seine kleineren Behälter; sie bestanden in zwei breiten Schlingen an dem obern Teile seines Mittelkleides, welche aber durch den Druck seines Leibes eng geschlossen waren. Aus dem rechten Behälter hing eine dicke silberne Kette mit einer sonderbaren Maschine. Wir forderten ihn auf, sie herauszuziehen, was auch immer sich dort befinden möge. Sie bestand aus einer Kugel, zur Hälfte von Silber, zur Hälfte von einem andern durchsichtigen Metall. An der durchsichtigen Seite sahen wir mehrere sonderbare Figuren in Zirkelformen, und glaubten diese berühren zu können, bis unsere Finger durch die helle Substanz aufgehalten wurden. Als er die Maschine an unsere Ohren hielt, machte sie ein fortwährendes, dem einer Wassermühle ähnliches Geräusch; wie wir vermuten, ist die Maschine entweder ein unbekanntes Tier, oder der Gott, zu dem er betet. Wir sind aber zu der letztern Meinung geneigter, weil er uns versicherte, er unternehme selten etwas, ohne jenes Ding um Rat zu fragen. Er nannte es sein Orakel und sagte, es bezeichne die Zeit jeder Handlung seines Lebens. Aus der linken Tasche zog er ein Netz heraus, groß genug, um darin Fische zu fangen; er verstand es jedoch, dieses Netz wie einen Geldbeutel zu öffnen und zu schließen, und es versah ihm wirklich die Dienste eines solchen. Wir fanden darin mehrere massive Stücke aus gelbem Metall; diese müssen von enormem Wert sein, wenn sie wirklich aus Gold sind.

Nachdem wir so auf Befehl Ew. Majestät mit Sorgfalt seine Taschen durchsucht hatten, bemerkten wir einen Gürtel um seinen Leib aus der Haut eines wunderbaren Tieres verfertigt, an welchem links ein Degen von fünf-facher Mannslänge herabhängt; rechts einen in zwei Zellen abgetheilten Sack oder Beutel; jede Zelle aber kann ungefähr zwei Untertanen Ew. Majestät enthalten. In einer dieser Zellen befanden sich Kugeln oder Bälle aus

schwerem Metall vor. Sie haben die Größe eines Kopfes und sind so schwer, daß sie nur von einem starken Mann gehoben werden können. In der andern Abteilung befand sich ein Haufen schwarzer Körner, nicht zu groß und nicht zu schwer, da wir etwa fünfzig davon in einer Hand zuhalten vermochten.

Dies ist das genaue Verzeichniß von all dem, was wir bei dem Bergmenschen gefunden haben. Er hat uns mit vieler Höflichkeit und aller Achtung behandelt, die den Beamten Ew. Majestät entgegenzubringen ist. Unterfertigt und gesiegelt am vierten Tage des neunundachtzigsten Monats Ew. Majestät ruhmvoller und segensreicher Regierung von

Fleßen Frelök.

Marji Frelök."

Als diese Urkunde dem Kaiser vorgelesen worden war, forderte er, in allerding's höflicher Form, ich sollte alle aufgezeigten Gegenstände ausliefern. Während ich den Degen abschnallte, ließ er mich von den dreitausend Mann seiner Kertruppen umzingeln. Alle hielten Pfeil und Bogen in Schußbereitschaft. Sodann befahl mir der Kaiser, den Degen zu ziehen. Als ich das that, stießen die Truppen einen gewaltigen Schrei, halb vor Schrecken, halb vor Ueberraschung aus, denn die Sonne schien hell und der Glanz des Degens blendete ihre Augen. Seine Majestät, als mutiger Mann bekannt, erschrak weniger und befahl mir, den Degen wieder in die Scheide zu stecken und ihn sodann, möglichst sanft, etwa sechs Fuß weit über den Bereich meiner Ketten zu werfen. Sodann wünschte er die Auslieferung der hohen eisernen Pfeiler, unter denen meine Taschenpistolen verstanden wurden. Ich zog eine derselben heraus und demonstrierte so gut wie möglich den Gebrauch. Sodann lud ich sie mit Pulver aus dem engen Schusse meiner Pulvertasche und ermahnte den Kaiser, nicht zu sehr zu erschrecken. Gleich darauf schoß ich in die Luft. Hunderte fielen wie tot zu Boden, und sogar der Kaiser konnte sich nicht vom Schreck erholen. Ich lieferte meine Pistolen in derselben Weise wie meinen Degen aus, sodann auch meine Pulvertasche mit den Kugeln, die erstere empfahl ich vom Feuer entfernt zu halten, denn der kleinste Funke würde den Inhalt sogleich entzünden, und sein kaiserlicher Palast könnte alsdann in die Luft fliegen. Ferner übergab ich meine Uhr, auf die der Kaiser sehr neugierig war. Er befahl zweien seiner größten Gardisten sie auf den Schultern herbeizuschaffen, indem sie an einem Pfahle in der Art hing, wie die Kärner in England die Biertonnen tragen. Er wunderte sich über ihr Geräusch und über die Bewegung des Zeigers, den er sehr gut erkennen konnte, denn das Gesicht jener Leute ist bei weitem schärfer wie das unsrige. Alsdann fragte er seine Gelehrten nach ihren Meinungen hierüber, die sehr verschieden ausfielen. Hierauf lieferte ich mein Silber- und Kupfergeld, meine Börse mit neun größeren Goldstücken und einigen kleineren aus, mein Taschen- und Rasiermesser, meine silberne Schnupftabaksdose, meinen Kamm, mein Schnupftuch und Tagebuch. Die Pistolen und Pulvertasche wurden in die Waffenarsenale Seiner Majestät gefahren, alles übrige mir aber zurückerstattet.

Die günstige Stimmung, die durch mein sanftmütiges Betragen für mich entstanden war, nahm bald Kaiser, Hof, Armee und Volk für mich ein. Man fürchtete sich bald nicht mehr vor mir; mitunter legte ich mich auf den Boden und ließ fünf oder sechs Bürger auf meiner Hand tanzen, und Jungen und Mädchen hatten bald Mut genug, in meinen Haaren Verstrecken zu spielen. Der Kaiser hatte sodann die große Gnade, mir die landesüblichen Vorstellungen zeigen zu lassen. Am interessantesten waren die Seiltänzer, die auf einem ungefähr zwei Fuß langen, dünnen weißen Saden in einer Höhe von zwölf Zoll ihre Kunststücke produzierten. Diese Kunst wird nur von solchen Personen geübt, die hohe Aemter und die Kunst des Herrschers erringen wollen. Die Bewerber erlernen von Jugend auf die Kunst der Seiltänzeri, müssen aber nicht unbedingt von adeliger Geburt oder besonderer Bildung sein. Wird durch Tod des Inhabers oder durch die plötzliche Ungnade des Kaisers (das letztere ist öfter der Fall) ein hohes Amt frei, so reichen fünf oder sechs Bewerber bei Seiner Majestät eine untertänige Bittschrift ein, Seine Majestät möge geruhen, einem untertänigen Seiltanz beizuwohnen. Wer dann am höchsten springt, ohne daß er fällt, der bekommt das Amt. Oft erhalten die leitenden Minister Befehl, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, um den Kaiser zu überzeugen, daß sie ihre Fähigkeit nicht eingebüßt haben. Der Finanzminister besitzt das Privilegium, auf dem schroff gespannten Seile Kapriolen zu schneiden, und zwar um einen Zoll höher wie der übrige hohe Adel des Reiches. Ich habe gesehen, wie er einen lebensgefährlichen Saltomortale vollführte. Dies Meisterstück wurde auf einem Teller ausgeführt, der auf einem Tau von der Dicke eines einfachen Bindfadens ausgespannt war. Mein Freund Redresal, der Haushofmeister, ist nach meiner Meinung, wenn mich die Freundschaft nicht parteiisch macht, der zweite nach dem Finanzminister; die übrigen Beamten der Krone sind einander gleich in der hohen Kunst der Seiltänzeri. Die Unterhaltungen werden oft von unglücklichen Vorfällen unterbrochen, von denen man in den Annalen des Reiches mehr verzeichnet finden kann. Ich selbst habe gesehen, wie zwei oder drei Kandidaten ein Glied brachen. Viel größer ist aber noch die Gefahr, wenn die Minister selbst Befehl bekommen, ihre Meisterschaft zu erweisen. Da sie nämlich einer dem andern an schönem Hüpfen und Springen übertrumpfen wollen, strengen sie sich derartig an, daß fast jeder ein- oder gar mehrereremale stürzt.

Dann gibt es noch ein anderes höfisches Spiel, das aber nur in der Anwesenheit des Kaisers, der Kaiserin und des Ministerpräsidenten vor sich geht. Der Kaiser legt drei dünne seidene Fäden von je drei Zoll Länge auf den Tisch. Der eine Faden ist blau, der zweite rot, der dritte grün. Diese Fäden sind eine Art Orden, die der Kaiser solchen Personen gibt, die er besonders auszeichnen will. Sie wollen durch eine ganz besondere Geschicklichkeit und Gelenkigkeit verdient sein. Der Kaiser hält einen Stab wagrecht in die Höhe und die Bewerber müssen erst einer nach dem andern über den Stab springen, dann unter ihm durchkriechen. Erst von vorn, dann von hinten, und immer mehrmals, je nachdem dem Kaiser beliebt,

den Stab höher oder niedriger zu halten. Mitunter hält der Kaiser das eine Ende des Stabes und der Ministerpräsident das andere; manchmal aber hält der Premier den Stab ganz allein. Welcher Höfling oder Auszeichnungsbewerber am geschicktesten springt und spielt und das Kriechen am längsten aushält, erhält als Lohn den blauen Seidenfaden; der zweitbeste Springer und Kriecher erhält den roten, der drittbeste den grünen. Diese Fäden werden zweimal um den Leib gefädelt und so getragen. Man sieht bei Hofe nur wenige Personen, die mit diesen Gürteln nicht ausgezeichnet wären.

*

Gulliver erfreut sich bald im Königreiche Lilliput großer Beliebtheit. Man lernt seine ungeheuren Körperkräfte schätzen und verwendet sie bald zu allen möglichen Geschäften im Dienste des Staates. Es ist sehr drollig, wenn Gulliver, der im höchsten Turm der Residenz gerade Platz genug hat, vorsichtig durch die Straßen der Hauptstadt tappen muß, um die Häuser nicht zu zertreten, und wenn er, als einzelner, mit einem einzigen Schläge die gefährlichsten Feinde des Reiches, die Blefusubianer, bestegt, indem er in das Meer wadet und die ganze feindliche Flotte einfach wegträgt.

*

Ich zog Rock, Schuhe und Strümpfe aus und ging eine Stunde vor der Flut in die See. In etwa einer halben Stunde war ich bei der feindlichen Flotte. Der Feind erschrak derartig, als er mich erblickte, daß die ganze Bemannung aus den Schiffen sprang und ans andere Ufer schwamm, an dem mindestens dreißigtausend Menschen standen. Ich nahm mein mitgebrachtes Takelwerk aus Bindfaden, befestigte am Vorderteil jedes Schiffes einen Haken und band alle Stricke am Ende zusammen. Nun hatte sich der Feind ermannt und beschuß mich mit tausenden von Pfeilen, die mich ins Gesicht und in die Hände trafen. Um meine Augen zu schützen, setzte ich meine Brille auf, von deren Gläsern die Pfeile abprallten. Jetzt kappte ich mit meinem Taschenmesser die Ankertaue und zog jetzt fünfzig Kriegsschiffe des Feindes hinter mir her. Die Blefusubianer, die erst gar nicht begriffen, was ich vorhatte, stießen Verzweiflungsschreie aus, ich aber watete, nachdem ich das Eintreten der Ebbe abgewartet hatte, mit der ganzen Flotte durch die Mitte des Meeres und kam wohlbehalten im Hafen von Lilliput an. Der Kaiser und der ganze Hof standen am Ufer und erwarteten mit Spannung des Ausgang des Unternehmens. Als ich in die Mitte des Kanals kam, gerieten sie in Furcht, denn nun reichte mir das Wasser bis an den Hals. Der Kaiser glaubte, ich sei ertrunken, und die feindliche Flotte nahe sich zum Angriff gerüstet; allein seine Besorgnis verschwand bald, denn da der Kanal mit jedem Schritte seichter wurde, kam ich bald so nahe, daß man mich hören konnte; ich hielt das Ende des Taues, woran die Schiffe befestigt waren, in die Höhe und rief mit lauter Stimme: „Lange lebe der großmächtigste Kaiser von Lilliput!“ Dieser große Fürst erteilte mir bei meiner Landung das höchste Lob, und ernannte mich auf der Stelle zum *Nardac*, der höchsten Würde seines Kaisertums.

Majestät wünschte aber, ich möchte eine andere Gelegenheit benutzen, um alle übrigen feindlichen Schiffe in seine Häfen zu bringen. So unmäßig ist der Ehrgeiz der Fürsten, daß er an nichts Geringeres dachte, als an die Eroberung des ganzen Reiches von Blefuscu, welches er dann durch einen Dizekönig regieren lassen wollte. Ich suchte ihm diesen Plan auszureden, berief mich hierbei sowohl auf Politik wie auf Gerechtigkeit, und erklärte zuletzt in deutlichen Worten, ich würde mich nie zum Werkzeug hergeben, um ein freies und tapferes Volk in Sklaverei zu bringen. Als diese Angelegenheit im Staatsrate verhandelt wurde, war auch der klügste Teil des Ministeriums auf meiner Seite. Diese offene und kühne Erklärung widerstrebt so sehr der Politik des Kaisers, daß er mir sie nie verzieht. Er erwähnte sie auf sehr hinterhältige Weise im Staatsrat. Von jetzt an begann eine Intrige von seiten des Kaisers und einer Ministerclique, die sich gegen mich richtete. Sie kam noch vor Ablauf von zwei Monaten zum Ausbruch und hätte mich beinahe vernichtet. So gering werten die Fürsten die größten Dienste, wenn man sich weigert, ihren Leidenschaften zu fröhnen.

Ungefähr drei Wochen nach meiner Kriegstat kam eine feierliche Gesandtschaft aus Blefuscu mit Friedensverträgen. Es waren sechs Gesandte mit einem Gefolge von mehr als fünfhundert Personen. Der Aufzug war ungemein glänzend und nach Beendigung der Friedensverhandlungen statteten mir die großen Würdenträger, denen man von meiner wohlwollenden Gesinnung für Blefuscu Mitteilung gemacht hatte, einen offiziellen Besuch ab. Sie machten mir große Komplimente und luden mich feierlichst im Namen ihres Kaisers ein, ihr Land zu besuchen und ihnen einige Proben meiner Kraft zu zeigen. Meinerseits bat ich die Erzellenzen, sie möchten mir die Ehre erweisen, meine Achtung dem Kaiser, ihrem Herrn, zu verkünden, vor dessen königlicher Person ich gerne erscheinen würde, bevor ich nach meinem Vaterlande zurückkehre. Sobald ich deshalb wieder die Ehre einer Audienz bei unserem Kaiser hatte, ersuchte ich ihn um die Erlaubnis, dem Monarchen von Blefuscu aufwarten zu dürfen. Er hatte die Gnade, mir diese Erlaubnis zu erteilen, jedoch spürte ich schon eine starke Abkühlung.

*

Gegen Gulliver wachsen die Intrigen, trotzdem er dem Hof wieder einen neuen Dienst erwiesen hat. Bei einer großen Feuersbrunst rettet er den Palast der Kaiserin dadurch, daß er den Brand durch die Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses gründlich löscht. Die Kaiserin findet aber die Sache unschicklich und unhöflich und wird ihm gleichfalls böse. Schließlich wachsen die Kavalen derart, daß Gulliver fliehen muß. Er geht zu den Feinden der Liliputaner über und wird über Erwarten freundlich aufgenommen. Eines Tages, da er auf der See ein treibendes Boot entdeckt, schlägt auch ihm die Stunde der Heimkehr nach Europa. Ein Schiff bringt ihn dann nach Liverpool, aber bald treibt es ihn aufs neue hinaus in die Welt. Und wieder ereilt ihn nach einem Sturme ein Mißgeschick: er findet sich einsam in einem sonderbaren Land bei ungeheuren Riesen, den Broddingnags, deren Zeigefinger just so groß sind als er selbst. Vorsichtig bringt man ihn in das Haus eines Pächters.



Gulliver wird von der Gesandtschaft der besiegten Blefuscudianer begrüßt.
Nach einer Zeichnung von Morten.

Gulliver bei den Riesen.

Meine Herrin besaß eine Tochter von neun Jahren, die ihre Puppen sehr hübsch zu kleiden verstand. Mutter und Tochter machten mir in der Puppenwiege ein Nachtlager. Die Wiege wurde in eine kleine Schublade gelegt und die Schublade auf ein Brett gestellt, so daß ich vor den riesen-

großen Ratten, die mich vorher schrecklich belästigt hatten, geschützt war. Das kleine Mädchen war so geschickt, daß sie mich an- und auskleiden konnte, nachdem ich ein- oder zweimal vor ihren Augen meine Kleider abgelegt hatte, obgleich ich ihr nie diese Mühe machte, wenn sie zugab, daß ich selbst dies Geschäft verrichtete. Sie machte mir sieben Hemden und andere Wäsche von ihrer feinsten Leinwand, die aber doch noch rauher wie größtes Sacktuch war; diese Wäsche wusch sie mir mit eigener Hand. Ebenfalls war sie meine Lehrerin in der Sprache; wenn ich auf etwas zeigte, nannte sie mir den Namen, so daß ich in wenigen Tagen zu fordern vermochte, was ich wünschte. Sie war sehr gutmütig und nicht größer als vierzig Fuß; für ihr Alter war sie noch sehr klein. Sie gab mir den Namen Grilbrig, den die Familie und später sogar das ganze Königreich annahm. Das Wort hat ungefähr die Bedeutung des lateinischen Homunculus. Wir trennten uns nie, solange ich dort war. Ich nannte sie meine Glumdalclith, oder kleine Wärterin, und würde der größten Undankbarkeit schuldig sein, wenn ich diese ehrenvolle Erwähnung ihrer Sorgfalt und Liebe überginge. Um diese Zeit hatte sich in der ganzen Nachbarschaft herumgesprochen, welch sonderbares Geschöpfchen, das genau wie ein Mensch gebildet sei, hierorts gefunden worden war. Als ein anderer Pächter kam, um mich zu betrachten, wurde ich herbeigeholt, auf den Tisch gestellt, mußte nach Befehl hin und her gehen, meinen Degen ziehen und wieder einstecken, dem Gast Verbeugungen machen und ihm sagen: „Sie sind willkommen“, eine Phrase, die mich meine kleine Wärterin gelehrt hatte. Der fremde Pächter, der schon alt und kurzsichtig war, nahm seine Lupe aus der Tasche, um mich besser betrachten zu können. Darüber mußte ich herzlich lachen, denn sein Auge erschien mir wie der Vollmond, der durch ein riesiges Fenster in ein Zimmer sieht. Unsere Leute, welche den Grund meiner Heiterkeit erkannten, lachten mit, der alte Pächter ärgerte sich aber und wurde zornig. Er war ein Geizhals und gab meinem Herrn den Rat, mich als Kuriosum auf dem Jahrmarkt der nächsten Stadt zu zeigen, die ungefähr zweiundzwanzig Meilen, d. h. eine halbe Stunde für Reiter, von unserem Hause entfernt war. Ich erriet, daß mein Herr irgend ein Unheil im Sinne hatte, denn er flüsterte lange Zeit mit seinem Freunde und wies dabei auf mich hin. Genaueres erfuhr ich erst am nächsten Morgen von Glumdalclith, meiner kleinen Wärterin: das arme Mädchen legte mich an ihren Busen, und weinte aus Scham und Taurigkeit. Sie besorgte irgend ein Unheil von seiten der rohen und gemeinen Leute, die mich vielleicht zu Tode drücken oder die mir ein Glied zerquetschen könnten, wenn sie mich auf die Hand nähmen. Sie hatte auch meine Schamhaftigkeit und mein Ehrgefühl bereits bemerkt und konnte somit auch meinen Unwillen begreifen, dem niedrigsten Pöbel für Geld öffentlich zur Schau gestellt zu werden. Sie sagte, Vater und Mutter hätten ihr versprochen, Grilbrig solle ihr gehören; wie sie jedoch sähe, werde sie jetzt ebenso behandelt, wie vergangenes Jahr, wo die Eltern ihr ein Lamm versprochen, aber sobald es fett geworden, an den Schlächter verkauft hatten. Was mich betrifft, so kann ich ehrlich behaupten, daß ich weniger Kummer,



Gulliver und die Riesenratten im Lande der Brobdingnags.

Nach einer Zeichnung von Morten.

wie meine Wärterin empfand. Die Hoffnung, ich werde eines Tages meine Freiheit wieder erlangen, verließ mich nie, und in betreff der Schmach, als eine Art Ungeheuer behandelt zu werden, überlegte ich, im Lande sei ich ja vollkommen fremd; auch könne mir dies Unglück nie zum Vorwurfe gemacht werden, sollte ich jemals nach England zurückkehren, denn der König von Großbritannien müsse sich ja selbst dieser Unannehmlichkeit unterziehen.

Mein Herr brachte mich nun, dem Räte seines Freundes gemäß, in einer Schachtel zum Jahrmarkt der nächsten Stadt, und nahm seine Tochter, meine kleine Wärterin, hinter sich aufs Pferd. Sie war so sorgsam gewesen, mir in die Schachtel die Matratze ihres Puppenbetts zu legen. Trotzdem wurde ich auf der Reise fürchtbar geschüttelt und übel zugerichtet. Mein Herr mietete einen Ausrufer, der bekanntmachte, es sei im „grünen Adler“ ein Geschöpf von der Größe eines Spladumuck zu sehen (das ist ein zierliches, sechs Fuß langes Tier). Das Geschöpfchen sei in jeder Einzelheit von Menschengestalt, könne auch ein wenig reden und allerlei Unsinn treiben. Ich wurde auf einen Tisch im größten Saal des Gasthofes gestellt und mein Herr ordnete an, daß ich von nicht mehr als dreißig Personen auf einmal gesehen werden dürfe. Nach dem Kommando des Mädchens ging ich nun auf dem Tische umher, wandte mich zum Publikum, verbeugte mich artig,

sagte wieder: „Sie sind mir willkommen“, und sprach einige andere Phrasen aus, die ich erlernt hatte; ferner nahm ich einen mit Getränk gefüllten Singerhut, den mir Glumdalclitch als Becher gegeben, und trank auf die Gesundheit der Anwesenden. Ich zog den Degen und schwang ihn nach Art der Fechter in England. Meine Wärterin gab mir ein Stück von einem Strohhalm, womit ich, wie mit einer Pike, egerzierte. An dem Tage ward ich zwölf verschiedenen Gesellschaften gezeigt, und mußte stets dieselben Albernheiten wiederholen, bis ich zum Umfallen müde war. Mein Herr litt zum Glück aus eigenem Interesse nicht, daß mich andere, als meine Wärterin, berührten. Um jeder Gefahr vorzubeugen, wurde das Publikum in gemessener Entfernung gehalten. Ein niederträchtiger Schulknabe schleuderte aber eine Haselnuß auf meinen Kopf zu, die mich beinahe getroffen und dann sicher mein Gehirn zerschmetterte hätte, denn sie war beinahe so groß wie ein kleiner Kürbis; ich hatte jedoch die Genugtuung, daß der junge Schelm gehörig geprügelt und dann aus dem Zimmer geworfen wurde.

*

Gulliver verbleibt nicht im Besitze des Pächters. Man führt ihn überall im Lande herum, zeigt ihn überall und erhebt Eintrittspreise für seine Besichtigung. Sogar die Königin hört von seiner Anwesenheit und erwirbt ihn für ihren Privatbesitz. Gulliver kommt an den Hof und müßte sich dort ganz wohl fühlen, wenn er durch seine Kleinheit nicht die Eifersucht des Hofzwerge erregte. Der Hofzwerg heßt ihn auch die Wespen an den Leib, ungeheure Fliegen von der Größe stattlicher Hunde, mit denen der Gefangene regelrechte Duelle anzufechten hat.

*

Den meisten Aerger verursachte mir der Zwerg der Königin. Da er nämlich der kleinste Knirps im Lande war (er war nicht höher als dreißig Fuß), so wurde er wütend, als er sah, daß es noch ein ungleich winzigeres Geschöpf gebe. Er blähte sich auf und plagte vor Galle, wenn ich auf dem Tisch stand und mich mit Hetren und Damen des Hofes unterhielt. Er machte auch verschiedene ironische Redensarten über meine Kleinheit; ich blieb ihm aber die Antwort nicht schuldig. Eines Tages wurde dieser boshafte Geselle über eine spitze Antwort von mir so wütend, daß er auf den Armstuhl Seiner Majestät kletterte und mich, ehe ich mich's versah, in eine silberne Tasse voll Milch warf, und dann schleunigst fortlief. Wäre ich kein so guter Schwimmer, es wäre mir übel ergangen. Die Königin erschrak so heftig, daß ihr die Geistesgegenwart fehlte, mir zu helfen. Jedoch meine kleine Wärterin lief herbei und zog mich aus der Tasse, nachdem ich allerdings bereits etwa ein Quart Milch verschluckt hatte. Der Zwerg wurde ausgepeitscht und mußte noch zur Strafe die Milch, in der ich das unfreiwillige Bad genommen hatte, austrinken.



Die Riesen beguden Gulliver durch die Lupe.

Nach einer Zeichnung von Morten.

Die Königin hatte häufig Gelegenheit über meine Furchtsamkeit zu spotten und fragte mich gewöhnlich, ob alle Leute in meinem Vaterlande feige wären wie ich. Das hatte folgenden Grund: Das Königreich wird im Sommer sehr durch Fliegen überschwemmt, und diese verhassten Insekten, von der Größe einer Lerche, gönnten mir durch ihr ewiges Summen an meinen Ohren keinen Augenblick Ruhe. Sie setzten sich oft auf meine Nahrung

und ließen auf ihr Unrat und Eier zurück. Dann setzten sie sich mir auf Nase und Stirn und machten mir Uebelkeiten, denn sie rochen häßlich. Das Abwehren dieser scheußlichen Tiere machte mir viele Mühe, und nun spielte mir der Hofzweig gewöhnlich den Streich, daß er eine Anzahl Insekten mit der Hand fing, und sie dann plötzlich unter meine Nase fliegen ließ, um mich zu erschrecken und die Königin zu amüsieren. Mein Gegenmittel bestand aber darin, daß ich sie mit meinem Messer, während sie in der Luft flogen, zerschchnitt, und da ich mir viel Gewandtheit in diesem Verfahren erwarb, habe ich auch zugleich viele Bewunderung damit erregt.

Glumdalclitch hatte mich einst in der Schachtel vor ein offenes Fenster hingesezt, wie immer an schönen Tagen, damit ich frische Luft schöpfe. Ich schob eines meiner Fenster in die Höhe und sezte mich an meinen Tisch, um ein Stück süßen Kuchen zum Frühstück zu verzehren. Da aber drangen zwanzig Wespen, durch den Geruch herbeigelockt, in das Zimmer; einige von ihnen ergriffen meinen Kuchen, und trugen ihn stückweise fort, andere flogen mir um Kopf und Gesicht und versetzten mich in die äußerste Furcht vor ihren Stacheln. Ich hatte jedoch den Mut, aufzustehen, mich mit dem Messer zu verteidigen, und sie in der Luft anzugreifen. Viele wurden getötet, die übrigen flogen fort, und ich schloß mein Zimmer. Diese Insekten waren so groß wie Rebhühner; ich zog die Stacheln aus den Leichen und fand, daß erstere andert- halb Zoll lang, und so scharf wie Nadeln waren. Ich habe sie alle sorgfältig aufbewahrt, zeigte sie nach meiner Rückkehr in mehreren Ländern Europas und schenkte drei Stacheln der Schule von Gresham.

•

Bevor er freilich diese kuriosen Stacheln der Schule von Gresham schenken konnte, verging noch einige Zeit: ein ungeheurer Riesenadler mußte erst das Schächtelchen entführen, das Gulliver als Wohnung diente. Der Adler flog übers Meer und ließ die Schachtel fallen, die eine Zeitlang weiter schwamm. Wieder kam ein Schiff vorüber, und der Kapitän, ein rechtlicher und braver Mann aus Shropshire, ließ Gulliver aus seiner Schachtel befreien. Wohlbehalten langte er auch diesmal in England an, ohne sich freilich sofort wieder an den Umgang mit Normalmenschen gewöhnen zu können. Und als er dann in die Heimat doch endlich wieder eingewöhnt war, begann er zum dritten Male eine Reise vorzubereiten und rüstete zur Fahrt nach Laputa, nach Lagado und nach anderen Inseln, um den alten, seltsamen Abenteuern noch neue beizufügen.





Gulliver wird im Riesenlande für Geld gezeigt und muß Kapriolen schneiden.
Nach einer Zeichnung von Morten.

Die Pickwickier.

Don Charles Dickens.

(1812—1870.)

Die „Pickwickier“ sind das Werk des großen englischen Humoristen, das ihn zum gelesensten Romandichter der Welt und zu einem der größten Humoristen aller Zeiten machte. Die „Pickwickier“, oder wie der eigentliche Titel des Werkes lautet: „Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Clubs“, die Charles Dickens' Namen mit einem Schlage berühmt machten, erschienen zuerst in Lieferungen und sollten ursprünglich nichts weiter sein, als Skizzen über das Sportleben, die zu fertigen Zeichnungen geschrieben werden sollten. Bald aber nahm das Werk einen anderen Verlauf. Herr Pickwick tritt in den Vordergrund und dieser Don Quichote des Londoner Klub- und Sportlebens erhält in seinem urkomischen Diener Samuel Weller, dessen Vater ein sehr ergötzlicher Droschkentritscher ist, einen Paladin, der manche Aehnlichkeit mit dem guten Sancho Panza des Herrn Don Quichote von der Mancha hat.

Pickwick erlebt mit seinen Freunden auf verschiedenen wissenschaftlichen Reisen allerlei drollige Abenteuer; hier werden uns köstliche Bilder aus dem englischen Gesellschaftsleben vorgeführt. Dann aber setzt die Hauptgeschichte ein, die für Herrn Pickwick die größten Unannehmlichkeiten bringt. Der Hieb, den Dickens hier führte, richtete sich gegen den Mißbrauch, der damals in England mit den gesellschaftlichen Bestimmungen über Eheversprechungen getrieben wurde. Damals konnte in England jeder Mann von einer Dame, die irgendwie aus seinem Benehmen oder irgend welchen Andeutungen zu entnehmen glaubte, er wolle sie heiraten, auf Einhaltung eines solchen kaum geäußerten Eheversprechens verklagt werden. Das reizte natürlich zu Erpressungsversuchen. Und so ergeht es auch dem biedern Herrn Pickwick.

Pickwick wohnt nämlich schon längere Zeit bei der heiratslustigen Witwe Bardell. Als er ihr eines Tages mittheilen will, er wolle sich jetzt einen Diener halten — eben jenen komischen Samuel Weller, dessen Vater Droschkentritscher ist — und diese Keuigkeit mit der elegischen Betrachtung einleitet, er könne fortan nicht mehr so allein leben glaubt die Witwe Bardell, er wolle ihr einen Heiratsantrag machen und fällt in Ohnmacht. Pickwick springt ihr bei und fängt sie in seinen Armen auf; in dieser Situation wird er von Bekannten und Freunden angetroffen und diese müssen dann vor Gericht bezeugen, daß sie Frau Bardell in seinen Armen gesehen hätten. Pickwick wird darum zur Zahlung einer hohen Abfindungssumme an die Witwe verurteilt.

In den amüsantesten Partien des Werkes gehört die Gerichtsverhandlung, in der sich Dickens über Richter, Anwälte und Zeugenaussagen lustig macht. Die beste Einleitung dazu bildet aber das vertrauliche Gespräch über den Prozeß und über Herzensangelegenheiten, das Pickwicks Diener, Sam. Weller, mit seinem Vater, dem Tritscher führt, der in zweiter Ehe recht schlecht verheiratet ist.

I.

Weller sen. und Weller jun.



m Morgen des 13. Februar, an welchem Tage der verhängnisvolle Prozeß des Herrn Pickwick verhandelt werden sollte, hatte Samuel Weller alle Hände voll zu tun. Nicht als ob er etwas von besonderer Wichtigkeit zu tun gehabt hätte, denn die Beratung hatte bereits stattgefunden und alle zu nehmenden Maßregeln waren verabredet; aber Herr Pickwick befand sich in der äußersten Unruhe und schrieb seinem Anwalt unaufhörlich kleine Billette, in welchen bloß die Frage stand: „Lieber Perker, steht alles gut?“ worauf Herr Perker einmal wie das andere Mal gleichmäßig erwiderte: „Lieber Pickwick, so gut als möglich.“ Uebrigens konnte man noch nichts, weder Gutes noch Schlimmes sagen, bis die Sitzung des Gerichtshofes am folgenden Morgen vorüber war. Im Laufe des Tages erhielt Sam Botschaft von seinem Vater, er möge abends um sechs in den „Blauen Eber“ auf dem Leadenhallmarkt zu einer Besprechung kommen. Er erbat sich von Herrn Pickwick Urlaub und machte sich auf den Weg. Unterwegs, als er an einem Bilder- und Papierwarenladen vorüberkam, entfann er sich, daß er einen Liebesbrief zu schreiben habe. Er kaufte extrafeines Briefpapier mit goldenem Rand, eine Feder, die nicht spritzen dürfe, und setzte sich dann in das Wirtshaus zum „Blauen Eber“, wo er den Vater erwartete. Sam Weller machte sich zum Schreiben bereit, breitete das Papier aus, dann betrachtete er sorgfältig die Feder, ob sie vielleicht ein Haar oder eine Spalte habe, blies den Tisch ab, um keine Brotkrumen unter das Papier zu bekommen, schlug seine Rockärmel zurück, legte seine Ellenbogen auf und schickte sich an zu schreiben.

Für die Damen und Herren, welche sich in der Wissenschaft der Federführung keine praktischen Kenntnisse erworben haben, ist das Brieffschreiben keineswegs eine leichte Aufgabe, sondern sie halten es in solchen Fällen für unumgänglich notwendig, daß der Schreibende seinen Kopf auf den linken Arm niederbeugt, so daß die Augen soviel als möglich in gleicher Höhe mit dem Papier liegen, und daß, während Seitenblicke auf die eben stehenden Buchstaben fallen, seine Zunge die entsprechenden Laute ausspricht. So zweckmäßig und förderlich diese Bewegungen auch unbestreitbar für originelle Kompositionen sein mögen, so verzögern sie doch die Fortschritte des Verfassers einigermassen, und Sam hatte unbewußt schon volle anderthalb Stunden geschrieben, wobei er häufig mißratene Buchstaben mit seinem kleinen Finger auslöschte und neue an ihre Stelle setzte, bei denen oft große Nachhilfe nötig war, um sie durch die alten Flecken hindurch sichtbar zu machen, als er auf einmal durch das Aufgehen der Türe und den Eintritt seines Vaters in seinem Geschäfte unterbrochen wurde.

„Tag, Samm!“ sagte Weller sen.

„Tag, Alter!“ grüßte der Sohn und legte die Feder hin. „Wie ist der letzte Bulletin von der Frau Mama. Noch keine Besserung?“

„O konträhr! Alle Symptome sind schlimmer geworden,“ entgegnete Weller sen. kopfschüttelnd. „Aber was treibst du denn da? Willst wohl ein gelehrtes Haus werden? Heba, Sammny!“

„Habe geschrieben,“ antwortete Sam etwas verlegen, „bin schon fertig.“

„Doch an kein junges Frauenzimmer nicht?“

„Warum soll ich's nicht sagen?“ versetzte Sam. „Es ist ein Liebesbrief.“

„Was ist das?“ rief Herr Weller, sichtlich entsetzt.

„Ein Liebesbrief!“ wiederholte Sam.

„Aber Sammny, Sammny,“ sagte der Vater mit Kopfschütteln, „solche Sachen machst du, trotz das abschreckende Beispiel, wo ich dir mit meine eigenen Dummheiten gegeben habe? Nein, Sammny, das' hätt' ich niemals nicht von dir erwartet.“

Der Alte mußte auf den Schreck hin einen Schluck nehmen und trank Sams Krug mit wenigen Zügen leer.

„Na, was ist denn dadran was Schlechtes?“ fragte Sam.

„Laß man, laß man,“ sagte Weller sen. „Es wird in meinem Alter ein harter Schlag vor mich sind, aber ich bin zäh, und das tröstet mir, wie der alte Truthahn sagte, als der Bauer sagte, er habe Furcht, daß er ihn für den Markt in London werde schlachten müssen.“

„Wiejo wird das ein harter Schlag für dich sein?“ fragte der Sohn.

„Wenn ich dir verheiratet sehen muß, Sammny; wenn ich dir als betörtes Schlachtopfer sehen soll, das in seiner Unschuld glaubt, glücklich zu werden! Ach, Sammny, das ist ein schwerer Stoß for ein treues Vaterherz.“

„Unfinn,“ sagte Sam. „Ich will mich ja gar nicht verheiraten. Also mach dir keine Sorgen, altes Haus. Laß deine Pfeife kommen, und dann lese ich dir den Brief vor.“

Wir können nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es die Aussicht auf die Pfeife oder der tröstliche Gedanke war, daß ein unwiderstehlicher Heiratstrieb im Blut der Familie stecke, was Herrn Wellers Unruhe beschwichtigte und seinen Kummer verschweichte. Wir möchten übrigens fast behaupten, daß dieses Ergebnis durch eine Vereinigung beider Trostgründe erzielt wurde; denn er wiederholte den zweiten sehr häufig leise für sich, indes er klingelte, um sich den ersten zu verschaffen. Sodann zog er seinen Ueberrock aus, zündete die Pfeife an, stellte sich mit dem Rücken gegen das Feuer, so daß er dessen volle Hitze empfing und sich zugleich an das Kaminsims anlehnen konnte, wandte sich sofort gegen Sam und bat ihn mit einer durch den besänftigenden Eindruck des Tabaks um ein Gutes aufgeheiterten Miene: „Na, leg man los!“

Sam tauchte seine Feder ein, um sich zu allen nötigen Verbesserungen bereit zu halten, und begann mit theatralischem Pathos:

„„Liebliches —“

„Halt!“ sagte Herr Weller klingelnd. „Ein Doppelglas von das Bewußte, liebes Kind!“

„Ganz recht, Sir,“ erwiderte das Mädchen, das mit großer Schnelligkeit erschien, verschwand, wieder erschien und wieder verschwand.

„Sie scheinen Euren Geschmack hier schon 'raus zu haben,“ bemerkte Herr Sam.

„Ja,“ erwiderte sein Vater, „ich bin früher oft hier gewesen. Aber jetzt fahre fort, Sammy.“

„Liebliches Wesen!“ wiederholte Sam.

„Das sind am Ende gar Verse?“ unterbrach der Vater.

„Nein, nein!“ erwiderte Sam.

„Das freut mich,“ sagte Herr Weller. „Verse sind etwas ganz Unnatürliches; es spricht niemand nicht in Versen, außer der Büttel an Bortagen, oder die Leute, welche Warrens Schuhwichse oder Makassaröl ausstreuen, und anderes solches Lumpengefindel. Laß dir deshalb nie einfallen, in Verse zu sprechen.“

Herr Weller führte mit kritischer Feierlichkeit seine Pfeife wieder an den Mund; Sam aber begann aufs neue und las wie folgt:

„Liebliches Wesen, ich fühle mir ganz beschmiert —“

„Das ist kein schicklicher Ausdruck,“ sagte Herr Weller, die Pfeife aus dem Mund nehmend.

„Nein, es heißt nicht ‚beschmiert,“ wandte Sam ein, den Brief ans Licht haltend, „es heißt ‚beschämt‘, es ist ein Tintenklecks da — ich fühle mir beschämt!“

„Sehr gut,“ sagte Herr Weller; „nur weiter.“

„Fühle mir beschämt und gänzlich ver —“ Da weiß ich schon wieder nicht, wie das Wort heißt,“ sagte Sam, während er in vergeblicher Bemühung, seinem Gedächtnis nachzuhelfen, mit der Feder am Kopf kratzte.

„Warum siehst du nicht hinein?“ fragte Herr Weller.

„Ich sehe freilich hinein,“ antwortete Sam; „aber da ist schon wieder so ein Tintenklecks; ich erkenne bloß ein o und ein e.“

„Verloren vielleicht?“ meinte Herr Weller.

„Nein, das nicht,“ sagte Sam, „verzaubert — das ist's!“

„Das ist aber kein so gutes Wort, als verloren, Sammy,“ sagte Herr Weller ernsthaft.

„Fühle mir ganz beschämt und verloren,“ fuhr Sam fort, „denn Sie sind auf Ehre von innen und von außen ein famosser, netter Käfer.“

„Sein, sehr fein gesagt,“ bemerkte der Vater. „Was mir gefallen tut, das is, daß da keene so ausländische Namen drin sind, keene Dehnusse nich und keen Engel und nischt von die Sorte. Nu, man weiter.“

„Befor ich Ihnen gesehen habe,“ las Sammy, „da habe ich geglaubt, ein Frauenzimmer sei wie's andere.“

„Das sind se ooch!“ bemerkte Weller sen.

„Jetzt aber,“ fuhr Sam fort, „daß ich auf beide Augen stoßblind gewesen bin, denn Ihnen komm keine zweite gleich und ich erkläre, daß Sie über alle die anderen hoch stehn. Ich nehme mir dadrum das Privilegium, um daß ich Ihnen sage, daß ich Ihr Konterfei das erste und einzige Mal,

wo ich Ihnen gesehen habe, weit schneller und in glänzendere Farben meinem Herzen eindrückte, als je ein Bild von der Silhouetteriemaschine aufgefaßt wurde (Sie haben vielleicht auch schon davon gehört, liebste Marie), obgleich eben diese ein Porträt nebst Rahmen, Glas und Haken zum Aufhängen in zwei und einer Viertelminute fix und fertig macht."

"Ich fürchte beinahe, Samm, daß das schon wieder poetisch is," sagte Herr Weller bedenklich.

"Ganz und gar nicht," erwiderte Sam, der jetzt sehr schnell las, um weitere Erörterungen über diesen Punkt zu vermeiden.

"Nehmen Sie mir als Ihren Verehrer an, schönste Marie, und überlegen Sie, was ich gesagt habe. — Meine teuerste Marie, jetzt will ich schließen." — Das ist alles," setzte Sam hinzu.

"Das is aber gar zu schnell abgebrochen, Samm," meinte Herr Weller.

"Gott bewahre," erklärte Sam. "Sie wird wünschen, es käme noch mehr, und eben dadrin besteht die Kunst des Briefschreibens."

"Na, scheen," erwiderte Herr Weller, "das is nich ganz ohne, und ich wünsche nur, deine Stiefmutter möchte sich zu ebenso vernünftige Grundsätze bekennen. Willst du deinen Namen nicht unterzeichnen?"

"Da stehen die Wäfen am Berge," sagte Sam; "ich weiß nicht, wie ich unterzeichnen soll."

"Schreib: Weller," erklärte der älteste noch lebende Träger dieses Namens.

"O nein," sagte Sam. "Man muß einen Liebesbrief nie nicht mit dem eigenen Namen unterzeichnen."

"So schreib: Pidawick," meinte Herr Weller; "das ist ein sehr hübscher Name und läßt sich auch leicht verbuchstabieren."

"Haßt recht," sagte Sam. "Da könnt ich auch mit einem Vers schließen."

"Nee, das gefällt mir nicht, Sam," versetzte Herr Weller. "Ich habe nie nicht einen Kutscher kennen gelernt, der in Verse gesprochen hätte, außer einen einzigen, welcher in der Nacht, bevor se ihm gehängt haben, herzerbrechende Verse schmierte."

Sam ließ sich jedoch von seiner poetischen Idee, die sich ihm einmal in den Kopf gesetzt hatte, nicht abbringen, und unterzeichnete den Brief:

„Don Lieb' berückt
Ihr Pidawick."

Er faltete den Brief in sehr umständlicher Weise und schrieb die Adresse: „An Mary, Hausmädchen bei Mr. Nupkies, Major in Ipswich." Dann versiegelte er den Brief und steckte ihn in die Tasche. Als diese Prozedur beendet war, brachte Weller sen. die Sache aufs Tapet, wegen welcher er seinen Sohn zum Rendezvous bestellt hatte.

"Wird morgen nicht der Prozeß deines Herrn verhandelt?" fragte er. Sam bejahte die Frage.

"Na, dann gut," sagte der Alte. "Ich meinte so, daß er so'n paar



Der Liebesbrief.

Nach einer Zeichnung für die große englische Dickensausgabe
im Verlage von Chapman and Hall, London.

Zeugen brauchen könnte, die seinen guten Ruf bezeugen oder einen Alibi beschwören. Ich hab mir das überlegt, na und da kann dein Herr ganz ruhig sind. Ich habe 'n paar Freunde, die das für ihn machen werden. Aber mein Rat is, er soll den guten Ruf aufgeben und sich ganz auf dem Alibi verlassen! Es geht nicht über einen guten Alibi, Sammy, gar nicht!"

Herr Weller machte diese juristische Ausführung mit sehr wichtiger Miene, führte den Krug zum Munde und zwinkerte seinen Sohn an.

„Glaubst du, Vater, daß er vors Old Bailey-Gericht kommt?“ fragte Sam.

„Darauf kommt ja nichts an, Sammy,“ sagte der Alte. „Es ist ja egal, wo sie ihn prozessieren, es gibt nur ein Ding, das ihn durchbringt, das ist der Alibi. Mit so einem Alibi haben wir einen durchgebracht, der wegen Totschlag dran bald hätte glauben sollen. An dem Mann war nicht mehr zu retten, nur der Alibi hat ihm geholfen. Dadrum sage ich dir, Sammy, wenn dein Herr keinen Alibi nicht beweist, so ist er, wie die Italiener sagen: Sutzikato!“

II.

Der wortbrüchige „Eheversprecher“ Dickwick vor Gericht.



„Ich möchte nur wissen, was der Obmann der Geschworenen heute gefrühstückt hat,“ sagte Herr Snodgrass an dem verhängnisvollen Morgen des 14. Februar, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Ei,“ erwiderte Perker (der Anwalt Dickwicks), „ich hoffe, er wird etwas Gutes bekommen haben.“

„Und warum hoffen Sie das?“ fragte Herr Dickwick.

„Das ist sehr wichtig, mein lieber Herr, sehr wichtig,“ erwiderte Perker; „denn von einem wohlgefättigten zufriedenen Geschworenen läßt sich etwas Tüchtiges erwarten. Mißvergünstigte oder hungrige Geschworene dagegen, mein lieber Herr, sind schon im voraus für den Kläger eingenommen.“

„Aber woher mag denn das kommen?“ fragte Herr Dickwick, sehr mutlos dreinblickend; „warum sind sie so?“

„Das weiß ich selbst nicht,“ erwiderte der kleine Mann gleichgültig; „ohne Zweifel, um Zeit zu ersparen. Wenn die Stunde des Mittagessens heranrückt und die Geschworenen sich zurückgezogen haben, zieht der Obmann seine Uhr heraus und sagt: ‚Bei Gott, meine Herren, nur noch zehn Minuten bis fünf. Ich speise um fünf Uhr, meine Herren.‘ — ‚Ich auch,‘ sagt dann einer nach dem andern, bis auf zwei, welche um drei Uhr gespeist haben, und deshalb schon eher geneigt sind, auszuhalten. Der Obmann lächelt und steckt seine Uhr wieder ein. ‚Nun gut, meine Herren, was wollen wir sagen? — Kläger oder Beklagter, meine Herren? — Was mich betrifft, meine Herren, so dünkte ich — ich sage: ich dünkte — aber Sie brauchen sich dadurch nicht bestimmen zu lassen — ich dünkte, der Kläger hat recht.‘ Hierauf erklären sicherlich zwei oder drei andere, sie dünkten ebenso, wie auch immer wirklich der Fall sein möge, und so kommt leicht ein einstimmiger Beschluß zustande. Zehn Minuten über neun,“ fügte der kleine Mann, auf seine Uhr sehend, hinzu. „Es ist Zeit aufzubrechen, mein lieber Herr; ein gebrochenes Eheversprechen — bei solchen Fällen ist der Gerichtssaal gewöhnlich sehr angefüllt. Sie sollten nach einem Wagen schicken, mein lieber Herr, sonst kommen wir zu spät.“

Herr Dickwick klingelte alsbald; der Wagen kam, die vier Dickwickier und Herr Perker schlüpfen hinein und fuhren nach Guildhall; Sam Weller, Herr Lowten und der blaue Beutel folgten in einem Kabriolett.

„Lowten,“ sagte Perker, als sie in die Vorhalle des Gerichtshofs kamen, „führen Sie Herrn Dickwicks Freunde nach den Sitzen der Studenten; Herr Dickwick selbst bleibt besser bei mir. Hierher, mein lieber Herr, hierher.“

Dabei faßte der kleine Mann Herrn Dickwick am Rockärmel und führte ihn an eine niedrige Bank, gerade unter dem Pult des königlichen Prokurators. Der großen Masse der Zuschauer sind hier die Sitzenden unsichtbar, da die Bank viel niedriger ist, als der Platz für die Anwälte oder für das Publikum. Diesen beiden bieten sie also den Rücken, dem Richter dagegen das Gesicht.

„Dies ist wohl die Zeugenloge?“ fragte Herr Dickwick, links auf eine Art Katheder mit messingnenem Geländer zeigend.

„Ja, mein lieber Herr,“ erwiderte Perker, eine Menge Papiere aus dem blauen Beutel hervorziehend, welche Lowten soeben zu seinen Füßen niedergelegt hatte.

„Und dort,“ fragte Herr Dickwick, auf ein paar Sperrsitze zur Rechten zeigend, „dort sitzen wohl die Geschworenen?“

„Erraten, mein lieber Herr,“ erwiderte Perker, auf den Deckel seiner Schnupftabaksdose klopfend.

Herr Dickwick stand in großer Unruhe auf und überschaute den ganzen Saal. Es hatte sich bereits eine bunte Schar von Zuschauern auf der Galerie und zahlreiche Exemplare von Herren mit Perücken auf den Bänken der Anwälte eingefunden, welche als eine Körperschaft jene lustige und reiche Mannigfaltigkeit an Nasen und Backenbärten darboten, wodurch der englische Advokatenstand mit Recht so berühmt ist.

Zu Herrn Dickwicks großer Verwunderung hatte sich die ganze Zunft in kleine Gruppen zerteilt, wo sie so gleichgültig als möglich über die Tagesneuigkeiten schwatzten, wie wenn es sich im Augenblicke nicht über einen bedeutenden Rechtsstreit gehandelt hätte.

Eine Verbeugung von Herrn Phunk, als er eintrat und sich hinter die für den königlichen Anwalt bestimmte Bank setzte, zog Herrn Dickwicks Aufmerksamkeit auf sich, und er hatte sie kaum erwidert, als der Herr Prokurator Snubbin erschien, gefolgt von Herrn Mallard, welcher einen gewaltigen karmoisinroten Beutel, wodurch der Prokurator von hinten beinahe verdeckt wurde, auf den Tisch legte und nachdem er Perker die Hand gedrückt, sich entfernte. Sodann kamen noch zwei oder drei Prokuratoren herein und unter ihnen einer mit einem dicken Bauch und einem roten Gesicht, welcher dem Herrn Prokurator Snubbin freundlich zuwinkte und zu ihm sagte:

„Ein schöner Morgen, heute.“

„Wer ist der Herr mit dem roten Gesichte, der unserem Anwalt zuwinkte und sagte, es sei ein schöner Morgen?“ flüsterte Herr Dickwick.

„Das ist der Herr Prokurator Buzfuz,“ erwiderte Perker; „der erste

Sachwalter unserer Gegenpartei. Der Herr hinter ihm heißt Skimpin und ist sein Assistent."

Herr Dickwick stand eben im Begriff, mit großem Abscheu vor der kaltblütigen Schlechtigkeit des Mannes zu fragen, wie Herr Prokurator Buzfuz, der Anwalt der Gegenpartei, so unverschämt sein könne, zum Herrn Prokurator Snubbin, seinem Sachwalter, zu sagen: es sei ein schöner Morgen, als er durch ein allgemeines Aufstehen der Anwälte und ein lautes Stillegebot von seiten der Gerichtsdienere daran verhindert wurde. Er sah sich um und fand, daß soeben der Richter eingetreten war.

Herr Stareleigh, welcher an diesem Tage die Stelle des wegen Krankheit abwesenden Lord-Oberrichters einnahm, war ein auffallend kurzer Mann, und dabei so kugelrund, daß man nichts als Gesicht und Bauch zu sehen glaubte. Er watschelte auf zwei kleinen krummen Beinen herein, und nachdem er sich gravitatisch gegen die Advokaten und die Advokaten sich gegen ihn verbeugt hatten, streckte er die kleinen Beine unter den Tisch und stellte auf ihn seinen kleinen dreispitzigen Hut.

Kaum hatte der Richter seinen Sitz eingenommen, als ein Gerichtsdierere mit gebieterischem Tone im Saale Schweigen gebot, worauf ein anderer Diener auf der Galerie mit zorniger Stimme „Stille!“ rief und sodann in Worten drei oder vier andere Stimmen in unwillig tadelndem Tone ebenfalls Ruhe befahlen. Als dies geschehen war, rief ein schwarzgekleideter, etwas niedriger als der Richter sitzender Herr die Namen der Geschworenen auf, und nach langem Geschrei ergab es sich, daß nur zehn Mitglieder der Spezial-Jury zugegen waren. Prokurator Buzfuz trug auf die Wahl von Erasmännern an, worauf der schwarzgekleidete Herr zwei Mitglieder der allgemeinen Jury in das Spezial-Geschworenen-Gericht preßte, indem er geradegu einen Gewürzkrämer und einen Apotheker dafür bestimmte.

„Geben Sie Antwort auf den Namensaufruf, meine Herren, damit man Sie beeidigen kann," sagte der schwarzgekleidete Herr. „Richard Upwick!"

„Hier!" sagte der Gewürzkrämer.

„Thomas Groffin!"

„Hier!" erwiderte der Apotheker.

„Nehmen Sie das Buch, meine Herren. Sie wollen gut und gewissenhaft untersuchen — —"

„Ich bitte den Gerichtshof um Nachsicht," sagte der Apotheker, ein zarter, hagerer Mann von gelber Gesichtsfarbe, „aber ich hoffe, der Gerichtshof wird mir das Geschäft erlassen."

„Was haben Sie für Gründe, Sir?" fragte der Richter Stareleigh.

„Ich habe keinen Gehilfen, Mylord," antwortete der Chemiker.

„Da kann ich nicht helfen, Sir," erwiderte Herr Stareleigh. „Sie sollten sich einen nehmen."

„Ich kann die Kosten nicht erschwingen, Mylord," versetzte der Apotheker.

„Dann sollten Sie sich Mühe geben, sie erschwingen zu können, Sir," sagte der Richter, der feuerrot wurde; denn Herrn Stareleighs Temperament war sehr reizbarer Natur, und er konnte keinen Widerspruch ertragen.

„Ich weiß wohl, daß ich es sollte, wenn es mir nach Verdienst erginge; aber dies ist nicht der Fall, Mylord,“ antwortete der Apotheker.

„Beeidigen Sie den Herrn,“ sagte der Richter gebieterisch.

Der Beamte kam mit der Verlesung der Eidesformel nicht weiter, als eben vorhin, denn der Apotheker unterbrach ihn aufs neue.

„Ich soll also beeidigt werden, Mylord?“ sagte er.

„Allerdings, Sir,“ erwiderte der eigensinnige, kleine Richter.

„Sehr gut, Mylord,“ sagte der Apotheker in ergebungsvollem Tone. „Aber Sie haben weiter nichts davon, als daß es noch vor Ende der Sitzung einen Mord gibt. Beeidigen Sie mich immerhin, Sir, wenn Sie wollen.“

Und der Apotheker wurde beeidigt, bevor der Richter noch Worte finden konnte.

„Ich wollte nur noch bemerken, Mylord,“ sagte der Apotheker, indem er mit großer Fassung seinen Sitz einnahm, „daß ich niemand als einen Laufburschen in meinem Laden zurückgelassen habe. Es ist ein recht wackerer Knabe, Mylord, der sich aber auf die Arzneimittel noch nicht ganz versteht, und ich weiß, daß er besonders die Eigenheit hat, Sauerkleeessäure für Epsomsalz und Laudanum für Sennesirup anzusehen. Das ist die Sache, Mylord.“

Nach dieser Rede versetzte sich der lange Apotheker in eine behagliche Stellung, nahm eine zufriedene Miene an und schien auf das schlimmste gefaßt zu sein.

Herr Pickwick betrachtete ihn eben mit Gefühlen des tiefsten Abscheus, als im Hintergrund des Saales eine Bewegung entstand, und unmittelbar darauf wurde Frau Bardell, die frühere Wirtin Pickwicks, gestützt auf Frau Cluppis, in einem schmach tenden Zustande hereingeführt, und ihr am andern Ende derselben Bank, worauf Herr Pickwick saß, ein Platz angewiesen. Herr Dodson reichte ihr einen Schirm von ungewöhnlicher Größe, Herr Fogg ein Paar Uberschuhe, und diese beiden Herren hatten für die heutige Sitzung höchst mitleidsvolle und melancholische Gesichter angenommen. Sodann erschien Frau Sanders, die den jungen Bardell hereinführte. Beim Anblick ihres Kindes fuhr Frau Bardell auf, dann aber saß sie sich schnell wieder und küßte es wie wahnsinnig. Sofort versank die gute Dame aufs neue in einen Zustand hysterischer Stumpfheit und fragte, wo sie denn eigentlich sei? Statt aller Antwort wandten Frau Cluppis und Frau Sanders die Köpfe von ihr ab und weinten, indes die Herren Dodson und Fogg die Klägerin baten, sie möchte sich doch beruhigen. Prokurator Buzfuz rieb sich mit einem großen weißen Sacktuch die Augen beinahe wund und warf einen appellierenden Blick auf die Geschworenen; der Richter aber schien sichlich ergriffen zu sein, und mehrere von den Zuschauern versuchten ihre Rührung hinwegzuwischen.

„Wahrhaftig, ein herrlich angelegter Plan,“ flüsterte Perker Herrn Pickwick hinzu. „Das sind Kapitalbursche, dieser Dodson und dieser Fogg; wirklich eine vortreffliche Effektberechnung, mein lieber Herr.“

„Bardell und Pickwick,“ rief der schwarzgekleidete Herr, den Prozeß anmeldend, der als der erste auf der Liste stand.

„Ich trete für die Klägerin auf, Mylord,“ sagte der Herr Prokurator Buzfuz.

„Wer assistiert Ihnen, Kollega Buzfuz?“ fragte der Richter.

Herr Skimpin verbeugte sich zum Zeichen, daß er es sei.

„Ich bin für den Beklagten erschienen, Mylord,“ sagte der Herr Prokurator Snubbin.

„Und wer ist Ihr Assistent, Kollega Snubbin?“ fragte der Richter.

„Herr Phunkn, Mylord,“ erwiderte der Advokat.

„Prokurator Buzfuz und Herr Skimpin für die Klägerin,“ sagte der Richter, indem er die Namen in sein Notizbuch einschrieb und zugleich vorlas; „für den Beklagten Prokurator Snubbin und Herr Monken (Affe).“

„Bitte um Verzeihung, Mylord, Phunkn.“

„Ah, sehr gut,“ sagte der Richter; „ich hatte noch nie das Vergnügen den Namen des Herrn zu hören.“

Herr Phunkn verbeugte sich und lächelte, der Richter verbeugte sich ebenfalls und lächelte, und Herr Phunkn, der bis in das Weiße seiner Augen rot wurde, suchte sich das Ansehen zu geben, als wisse er nicht, daß alle Augen auf ihn gerichtet seien: ein Bestreben, womit es noch nie jemandem geglückt ist und aller vernünftigen Wahrscheinlichkeit nach auch nie jemandem glücken wird.

„Beginnen wir jetzt,“ sagte der Richter.

Die Gerichtsdiener geboten abermals Stillschweigen und Herr Skimpin schritt zur Eröffnung der Verhandlung, sagte aber soviel als nichts.

Prokurator Buzfuz erhob sich sofort mit aller Majestät und Würde, welche die ernste Natur der Verhandlung erheischte, und nachdem er Dodson einige Worte zugeflüstert, auch mit Fogg ein wenig konferiert hatte, zupfte er seinen Mantel über die Schultern, machte seine Perücke zurecht und hielt seine Rede an die Geschworenen.

Er begann mit der Erklärung, daß ihm während seiner ganzen Praxis, ja, vom ersten Augenblicke an, da er sich auf das Studium und die Ausübung des Rechtes gelegt, noch nie ein Fall vorgekommen sei, der ihn so im Innersten ergriffen oder mit einem solch klaren Bewußtsein der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit erfüllt habe, — einer Verantwortlichkeit, unter deren Gewicht er erlegen wäre, hätte ihn nicht die feste, ja einer positiven Gewißheit gleichkommende Ueberzeugung aufrecht erhalten, daß die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit, oder mit anderen Worten, die Sache seiner schwer verletzten und auf eine schmachvolle Art unterdrückten Klientin bei den edelgesinnten und einsichtsvollen zwölf Männern, die er vor sich sehe, obsiegen müsse.

Die Sachwalter beginnen in der Regel auf diese Art, weil sie sich dadurch mit den Geschworenen auf einen guten Fuß setzen und ihnen eine ungeheure Meinung von ihrem eigenen Scharfsinn beibringen. Auch hatte diese Einleitung sogleich eine sichtbare Wirkung, denn mehrere Geschworene fingen mit dem größten Eifer an, lange Notizen aufzuzeichnen.

„Sie haben von meinem gelehrten Freunde vernommen,“ fuhr Pro-

kurator Buzfuz fort, obgleich er wohl wußte, daß die Herren von der Jury von seinem gelehrten Freunde soviel als nichts vernommen hatten, „Sie haben von meinem gelehrten Freunde vernommen, meine Herren, daß es sich hier um den Bruch eines Eheversprechens handelt, und ein Schadenersatz von 1500 Pfund verlangt wird. Aber die näheren Tatsachen und Umstände haben Sie von meinem gelehrten Freunde nicht vernommen, wie es meinem gelehrten Freunde auch nicht zukam, sie Ihnen zu sagen. Diese Tatsachen und Umstände, meine Herren, werde ich Ihnen nunmehr ausführlich auseinandersetzen und Ihnen eine unverwerfliche Zeugin vorführen, welche sie beweisen wird.“

Um dem Wort „beweisen“ einen kraftvollen Nachdruck zu geben, schlug Herr Prokurator Buzfuz gewaltig auf den Tisch und blickte die Herren Dodson und Fogg an, welche ihm Bewunderung seines Talents und dem Beklagten eine trotzig herausforderung zuwinkten.

„Die Klägerin, meine Herren,“ fuhr Prokurator Buzfuz mit einer sanften melancholischen Stimme fort, „die Klägerin ist eine Witwe; ja, meine Herren, eine Witwe. Der selige Herr Bardell schied, nachdem er sich viele Jahre lang als Wächter der königlichen Einkünfte der Achtung und des Vertrauens seines Souveräns erfreut hatte, sanft und lautlos von dieser Welt ab, um in einer andern die Ruhe und den Frieden zu suchen, welche ein Zollhaus nimmermehr gewähren kann.“

„Einige Zeit vor seinem Tode erblickte er noch sein Ebenbild in einem Söhnlein, und mit diesem Söhnlein, dem einzigen Liebespfand von ihrem entschlafenen Zöllner, zog sich Frau Bardell von der Welt zurück, suchte die Abgeschiedenheit und Ruhe der Goswellstraße, und dort hing sie an ihrem vorderen Fenster eine Anzeige aus, des Inhalts: Möblierte Zimmer für einen ledigen Herrn. Zu erfragen drinnen.“

Prokurator Buzfuz hielt hier inne, indes mehrere Herren von der Jury dieses Dokument aufzeichneten.

„Hatte die Anzeige kein Datum?“ fragte einer der Geschworenen.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte Prokurator Buzfuz, „aber ich bin ermächtigt, zu sagen, daß sie gerade vor drei Jahren ans Fenster der Klägerin gesteckt wurde. Ich muß die Aufmerksamkeit der Herren Geschworenen auf die wörtliche Abfassung dieses Dokuments lenken. Möblierte Zimmer für einen ledigen Herrn.“ Frau Bardells Ansichten über das andere Geschlecht gründeten sich auf eine lange Beobachtung der unschätzbaren Eigenschaften ihres verstorbenen Gatten. Sie hatte keine Furcht — sie hegte kein Mißtrauen — sie hegte keinen Verdacht — sie war voll argloser Zuversicht. „Herr Bardell,“ sagte die Witwe, „Herr Bardell war ein Mann von Ehre — Herr Bardell war ein Mann von Wort — Herr Bardell war kein Betrüger — Herr Bardell war auch einmal ein lediger Herr; bei ledigen Herren will ich daher Schutz, Beistand, Hilfe und Trost suchen — in ledigen Herren werde ich beständig etwas sehen, was mich daran erinnert, wie Herr Bardell war, als er das erste Mal die Neigung meines jungen unerfahrenen Herzens gewann; an einen ledigen Herrn will ich also meine Wohnung vermieten.“

Beseelt von diesem schönen rührenden Beweggrund (einer der besten Beweggründe unserer unvollkommenen Natur) trocknete die einsame verlassene Witwe ihre Tränen und möblierte ihren unteren Stock. Kaum hing die Anzeige drei Tage am Fenster — drei Tage, meine Herren — als ein zweibeiniges Wesen, das ganz die äußere Gestalt eines Mannes, nicht die eines Ungeheuers hatte an Frau Bardells Haustüre klopfte. Er erkundigte sich, mietete die Wohnung und nahm am nächstfolgenden Tage Besitz davon. Dieser Mann war P i c k w i c k — P i c k w i c k der Beklagte.“

Prokurator Buzfuz hatte mit solcher Zungenfertigkeit gesprochen, daß sein Gesicht ganz karmoisienrot geworden war und er innehalten mußte, um Atem zu schöpfen. Sein Schweigen erweckte den Herrn Richter Stareleigh, der sogleich mit seiner uneingetunkteten Feder etwas schrieb und ganz außerordentlich vertieft aussah, um die Geschworenen glauben zu machen, er habe mit geschlossenen Augen der Sache bis in ihren innersten Grund nachgeforscht. Prokurator Buzfuz fuhr fort:

„Von diesem P i c k w i c k werde ich nicht viel sagen; der Gegenstand bietet nicht sehr viel Anziehendes, und ich, meine Herren, bin nicht der Mann, so wenig als Sie, meine Herren, die Männer sind, bei der Betrachtung empörender Herzlosigkeit und systematischer Schlechtigkeit mit Lust zu verweilen.“

Hier fuhr Herr P i c k w i c k, der sich seit einiger Zeit ruhig Notizen aufgeschrieben hatte, heftig auf, wie wenn sich ihm ein vager Wunsch aufgedrängt hätte, in Gegenwart des versammelten ehrwürdigen Gerichtshofes dem Prokurator Buzfuz zu Leibe zu gehen. Eine abmahrende Gebärde von Parker hielt ihn jedoch zurück, und er hörte den ferneren Vortrag des gelehrten Herrn mit einer Entrüstung an, welche den stärksten Gegensatz zu den von Bewunderung strahlenden Gesichtern der Frauen Cluppius und Sanders bildete.

„Ich sage systematische Schlechtigkeit, meine Herren,“ fuhr Prokurator Buzfuz fort, indem er Herrn P i c k w i c k mit seinen Blicken durchbohren zu wollen schien, „und wenn ich ‚systematische Schlechtigkeit‘ sage, so lassen Sie mich dem beklagten P i c k w i c k, wenn er sich, wie ich gehört habe, im Saale befindet, erklären, daß es weit anständiger und schicklicher gewesen wäre, er hätte sich fern gehalten. Lassen Sie mich ihm sagen, meine Herren, daß alle Zeichen von Meinungsverschiedenheit oder Mißbilligung, die er sich im Gerichtssaale erlauben könnte, bei Ihnen nichts fruchten werden, und daß Sie dieselben wohl zu schätzen und zu würdigen wissen; und lassen Sie mich ihm ferner sagen, wie Seine Lordschaft Ihnen, meine Herren, ebenfalls sagen wird, daß ein Anwalt in Erfüllung seiner Pflichten gegen seinen Klienten sich weder einschüchtern noch betäuben oder zum Schweigen bringen läßt, und daß jeder Versuch, das eine oder das andere, das erste oder das letzte zu tun, auf das Haupt dessen zurückfällt, der den Versuch wagt, sei es nun der Kläger oder der Beklagte, möge er nun P i c k w i c k oder Noakes, Stoakes oder Stiles, Brown oder Thompson heißen.“

„Ich werde Ihnen nachweisen, meine Herren, daß P i c k w i c k zwei Jahre

lang fortwährend ohne Unterbrechung im Hause der Frau Bardell gewohnt hat. Ich werde Ihnen nachweisen, daß ihn Frau Bardell diese ganze Zeit über bediente, auf jede Art für seine Behaglichkeit sorgte, ihm kochte, sein Weißzeug zur Wäscherin schickte, es flickte, lüftete und überhaupt wieder instandsetzte, mit einem Wort, daß sie sich seines vollkommensten Vertrauens erfreute. Ich werde Ihnen nachweisen, daß er ihrem kleinen Knaben manchmal einen halben Penny, einigemal sogar sechs Pence schenkte, und ich werde Ihnen durch Auen Zeugen, dessen Aussagen mein gelehrter Freund weder zu entkräften noch zu bestreiten imstande sein wird, dartun, daß er einmal den Knaben auf den Kopf pflüschelte, und nachdem er ihn gefragt, ob er neulich viele Steinis oder Marvel (beides, wie ich höre, besondere Arten von Marmorkugeln, welche von der Jugend unserer Stadt sehr geschätzt werden) gewonnen habe, sich der bemerkenswerten Aeußerung bediente: „würde es dich freuen, wenn du wieder einen Vater bekämst?“ Ich werde Ihnen ferner nachweisen, meine Herren, daß Pickwick vor etwa einem Jahre plötzlich mehreremal auf längere Zeit verreiste, wie wenn er im Sinn hätte, allmählich mit meiner Klientin zu brechen; aber ich werde Ihnen auch dartun, daß er sich in seinem Entschluß damals noch nicht gehörig befestigt hatte, oder daß seine besseren Gefühle, wenn er überhaupt deren fähig ist, obliegen, oder daß die Reize und Vorzüge meiner Klientin seinen unwürdigen Plan über den Haufen warfen; denn ich werde Ihnen beweisen, daß er eines Tages, als er vom Lande zurückkehrte, ihr in ganz deutlichen Worten und Ausdrücken einen Heiratsantrag machte, wobei er freilich die besondere Vorsicht gebraucht hatte, daß bei dem feierlichen Versprechen keine Zeugen zugegen waren. Ja, ich bin imstande, durch das Zeugnis von dreien seiner eigenen Freunde — höchst unfreiwillige Zeugen, meine Herren, höchst unfreiwillige Zeugen — zu beweisen, daß man ihn an demselben Morgen antraf, wie er eben die Klägerin in seinen Armen hielt und ihre Aufregung durch Schmeicheleien und Liebkosungen zu beschwichtigen suchte.“

Dieser Teil der Rede des gelehrten Prokurators brachte einen sichtlichen Eindruck auf das Publikum hervor. Er zog nun zwei ganz schmale Papierstreifen aus der Tasche und sprach also weiter:

„Und nun, meine Herren, nur noch ein Wort: Es sind zwischen den Parteien zwei Briefe gewechselt worden, Briefe, deren Handschrift der Beklagte als die seinige anerkennt, und deren Inhalt von höchster Wichtigkeit ist. Diese Briefe werfen ein helles Licht auf den Charakter des Mannes. Es sind keine offenen, feurigen, beredten Episteln, welche nichts als die Sprache leidenschaftlicher Liebe atmen; nein, es sind versteckte, schlaue, zweideutige Mitteilungen, die aber glücklicherweise mehr Aufschlüsse geben, als wären sie in der glühendsten Sprache und in den poetischsten Bildern abgefaßt — Briefe, die man mit vorsichtigem argwöhnischen Auge betrachten muß — Briefe, durch welche Pickwick offenbar etwaige dritte Personen, denen sie vielleicht in die Hände geraten könnten, hinters Licht zu führen und auf eine falsche Spur zu leiten beabsichtigte. Lassen Sie mich den ersten vorlesen:

„Garraway um 12 Uhr.

Liebe Frau B.!
Kotelettes und Tomatensauce.

Der Ihrige
Pickwick.*

Was soll man davon denken, meine Herren? ‚Kotelettes und Tomatensauce. Der Ihrige, Pickwick!‘ Kotelettes! Gütiger Gott! und Tomatensauce! Meine Herren, darf das Glück einer gefühlvollen und arglosen Frau durch so elende Kunstgriffe zu Boden getreten werden? Das zweite Billett hat gar kein Datum, wodurch es schon von selbst verdächtig wird.

„Liebe Frau B., ich werde erst morgen nach Hause kommen.
Langsame Kutsche.“*)

Und dann folgt noch der bemerkenswerte Zusatz: ‚Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Bettflasche.‘ — Die Bettflasche! Wie, meine Herren, wer macht sich denn Sorgen wegen einer Bettflasche? Wann wurde je der Seelenfriede eines Mannes oder einer Frau durch eine Bettflasche gestört oder vernichtet, die an sich selbst ein harmloses, nützlich und, meine Herren, ich will noch hinzufügen, ein komfortables Hausgeräthe ist? Warum wird Frau Bardell so angelegentlich ersucht, sich wegen der Bettflasche keine Sorgen zu machen, wenn diese nicht ein verborgenes Feuer bedeuten soll — wenn sie nicht bloß die Stelle eines zärtlichen Wortes oder Versprechens vertritt, gemäß einem verabredeten Korrespondenzsystem, welches Pickwick behufs seiner längst beabsichtigten Treulosigkeit mit Vorbedacht ausgeheckt hat und das ich nicht näher erklären kann? Und was soll diese Anspielung auf die langsame Kutsche bedeuten? Soweit ich die Sache zu durchschauen vermag, bezieht sie sich auf Pickwick selbst, der in der Tat während dieses ganzen Verhältnisses eine verdammt langsame Kutsche gewesen ist, eine Kutsche, die indes sehr unerwartet in schnellen Lauf gebracht wurde, und deren Räder, wie er auf seine Kosten erfahren wird, von Ihnen sehr bald geschmiert werden dürfen.“

Hier machte Herr Prokurator Buzfuz eine Pause, um zu sehen, ob die Geschworenen zu seinem Wiß lächelten; da dies aber niemand tat, als der Gewürzkrämer, dessen Empfänglichkeit dafür höchstwahrscheinlich dadurch hervorgerufen wurde, daß er erst diesen Morgen noch an einem Droschke obgedachtes Geschäft verrichtet hatte, so hielt es der gelehrte Redner für ratsam, vor dem Schlusse seines Vortrags noch ein wenig auf die Rührung der Richter zu wirken.

„Doch genug hiervon, meine Herren,“ sprach Herr Prokurator Buzfuz; „es ist schwer, mit blutendem Herzen zu lächeln, es schmerzt sich nicht leicht, wenn unsere tiefsten Sympathien angeregt sind. Alle Hoffnungen und Aussichten meiner Klientin sind vernichtet, und es ist keine bloße Redefigur,

*) Langsame Kutsche (Slow coach), soviel als nachlässiger und unverlässlicher Mensch.

wenn ich sage, daß es um ihren Lebensunterhalt geschehen ist. Die Anzige hängt nicht mehr am Fenster, und doch wohnt kein Herr im Hause. Es kommen ledige Herren, unter denen man auswählen könnte, genug am Hause vorüber — aber es ist keine Einladung mehr vorhanden, einzutreten. Düsteres Schweigen herrscht jetzt in dieser Wohnung; selbst die Stimme des Knaben ist verhallt; seine kindlichen Spiele machen ihm kein Vergnügen mehr, wenn seine Mutter weint; seine Steinis und seine Marveln sind ihm gleichgültig geworden; er überhört die Aufforderung seiner Kameraden zum „Wolf heraus“, und wollen sie „Gerade oder Ungerade“ mit ihm spielen, so rührt er seine Hand nicht. Aber Pickwick, meine Herren, Pickwick, der mit seiner herzlosen Tomatensauce und seiner Bettflasche heute vor Ihnen erscheint — Pickwick erhebt noch immer mit frecher Schamlosigkeit sein Haupt und blickt ohne Seufzer auf die Verwüstung hin, die er angerichtet hat. Eine Geldentschädigung, meine Herren, eine bedeutende Geldentschädigung ist die einzige Strafe, womit Sie ihn heimsuchen, der einzige Ersatz, den Sie meiner Klientin gewähren können. Um diese Geldentschädigung nun wendet sie sich hiermit an ein erleuchtete, großherzige, taktbegabte, gewissenhafte, leidenschaftslose, mitfühlende und einsichtsvolle Juryn ihrer gebildeten Mitbürger.“

Mit dieser schönen Wendung setzte sich der Herr Prokurator Buzfuz nieder, und der Herr Stareleigh erwachte zum zweiten Male. Nach einer Minute erhob sich Prokurator Buzfuz wieder mit erneuter Kraft und verlangte, daß Elisabeth Cluppius gerufen würde.

Der nächststehende Gerichtsdiener rief Elisabeth Tuppius, ein anderer in einiger Entfernung fragte nach Elisabeth Jupkius und ein dritter rannte atemlos in die Königsstraße und schrie sich heiser nach einer Elisabeth Musfius.

Mittlerweile wurde Frau Cluppius durch die vereinigte Hilfe der Frauen Bardell und Sanders, sowie der Herren Dodson und Fogg in die Zeugenloge gebracht, und als sie sicher auf die oberste Stufe gelangt war, stellte sich Frau Bardell an die unterste, mit dem Taschentuch und den Uberschuhen in der einen Hand, und mit einer Flasche, die ungefähr eine Viertelpinte Kiechsalz enthalten mochte, in der andern, um für alle Fälle bereit zu sein. Frau Sanders, deren Augen unterwandt am Gesichte des Richters hingen, pflanzte sich mit dem großen Regenschirm dicht neben sie und hielt mit ernstem Gesichte ihren rechten Daumen an das Schloß ihrer Tasche gedrückt, um nötigenfalls sogleich ein Stärkungsmittel hervorzuholen.

„Frau Cluppius,“ redete Prokurator Buzfuz sie an, „ich bitte Sie, beruhigen Sie sich doch, Madame.“

Und diese Erinnerung war keineswegs unnötig, denn Frau Cluppius schlichzte und seufzte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, ja es stellten sich mehrere beunruhigende Symptome einer herannahenden Ohnmacht ein; denn sie konnte, wie sie später sagte, ihre Gefühle kaum überwältigen.

„Erinnern Sie sich, Frau Cluppius,“ sagte Prokurator Buzfuz nach einigen unwichtigen Fragen, „erinnern Sie sich, an einem gewissen Morgen

des vergangenen Juli in einem Hinterstübchen der Frau Bardell gewesen zu sein, als sie eben das Zimmer des Herrn Pickwick reine machte?"

„Ja, Mylord und meine Herren Geschworenen, ich erinnere mich,“ erwiderte Frau Cluppis.

„Aber Herrn Pickwicks Wohnzimmer war ja, wie ich glaube, im ersten Stock und nach der Straße zu?“

„Ja, Sir,“ antwortete Frau Cluppis.

„Was hätten Sie denn im Hinterstübchen zu schaffen, Madame?“ fragte der kleine Richter.

„Mylord und meine Herren Geschworenen,“ sagte Frau Cluppis in rührender Aufregung, „ich will Sie nicht täuschen.“

„Sie würden auch nicht wohl daran tun,“ bemerkte der kleine Richter.

„Ich war dort,“ erzählte Frau Cluppis, „ohne daß Frau Bardell es wußte. Ich war mit einem kleinen Korbe ausgegangen, meine Herren, um drei Pfund rote Kartoffeln zu kaufen, was im ganzen dritthalb Pence ausmacht, als ich die Haustüre der Frau Bardell offen sah. Ich ging also hinein, meine Herren, um ihr guten Morgen zu wünschen, lief aber in Gedanken die Treppe hinauf und in das Hinterzimmer. Meine Herren, da hörte ich im Vorderzimmer mehrere Stimmen, und —“

„Und Sie hörchten ohne Zweifel, Frau Cluppis?“ unterbrach sie Prokurator Buzfuz.

„Bitte um Verzeihung, Sir,“ erwiderte Frau Cluppis in majestätischem Tone; „so etwas zu tun, steht mir die Nase noch zu hoch. Die Stimmen waren sehr laut, Sir, und drängten sich mit Gewalt meinen Ohren auf.“

„Nun, gut, Frau Cluppis, Sie hörchten also nicht, hörten aber dennoch die Stimmen. War eine derselben die des Herrn Pickwick?“

„Ja, Sir.“

Und Frau Cluppis trug jetzt, nachdem sie deutlich angegeben, daß Herr Pickwick mit Frau Bardell gesprochen habe, langsam und mit vielen Umschweifen die Unterhaltung der beiden vor.

Die Geschworenen sahen bedenklich drein und Herr Prokurator Buzfuz setzte sich lächelnd. Noch unheimlicher wurden aber ihre Mienen, als Herr Prokurator Snubbin erklärte, er könne die Zeugin nicht mehr ausfragen, denn Herr Pickwick selbst müsse eingestehen, daß ihre Aussage im wesentlichen richtig sei.

Da nun Frau Cluppis einmal das Eis gebrochen hatte, so hielt sie dies für eine günstige Gelegenheit, sich auf eine kurze Darstellung ihrer eigenen häuslichen Verhältnisse einzulassen; sie benachrichtigte daher den Gerichtshof geradezu, daß sie in diesem Augenblick Mutter von acht Kindern sei und die zuverlässliche Hoffnung nähren dürfe, nach etwa sechs Monaten Herrn Cluppis mit einem neunten zu beschenken. Bei dieser interessanten Mitteilung legte sich der kleine Richter voll Zorn ins Mittel, und die Folge davon war, daß sowohl die würdige Dame als auch Frau Sanders unter Begleitung des Herrn Jackson ohne alles weitere aus dem Gerichtssaal hinausgeführt wurden.

„Nathaniel Winkle!“ rief Herr Skimpin.

„Hier!“ erwiderte eine schwache Stimme.

Herr Winkle trat an den Zeugentisch und verbeugte sich, nachdem er den vorgeschriebenen Eid geschworen, ehrfurchtsvoll gegen den Richter.

„Sehen Sie mich nicht an, Sir,“ sagte der Richter, statt für den Gruß zu danken, in verweisendem Tone; „sehen Sie nur auf die Geschworenen!“

Herr Winkle gehorchte dem Befehl und sah nach dem Platze, wo seiner Wahrheitslichkeitsberechnung nach die Geschworenen sein mußten; denn in seinem verwirrten Geisteszustand war es ihm schlechterdings unmöglich, etwas genau zu sehen.

Herr Winkle wurde sofort von Herrn Skimpin, einem vielversprechenden jungen Manne von 42 bis 43 Jahren, verhört, dem natürlich alles daran gelegen sein mußte, einen bekanntermaßen für die Gegenpartei eingenommenen Zeugen so sehr als möglich aus dem Konzept zu bringen.

„Nun, Sir,“ sagte Herr Skimpin, „haben Sie die Güte, Seine Lordschaft und die Jury Ihren Namen wissen zu lassen.“

„Winkle,“ antwortete der Zeuge.

„Ihr Taufname, Sir?“ fragte der kleine Richter ärgerlich.

„Nathaniel, Sir.“

„Daniel — vielleicht noch andere Taufnamen?“

„Nathaniel, Sir — Mylord, wollte ich sagen.“

„Nathaniel Daniel oder Daniel Nathaniel?“

„Nein, Mylord, bloß Nathaniel, nicht Daniel.“

„Warum sagten Sie denn vorhin, Sie hießen Daniel, Sir?“ fragte der Richter.

„Das habe ich nicht gesagt, Mylord,“ antwortete Herr Winkle.

„Freilich haben Sie es gesagt, Sir,“ erwiderte der Richter mit strengem Stirnrunzeln; „wie hätte ich denn Daniel aufschreiben können, wenn Sie nicht so gesagt hätten, Sir?“

Auf diesen Beweisgrund ließ sich natürlich nichts antworten.

„Herr Winkle hat ein kurzes Gedächtnis, Mylord,“ fiel Herr Skimpin mit einem abermaligen Blick nach den Geschworenen ein; „ich denke aber, wir sollten Mittel finden, es aufzufrischen, bevor wir mit ihm fertig sind.“

„Nehmen Sie sich in acht, Sir,“ rief der kleine Richter mit einem unheimlichen Blick nach dem Zeugen hin.

Der arme Herr Winkle verneigte sich und gab sich alle Mühe, unbeschlagen zu scheinen, gewann aber in seiner Verlegenheit weit eher das Aussehen eines aufs Eis geführten Taschendiebs.

„Jetzt, Herr Winkle,“ sagte Herr Skimpin, „geben Sie gefälligst auf meine Fragen acht, Sir, und folgen Sie um Ihrer selbst willen meinem Rat, der Ermahnungen Seiner Lordschaft eingedenk zu sein. Soviel ich weiß, sind Sie ein vertrauter Freund Herrn Pickwicks, des Angeklagten, nicht wahr?“

„Wenn ich mich in diesem Augenblicke recht erinnere, so kenne ich Herrn Pickwick beinahe —“

„Ja muß bitten, Herr Winkle, daß Sie keine ausweichenden Antworten

geben. Sind Sie wirklich ein vertrauter Freund des Angeklagten, oder sind Sie es nicht?"

„Ich wollte soeben sagen, daß —“

„Wollen Sie meine Frage beantworten, Sir, oder nicht?"

„Wenn Sie nicht antworten, so lasse ich Sie einsperren, Sir,“ fiel der kleine Richter ein, indem er über sein Notizenbuch hinüberblickte.

„Nur vorwärts, Sir,“ sagte der Herr Skimpin. „Ja oder Nein.“

„Ja, ich bin's,“ antwortete Herr Winkle.

„Sie sind es freilich. Warum haben Sie es nicht sogleich gesagt, Sir? Vielleicht kennen Sie auch die Klägerin — wie, Herr Winkle?"

„Nein, ich kenne sie nicht; aber gesehen habe ich sie schon.“

„So, Sie kennen sie nicht, haben sie aber gesehen? Nun, so haben Sie die Güte, den Herren Geschworenen zu sagen, was Sie damit meinen, Herr Winkle.“

„Ich meine damit, daß ich nicht genauer mit ihr bekannt bin, sie aber gesehen habe, wenn ich Herrn Pickwick in der Goswellstraße besuchte.“

„Wie oft haben Sie sie gesehen, Sir?"

„Wie oft?"

„Ja, Herr Winkle, wie oft? Ich will Ihnen die Frage ein Duzendmal wiederholen, Sir, wenn Sie es verlangen, Sir.“

Dabei stemmte der gelehrte Herr mit einem entschiedenen Stirnrnzeln die Hände in die Seite und lächelte den Geschworenen verdächtig zu.

Diese Frage führte das erbauliche Geschraube herbei, das bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist. Zuvörderst sagte Herr Winkle, es sei ihm rein unmöglich, anzugeben, wie oft er Frau Bardell gesehen habe. Dann fragte man ihn, ob er sie vielleicht zwanzigmal gesehen, und er erwiderte: „Gewiß — auch noch öfter.“ Hierauf wollte man wissen — ob er sie hundertmal gesehen — ob er nicht beschwören könne, daß er sie mehr als fünfzigmal gesehen — ob er nicht angeben könne, daß er sie mehr als fünfundsiebzigmal gesehen — und so fort.

„Erinnern Sie sich, Herr Winkle,“ hieß es endlich, „an einem gewissen Morgen im vergangenen Juli den beklagten Pickwick in seiner Wohnung bei der Klägerin in der Goswellstraße besucht zu haben?"

„Ja, ich erinnere mich.“

„Hatten Sie damals einen Freund, namens Tupman, und einen andern, namens Snodgrass bei sich?"

„Ja.“

„Sind sie hier?"

„Ja,“ erwiderte Herr Winkle, sehr angelegentlich nach dem Platze blickend, wo seine Freunde saßen.

„Sehen Sie gefälligst mich an, Herr Winkle, und nicht Ihre Freunde,“ sagte Herr Skimpin, mit einem neuen ausdrucksvollen Lächeln auf die Jury hin. „Die Herren müssen ihre Aussagen ohne vorherige Beratung mit Ihnen ablegen, falls solche etwa nicht schon stattgefunden hat (abermals ein Blick auf die Jury). Nun, Sir, sagen Sie jetzt den Herren Geschworenen, was

Sie am selbigen Morgen beim Eintritt ins Zimmer des Beklagten gesehen haben? Nur heraus damit, Sir, wir müssen es früher oder später doch erfahren."

"Der Beklagte, Herr Pickwick, hielt die Klägerin in seinen Armen und hatte mit seinen Händen ihren Leib umschlungen," erwiderte Herr Winkle mit natürlichem Zögern, "und die Klägerin schien in Ohnmacht gefallen zu sein."

"Hörten Sie Beklagten etwas sprechen?"

"Ja, ich hörte, daß er Madame Bardell 'liebe Frau' nannte und sie bat, sich zu beruhigen; dann, was man glauben mußte, wenn jemand käme, und ähnliche Redensarten."

"Jetzt, Herr Winkle, habe ich nur noch eine einzige Frage an Sie zu richten, und ich bitte Sie, hierbei der Ermahnung Seiner Herrlichkeit wohl eingedenk zu sein. Wollen Sie beschwören, daß beklagter Pickwick bei dieser Gelegenheit nicht gesagt hat: 'meine gute Bardell, Sie sind eine liebe Frau; beruhigen Sie sich, es wird schon noch dazu kommen,' oder dem ähnliche Redensarten?"

"Ich — ich habe es wahrhaftig nicht so verstanden," sagte Herr Winkle, erstaunt über die sinnreiche Verdrehung der wenigen Worte, die er gehört hatte. "Ich war noch auf der Treppe und konnte es nicht deutlich hören; aber der Eindruck, den es auf mich machte, ist —"

"Die Herren Geschworenen wollen nichts wissen von den auf Sie gemachten Eindrücken, Herr Winkle, die, fürchte ich, ohnehin ehrlichen und rechtschaffenen Leuten wenig nützen würden," unterbrach ihn Herr Skimpin. "Sie waren also auf der Treppe und hörten es nicht deutlich, wollen aber nicht beschwören, daß Pickwick sich der von mir erwähnten Ausdrücke nicht bedient hat? Habe ich es so zu verstehen?"

"Nein, ich will es nicht beschwören," erwiderte Herr Winkle, und Herr Skimpin setzte sich mit triumphierender Miene.

Herrn Pickwicks Sache hatte bis jetzt keinen so überaus günstigen Verlauf genommen, daß sie noch neue Verdachtsgründe ertragen konnte. Da sie jedoch möglicherweise noch in ein besseres Licht zu stellen war, so erhob sich Herr Phunke, um seinerseits Herrn Winkle auch einige wichtige Aufschlüsse abzulocken.

"Ich glaube, Herr Winkle," begann er, "Herr Pickwick ist kein junger Mann mehr?"

"O nein," erwiderte Herr Winkle, "er könnte mein Vater sein."

"Sie haben meinem gelehrten Freunde gesagt, Sie kennen Herrn Pickwick schon lange. Hatten Sie jemals Grund zu vermuten oder zu glauben, er beabsichtigte sich zu verheiraten?"

"Nein, niemals," antwortete Herr Winkle mit solchem Eifer, daß ihn Herr Phunke so schnell als möglich aus der Zeugenloge hätte entfernen mögen. In den Augen der Rechtsgelehrten gibt es zwei Arten besonders schlechter Zeugen; solche die gar nichts, und solche die zu viel aussagen. Herrn Winkles Schicksal wollte, daß er beide Arten in sich vereinigte.

„Ich will sogar noch weiter gehen, Herr Winkle,“ fuhr Phunkh in einem sehr freundlichen und gefälligen Tone fort. „Bemerken Sie in Herrn Pickwicks Benehmen gegen das andere Geschlecht je etwas, was Sie hätte auf den Glauben bringen können, daß er in den letzten Jahren überhaupt Heiratsgedanken hege?“

„O, nein, nicht das mindeste,“ erwiderte Herr Winkle.

„War sein Benehmen in Gesellschaft von Frauenzimmern nicht das eines Mannes, der, an Jahren schon ziemlich vorgerückt, nur noch an seine Geschäfte und Vergnügungen denkt und die Frauen bloß behandelt, wie ein Vater seine Töchter?“

„Daran ist kein Zweifel,“ antwortete Herr Winkle in der Fülle seines Herzens. „Das heißt — ja — o ja —“

„Sie haben also in seinem Benehmen gegen Frau Bardell oder sonst gegen ein Frauenzimmer nie etwas auch nur im mindesten Verdächtiges wahrgenommen?“ fragte Herr Phunkh und wollte sich eben niedersetzen, denn Prokurator Snubbin hatte ihm einen Wink gegeben.

„Nein, nein,“ erwiderte Herr Winkle; „außer in einem einzigen unbedeutenden Fall, der sich aber, wie ich nicht zweifle, leicht wird aufklären lassen.“

Kaum waren diese Worte seinen Lippen entschlüpft, so setzte sich Phunkh, und Prokurator Snubbin rief ihm mit größtem Eifer zu, er solle die Zeugenloge verlassen; wozu er sich auch mit aller Bereitwilligkeit anschickte, als Prokurator Buzfuz es verhinderte.

„Bleiben Sie, Herr Winkle,“ sagte er; „bleiben Sie. Wollen Eure Herrlichkeit die Güte haben, ihn zu fragen, was dieser einzige Fall war, wo ihm das Benehmen dieses Herrn, der sein Vater sein könnte, gegen Frauenzimmer verdächtig vorkam?“

„Sie hören, was der gelehrte Anwalt sagt,“ bemerkte der Richter, sich gegen den armen, von neuem Schreck ergriffenen Winkle wendend. „Erklären Sie sich näher über den Fall, den Sie angedeutet haben.“

„Mylord,“ sagte Herr Winkle, zitternd vor Angst, „ich — ich möchte es lieber nicht sagen.“

„Das ist wohl möglich,“ sagte der kleine Richter, „aber Sie müssen.“

Unter dem tiefsten Stillschweigen der ganzen Versammlung erklärte also Herr Winkle mit stotternder Stimme: „Der einzige unbedeutende Vorfall, der Verdacht erregen könne, sei, daß man Herrn Pickwick einmal um Mitternacht im Schlafzimmer einer Dame gefunden habe, und soviel er wisse, sei infolge dieser Entdeckung die projektierte Heirat besagter Dame rückgängig gemacht worden; auch wisse er bestimmt, daß alle dabei Beteiligten mit Gewalt vor Georg Nupkins, Esquire, den Friedensrichter und Major von Trpswich, geführt worden.“

„Jetzt können Sie die Zeugenloge verlassen, Sir,“ sagte Prokurator Snubbin.

Herr Winkle tat es und rannte wie besessen nach dem Georg und Geter.



Die Gerichtsverhandlung.

Nach einer Zeichnung für die große englische Dickensausgabe
im Verlage von Chapman and Hall, London.

Tracy Tupman und Augustus Snodgrass wurden hierauf hintereinander in die Zeugenloge gerufen. Beide bestätigten die Aussage ihres unglücklichen Freundes, und beide wurden durch verfängliche Fragen aus der Fassung gebracht.

Jetzt wurde Susanna Sanders aufgerufen und zuerst von Prokurator Buzfuz, sodann von Prokurator Snubbin befragt. Sie habe, erklärte sie, immer gesagt und geglaubt, Herr Pickwick werde Frau Bardell heiraten; sie wisse, daß nach der Ohnmachtsgeschichte im Juli die ganze Nachbarschaft

von nichts gesprochen habe, als von dem Verlöbniſſe zwischen Frau Bardell und Herrn Pickwick.

Prokurator Buzfuz erhob sich jetzt, wenn es möglich gewesen wäre, mit größerer Wichtigkeit, als er jemals an den Tag gelegt, und rief:

„Samuel Weller soll kommen.“

Es war höchst unnötig, so laut zu schreien, denn Samuel Weller befand sich in der Zeugenloge, als sein Name kaum ausgesprochen war. Er legte seinen Hut neben sich auf den Boden, die Arme auf das Geländer, besah sich die Anwälte aus einer Vogelperspektive und nahm mit merkwürdiger Unbefangtheit und Heiterkeit einen umfassenden Ueberblick über die Herren Richter.

„Wie heißen Sie, Sir?“ fragte der Richter.

„Sam Weller, Mylord,“ erwiderte dieser Gentleman.

„Schreiben Sie sich mit einem V oder einem W?“ fragte der Richter.

„Das kommt ganz auf dem Geschmack an, Mylord. Ich habe ihn noch nicht zu oft geschrieben und dann habe ich immer ein V genommen.“

Hier rief eine Stimme laut von der Galerie herab:

„Ganz recht, Sammy, ganz recht! Machen Sie ein V, Mylord, machen ein V.“

„Wer ist derjenige, der es wagt, den Gerichtshof anzureden?“ rief der kleine Richter, in die Höhe blickend. „Gerichtsdienier!“

„Hier, Mylord!“

„Führt diese Person sogleich vor.“

„Sehr wohl, Mylord.“

Da aber der Gerichtsdienier die Person nicht fand, so führte er sie auch nicht vor; und unter großem Geräusch setzten sich die Leute alle wieder, welche aufgestanden waren, um den Verbrecher zu sehen. Das Richterlein wandte sich aufs neue an den Zeugen, sobald seine Entrüstung ihm zu sprechen erlaubte, und sagte:

„Wissen Sie, wer das war, Sir?“

„Mylord,“ antwortete Sam, „ich vermute, mein Vater war's.“

„Sehen Sie ihn noch jetzt?“ fragte der Richter.

„Nein, Mylord,“ antwortete Sam, indem er gerade nach der Laterne stierte, die unter der Decke des Gerichtssaales hing.

„Wenn Sie ihn mir hätten zeigen können, so hätte ich ihn sogleich verhaften lassen,“ sagte der Richter. Sam verbeugte sich dankbar und wandte sich dann mit unverminderter Heiterkeit seiner Züge gegen den Prokurator Buzfuz.

„Nun, Herr Weller?“ begann der Prokurator Buzfuz.

„Nun, Sir?“ erwiderte Sam.

„Ich glaube, Sie stehen im Dienste des Herrn Pickwick, welcher hier der Beklagte ist. Sprechen Sie gefälligst gerade heraus, Herr Weller.“

„Ich werde schon gerade herausprechen,“ erwiderte Sam. „Jawoll, ich stehe allerdings im Dienste dieses Gentleman, und es ist ein sehr guter Dienst.“

„Wenig zu tun und recht viel einzunehmen — nicht wahr?“ meinte der Prokurator Buzfuz wichtig.

„O gerade genug einzunehmen, Sir, wie der Soldat sagte, als man ihm dreihundertundfünfzig Stockprügel aufklopfte,“ antwortete Sam.

„Sie haben hier nicht zu sagen, was der Soldat oder sonstwer gesagt hat,“ schrie der Richter; „das ist keine Zeugenaussage.“

„Sehr wohl, Mylord,“ antwortete Sam.

„Erinnern Sie sich irgend eines besonderen Umstandes von dem Morgen her, wo der Beklagte Sie in seine Dienste nahm, Herr Weller?“ fragte der Prokurator Buzfuz.

„Jawoll, Sir,“ antwortete Sam.

„Haben Sie die Güte, den Geschworenen zu sagen, was es war.“

„Ich bekam an diesem Morgen einen ganz neuen Anzug, meine Herren Geschworenen,“ sagte Sam, „und das war für mich in selben Tagen eine sehr besondere und ungewöhnliche Those.“

Jetzt wurde gelacht und der kleine Richter grinste Sam zornig an, und rief ihm zu, er solle sich jetzt in achtnehmen.

„Das hat mir damals Herr Pickwick gesagt,“ fuhr Sam fort, „und ich habe meine Kleider sehr geschätzt und geschont, Mylord.“

Der Richter sah Sam einige Minuten scharf an, doch Sam blieb ruhig und unbefangen, so daß der Richter schließlich Buzfuz aufforderte, fortzufahren.

Der Sergeant kreuzte die Arme über der Brust und wandte sich den Geschworenen ein wenig zu, als wenn er denen zu erkennen geben wollte, daß er den Zeugen doch noch verwirren würde. Dann sagte er:

„Wollen Sie nun wirklich sagen, daß Sie nichts davon gesehen haben, daß die Klägerin von dem Beklagten in den Armen gehalten wurde?“

„Ich habe nichts davon nicht gesehen,“ antwortete Sam. „Ich bin unten gewesen, bis sie mir gerufen haben. Und als ich oben kam, da war die Alte weg.“

Sergeant Buzfuz tauchte eine große Feder in das Tintenfaß, um Sam vorzumachen, daß seine Antwort niedergeschrieben würde und ihn damit einzuschüchtern.

„Merken Sie wohl,“ sagte er, „Sie sagen, daß Sie im Hause waren und wollen doch nichts gesehen haben. Haben Sie denn keine zwei Augen?“

„Jawoll, ich habe een Paar Augen,“ sagte Sam, „und das is grade der Fehler. Denn wären sie zwei Vergrößerungsgläser von Ertragüte, so hätte ich vielleicht durch 'n paar Treppen und 'ne eichene Tür gesehen; aber da es bloß ganz einfache Augen sind, so ist mein Gesichtskreis beschränkt.“

Bei dieser Antwort, welche ohne den geringsten Anschein von Aufregung und mit der vollkommensten Unbefangenheit und Gleichmütigkeit gegeben wurde, kicherten die Zuschauer, der kleine Richter lächelte und Prokurator Buzfuz schaute ausnehmend albern darein. Nach einer kurzen Beratung mit Dodson und Fogg wandte sich der gelehrte Prokurator aufs neue gegen Sam und sagte, mit peinlicher Anstrengung seinen Aerger verbergend:

„Jetzt, Herr Weller, werde ich Ihnen mit Ihrer Erlaubnis eine Frage über einen andern Punkt vorlegen.“

„Ganz, wie beliebt,“ erwiderte Sam, in der besten Laune von der Welt.

„Erinnern Sie sich noch, im vergangenen November einmal bei Nachtzeit zu Frau Bardell gegangen zu sein?“

„O ja, recht gut.“

„So; Sie erinnern sich dessen also, Herr Weller?“ sagte Prokurator Buzfuz, neuen Mut fassend. „Ich dachte mir's doch, wir würden am Ende schon noch etwas von Ihnen erfahren.“

„Das habe ich mir auch gedacht, Sir,“ entgegnete Sam.

Und die Zuschauer kicherten aufs neue.

„Gut; Sie gingen ohne Zweifel zu ihr, um mit ihr ein Eßchen über den Prozeß zu sprechen, nicht wahr, Herr Weller?“ fragte Prokurator Buzfuz, den Geschworenen bedeutsame Blicke zuwerfend.

„Ich ging hin, um die Miete zu bezahlen; aber wir sprachen allerdings auch über den Prozeß,“ erwiderte Sam.

„Ah, Sie sprachen auch über den Prozeß?“ fragte Buzfuz, strahlend im Vorgenuß einer wichtigen Entdeckung. „Nun, was wurde denn über den Prozeß gesprochen? Wollen Sie die Güte haben, es uns zu sagen, Herr Weller?“

„Mit dem größten Vergnügen, Sir,“ erwiderte Sam. „Nach einlge unwichtige Bemerkungen von die zwei tugendfeste Frauenzimmern, die was da vorhin befragt wurden, waren die Damen sehr verwundert über das ehrenwerte Benehmen der Herren Dodson und Fogg, welche hier neben Ihnen sitzen.“

Dies zog natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf Dodson und Fogg, die möglichst tugendfame Gesichter schnitten.

„Die Sachwalter der Klägerin?“ fragte Prokurator Buzfuz.

„Die Damen sprachen also mit Bewunderung von deren Betragen?“

„Ja,“ sagte Sam, „sie haben gesagt, wie fein das wäre von Dodson und Fogg, daß Sie dem Prozesse auf Spekulation machen und sich auch gar keine Kosten bezahlen lassen wollten, als nur eben von dem Gelde, was sie Herrn Dickwick herausbeuteln würden.“

Bei dieser Ausführung Sams gab's ein noch lauterer Geräusch, Dodson und Fogg wurden puterrot und sagten Buzfuz etwas ins Ohr.

„Na, schon gut,“ sagte Buzfuz mit gekünstelter Ruhe. „Es ist ganz ausgefallen, Mylord, bei der unüberwindlichen Vertrottelung dieses Zeugen,

irgend etwas aus ihm herauszubekommen. Sie können sich entfernen, mein Herr!"

„Hat noch einer Lust, mir nach was zu fragen?“ fragte Sam und sah umher.

„Ich nicht, Herr Weller, ich danke Ihnen,“ sagte Sergeant Snubbin mit heiterem Lachen.

„Entfernen Sie sich, Herr,“ sagte Buzfuz, Sam unwillig und mit der Hand abwinkend.

Sam entfernte sich mit dem angenehmen Bewußtsein, Dodson und Fogg soviel Schaden wie möglich zugefügt zu haben.

Jetzt redete Snubbin lange und nachdrücklich für den Beklagten, dessen Charakter und Lebensführung er in den sympathischsten Farben darstellte, und suchte schließlich zu beweisen, daß die Zuschriften sich lebiglich auf Pickwicks Mittagessen und den Empfang nach einer Reise beziehen konnten.

Der Herr Richter Stareleigh resümierte in der althergebrachten und überall üblichen Form. Er las den Geschworenen soviel von seinen Notizen vor, als er bei der Schnelligkeit, mit der er sie niedergeschrieben, entziffern konnte, und ließ allgemeine Bemerkungen mit einfließen, wie z. B. wenn Frau Bardell recht habe, so sei es sonnenklar, daß Pickwick unrecht habe, und wenn die Geschworenen die Aussagen der Frau Cluppius glaubwürdig finden, so würden sie ihnen Glauben schenken; wo nicht, so würden sie es nicht tun; wenn sie überzeugt seien, daß ein Eheversprechen nicht gehalten worden sei, so würden sie der Klägerin eine angemessene Entschädigung zuerkennen; wenn sie dagegen glaubten, das Eheversprechen habe überhaupt nicht stattgefunden, so würden sie den Beklagten vollkommen freisprechen. Die Geschworenen zogen sich hierauf in ihr besonderes Zimmer zurück, um die Sache zu beraten, und der Richter begab sich auf sein Privatzimmer, um sich an einer Hammelkeule und einem Glas Sekt zu erlaben.

Es verstrich eine ängstliche Viertelstunde, die Geschworenen kamen zurück und der Richter wurde hereingeholt. Herr Pickwick setzte seine Brille auf und starrte mit unruhigem Gesicht und schnell klopfendem Herzen nach dem Obmann hin.

„Meine Herren,“ fragte das schwarzgekleidete Individuum, „haben Sie sich über Ihren Ausspruch geeinigt?“

„Ja,“ antwortete der Obmann.

„Für wen haben Sie sich entschieden, meine Herren, für die Klägerin oder den Beklagten?“

„Für die Klägerin.“

„Welche Entschädigung erkennen Sie ihr zu?“

„Siebenhundertundfünfzig Pfund.“

Herr Pickwick nahm seine Brille herunter, wusch die Gläser sorgfältig ab, steckte sie ins Futteral und dieses in die Tasche; sodann zog er mit großer Pünktlichkeit seine Handschuhe an, und nachdem er die ganze Zeit über den Obmann angestarrt hatte, folgte er mechanisch Herrn Perker und dem blauen Beutel zum Saale hinaus.

Sie begaben sich in ein Seitenzimmer, wo Perker die Gebühren bezahlte und wohin bald darauf auch Herrn Pidawick's Freunde kamen. Hier trafen sie auch die Herren Dodson und Fogg, die sich mit allen Zeichen inniger Zufriedenheit die Hände rieben.

„Nun, meine Herren?“ sagte Herr Pidawick.

„Nun, Sir?“ sagte Herr Dodson für sich und seinen Associé.

„Sie mögen machen, was Sie wollen,“ fuhr Herr Pidawick heftig fort, „Sie werden aber keinen einzigen Pfennig Kosten oder Entschädigung zu sehen bekommen. Und wenn ich mein ganzes Leben im Schuldgefängnis sitzen sollte!“

„Na, Sie werden schon noch anders reden,“ sagte Dodson.

„Wird sich schon alles finden,“ meinte lächelnd Fogg.

Pidawick konnte vor Zorn und Galle kein Wort finden und ließ sich zu einem Wagen hinausführen, den Sam gemietet hatte.

Als Sam den Kutschenschlag geschlossen hatte und auf den Bock turnen wollte, fühlte er, daß jemand auf seiner Schulter tippte. Als er sich umwandte, da stand sein Vater mit bekümmertem, vorwurfsvoller Miene vor ihm.

„Siehste,“ sagte er, „ich hab's gewußt, was da rauskommt, wenn's so auf die falsche Manier gemacht wird. Sam m η, Sam m η, warum hast du keenen Alibi gemacht!“

*

Nach seiner Verurteilung weigert sich Pidawick entschieden, die Abfindungssumme an die Witwe zu bezahlen und läßt sich lieber in das Schuldgefängnis einsperren. Da er Geld hat, darbt er hier nicht, sondern macht sich sein Gefängnisleben so behaglich als möglich. Zu seiner Unterhaltung und Bequemlichkeit fehlt vollends nichts, als sich auch sein treuer Diener Sam, aus Liebe und Anhänglichkeit zu ihm, gleichfalls einsperren läßt. Die Witwe Bardell aber hat nicht nur die Rechnung ohne den Wirt gemacht, sondern erhält noch für ihre Albernheit und Unverschämtheit einen empfindlichen Denkkettel. Da Pidawick dauernd nicht bezahlt, so soll sie die Prozeßkosten entrichten; das vermag sie aber nicht und so wird sie von ihren Anwälten gleichfalls in den Schuldturm gesteckt. Pidawick hat aber ein viel zu gutes Herz, um die alberne Törrin leiden zu lassen; er bezahlt schließlich die gesamten Prozeßkosten und gibt so der Witwe und sich selbst die Freiheit wieder.



Frau Kaudels Gardinenpredigten.

Von

Douglas Jerrold.

(1803—1857).

Eines der lustigsten Bücher der englischen Literatur sind die „Gardinenpredigten der Frau Caudle“ des amüsanten Douglas Jerrold. Der Held des lustigen Wertes ist Balthasar Kaudel, ein harmloser Ehemann und Vater, den das Geschick dazu verurteilt hat, bei jeder Gelegenheit die Vernunft- und Moralergriffe seiner Frau über sich ergehen lassen zu müssen. Er gehörte, wie Jerrold in der Vorrede sagt, zu jenen Männern, die von Mutter Natur bei ihrer großen Vorliebe für das weibliche Geschlecht nur auf die Erde gesetzt wurden, um zu hören. Und der arme Mann war immer „ganz Ohr“, und dieses Gehörwerkzeug wurde von seiner lieben Gattin in ganz außerordentlicher Weise in Anspruch genommen. Bei Tage weniger, denn da hätte sie jeden Augenblick, wenn ein Käufer in den Laden trat, unterbrochen werden können; von nachts elf Uhr bis morgens sieben Uhr war sie aber vor jeder Unterbrechung sicher und öffnete da alle Schleusen ihrer angeborenen Berebbarkeit. Wie der Vogel der Minerva, so schwieg Frau Kaudel bei Tage und predigte nur bei Nacht. So ging das dreißig Jahre, und da Kaudel seine so tüchtige Frau noch überlebte, so muß er sicherlich eine eiserne Konstitution besessen haben. Als dann Frau Kaudel gestorben war, da spulte ihre Zunge noch immer weiter, und der gute Mann, der früher wegen der Neben seiner Gattin nicht einschlafen konnte, schlief jetzt wegen der Predigt-halluzinationen nicht ein. Das dauerte so lange, bis er sich eines Tages hinsetzte und die Gardinen-Predigten seiner verstorbenen Gattin niederschrieb. Das brachte Erleichterung. Als er gestorben war, fand man unter seinen Papieren ein Manuscript mit dem Titel: „Gardinen-Predigten von Margarethe Kaudel gehalten, und von Balthasar Kaudel, ihrem Manne, ruhig angehört.“

Nachstehend einige Predigten in der Tornow'schen Uebersetzung der Reclam-Ausgabe.

Erste Predigt.

Kaudel war mit einem Freunde in der Kneipe.



a gewiß — hast du recht — das ist ein prächtiges Leben für einen verheirateten Mann — eine herrliche Wirtschaft; und das müssen wir Frauen, wir armen, schwachen Wesen ruhig ertragen und dürfen nicht murren. Aber wüßten sie's nur, wüßten sie nur die Hälfte von dem, was ich weiß, sie würden sich hüten, ihr ganzes Leben an einen Mann zu hängen.

Eine Frau muß zu Hause hocken, muß sich quälen und arbeiten, während der Herr Gemahl fortgeht, wohin es ihm gefällt und das findet er in

seinem Unverstand ganz in der Ordnung. Während er sich in Schenken- und Bierstuben herumtreibt, singt und trinkt, muß sie wie ein wahres Aschenbrödel daheimbleiben.

Du singst nicht? hm, was weiß ich — du sagst es zwar, aber wer dich nur sehen und hören könnte, würde sich gewiß bald davon überzeugen, daß du auch da, wie überall, zu den Schlimmsten gehörst.

Von heut ab wirst du nun wohl alle Nacht in die Kneipe gehen; wenn du dir aber einbildest, ich werde aufbleiben, um deine Nachhauerkunft abzuwarten, so irrst du dich gewaltig, das sag ich dir, Kaudel. Bei Gott nicht — ich stehe wahrhaftig nicht aus dem warmen Bette auf, um dir die Tür zu öffnen — und Susanne darf dir erst recht nicht aufmachen.

Ich soll die Tür auflassen? Ja, das seht gerade noch; sich ins Bett legen, schlafen, die Tür auflassen, so daß man noch vor Tagesanbruch totgeschlagen oder das Haus ausgeplündert wird.

Pfui, Teufel! der Tabakgestank — der abscheuliche Geruch allein genügt schon, um eine anständige, gebildete Frau unter die Erde zu bringen. Du weißt recht gut, wie sehr mir der Tabakgeruch zuwider ist, aber was geht das dich an, dir ist das alles gleich, wenn du nur rauchen kannst.

Du rauchst nicht? Das bleibt sich ganz gleich — wenn du dich zu denen gesellst, die rauchen, so ist das ebenso schlimm, ja noch schlimmer, als wenn du selber rauchtest. Und mir wäre das letztere schon viel lieber, denn dann kämst du doch nicht nach Hause und brächtest fremden Tabakqualm mit.

In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht gehört, daß es vorteilhaft ist, wenn ein Mann sich in den Kneipen herumtreibt, denn er findet dort nur schlechte Gesellschaft, mit einem Worte Leute, die es für eine Ehre halten, ihre Frauen wie Sklavinnen zu behandeln und ihre Familien an den Bettelstab zu bringen. Sieh nur diesen elenden Kerl, den Wirt, den Betzenberger an — wie weit hat der's gebracht? Nie kommt er morgens vor zwei Uhr nach Hause und daß sich Gott erbarm! in welchem Zustande ist er dann! Vor dem Hause fängt er schon mit dem Nachtwächter Krakehl an, damit sich nur seine Frau vor ihm fürchten und ihm keine Vorwürfe machen soll. Gemeiner Mensch! — Aber bilde dir ja nicht ein, daß ich mir das gefallen lasse, was sich die arme Frau Betzenberger gefallen lassen muß; nein, niemals und wärst du der beste Mann, der je auf Erden herumwandelte. Meinewegen kannst du dich eine Stunde lang mit dem Nachtwächter zanken, ja prügeln — mir ist das ganz gleichgültig — mich machst du damit nicht bange, Kaudel, mich wahrhaftig nicht.

Du bleibst nicht bis zwei Uhr morgens aus? Das kannst du gar nicht vorher behaupten. Wer sich, wie du, mit solchem Gesindel abgibt, kann vorher niemals sagen, was sich mit ihm noch alles zutragen kann und wird. Menschen, die solch Leben führen, wissen viel, wann sie nach Hause kommen und was sie tun werden und denken, was noch das schlimmste ist, stets zuletzt an ihre armen Frauen, die zu Hause sitzen und sich ihretwegen abhängigen.

Gib mal acht: Morgen früh wirst du wieder schöne Kopfschmerzen haben, oder vielmehr heute früh, denn Mitternacht muß längst vorüber sein.

Nein, Kaudel, ich werde nicht so gut sein und einschlafen! Und wenn ich es auch wollte, so könnte ich es nicht einmal, weil mir der abscheuliche Tabakgestank die Kehle zuschnürt. Aber ich seh schon voraus, Kaudel — morgen früh wirst du wieder frisch und gesund auf den Beinen sein — nur im Bett darfst du mir nicht frühstücken, das sag ich dir gleich — das mag die Frau Betsenberger ihrem Manne erlauben — ich nicht. Zu Mittag gibt es auch keine Suppe — ebenso wenig gibt es morgen Rindfleisch — darauf gebe ich dir mein Wort, so wahr ich Margarete heiße.

Du willst keinen Hering und keine Suppe? Desto besser — du sollst auch keine haben, beunruhige dich deshalb also nicht. — Ach, du mein Gott! dieser Tabakgestank — die Schwindsucht könnte man davon kriegen. Ich sehe nun auch schon im voraus, wie alles kommen wird. Jetzt hast du einmal angefangen und nun wird es auch an der Fortsetzung nicht fehlen. Von heut ab wirst du jeden Abend angehäuselt nach Hause kommen und es soll mich gar nicht wundern, wenn du mal ein Bein brichst, dir eine Schulter ausrenkst oder wohl gar einmal eine Schlägerei auf der Straße hast — denn ich kenne dich, Kaudel, ich kenne dich durch und durch. Du prügelst auch wohl gar ein paar Nachtwächter und dann weiß ich schon, was danach kommt, was danach kommen muß. Sie stecken dich auf vier oder sechs Wochen ins Gefängnis, Kaudel, und da kannst du denn mit allerhand wildem und nichtsnutzigem Pack zusammen sitzen. O warum bin ich noch am Leben, um solche abscheuliche Dinge zu erfahren! — Ach, mein Gott, da ist der abscheuliche Tabakqualm schon wieder! Und dann die Schande für die armen Kinder, wenn der Vater gefessen hat und die ganze Polizei kennt ihn, gerade als wenn er ein Schreiber vom Gericht wäre.

Nein, ich will nicht schlafen, Kaudel, und ich rede auch nicht von unmöglichen Dingen! Denn ich weiß ganz wohl, daß alles, was ich soeben hier gesagt habe, auch geschehen wird und ich würde auch kein Sterbenswort, keine Silbe darüber verlieren, wäre es mir nicht um die armen, unglücklichen Kinder zu tun. Dein Geschäft muß zugrunde gehen, oder glaubst du wirklich, irgend ein achtbarer Familienvater, irgend eine ehrbare Familienmutter wird von einem Trunkenbolde Spielsachen für ihre Kinder kaufen?

Du bist kein Trunkenbold? Noch bist du es nicht, aber bald genug wirst du es sein und da ist das alles einerlei. Bis Mitternacht auszubleben war der Anfang bei dir und lange wird es nicht währen, dann kommst du die ganze Nacht nicht mehr nach Hause. Nur denke ja nicht, Kaudel, daß ich dir je einen Schlüssel gebe. Jawohl, darauf sollst du warten — dazu kenne ich dich nur zu wohl und weiß zu genau, daß du es gern ebenso triebst, wie der elende Betsenberger. — Dieser abscheuliche Kerl! Was tat er nicht am letzten Mittwoch? Schlich er sich nicht morgens vier Uhr heimlich ins Haus mit einem seiner Zechbrüder, dem magern Schneider? Als

nun seine arme Frau morgens um sechs Uhr aufwachte, erblickte sie ihres Mannes schmutzige Stiefeln, die neben dem Bett standen, während er, der gemeine Burfsche, ihr angetrauter Mann, mit seinem Kumpan in der Vorderstube saß und soff. Wie ein Dieb, nein, wie ein Räuber, hatte er heimlich die Schlüssel aus der Tasche seiner bebauernswerten Frau genommen und hatte sich dann über den Kumpvorrat gemacht. Ach, was muß die Unglückliche nicht alles tragen! Herrliche Lage für eine Frau, morgens um sechs Uhr aufzuwachen und statt ihren Mann im Bett, seine schmutzigen Stiefeln neben dem Bett stehen zu sehen.

Indes, was mich anbelangt, so will ich dein Opfer nicht werden, Kaudel, nein, gewiß nicht. Meine Schlüssel bekommst du sicherlich nicht, Kaudel, denn die liegen unter meinem Kopfkissen. Nur das sage ich dir noch: du wirst dich zugrunde richten, Kaudel, vollständig zugrunde richten. Soweit ich aber dazu beitragen kann, so will ich wenigstens verhindern, daß du nicht auch andere und Unschuldige mitruinierst.

Ach — der — abscheuliche Tabakgestank!

„Hier,“ meldet Kaudel, „kam mir der Tabak zu Hilfe: sie kroch mit dem Kopf unter das Kissen und — schlief ein.“

Zweite Predigt.

Kaudel hat einem Freunde zwanzig Taler geliehen.

Eigentlich solltest du ein reicher Mann sein, Kaudel, ein sehr reicher Mann. Wer dir einmal, wenn du in der Not bist, zwanzig Taler liehe, möchte ich wohl wissen. Ich kann mich placken und quälen, daß es ein wahrer Jammer ist und muß ruhig zusehen, wie du das Geld zwanzigtalerweis zum Fenster hinauswirfst. hm! Zwanzig Taler! Was hätte man mit zwanzig Talern nicht alles beginnen können. Oder glaubst du wirklich, man findet das Geld auf der Straße? Indes, du warst Zeit deines Lebens ein Narr, Kaudel, und zu dir kommen die Leute deshalb auch immer zuerst.

Laß sie nur einmal zu mir kommen!

So dumme sind sie nicht? Was dich betrifft, Kaudel, so denkst du freilich immer erst an fremde Leute. — Seit länger als drei Jahren wünsche ich mir schon ein seidenes Kleid, aber da kann ich bis in Ewigkeit drauf warten. — Für die zwanzig weggeworfenen Taler hätte ich beinahe eins bekommen, aber dir ist es ja ganz gleichgültig wie ich aussehe.

Zwanzig Taler! Die armen Mädchen müssen neue Hüte haben und diese tun ihnen so not, wie das liebe Brot, wo sie sie aber herbekommen sollen, weiß der liebe Gott, ich wahrlich nicht. Die Hälfte von dem weggeworfenen Gelde hätte hingereicht, um diesen dringenden Bedürfnis abzuheffen, nun ist es fort und nun mögen die armen Wesen sehen, was wird. Aber nichts natürlicher, als das: sie gehören ja auch zu deiner Familie und diese ist dir ja, wie gesagt, ganz gleichgültig.

Habe ich dir ferner schon gesagt, daß Jakob heut morgen seinen Ball

durch eine Scheibe geworfen hat und daß wir die bezahlen und machen lassen müssen? Hier wirfst du zwanzig Taler zum Fenster hinaus, dort wirft der Junge die Scheibe ein, wo sollen wir nur alles das Geld hernehmen? Die Scheibe ist dich an seinem Bett und nun muß das arme Kind jezt bei offenem Fenster schlafen, er, der so schon an der Lunge leidet, so daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn ihm die zerstückelte Scheibe jezt vollends den Rest gäbe. Aber Gott weiß es, ich kann nichts dagegen tun und wenn er daher stirbt, so hast du ihn auf dem Gewissen. Zwanzig Taler! — Mein Gott, wieviel zerstückelte Fensterscheiben hätte man für die zwanzig Taler nicht machen lassen können!

Und künftigen Dienstag muß auch die Feuerversicherung berichtigt werden; aber wovon? Ja, wenn du nur deine Zwanzigtalerscheine nicht dem ersten besten, der ins Haus läuft, sozusagen, mit Gewalt aufdrängst, so wäre das mit der Erneuerung der Police eine Kleinigkeit, so aber ist es eine Unmöglichkeit und es bleibt uns nichts weiter übrig, als ruhig zuzusehen, wenn uns das Haus überm Kopf abbrennt und wir auch nicht einen Heller Brandentschädigung erhalten. Und nie wohl gab es soviel Feuersbrünste wie gerade jezt, denn es vergeht keine Woche, wo es nicht irgendwo brennt, und ich werde von heut ab vor lauter Angst kein Auge mehr ruhig schließen können. Aber das kümmert und rührt dich nicht, Kaudel! Wenn die Leute nur von dir sagen, du seist ein generöser und freigebiger Mann, mit einem Wort, wenn du vor der Welt nur mit dem prahlen kannst, was du deinen Kindern am Munde abdarbst, so bist du schon zufrieden, mag aus deiner Familie dann werden, was will.

Hörst du nicht, wie der Fensterladen fortwährend anschlägt? — Du brauchst mir nicht erst zu sagen, was daran fehlt, denn ich weiß es so gut wie du — neue Haspen fehlen. Ich wollte heut' deshalb zum Schlosser schicken, aber ich darf jezt nicht daran denken, denn wo soll Geld zu Fensterhaspen herkommen, wenn du die Zwanzigtalerscheine leichtsinnig zum Fenster hinauswirfst!

Ah, du lieber Gott, und welche Menge von Mäusen haben wir jezt im Hause — das ist eine wahre Hehjagd im Zimmer. — Ich höre sie wohl und es könnte mir auch gleich sein, nur wünschte ich, sie zögen dich bei lebendigem Leibe aus dem Bette.

Ich soll eine Falle aufstellen? Das ist bald gesagt und das weiß ich so gut wie du, aber um eine Falle zu stellen, muß man eine solche haben. Du weißt aber, wir haben keine und daran ist nicht zu denken, eine zu kaufen, solange du täglich Zwanzigtalerscheine an deine lieberlichen Kumpane verschenkst.

Horch! Was war das? — War das nicht ein Geräusch unter der Treppe? — Mich sollte es gar nicht verwundern, wenn Diebe bei uns einbrächen, denn durch die Hintertür können sie mit größter Bequemlichkeit eindringen, da die alten Haspen kaum noch im Holz seßigen und die Haken vollständig verrostet sind; aber wo soll jezt Geld zu neuen Haspen und Haken herkommen?

Und nun zuletzt mein Kummer! Du weißt ganz gut, daß ich vor Gram und Aerger sterbe, wenn ich Zeugin solcher abscheulichen Verschwendung sein muß, indes was kümmert's dich — dir wäre das vielleicht ganz lieb. — O Kaudel, wenn ich daran denke, könnte ich mir die Augen aus dem Kopf weinen!

„Hier,“ meldet Kaudel, „gewannen ihre Gefühle das Uebergewicht und sie verhielt sich einige Augenblicke ruhig, welchen kurzen Zeitraum ich geschwind benutzte, um einzuschlafen. Ach, was hatte die Bedauernswerte aber in Gedanken alles heraufbeschworen: Mit ihrem seidnen Kleide war es nichts, Hüte konnten die Mädchen nicht bekommen, Jakob mußte ohne Bedenken am Zug sterben, das Haus brannte unversichert ab, die Badereise verbot sich von selbst, Marianne mußte sich entschließen, der schiefen Zähne wegen eine alte Jungfer zu werden, die Mäuse bedrohten die Familie in ihren Betten, Diebe brachen ins Haus und Frau Kaudel starb vor Kummer und Gram — weil ich Unglücklicher einem Freunde zwanzig Taler geliehen hatte!“

Achtzehnte Predigt.

Kaudel wird auf einem Spaziergang mit seiner Frau von einem jungen, sehr hübschen Mädchen begrüßt, worüber ihm Frau Kaudel ihre Ansicht ausspricht.

Es ist wirklich so weit mit dir gekommen, Kaudel, daß ich nicht mehr mit dir vor die Thür gehen kann, ohne beleidigt zu werden, und da ziehe ich es denn doch vor, lieber zu Hause zu bleiben.

Was? Sprich doch nicht solch dummes Zeug, ich solle dich nur eine einzige Nacht ruhig schlafen lassen. Wirklich, wenn ich mich noch über etwas auf dieser Erde wundern könnte, so wäre es einzig und allein deine Unverschämtheit. Ich kann nie mit dir einen Spaziergang machen, und Gott weiß, wie selten dies der Fall ist, ohne daß ich in meinen Gefühlen von allerhand Lumpenvolk aufs tiefste gekränkt werde. Eine Unzahl loser, frecher Dirnen —

Was ich wieder tobe? Ich denke, Kaudel, du weißt dies sehr gut. Das muß mir ein sauberes Frauenzimmer sein, die einem anständigen Manne zunicht, der mit seinem Ehemweibe spazieren geht.

Rede mir nur nicht vor, es sei Fräulein Betsenberger gewesen. Was geht mich Fräulein Betsenberger an, und woher kennt sie dich?

Du hast sie bei ihrem Bruder zwei oder dreimal gesehen? Gewiß, gewiß — das glaub' ich dir sehr gern. Habe ich doch von Anfang an gedacht, daß es in jenem verträckten Hause irgend etwas Verführerisches geben müsse, von dem du ohne Unterlaß hingezogen würdest — jetzt ist es also an den Tag gekommen.

Das hilft dir alles zu nichts, Kaudel, und ist mir höchst gleichgültig, ob du die Arme hin und her wirfst, und so schreist oder nicht — damit

wird deine Unschuld nicht bewiesen. Durch dergleichen Komödien lasse ich mich nicht irreführen. Früher, ja, da war mal eine Zeit, wo ich dumm genug war, jedes Wort von dir zu glauben, aber heut bin ich darüber vollständig hinaus — Gott sei's gedankt! — Freches Geschöpf! Oder glaubst du, ich habe nicht gesehen, wie sie lachte, als sie dich grüßte, und wie sie dir nachher noch heimlich zunichte? — Eine schöne Mamsell — Ich kann mir wohl denken, für was sie mich eigentlich hielt — für ein armes bedauernswertes Wesen — Natürlich — das sah ich wohl und tauschte mich darin nicht.

Sie ist ein gutes und liebenswürdiges Mädchen? O gewiß — sehr liebenswürdig — wenigstens erscheint sie dir so. Meinst du auch vielleicht, ich hätte den Hut nicht gesehen, den sie auf hatte? Gewiß, gewiß — sie ist ein sehr gutes Mädchen. — Und dann die Schminke, die sie im Gesicht angebracht hatte — meinst du, auch die hätte ich nicht gesehen?

Du hast sie nicht gesehen? — Ich glaub's dir — aber ich habe sie um so besser gesehen. Natürlich — sehr liebenswürdig. Was sagst du?

Sie wäre rot geworden, weil ich mich so unhöflich benommen hätte? Nun, Gott sei Dank, wenn die durch mich zum Erröten getrieben wird! Das muß ein schweres Stück Arbeit gewesen sein, sich durch so viel Schminke durchzuarbeiten.

Fällt mir gar nicht ein, jedem Menschen was anzuhängen — gerade das Gegenteil — und wenn du auch drohst, du willst aufstehen, so ist mir das ganz gleich, denn ich will und muß reden. Noch weiß ich zu unterscheiden, was Teint und was Schminke — denn ich bin nicht, wie du vielleicht glaubst erst gestern auf die Welt gekommen, und ich sage dir das war Schminke. — In früheren Zeiten hatte ich auch einen sehr feinen Teint, Kaudel, aber das scheint du längst vergessen zu haben — obgleich du es bist, der ihn gründlich zerstört hat. Ehe ich deine Bekanntschaft machte, wurde ich wegen meines Teints und meiner gesunden Farbe oft von den Leuten mit der Lilie und der Rose verglichen, aber — was hast du denn zu lachen? Ich begreife nicht, was dich hier zu lachen machen kann. Aber wie ich bereits sagte — dir gilt jede andere mehr, als deine eigene Frau. Nicht ein einziges Mal bin ich mit dir über die Hauschwelle getreten, wo dich nicht jedes Frauenzimmer, das uns begegnete, begrüßt hättest.

Du kannst das nicht ruhig mit anhören, wenn ich das brave junge Mädchen herabsetze? Nichts natürlicher, als daß du ihre Partei nimmst — das versteht sich von selbst. Ich kann ihr deshalb aber auch gar noch nicht einmal so sehr zürnen, denn wahrscheinlich weiß sie gar nicht, daß du überhaupt verheiratet bist; denn mit deiner Frau hat dich ja noch nie jemand öffentlich gehen sehen. — Nie.

Das wäre meine eigene Schuld? Wirklich, Kaudel, um so etwas zu sagen, dazu gehört eine Unverschämtheit, wie nur du sie hast. An Ausreden und Entschuldigungen hat es dir noch nie gefehlt.

Du fragst mich gar nicht mehr, weil ich immer Ein-

wände zu machen hätte? So? — Frage dich nur selbst, ob ich wie eine Vogelscheuche unter die Leute gehen kann? Fragst du mich wirklich einmal, so weißt du schon immer im voraus, daß entweder mein Hut nicht in Ordnung, oder das Kleid von der Schneiderin noch nicht da ist, oder daß ich die Kinder nicht allein lassen kann, oder auch wohl andere wichtige Geschäfte habe, und weil du das alles schon im voraus weißt, so fragst du mich nur pro forma, denn ich kann ja doch nicht mitgehen. Und fällt es mir einmal ein, deine Einladung anzunehmen und mit dir auszugehen, so muß ich nachher dafür bitter büßen.

Ja, ja — ich muß bitter dafür büßen — du brauchst mir meine Worte nicht wie ein Papagei nachzusprechen. Oder bildest du dir ein, ich hätte kein Gefühl? — Gott sei's geklagt — du glaubst, bloß du hättest welches. — Ja, so — beinahe hätte ich es vergessen — Fräulein Betfenberger hat gleichfalls Gefühl — natürlich sehr viel Gefühl, — Gott, welche Idee müssen andere Leute wohl von mir bekommen, für was müssen sie mich wohl halten? Aber ich hätte es mir denken können, daß du nicht Abend für Abend bis spät in die Nacht hinein bei Betfenbergers sitzen würdest, wenn da nicht etwas ganz besonders Anziehendes für dich wäre. Jetzt kenne ich diesen Anziehungspunkt.

Stuße nur soviel du willst, Kaudel, ich mache mir nichts daraus — rein gar nichts mache ich mir daraus. Zum Stutzen hätte ich weit mehr Ursache wie du, und ich würd's auch tun, wenn ich keine Frau wäre.

Deinetwegen möge ich reden, was ich wolle? Kaudel, Kaudel — reizt mich nicht dazu, denn du würdest nur zu bald erfahren, was daraus entsteht — reizt mich ja nicht, denn es würde dir später leid tun — bitter leid tun. Du würdest staunen über das, was ich gegen dich alles vorzubringen habe.

Fräulein Betfenberger — jawohl — hm, hm! Nun geht mir ein bedeutendes Licht auf — jetzt ist mir alles klar. Nun verstehe ich auch, weshalb ich sie mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin zum Tee einladen sollte, und beinahe wäre ich dumm genug gewesen und hätte es getan. Ja, ja, jetzt seh ich's ein — jetzt gehen mir die Augen auf. Und du wärst wirklich so dreist gewesen, und hättest sie unter das eheliche Dach gebracht?

All dein Umherwerfen im Bett hilft dir nichts, Kaudel — du wärst imstande gewesen, sie — unter — dasselbe — Dach — zu bringen — wo — „Länger,“ bemerkt Kaudel, „vermöchte ich es nicht auszuhalten, sprang aus dem Bett und legte mich zu einem der Kinder.“

Dungaras Rache.

Humoristische Erzählung von Rudyard Kipling.

Uebersetzt von Erich Petersson.

Rudyard Kipling, der originelle englische Dichter der Dschungelgeschichten, (geboren 30. Dezember 1865 zu Bombay) ist auch einer der besten Humoristen der modernen englischen Literatur. Die Erzählung „Dungaras Rache“ ist dem Bande „Heitere Geschichten“ der „Bibliothek Rudyard Kipling“ entnommen, der wie alle andern Werke Kiplings in autorisierter deutscher Uebersetzung im Verlagshaus „Vita“ in Berlin erschienen ist.

*



ie erzählen jetzt die Geschichte in den Wäldern am Verbulda-Hügel und zur Bekräftigung zeigen sie auf das Missionshaus, das ohne Dach und Fenster dasteht. Der große Gott Dungara, der Gott der Dinge wie sie sind, der sehr Schreckliche, Einäugige, der den roten Elefantenzahn trägt, tat alles; und wer nicht an Dungara glauben will wird sicherlich mit Wahnsinn geschlagen werden, mit dem Wahnsinn, der die Söhne und Töchter der Buria Kols*) befiel, als sie sich von Dungara abwandten und Kleider anzogen. So sagt Athon Dazé, der hoher Priester des Schreines und Hüter des roten Elefantenzahnes ist. Aber wenn ihr den Bezirksverwalter und Agenten für den Distrikt der Buria Kols fragt, wird er lachen — nicht, weil er den Missionen nicht wohl will, sondern, weil er selbst sah, wie sich Dungaras Rache an der Herde des Hochhehrwürdigen Herrn Justus Krenk, Pastor von der Tübinger Mission, und an Lotte, seinem tugend samen Weibe vollzog.

Doch wenn jemals ein Mann gute Behandlung von den Göttern verdiente, war es Hochhehrwürdigen Justus, der in Heidelberg studiert hatte, dann, einer inneren Stimme folgend, in die Wildnis ging und die blonde, blau-äugige Lotte mit sich nahm. „Wir wollen diese Heiden, die in die Finsternis der Abgötterei versunken sind, zu besseren Menschen machen,“ sagte Justus in den ersten Tagen seiner Laufbahn. „Ja,“ fügte er voll Ueberzeugung hinzu, „sie sollen gut werden und lernen, mit ihren Händen zu arbeiten. Denn alle guten Christen müssen arbeiten.“ Und mit einem Gehalt, das kleiner war als das eines englischen Küsters, ließ Justus Krenk sich jenseits Kamala und des Passes von Malair, jenseits des Verbuldajflusses, dicht am Fuße des blauen Panthberges nieder, auf dessen Gipfel der Tempel des großen Dungara steht, — im Herzen des Landes der nackten, friedfertigen, furchtsamen, unschuldigen und faulen Buria Kols.

*) Kol: Name eines in Bengalen und den Centralprovinzen Ostindiens ansässigen, gänzlich unzivilisierten Volkstammes.

Wißt ihr, was das Leben auf solch einem äußersten Missionsposten bedeutet? Versucht euch eine Einsamkeit vorzustellen, die größer ist als die der kleinsten Station, wohin euch die Regierung nur immer senden könnte. Da spürt ihr eine Verlassenheit, die schwer auf die wachen Augenlider drückt und euch Hals über Kopf in die Arbeiten des Tages treibt. Da gibt es keine Post, da ist niemand von eurer Farbe, mit dem ihr sprechen könntet; da sind keine Wege. Nahrung gibt es freilich, euer Leben zu fristen, aber sie ist nicht angenehm zu essen; und was immer von Gutem oder Schönem oder Anregendem euer Leben schmückt, muß aus euch selbst kommen und aus dem, was früher an Erfreulichem in euch gepflanzt wurde.

Früh am Morgen scharen sich mit bloßen Füßen die Bekehrten, die noch Zweifelnben und die, die noch offen höhnen, auf der Veranda zusammen. Ihr müßtet unendlich gütig und geduldig und vor allem sehr achtsam sein, denn ihr habt es mit der Einfalt des Kindes, der Erfahrung des Mannes und der Schlaueheit des Wilden zu tun. Eure Versammlung hat hundert materielle Wünsche, die alle beachtet sein wollen, und es ist an euch, wenn ihr an eure Verantwortlichkeit dem Schöpfer gegenüber glaubt, in der lärmenden Menge jedes Körnchen gläubiger Regung zu entdecken, das darin verborgen sein mag. Wenn ihr außer der Heilung der Seelen auch noch die der Körper auf euch nehmt, wird eure Aufgabe noch viel schwerer sein, denn die Kranken und die Krüppel werden gern jedes beliebige Glaubensbekenntnis ablegen, um nur geheilt zu werden, und werden nachher über euch lachen, weil ihr einfältig genug waret, ihnen zu glauben.

Wenn der Tag vorgeschritten ist und der Andrang vom Morgen aufgehört hat, wird ein erdrückendes Gefühl der Nutzlosigkeit eures Tuns über euch kommen. Dagegen muß angekämpft werden; und der einzige Ansporn für euch mag der Glaube sein, daß ihr mit dem Teufel um die lebende Seele der Menschen spielt. Es ist ein großer, ein froher Glaube; aber wer vierundzwanzig lange Stunden hindurch daran festhalten kann, muß eine ungemein starke Konstitution und ausgezeichnete Nerven haben.

Frägt die grauen Häupter der Missionsgesellschaft von Banno&burn, was für ein Leben ihre Prediger führen; spricht mit den Missionaren von der puritanischen Missionsgesellschaft, diesen mageren Amerikanern, deren Stolz es ist, daß sie dahin gehen, wohin kein Engländer ihnen zu folgen wagt; besucht einen Pastor von der Tübinger Mission und bittet ihn, euch von seinen Erfahrungen zu erzählen, — wenn ihr könnt. Ihr werdet zu den gedruckten Berichten greifen, aber die erwähnen nichts von den Männern, die in der Wildnis Jugend und Gesundheit und alles, was ein Mann verlieren kann, verloren haben, ausgenommen den Glauben; von englischen Mädchen, die hinausgegangen und gestorben sind in dem vom Sieber verseuchten Dschungel der Panthhügel, die hinausgingen, obwohl sie wußten, daß der Tod ihnen sicher sei. Wenige Pastoren werden euch von diesen Dingen mehr erzählen, als sie von dem jungen David von Saint-Bees sprechen, der, einsam hinausgeschickt, um für die Sache des Herrn zu wirken, in der äußersten Verlassenheit zusammenbrach und halb geistesgestört in die Hauptstation der Mission

zurückkam, indem er schrie: „Dort ist kein Gott, aber mit den Teufeln zusammen bin ich gewandert!“

Die Berichte schweigen hier, denn Heroismus, Fehlschläge, Gefahren, Verzweiflung und Selbstverleugnung bei einem kultivierten weißen Manne bedeuten nichts gegen die Mühe, eine halbmenschlische Seele von einem phantastischen Glauben an Waldgeister, Felsengespenster und Flußteufel zu erretten.

Und Gallio, der Unterverwalter des Distrikts, kümmerte sich um alle diese Dinger nicht. Er war schon lange in diesem Distrikt und die Buria Kols hatten ihn lieb und brachten ihm zum Geschenk aufgesparte Fische, Orchideen aus dem dunklen, feuchten Herzen der Wälder und soviel Wild, wie er essen konnte. Dafür gab er ihnen Chinin und brachte mit Athon Dazé, dem Oberpriester, ihre kleinen Angelegenheiten in Ordnung.

„Wenn Sie erst ein paar Jahre in dieser Gegend sein werden,“ sagte Gallio an Krenks Tisch, „werden Sie dahin kommen, zu finden, daß ein Glaube so gut wie der andere ist. Ich will Ihnen natürlich jeden möglichen Beistand leisten, soweit es in meiner Macht liegt, aber verlegen Sie mir meine Burta Kols nicht! Sie sind ein gutes Völkchen und haben Vertrauen zu mir.“

„Ich will sie das Wort Gottes lehren,“ sagte Justus und sein rundes Gesicht strahlte vor Enthusiasmus, und ich will sie dabei gewiß nicht durch heftiges und unbedachtes Auftreten gegen ihre Vorurteile verlegen. Aber, verehrter Freund, was Sie da meinen, daß man sie so ganz ruhig glauben lassen soll, was sie wollen: Das geht doch nicht.“

„Nur zu,“ sagte Gallio; „ich habe den Distrikt und die Körper der Einwohner zu beaufsichtigen und Sie mögen zusehen, was Sie für ihre Seelen tun können. Nur hüten Sie sich, es wie Ihr Vorgänger zu machen, sonst fürchte ich, nicht für Ihr Leben bürgen zu können.“

„Und was tat der?“ fragte Lotte mutig, während sie dem Verwalter eine Tasse Tee hinüberreichte.

„Er stieg hinauf zum Tempel des Dungara — freilich war er noch mit der Gegend hier unbekannt — und schlug den alten Dungara mehrere Male mit dem Regenschirm über den Kopf. Natürlich kamen darauf die Buria Kols an und verprügelten ihn ziemlich heftig. Ich war gerade im Distrikt und er schickte mir einen Eilboten mit einem Zettel: „Werde verfolgt um der Sache des Herrn willen. Sendet Hilfe vom Regiment!“ Die nächsten Truppen standen etwa zweihundert Meilen weit; aber ich ahnte schon, was er angerichtet hatte. Ich ritt nach Panth und sprach zu dem alten Athon Dazé wie ein Vater und sagte ihm, ein Mann von seiner Weisheit hätte eigentlich wissen müssen, daß der Sahib den Sonnenstich habe und verrückt sei. Da hätten Sie mal sehen sollen, wie betrübt die Leute waren. Athon Dazé entschuldigte sich und schickte Holz und Milch und Geflügel und alle möglichen Sachen und ich spendete fünf Rupien für den Schrein und sagte Macnamara, daß er sehr unverständlich gehandelt habe. Er behauptete, ich hätte eine Sünde wider den

heiligen Geist begangen; aber wäre er bloß über den Berg hinübergewandert und hätte Palin Deo, den Götzen der Suria Kols, beleidigt, dann wäre er auf einem angefangenen Bambusstab gespießt worden, lange bevor ich irgendwie hätte einschreiten können, und ich hätte dann nachher ein paar von den armen Kreaturen hängen müssen. Gehen Sie sanft mit ihnen um, Pastor! . . . Aber ich glaube kaum, daß Sie viel ausgerichtet werden."

„Nicht ich,“ antwortete Justus, „aber mein Herr und Meister. Wir werden mit den kleinen Kindern beginnen. Ein paar von ihnen werden krank werden, wie das so kommt. Nach den Kindern kommen die Mütter und dann die Männer. Aber es wäre mir doch lieber, wenn Sie mit auf unserer Seite wären.“

Gallio fuhr fort, sein Leben damit aufs Spiel zu setzen, daß er bald die halbverfallenen Bambusrohrbrücken seines Volkcs ausbesserte, bald hier oder dort ein paar stramme Tiger erlegte, dann einmal wieder draußen im feuchten Dschungel schlief oder einige diebische Suria Kols verfolgte, die ihren Brüdern vom Buriastamm ein paar Stück Vieh gestohlen hatten. Er war ein junger Mensch mit schlankerem Gange und etwas schlatternden Beinen, mit einer natürlichen Abneigung gegen Glauben und jede Art von Kultus und einem Verlangen nach absoluter Herrschaft, wie sie ihm sein Distrikt, nach dem kein anderer Verlangen trug, gewährte.

„Auf meinen Posten wünscht sich keiner,“ pflegte er brummig zu sagen; „und mein Herr Vorgesetzter steckt seine Nase nur herein, wenn er ganz bestimmt weiß, daß hier kein Fieber ist. Ich bin Herr über alles, was ich rings überschauen kann, und Athon Dazé ist mein Vizekönig.“

Da Gallio sich seiner vollkommensten Nichtachtung menschlichen Lebens rühmte — obgleich er seine Theorie niemals, außer auf sich selbst, anzuwenden pflegte —, ritt er natürlich eines Tages vierzig Meilen weit bis vor die Mission, mit einem kleinen braunen Mädchen vor sich auf dem Sattel.

„Hier ist etwas für Sie, Pastor,“ sagte er. „Die Kols setzen ihre überflüssigen Kinder aus und lassen sie umkommen. Sehe gar nicht ein, warum sie es auch nicht tun sollten; aber dies eine können Sie sich ja aufziehen. Ich fand es oberhalb der Stelle, wo der Berbulda sich teilt. Ich habe eine Ahnung, daß die Mutter mir die ganze Zeit durch die Wälder nachgelaufen ist.“

„Es ist das erste der Herde,“ sagte Justus; und Lotte nahm das schreiende kleine Ding an die Brust und suchte es nach Kräften zu beruhigen, während Matui, die es geboren und nach dem Gesetz ihres Stammes ausgeföhrt hatte, müde und mit wunden Füßen in dem Bambusrohrdickicht umherstrich, wie ein Wolf auf dem Felde herumlungert, und mit hungrigen Mutteraugen das Haus bewachte. Was wollte der allmächtige Unterwerwarter tun? Würde der kleine Mann im schwarzen Rock ihre Tochter bei lebendigem Leibe aufessen? Denn das war, wie Athon Dazé sagte, die Gewohnheit aller Männer in schwarzen Röcken.

Matui wartete in dem Dickicht die ganze Nacht hindurch; und am Morgen kam aus dem Hause ein schönes Weib heraus, wie Matui es noch

nie zuvor gesehen hatte, und in ihren Armen lag, sauber angezogen, Matusis Töchterchen. Lotte verstand wenig von der Sprache der Buria Kols, aber wenn eine Mutter zu einer Mutter spricht, ist jede Sprache leicht zu verstehen. Daran, wie Matui furchtsam den Saum ihres Kleides streichelte, an den leidenschaftlichen Kehllauten und den sehnsüchtig verlangenden Augen erkannte Lotte, mit wem sie es zu tun hatte. Und so nahm denn Matui ihr Kind wieder und versprach, die Dienerin, ja, die Sklavin des wunderbaren weißen Weibes zu sein; denn ihr eigener Stamm würde sie jetzt nicht mehr aufnehmen wollen. Und Lotte weinte zusammen mit ihr, — nach deutscher Manier, wobei sehr oft die Nase geschraubt wird.

„Zuerst das Kind, dann die Mutter und schließlich der Mann — und alles zur Ehre Gottes,“ sprach Justus, der Hoffnungreiche. Und der Mann kam auch, mit einem Bogen und Pfeilen, und war sehr wütend, denn er hatte jetzt niemand, der für ihn kochte.

Aber die Geschichte dieser Mission ist lang und ich habe keine Zeit zu erzählen, wie Justus, uneingedenk seines unvorsichtigen Vorgängers, Moto, Matusis Mann, wegen seiner Herzlosigkeit richtig abkanzelte; wie Moto einen gehörigen Schreck bekam, dann aber, als seine Furcht vor einem plötzlichen Tode geschwunden war, sich ein Herz faßte und der treue Bundesgenosse und der erste Bekehrte Justus' wurde; wie die kleine Gemeinde wuchs, zum großen Mißvergnügen Athon Dazé's; wie der Priester des Gottes der Dinge, wie sie sind, einen spitzfindigen Disput mit dem Priester des Gottes der Dinge, wie sie sein sollten, hatte und dabei den kürzeren zog; wie die Abgaben für den Tempel des Dugaras an Geflügel, Fisch und Honigstücken allmählich in Fortfall kamen; wie Lotte die Weiber mit dem Fluche Evas bekannt machte und wie Justus sein Bestes tat, den auf Adam lastenden Fluch verständiglich zu machen; wie die Buria Kols dagegen rebellierte und sagten, daß ihr Gott ein müßiggehender Gott sei, und Justus allmählich ihre Skrupel gegen die Arbeit überwand und ihnen zeigte, daß der schwarze Boden reich an anderen Produkten sei als an Erdnüssen allein.

Alle diese Dinge machen die Geschichte vieler Monate aus und die ganze Zeit hindurch sann der weißköpfige Athon Dazé auf Rache wegen der Vernachlässigung, die man Dugaras und dem für ihn fälligen Tribut angedeihen ließ. Mit der Schlaueit des Wilden heuchelte er Justus Freundschaft und deutete sogar die Möglichkeit seiner eigenen Bekehrung an; aber zu der Gemeinde des Dugaras sprach er düster: „Die von des Pastors Herde haben Kleider angezogen und dienen einem arbeitsamen Gott. Deshalb wird Dugaras sie schwer schlagen, daß sie sich mit Heulen in die Wasser des Berbulda stürzen werden.“ Und in der Nacht dröhnte und ächzte der rote Elefantenzahn zwischen den Hügel und die Gläubigen wachten und sprachen: „Der Gott der Dinge, wie sie sind, bereitet Rache vor gegen die Abtrünnigen. Sei gnädig, Dugaras, zu uns, Deinen Kindern, und gib uns ihre ganze Ernte!“

Spät in der kalten Jahreszeit kamen der Verwalter und seine Gattin in den Distrikt der Buria Kols. „Gehen Sie und sehen Sie sich Krenks

Mission an," sagte Gallio. „Er tut Gutes nach seiner Art und ich denke, es wird ihn freuen, wenn Sie die kleine Bambusrohrkapelle einweihen, die er glücklich zustande gebracht hat. Auf jeden Fall werden Sie einen zivilisierten Buria Kol zu sehen bekommen.“

In der Mission war alles in großer Aufregung. „Nun wird er und die huldreiche Lady mit eigenen Augen sehen, daß wir ein gutes Werk getan haben, und wir werden ihm unsere Bekehrten vorstellen, alle in ihren neuen Kleidern, die sie sich eigenhändig gemacht haben. Es wird ein großer Tag sein für den Herrn immerdar!“ sprach Justus; und Lotte sagte: „Amen!“

Justus hatte, in seiner ruhigen Weise, ein bißchen Eiferjucht gegen die Baseler Webeschulen-Mission gefühlt, denn seine eigenen Bekehrten waren ungeschickt. Doch kürzlich hatte Athon Dazé einige von ihnen dahin gebracht, die glänzenden, seidenähnlichen Fasern einer Pflanze zu bearbeiten, die in Massen auf den Panthbergen wuchs. Das ergab ein weißes und glattes Zeug, einen Stoff, ähnlich dem Tappa der Südseeinsulaner, und an diesem Tage sollten die Bekehrten zum ersten Male Kleider daraus tragen. Justus war stolz auf sein Werk.

„Sie sollen herunterkommen, angetan mit weißen Kleidern, den Verwalter und seine hochgeborene Lady zu begrüßen, und singen: Nun danket alle Gott! Dann wird er die Kapelle eröffnen und dann . . . dann wird selbst Gallio anfangen, zu glauben. Bleibt so stehen, meine Kinder, immer zwei zusammen, und . . . Lotte, warum kragen Sie sich so? Es schickt sich nicht, zu wackeln, Nala, mein Kind! Wenn der Verwalter hier ist, wird ihn das verdrießen.“

Der Verwalter, seine Frau und Gallio kletterten den Hügel zu der Missionsstation herauf. Die Bekehrten waren in zwei Reihen aufmarschiert, eine weiß schimmernde Linie, fast vierzig Köpfe stark. „Oh," sagte der Verwalter, der sehr auf seinen Wert eingebildet war und sich für den zu halten schien, der das Unternehmen von Anfang an gefördert hatte. „Das geht ja tüchtig vorwärts, wie ich sehe; ordentlich mit sprunghafter Schnelligkeit.“

Niemals wurde ein wahreres Wort gesprochen! Die Mission ging tatsächlich vorwärts, wie er gesagt hatte. Zuerst machten sich nur leise Bewegungen schamhaften Unbehagens bemerkbar; aber bald sprangen sie, wie Pferde bei Insektenstichen, und nahmen Sätze, wie rasend gewordene Kängurus. Vom Panthhügel herab ließ der rote Elefantenzahn ein scharfes, schmerzlich klingendes Geheul ertönen. Die Reihen der Bekehrten kamen ins Wanken, brachen auseinander und zerstreuten sich unter Zetern und Schmerzensschreien, während Justus und Lotte starr vor Schrecken standen.

„Das ist Dungalas Rache!“ schrie eine Stimme. „Ich verbrenne, ich verbrenne! Zum Fluß oder wir sterben!“

Die Menge rannte und stürzte den Felsen zu, die über den Berbulda herniederhängen. Sie trampelten und wandten und krümmten sich und zerrissen ihre Kleider, während sie liefen, und der Donner von Dungalas Drommete verfolgte sie. Justus und Lotte eilten mit Tränen auf den Verwalter zu.

„Ich kann es nicht verstehen!“ keuchte Justus. „Gestern hatten sie noch die zehn Gebote im Herzen. Was bedeutet das? Alle guten Geister zu Wasser und zu Lande loben Gott den Herrn! . . . Nala! O, schäme dich!“

Schreiend rannte sie dort in großen Sprüngen den Felsen über ihren Häuptern hinauf, Nala, einst der Stolz der Mission, ein Mädchen von vierzehn Jahren, gut, gelehrig und tugendhaft, — und jetzt nackt wie der junge Tag und wütend wie eine Wildkage.

„Habe ich darum,“ schrie sie wild und schleuderte ihren Rock gegen Justus, „habe ich darum mein Volk und Dugara verlassen? Um des Feuers eures Gebetplatzes willen? Blinder Affe, kleiner Erdwurm, gedörter Fisch, der du bist! Du sagtest, ich würde nie verbrennen. O Dugara, ich verbrenne jetzt! Ich verbrenne jetzt! Habe Gnade, Gott der Dinge, wie sie sind!“

Sie wandte sich um und sprang in den Berbulda hinunter und die Drommete Dugaras brüllte in Jubeltönen. Die letzte der Bekehrten von der Tübinger Mission hatte eine Viertelmeile des reißenden Stromes zwischen sich und ihre Lehrer gebracht.

„Gestern noch,“ gurgelte Justus, „lehrte sie in der Schule A, B, C, D, . . . Oh, das ist des Satans Werk!“

Aber Gallio betrachtete neugierig den Rock des Mädchens, der zu seinen Füßen niedergefallen war. Er befühlte das Gewebe, schlug seinen Hemdärmel etwas über das Handgelenk zurück und preßte ein Stück des Tuches gegen das Fleisch. Eine stark gerötete Hitzblase zeigte sich auf der weißen Haut.

„Aha,“ sagte Gallio ruhig, „das dachte ich mir.“

„Was ist das?“ fragte Justus.

„Ich würde es das Nessusgewand nennen, aber . . . Woher haben Sie das Garn zu diesem Tuch?“

„Athos Dazé hat es gegeben,“ antwortete Justus. „Er zeigte den Knaben, wie es verarbeitet werden müsse.“

„Der alte Fuchs! Wissen Sie, daß er ihnen die Nilgirineßel zu verarbeiten gegeben hat, — Girardenia heterophylla? Kein Wunder, daß sie sich krümmten. Es sticht ja sogar, wenn man Brückenseile daraus macht, selbst wenn man es vorher sechs Wochen lang eingewässert hat. Der schlaue Hund! Eine halbe Stunde würde es dauern, bis es durch ihr dickes Fell brennt, und dann . . .“

Gallio brach in Lachen aus. Lotte aber weinte in den Armen der Gattin des Verwalters und Justus hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

„Girardenia heterophylla!“ wiederholte Gallio. „Krenk, warum sagten Sie mir das nicht? Ich hätte es Ihnen ersparen können. Gewebtes Feuer! Jeder, außer ein nackter Kol, würde es gekannt haben. Aber, soweit ich sie kenne: Die werden Sie nie wieder bekommen!“

Er schaute über den Fluß, wo an den feuchten Stellen die Bekehrten

ſich jammernd wälzten, und das Lachen in ſeinen Augen erſtarrte, denn er ſah, daß es mit der Tübinger Miſſion bei den Buria Kols aus war.

Niemals wieder, obgleich ſie drei Monate hindurch traurig um die verlaſſene Schule herumſtrichen, gelang es Lotte oder Juſtus, ſelbſt die verheißenſten Stücke ihrer Herde ſchmeichelnd zurückzurufen. Nein! Das ‚Feuer des Gebetplatzes‘ hatte der Bekehrung ein Ende gemacht, ein Feuer, das durch alle Glieder rannte und nagend in die Knochen drang. Wer wollte es wagen, ein zweites Mal den Jörn Dungaras herauszufordern? Laßt den weißen Mann und ſein Weib anderswohin gehen! Die Buria Kols wollen nichts von ihnen wiſſen! Eine offiziöſe Botſchaft an Athon Dazé, des Inhalts, daß Athon Dazé und die Prieſter des Dungara von Gallio am Tempelſchrein aufgehängt werden würden, wenn nur ein Haar auf Juſtus' oder Lottes Haupt gekrümmt würde, ſchüßte das Paar vor den knorrigen Giftpfeilen der Buria Kols. Aber weder Fiſch noch Geflügel, weder Honigscheiben noch eingepökelttes oder friſches Schwein wurden ferner vor ihre Tür gebracht. Und leider kann man nicht von Sanftmut allein leben, wenn das Fleiſch fehlt.

„Laß uns gehen, mein Weib,“ ſprach Juſtus. „Hier iſt nicht gut ſein und der Herr hat es gewollt, daß irgend ein anderer dieſes Werk übernehme, — zu guter Stunde, wenn die Zeit des Herrn erfüllt iſt. Wir wollen von dannen gehen und ich will . . . ja, etwas botaniſche Studien will ich treiben.“

Wenn irgend jemand begierig iſt, die Buria Kols von neuem zu bekehren, ſo findet er wenigſtens noch die Ruinen eines Miſſionshauses am Fuß des Panthberges. Aber über die Kapelle und die Schule des hochwürdigsten Herrn Juſtus Krenk iſt längſt ſchon das Dſchungel gewachſen.

*

Zeitungsſchreiberei in Tenneſſee.

Von

Mark Twain.

Mark Twain, deſſen bürgerlicher Name Sam. L. Clemens iſt und der 1835 zu Florida in Miſſouri geboren wurde, iſt der kläſſiſche Vertreter des engliſch-amerikaniſchen Humors. Er ſieht am Leben vor allem die komiſchen Zeiten, die er in draſtiſcher Weiſe karikiert. Seine echt amerikaniſche Lauſbahn — er war Schriftſetzer, Flußſchiffer, Goldſucher, Journaliſt — gab ihm reiche Gelegenheiten zur Erlangung einer großen Welt- und Menſchenkennniſs, aus der er ſeine amüſanten Stoffe holt. Die nachſtehende Skizze, für ſeine Art ſehr charakteriſtiſch, iſt der Ueberſetzung von Wilhelm Lange entnommen, die in der Twain-Ausgabe von Philipp Reclams Univerſalbibliothek erſchienen iſt.

(Aus dem Buntamer „Express“)

„Der Redakteur der „Lawine“ in Memphis leuchtet in folgender milden Weise einem Korrespondenten heim, der ihn als Radikalen hingestellt hatte: — „Als das Reptil mit dem schwarzen Herzen sein erstes Wort schrieb, als es in der Mitte war, als es seine i mit Pünktchen, seine t mit Querstrichen versah und seine Perioden dreckselte, wußte es, daß es einen Satz zusammenlockte, der von Nichtswürdigkeit gesättigt und von Verlogenheit durchfault war.“
Erchange.



Der Arzt sagte mir, daß ein südliches Klima meiner Gesundheit heilsam sein würde, und so ging ich hinunter nach Tennessee und erhielt eine Stelle als Mitredakteur an der „Morgenglorie und dem Kriegsgeschrei von Johnson-County“. Als ich mein Amt antrat, fand ich den Chefredakteur auf einen dreibeinigen Stuhl hingeflegelt, wobei die Füße auf einem sichtenen Tische ruhten. Es befand sich noch ein zweiter Stuhl von Sichtenholz in dem Zimmer und noch ein zweiter amputierter Stuhl, und beide waren halb vergraben unter Zeitungen und Streifen und Bogen von Manuskripten. Auch eine hölzerne Sandbüchse war vorhanden, bestreut mit Zigarrenstümpfen und „alten Soldaten“ (Primchen), und außerdem ein Ofen, dessen Tür lediglich in der obern Angel hing.

Der Chefredakteur hatte einen langschwänzigen schwarzen Tuchrock und weißleimene Hosen an. Seine Stiefel waren klein und sauber gewickelt. Er trug ein Faltenhemd, einen großen Siegelring, Vatermörder von altfränkischer Form und ein buntes Halstuch mit herabhängenden Zipfeln. Datum dieses Kostüms etwa das Jahr 1848. Er rauchte eine Zigarre, war bemüht, einen Gedanken zu finden und hatte, indem er sich mit den Händen durch die Haare gefahren war, seine Locken ziemlich in Verwirrung gebracht. Er warf fürchtbare Blicke um sich, woraus ich schloß, daß er einen besonders knotigen Leitartikel zusammenbraue. Er sagte mir, ich möchte die Tauschblätter vornehmen, sie abschäumen und etwas über den „Geist der Presse in Tennessee“ schreiben, wobei ich alles das in den Artikel zusammenbrängen möge, was dieselbe Interessantes zu enthalten scheine.

Ich schrieb was folgt:

„Geist der Presse in Tennessee.“

„Die Redakteure des ‚halbwöchentlichen Erdbebens‘ leiden augenscheinlich an einem Mißverständnis hinsichtlich der Eisenbahn nach Ballvhack. Die Gesellschaft geht durchaus nicht mit der Absicht um, Buzzardville links liegen zu lassen. Im Gegenteil, sie betrachtet diesen Ort als einen der wichtigsten Punkte auf der Strecke und kann daher nicht wünschen, es beiseite zu lassen. Die Herren vom ‚Erdbeben‘ werden ihren Irrtum natürlich mit Vergnügen berichtigen.“

„Herr John W. Blossom, der tüchtige Redakteur des ‚Donnerkeils und Schlaftrufs der Freiheit‘ von Higginsville ist gestern in dieser Stadt angekommen. Er ist in van Buren-House abgestiegen.

„Wir bemerken, daß unser Kollege vom ‚Morgengeheul‘ in Mud-Springs in dem Irrtum verfallen ist, anzunehmen, die Wahl von Werters sei nicht eine feststehende Tatsache; aber bevor diese Erinnerung ihn erreicht, wird er seinen Mißgriff ohne Zweifel selbst entdeckt haben. Offenbar war er durch unvollständige Wahlnachrichten irregeleitet worden.

„Mit Vergnügen vernehmen wir, daß die Stadt Blathersville sich bemüht, mit einigen New Yorker Herren einen Kontrakt abzuschließen, laut welchem diese die beinahe unpassierbaren Straßen von Blathersville mit dem Nicholasonschen Pflaster zu pflastern haben. Es dürfte schwer halten, einen solchen Wunsch durchzusetzen, seitdem die Stadt Memphis einige New Yorker veranlaßte, ihr einen ähnlichen Dienst zu erweisen und dann die Bezahlung abzulehnte. Indes tritt das ‚tägliche Hurra‘ mit viel Geschick für die Maßregel in die Schranken und scheint voll Zuversicht zu sein auf einen schließlichen Erfolg.

„Mit Bedauern hören wir, daß Oberst Bascom, Chefredakteur des ‚verhallenden Freiheitsrufes‘, vor einigen Abenden auf der Straße einen Fall tat und sich das Bein brach. Er litt in letzter Zeit an großer Schwäche, welche durch Ueberanstrengung und Kummer über Krankheitsfälle in seiner Familie hervorgerufen war, und man vermutet, daß er infolge seiner Gewohnheit, sich zuviel in der Sonne zu bewegen, in Ohnmacht fiel.“

Ich reichte mein Manuskript dem Chefredakteur zur Annahme, Aenderung oder Vernichtung. Er warf einen Blick darauf. Sein Gesicht verfinsterte sich. Seine Augen flogen über die Seiten: seine Züge wurden unheimelbräunend. Es war leicht zu sehen, daß etwas verkehrt war. Dann sprang er auf und rief:

„Blitz und Donner! Glauben Sie denn, daß es mir einfallen könnte, von diesem Vieh in diesem Tone zu sprechen? Glauben Sie denn, daß meinen Abonnenten solch schales Gebräu munden würde? Geben Sie mir mal die Feder her!“

Niemals sah ich eine Feder so boshaft krachen und austreichen oder so erbarmungslos durch die Verba und Adjektiva eines anderen hindurchpflügen. Gerade als er mitten in seiner Arbeit war, schoß jemand durch das offene Fenster nach ihm und entstellte die Symmetrie seines Ohrs.

„Aha,“ sagte er, „das ist der Halunke Smith . . . vom ‚moralischen Dulkan‘ . . . ich erwartete ihn schon gestern.“

Und damit riß er einen Matrosenrevolver aus seinem Gürtel und feuerte. Smith stürzte, in die Lende getroffen, zu Boden. Infolge dieses Schusses verfehlte Smith, der gerade zum zweitenmal feuerte, sein Ziel und verwundete einen Unschuldigen. Das war ich. Nur ein Finger abgeschossen.

Dann fuhr der Chefredakteur mit Ausstreichen und Dazwischenschreiben fort. Just als er damit zu Ende war, kam eine Handgranate durch die Ofenröhre herunter, und die Explosion zertrümmerte den Ofen in tausend Stücke. Doch richtete sie weiter keinen Schaden an, als daß ein herumirrender Splitter mir ein paar Zähne ausschlug.

„Dieser Ofen ist gänzlich ruiniert,“ sprach der Chefredakteur.

Ich bemerkte, daß ich derselben Ansicht sei.

„Na, gleichviel — brauchen ihn bei solchem Wetter ja doch nicht. Ich kenne den Menschen, der's getan hat. Werd' ihn schon kriegen. So, hier haben Sie die Methode, nach welcher solches Zeug geschrieben sein will.“

Ich nahm das Manuskript. Es war derart von Strichen und Einschachtelungen durchritzt, daß seine Mutter es nicht wieder erkannt haben würde, wenn es eine gehabt hätte. Es lautete jetzt wie folgt:

„Geist der Presse in Tennessee.“

„Die hartgefotenen Lügner vom halbwöchentlichen Erdbeben gehen augenscheinlich darauf aus, einem edlen und ritterlichen Volke wieder einmal eine ihrer nichtswürdigen und brutalen Lügen hinsichtlich jener glorreichsten Idee des neunzehnten Jahrhunderts, der Eisenbahn nach Balltshack, aufzubinden. Der Einfall, Buzzardville solle links liegen bleiben, entsprang ihrem eignen ekelhaften Gehirn, — oder vielmehr jenem Bodensaß, den sie als Gehirn betrachten. Sie täten besser, diese Lüge zu verjähren, wenn sie ihren verworfenen Reptilienleichenamen die Durchpeitschung ersparen wollen, die sie so reichlich verdienen.“

„Jener Esel, Blossom zubenamset, vom Donnerkeil und Schlacht-ruf der Freiheit in Higginsville, treibt sich hier wieder umher.“

„Wir bemerken, daß der einfältige Schafskopf vom Morgengeheul in Mud-Springs mit seiner gewöhnlichen Neigung zum Lügen die Nachricht in die Welt setzt, van Wert sei nicht gewählt. Die vom Himmel stammende Mission der Zeitungen besteht darin, den Samen der Wahrheit zu streuen, den Irrtum auszurotten, zu erziehen, zu veredeln, den Ton der öffentlichen Moral und Sitte zu heben, die gesamte Menschheit milder, tugendhafter, barmherziger und in jeder Weise besser, heiliger und glücklicher zu machen; und dennoch würdigt dieser schwarzherzige Schuft sein erhabenes Amt hartnäckig herab durch Verbreiten von Lügen, Verleumdungen, Beschimpfungen und gemeinen Schmähungen.“

„Blathersville braucht ein Nicholsonsches Pflaster — ein Gefängnis und ein Armenhaus braucht es noch dringender. Welch eine Idee, ein so miserables Oertchen mit einem Pflaster zu versehen, dessen sämtliche Merkwürdigkeiten zwei Branntweimbrennereien, eine Schmiede und jenes Senspflaster von Zeitungsbüttchen, das ‚tägliche Hurra‘, bilden! Warum borgt man sich kein Pflaster von Memphis? Dort ist dieser Artikel sehr wohlfeil. Jenes kriechende Insekt, Buckner mit Namen, welcher das ‚Hurra‘ redigiert, schreit wie ein Esel mit der ihm eignen Blödsinnigkeit in betreff dieser Sache allerlei Unfinn in die Welt und bildet sich ein, er rede Sinn.“

„So, das ist das journalistische Rezept — gepfeffert bis zum äußersten. Euer milchfüher Journalismus verursacht mir Uebelkeit.“

In diesem Augenblick kam ein Ziegelstein durch das Fenster, zertrümmerte unter großem Lärm eine Scheibe und gab mir einen bedeutenden Schlag in den Rücken. Ich entfernte mich aus der Schußlinie — ich begann zu fühlen, daß ich im Wege war.

Der Chef sagte:

„Das war vermutlich der Oberst. Ich erwarte ihn schon seit zwei Tagen. Jetzt wird er gleich hier sein.“

Er hatte wahr gesprochen. Einen Augenblick später erschien der Oberst in der Tür mit einem Dragonerrevolver in der Hand.

Er sagte:

„Mein Herr, habe ich die Ehre mit der Memme zu reden, welche dieses schäbige Blättchen redigiert?“

„Die Ehre haben Sie. Sehen Sie sich, mein Herr. Aber gehen Sie vorsichtig mit dem Stuhl um, er hat nur drei Beine. Ich glaube, ich habe die Ehre, mit dem prahlerischen Halunken, Oberst Blatherskite Tecumseh zu sprechen?“

„Der bin ich. Ich habe mit Ihnen ein Hühnchen zu pflücken. Wenn Sie Zeit haben, wollen wir beginnen.“

„Ich habe einen Artikel über den ‚ermutigenden Fortschritt der moralischen und intellektuellen Entwicklung in Amerika‘ zu beenden, aber es hat keine Eile damit. Beginnen Sie.“

Beide Pistolen ließen in demselben Augenblick ihren wilden Knall hören. Der Chef verlor eine Locke von seinen Haaren, und die Kugel des Obersten beendete ihre Laufbahn in dem fleischigen Teile meiner Lende. Dem Oberst wurde die linke Schulter ein wenig gestuht. Sie feuerten noch einmal. Beide fehlten diesmal ihren Mann, aber ich bekam mein Teil, nämlich einen Schuß in den Arm. Bei dem dritten Schuß wurden beide Herren leicht verwundet, während mir ein Knöchel gestreift wurde.

Dann sagte ich, ich hielte es für ratsam, hinauszu gehen und ein wenig frische Luft zu schöpfen, da dies eine Privatunterredung sei und ich aus Zartgefühl Bedenken trage, mich noch länger daran zu beteiligen. Aber beide Herren erjuckten mich, ruhig sitzen zu bleiben, und gaben mir die Versicherung, ich sei ihnen durchaus nicht im Wege. Ich war anderer Meinung gewesen.

Darauf unterhielten sie sich eine Weile über die Wahlen und die Ernte. Währenddessen beschäftigte ich mich mit dem Verbinden meiner Wunden. Aber bald ward das Feuer mit großer Lebhaftigkeit wieder eröffnet, und jeder Schuß traf — doch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß fünf von den sechs Schüssen auf mein Teil fielen. Durch den sechsten wurde der Oberst tödlich verwundet, welcher mit feinem Humor die Bemerkung machte, daß er jetzt „Guten Morgen“ sagen müsse, da er oben in der Stadt Geschäfte hätte. Dann erkundigte er sich nach dem Wege zum Totengräber und verabschiedete sich.

Der Chef wandte sich nach mir um und sagte:

„Ich erwarte Gesellschaft zum Mittagessen und werde Anstalten zum Empfang derselben treffen müssen. Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie die Korrektur lesen und die Kunden bedienen wollen.“

Bei dem Gedanken, solche Kunden bedienen zu müssen, fuhr ich ein wenig zusammen, aber ich war durch die Kanonade, die mir noch in den Ohren tönte, zu konfus geworden, als daß ich daran hätte denken können, auf diese Zumutung etwas zu erwidern.

Er fuhr fort:

„Jones wird um drei hier sein — peitschen Sie ihn durch. Gillespie wird vielleicht etwas früher vorsprechen — werfen Sie ihn zum Fenster hinaus. Ferguson wird etwa um vier kommen — blasen Sie ihm das Licht aus. Ich glaube, das ist für heute alles. Wenn Sie Zeit übrig haben, schreiben Sie dann einen glühenden Artikel über die Polizei — geben Sie dem Oberinspektor einige Pillen zu verschlucken. Die Peitschen liegen unter dem Tische, die Schießwaffen in der Lade — Munition dort im Winkel — Leinwand und Bandagen da oben in den Sächern. Falls Ihnen etwas Menschliches passieren sollte, gehen Sie hinunter zu Lancet, dem Chirurgen. Er annonciert in unserer Zeitung — wir gleichen unsere Rechnungen miteinander aus.“

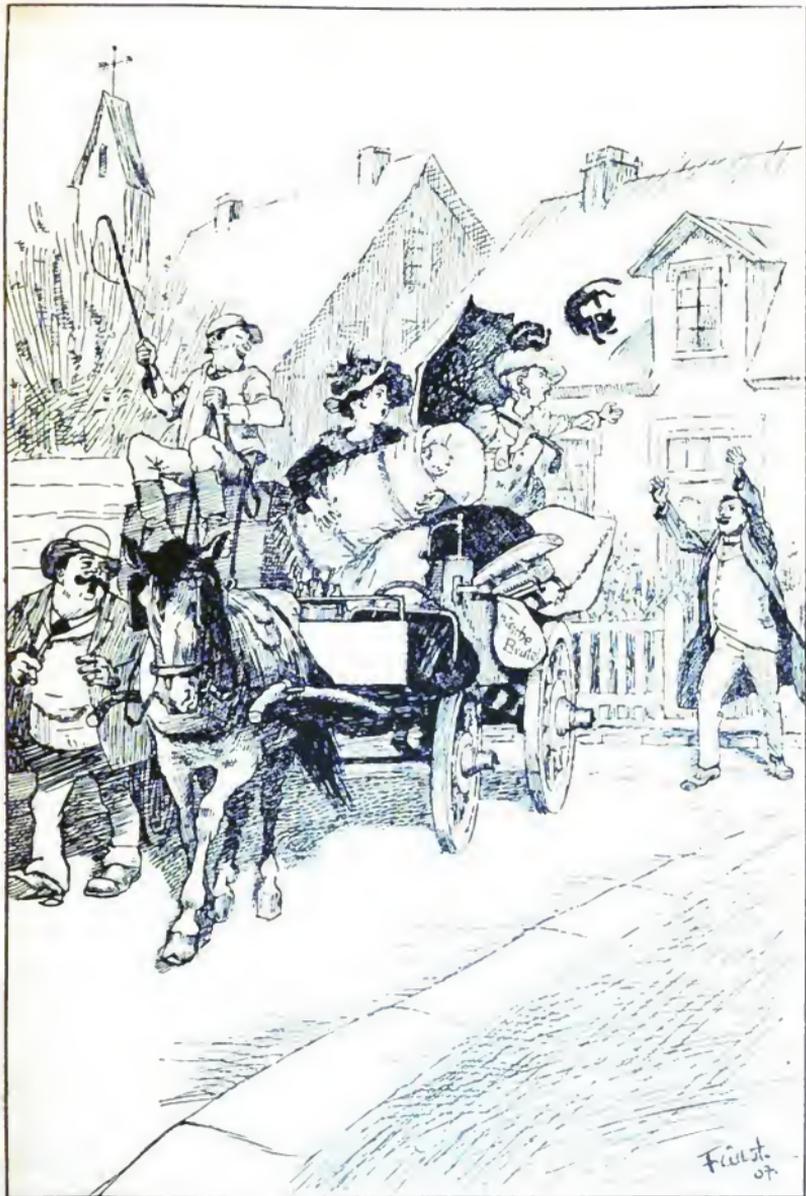
Fort war er. Ich schauderte. Nach Verlauf von drei Stunden hatte ich so fürchtbare Gefahren durchgemacht, daß aller Seelenfrieden und alle Freudigkeit verschwunden waren. Gillespie hatte vorgesprochen und mich zum Fenster hinausgeworfen. Jones stellte sich pünktlich ein, und als ich mich daran machen wollte, ihm das Durchpeitschen zu besorgen, nahm er mir dies Geschäft ab. Bei einem Zusammenstoß mit einem Fremden, der nicht auf der Speisekarte stand, hatte ich meine Kopfhaut verloren. Ein anderer Fremder, namens Thompson, ließ mich als ein Wrack, als eine Ruine von chaotischen Lumpen zurück. Als ich schließlich in einer Ecke fürchtbar in der Klemme saß und von einem wütenden Haufen von Rebakteuren, Gaunern, Politikern und Halunken belagert wurde, die rasten und fluchten und mir ihre Waffen um den Kopf schwingen, bis die Luft von den schimmernden Stahlblitzen flimmerte, war ich gerade im Begriff, auf meinen Posten bei der Zeitung zu resignieren, als der Chef ankam und mit ihm ein Schwarm bezauberter und begeisterter Freunde. Dann folgte ein Auftritt voll tollen Rasens und Gemehels, wie sie keine menschliche Feder, selbst wenn sie von Stahl ist, zu beschreiben vermag. Leute wurden niedergeschossen, erstochen, zerstückelt, in die Luft gesprengt und zum Fenster hinausgeworfen. Es entstand ein kurzer Wirbelwind grimmiger Gotteslästerung, durch welchen ein verwirrter und wahnsinniger Kriegstanz hindurchschimmerte, und dann war alles vorbei. Nach fünf Minuten herrschte wieder vollkommene Ruhe, und der bluttriefende Chef und ich betrachteten die blutigen Trümmer, mit denen der Boden um uns herum besät war.

Er sprach: „Sie werden diesen Ort lieb gewinnen, wenn Sie sich erst an solche Dinge gewöhnt haben.“

Ich sprach:

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten; ich glaube, vielleicht würde es mir nach einiger Zeit gelingen, nach Ihrem Geschmack zu schreiben; ja ich glaube zuversichtlich, daß ich's könnte, sobald ich einige Praxis gehabt und die Sprache gelernt hätte. Aber — offen gestanden — diese Art energischen Ausdrucks hat ihre Unbequemlichkeiten, und man ist Unterbrechungen ausgesetzt. Sie sehen das selbst. Eine kräftige Schreibart ist ohne Zweifel geeignet, das Publikum zu erheben, allein ich liebe es nicht, so viel Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, als dieselbe hervorruft. Ich kann nicht mit der notwendigen Ruhe und Fassung schreiben, wenn ich soviel unterbrochen werde, wie das heute der Fall gewesen ist. Die Stelle hier an der Zeitung gefällt mir gar nicht übel, aber es kann mir nicht gefallen, daß man mich hier allein läßt, um die Kunden zu bedienen. Die Erlebnisse dabei, das räume ich offen ein, sind in ihrer Art nicht bloß neu, sondern auch unterhaltend, allein sie sind nicht gerecht verteilt. Ein Herr schießt durch das Fenster nach Ihnen und macht mich zum Krüppel; eine Bombe kommt durch die Ofenröhre herunter, um Ihnen eine Freude zu machen, und schleudert mir die Ofentür an den Hals; ein Freund regnet herein, um mit Ihnen Komplimente zu wechseln, und betupft mich solange mit Kugellöchern, bis meine Haut meine Grundsätze nicht mehr halten will; Sie gehen zu Ihrem Diner und Jones kommt mit seiner Peitsche; Gillespie wirft mich zum Fenster hinaus, Thompson reißt mir sämtliche Kleider vom Leibe, und ein mir ganz fremder Herr nimmt mir die Kopfhaut mit der ungenierten Offenherzigkeit eines alten Bekannten weg; und in weniger als fünf Minuten erscheinen sämtliche Strolche im Lande in ihrer Kriegsbemalung und machen sich daran, den Rest meines Körpers mit ihren Tomahawks auf den Tod zu erschrecken. Alles in allem genommen, habe ich nie in meinem Leben so ereignisvolle Augenblicke durchgemacht wie heute. Nein; Sie gefallen mir, und auch Ihre ruhige gelassene Methode, den Kunden die Dinge auseinanderzusetzen, gefällt mir; aber Sie sehen, ich bin daran nicht gewöhnt. Das Herz des Südländers ist zu leidenschaftlich und die Gastfreundschaft des Südländers zu verschwenderisch gegen den Fremdling. Die Paragraphen, die ich heute geschrieben und in deren kalte Sätze Ihre Meisterhand den glühenden Geist der Presse von Tennessee hineingegossen hat, werden zum zweitenmal ein Nest von Hornissen aufrühren. Jene ganze Bande von Redakteuren wird kommen — und sie wird obendrein ganz ausgehungert kommen und etwas zum Frühstück verlangen. Ich werde Ihnen Lebewohl sagen müssen. Ich lehne es ab, bei diesen Festlichkeiten zugegen zu sein. Ich kam meiner Gesundheit wegen nach dem Süden, aus demselben Anlaß werde ich zurückkehren, und zwar sofort. Die journalistische Tätigkeit in Tennessee ist zu aufregend für mich.“

Worauf wir unter gegenseitigem Bedauern voneinander Abschied nahmen und ich im Hospital meine Wohnung bezog.



Baby wird ins Hotel geschafft.

Zeichnung von Eduard Fürst zu Gustav Wied's: „Als Baby ins Hotel sollte“.





Norden und Osten

Als Baby ins Hotel sollte.

Aus dem Dänischen des Gustav Wied.

Gustav Wied ist heute der bedeutendste Humorist der Dänen. Er besitzt eine feine überlegene Ironie, die bei aller Schärfe amüsant bleibt und nie verletzt. Er bevorzugt zugunsten der komischen Wirkung die karikaturistische Uebertreibung, spitzt Kontraste gerne grotesk zu, hat aber dabei einen so treffenden Witz der Situation, daß er alles wagen darf. Seine Meisterschaft besteht im Dialog und als Lustspieldichter hat er auch die besten Erfolge. Seine ausgezeichnete „Abrechnung“ ist auch in Deutschland viel gegeben worden. Viel Feines enthalten seine „Satherspiele“ und seine erzählenden Schriften. Die dialogisierte Skizze: Als Baby ins Hotel sollte“ ist mit Erlaubnis des Verlages von Axel Juncker in Berlin dem Bande „Lustige Geschichten“ entnommen.

Erster Akt.

Ort der Handlung eine Villa vor einer kleinen Stadt. Vormittag. Ein gemütliches Percenzimmer mit Sonne und Büchern und Bildern und Schreibtisch. In einer Ecke ein Sofa mit einem Tisch davor. Der Herr am Schreibtisch, einen offenen Brief in der Hand; die Frau auf dem Sofa, einen Kinderstrumpf ausbessernd.

Herr: Kommst du nun mit, Kleine?

Frau: Ich möchte ja gerne...

Herr: So tu's doch!

Frau: Aber der Junge, Hans?

Herr: Den schicken wir zu Frau Clafen, sie will ihn ja so gerne haben.

Frau: Ja—a... Aber wir sollen wohl über Nacht auf dem Waldhof bleiben?

Herr: Das sollen wir!

Frau: Dann soll er also allein im Hotel liegen?

Herr: Liebe, da sind ja Frau Clafen und zwei Töchter, und da ist eine Köchin und ein Stubenmädchen; und dann ist ja auch Clafen selbst da und der Kutscher Christian, und vielleicht sind auch ein paar

Handlungsreisende da, du kannst sie gewiß alle miteinander dazu bewegen, bei ihm zu liegen!

Frau: Nun mußt du ernsthaft sein, Hans! Du weißt ja recht wohl, was ich meine!

Herr: Nein, bei Gott dem Allmächtigen, Grete, ich weiß es nicht!

Frau: Ja, denn er ist doch immer gewöhnt, daß ich selbst ihm die Flasche gebe, wenn er aufwacht; und ihn besorge...

Herr: Und ihn „trocken“ legt...

Frau: Ja...

Herr: Und nun hast du wohl Angst, daß Frau Clafen ihn mit... Soya oder Esdragon-Essig auffüttern wird, oder wie das Zeug heißt? und ihn in ein Tisch-tuch und zwölf Servietten einwickeln und erwürgen wird?

Frau: Du liebst dein Kind nicht, Hans!

Herr: Herzbrechend, Grete!

Frau: Dann würdest du es anders auffassen!

Herr: Ich will's bei Gott im Himmel auffassen wie du es wünschst, mein Kind; wenn du mir nur ordentlich Bescheid sagen möchtest, so daß ich auf die Einladung antworten kann.

Frau: Glaubst du, ich kann...?

Herr: Kann...?

Frau: Ja, ich meine... glaubst du, ich soll?

Herr: Bei allem, was mir heilig ist: Ja!

Frau: Glaubst du, daß Kolumbine aufwachen kann?

Herr: Sie ist bis jetzt aufgewacht, Grete!

Frau: Ja, denn Kolumbine ist ja gewöhnt, ihn zu besorgen; dann könnte sie ja mit ins Hotel gehen!

Herr: Das war eine brillante Idee, Kleine! Du bist ein Staatsmädchen! Dann schreibe ich also an Johann, daß wir kommen?

Frau: Ja—a... nein... denn ich weiß doch nicht, Hans, ob Kolumbine aufwachen kann. Und denke, wenn der Junge daliegen und sich zuschanden schreien sollte, während wir fort sind!

Herr: Rufe Kolumbine, Grete!

Frau: Ja aber, Hans...

Herr: Rufe das Monstrum, Grete! Sie ist doch zu Hause?

Frau: Ja, sie ist drüben bei dem Jungen.

Herr: Ruf sie!

(Die Frau geht zur Tür und ruft. *Kolumbine* kommt herein. Sie ist ein spindebürreres, hochaufgeschossenes, sechzehn- bis siebzehnjähriges Mädchen in blaugestreiftem Baumwollkleide und hellroter Schürze, die einen großen nassen Flecken in der Mitte zeigt. *Kolumbine* hat Stumpfnase, wasserblaue Augen, schachgelbes Haar und laß gar keine Augenbrauen.)

Frau: Schläft der Junge?

Kolumbine: Ja, er schläft, gnädige Frau. Ich habe ihn eben trocken gelegt.

Herr (hinwinkend): Ja, das sieht man auch an deiner... Garnitur!

Kolumbine (schert flüch):

(*Kolumbine* lüchert stets, wenn der Herr mit ihr spricht. Ihre erscheint er nämlich als der Lächerlichste auf der Welt.)

Herr und Frau (gleichzeitig): Hör mal, Kolumbine...

Herr (zur Frau): Pardon!

Kolumbine (schert wieder):

Frau (mit Frauenwürde): Hör' mal, Kolum-

bine, mein Mann und ich gehen vielleicht Dienstag fort und kommen erst Mittwoch zurück. Glaubst du, daß du den Jungen solange allein besorgen kannst?

Kolumbine: Ja—a, das glaube ich wohl; aber ich trau' mich doch nicht, mit ihm hier im Hause allein zu sein!

Herr: Nein, du und der Junge, ihr sollt in Clasens Hotel wohnen.

Kolumbine (nickt vor Lachen zusammen): Pi—i—i... in Clasens Hotel!

Herr (wütend): Ja, zum Donnerwetter, ja, in Clasens Hotel!

Kolumbine: Hä—nääh!

Herr (verzweifelt): Grete, sie glaubt mir nicht! Rede mit ihr!

Frau: Ja, mein Mann und ich haben bestimmt, daß ihr dort wohnen sollt, damit du Hilfe zur Hand haben kannst.

Kolumbine (vollständig ruhig): So; ja, denn ich trau' mich nicht, mit ihm hier im Hause allein zu sein.

Frau: Nein, freilich nicht! Aber glaubst du nun auch, daß du ihn nachts besorgen kannst?

Herr (inqualifizierend): Kannst du aufwachen?

Kolumbine (nickt vor Lachen zusammen): Prut, hit, hit, hit! Der Herr fragt, ob ich aufwachen kann!

Herr (auf's äuerste erregt): Ja, du himverbranntes Frauenzimmer! Ist dabei was zu grienen?

Frau (bedeutet ihn, zu schweigen): Na, Hans, Hans! (Zu *Kolumbine*): Ja, der Herr meint, ob du glaubst, daß du es hören kannst, wenn der Junge nachts seine Flasche haben will?

Kolumbine: Ja—a! Ich kann ja auch sehen, daß eins von Clasens Mädchen nachts bei mir drin liegt!

Frau (seht): Ja — und vielleicht darfst du sie alle beide bekommen, Kolumbine!

Kolumbine: Ja, vielleicht darf ich sie auch alle beide bekommen; das könnte schon sein, wahrhaftig!

Frau: Na; nun geh nur wieder zum Jungen herüber; ich komme dann nach, um mit dir zu sprechen.

Kolumbine (geht zur Tür, bleibt aber plötzlich stehen, halbersticht vor Lachen): Püh — hit, hit, hit! Der Herr sitzt und bürstet seinen Schnurrbart mit einer kleinen Bürste! (Währt hinaus.)

Herr (erhebt seine gefalteten Hände zur Frau): Grete, ich flehe dich an, nimm diesen Kelch von mir und laß sie zu November ziehen!

Fortgang.

Zweiter Akt.

Abend. Dasselbe Zimmer. Brennende Lampe. Herr sitzt in einem Schaukelstuhl und liest eine Zeitung. Frau sitzt auf dem Sofa und notiert gedankenvoll etwas auf ein Stück Papier.

Frau: Wann wollen wir morgen nach Waldhof?

Herr (lesen): Um vier Uhr kommt der Wagen. (Pause.)

Frau (in Gedanken): Wieviel Windeln muß ich wohl mitnehmen?

Herr (läßt entsezt die Zeitung sinken): Windeln!... Ach so—o, du meinst wenn du mit dem Jungen ins Hotel gehst! Ach, so sechzig, siebzig Stück! (Blick weiter und erzählt): Nun ist Justizrat Schmalberg in Odense wirklich gestorben.

Frau (zerstreut): Soo—oo? Das ist doch amüsant!

Herr (sieht ein wenig überrascht auf): O ja! (Neue Pause.)

Frau: Ich habe Clasen gebeten, selbst herauszukommen und den Jungen zu holen.

Herr (lesen): Na!

Frau: Und den Kutscher auch mitzubringen.

Herr (wie oben): Willst du vierhändig fahren?

Frau (schlägt nach ihm): Ach, du Faselhans! Natürlich, damit er auf den Wagen laden hilft.

Herr (legt die Zeitung fort): Ja, es ist wahr, ja. Was hast du übrigens gedacht, mitzunehmen?

Frau: Wir müssen doch sein ganzes Nachtzeug...

Herr: Selbstverständlich!

Frau: Und dann die Badewanne und das Bett...

Herr: Sollte es nicht möglicherweise denkbar sein, daß es im Hotel ein leeres Bett gäbe?

Frau: Die sind allzu groß!

Herr: Ja, aber dann sind sie doch brillant zum Hineinwachsen!

Frau: Und dann müssen wir all seine Federbetten mithaben, und die Flaschen, und die Henkiste, um das Essen darin warm zu halten, und...

Herr: Es ist wahr, Gretemutter, — entschuldige, daß ich dich unterbreche! — aber glaubst du, daß es der Junge vertragen kann, in Clasens Wasser gebadet zu werden?

Frau (unsicher): Ja—a, das weiß ich nicht...

Herr: Ja denn sonst könnten wir doch so bequem von der Pumpe draußen ein paar Oghost voll mitnehmen, und dann ein Tausend Tors von unseren eigenen, um es zu wärmen.

Frau: Uf, Hans, manchmal bin ich nahe daran, auf dich wütend zu werden!

Herr: Psui, psui!

Frau: Ja, denn du bist immer so... Man kann allerdings merken, daß du nicht des Jungen Mutter bist!

Herr: Nee—nee, das bin ich nicht! Aber hoffentlich sein Vater!

Frau (sieht auf): Jetzt geh' ich, Hans!

Herr: Na, na, Kleine... Was ist denn das für ein Stück Papier, das sie da in der Hand hat?

Frau (mürrisch): Ach, was du dir daraus machst, das zu sehen!

Herr: Bei Gott, sehr viel!... Soll er vielleicht auch seinen Tauffchein mitkriegen?

Frau (stampft auf): Nein, jetzt bist du zu schlimm!

(Wißt aus dem Zimmer schlüpfen, wird aber vom Manne eingefangen, der schnell aus dem Schaukelstuhl aufgesprungen ist.)

Herr: Willst du stehen bleiben, du Wüterich!

Frau: Laß mich los, Hans!

Herr (reißt schnell das Papier fort und steßt): 4 Paar Strümpfe, 6 Hemden...?

Frau (überwunden): Das ist eine kleine Liste, die ich gemacht habe, um nichts zu vergessen.

Herr (streicht ihr lächelnd die Wangen): Ach, du bist eine allerliebste kleine Maus! Darf ich sie lesen?

Frau: Ja; aber du darfst dich nicht darüber lustig machen, Hans!

Herr: Ich werde so ernsthaft sein wie ein ausgepöpter Frosch! (Blickt): 4 Paar Strümpfe, 6 Hemden, 2 Nachtröcke... zwei Nachtröcke?

Frau: Ja, wenn der eine zu nag werden sollte, siehst du...

Herr: (2 Windeln... 3 w ö l f Windeln! Er sollte wahrhaftig wegen Wasserverschwendung in Strafe genommen werden!... 1 Bett mit Federdecken, 3 Decken, 1 Klapper, 1 Stück Veilchenwurzel, 1 Weisring?)

Frau: Für die Zähu!

Herr: Ja aber, er hat doch keine!

Frau: Nein, aber er kriegt bald! Hast du nicht die kleine, süße, weiße Spitze gesehen, die eben im Oberkiefer durchbricht?

Herr: So—o? ... Nein...

Frau: Dann darfst du sie morgen sehen.

Herr: Danke! (Nest): 1 Badewanne, 1 Schwamm, 4 weiche Handtücher, 2 richtige... vier weiche Handtücher, zwei richtige? Na... 1 Heutliste, 1 Kasse... eine Kasse!

Frau: Ja, denn er spielt doch so gern mit der Kasse, weißt du.

Herr: Gut! 1 Kasse, 1 Nachtlampe, 2 Teelöffel, 1 Rührlöffel.

Frau (stöhnlich laufend): Ich glaube, der Junge weint?

Herr (gleichfalls laufend): Nöö —

Frau (öffnet die Tür): Doch!

Herr (allein zu Ende lesend): 1 Rührlöffel, 1 Flasche Bleiwasser und 1 Dose Pulver... (legt das Papier fort. Geht hin und stopft sich die längste Nase. Bündet sie an und wiederholt, still und weich in die Luft sprechend, während er mitten im Zimmer steht und losdampft):

Ein Rührlöffel, eine Flasche Bleiwasser und eine Dose Pulver... Ein Rührlöffel, eine Dose Bleiwasser und eine Flasche Pulver... Eine Nährdose, eine Flasche Scheidewasser und eine...

Kolumbine (steht stöhnlich ihr Gesicht zur Tür herein): Ich sollte von der Frau grüßen und fragen, ob... (kniet überwältigt zusammen): Huu, hit, hit, hit! Der Herr steht ferngrade im Zimmer und raucht aus einer langen Pfeife!

(Wirst schnell die Tür zu und verschwindet, während ihr der Herr zwei Stühle, ein Pfund Tabak und ein paar eben erschienene Hände des Brodhaus nachwirft.)

Vorhang.

Dritter Akt.

Entree der Villa. **Kolumbine** sitzt auf der Heutliste in hellgrauem Javelot, schwarzen Zwiethandschuhen und gelbem Strohhut mit hochgebogenem Bande, Straußenscheden und vier Kolibriis auf dem Hutkopf. Da es ihr erst in ihrer ganzen Klarheit aufgegangen ist, daß sie wirklich mit Baby im Hotel wohnen soll, hat ihr Verstand einen unheilbaren Krug bekommen, und ihr Herz ist von Hochmut erfüllt worden. Sie sichert nicht mehr. Sie hält es für unter ihrer Würde. Sie sitzt mit Baby auf dem Schoß und erlaubt keinem andern, es anzurühren. D. h. sie behauptet, daß es Baby ist, denn kein menschliches Auge vermag es zu klassifizieren, in dem Grade ist es in Schicks, Ueberwilde und Pferdebeden emballiert, man hört nur ab und zu ein schwaches Geunzen aus den Vorhängen dringen. **Frau** ist im Begriff, ihre Ueber-

flieder anzuziehen. **Herr**, in Hemdbärmeln, ist damit beschäftigt, vermittels einer neuen und ausführenderen Bißte die längs der einen Wand aufgebäute Anzahl der sorgfältig nummerierten Rollis aufzusähen. Ein einpänniges Fuhrwerk rollt vor. Es ist **Clasen** mit seinem Kutscher.

Herr (guckt in die Bißte): Nummer 23, eine Heutliste! Wo ist die Heutliste? Siehst du und machst dich auf der Heutliste breit, Kolumbine?

Kolumbine (ohne sich zu rühren): Das könnte der Herr wohl sehen!

Clasen (brauen vom Wagen): Guten Tag! Guten Tag! Hier sind wir, um den Stammhalter zu holen!

Herr: Kommen Sie doch herein, Clasen!

Clasen: Danke! Danke! (Krabbelt mühsam vom Wagen herunter. Er wiegt seine 200 lebendige Pfund.)

Frau: Guten Tag, Clasen... Haben Sie schon eingeklopft?

Clasen: Guten Tag, guten Tag! Ja, danke übrigens, Madamchen! Man hat ja doch seine Magenbitter und ein paar Bayerische weg, und noch ein paar andere Delikatessen, he, he!

Frau: Na... nein, ich meine, ob der Kachelofen in des Jungen Zimmer geheizt ist?

Clasen: Na—a, so war's gemeint! Ja, da ist temperiert.

Kolumbine (steht von der Heutliste auf): Ja, nun ist gewiß das beste, der Herr beginnt mit dem Herausragen. (Baby grunzt hinter den Umschlägen.) Baba—heichen, koch' dem Kind ein Eichen —

Clasen (beutet verwundert auf das Bündel): Sind da lebendige Menschen drin?

Kolumbine (mit Hohheit): Nein, das ist der Junge!

Clasen: Er sieht, Gott steh' mir bei, wie 'ne Hebamme aus!

(**Kolumbine** wendet sich ärgerlich ab, daß die Kolibriis mit den Flügeln schlagen. Die Männer laden auf, und der Wagen nimmt nach und nach die Formation einer kräftigen Ziehfuhr an.)

Herr (zur Frau): Wo willst du sitzen?

Frau: Neben dem Kutscher, falls etwas passieren sollte.

Herr: Und wo bleibt der Junge?

Frau: Den nehme ich auf den Schoß.

Kolumbine: Meinen die gnädige Frau nun auch, daß Sie auf ihn achten können?

Herr: Und wo soll Clasen bleiben?

Clasen: Mich kann ja Kolumbine kriegen!

Kolumbine: Achten Sie gefälligst auf sich, Clafen!

Herr: Dann ist es wohl das beste, daß ich es beim Schwanz nehme?

Kolumbine: Der Herr brauchen nun nicht zu glauben, daß der Herr wichtig sind!

Clafen: Teufel auch, wie so'ne Spargelstange ihr Maulwerk brauchen kann!... Na, Madamchen, nun 'rauf mit dem Sitzzeug da!

(Hilft der Frau zu dem Kutsher hinauf.)

Kolumbine: Hier ist der Junge, gnädige Frau, aber passen Sie nun auch gut auf ihn auf! Lassen Sie mit beiden Händen an!

Herr: Ja, du gehst nun wohl am besten voraus, Kolumbine!

Kolumbine: Ach! Nä—ä, der Herr können sich's doch wirklich denken, daß ich auch vorgefahren kommen will!

(Krabbelt hinten auf den Bogen und nimmt wieder ihren alten Sitz auf der Deutliche ein, wo sie einen grünen Knicker über den Kollets ausspannt.)

Clafen (steht am Kopf des Pferdes): Du gehst's wohl los?

Frau: Ja, aber nur ja vorsichtig; denken Sie an den Jungen!

Clafen: Jawohl! Aber Sie sollten doch erst sehen, ob er da ist!

Kolumbine (auf der Deutliche): Antworten doch die gnädige Frau gar nicht auf die Klauen dieser Herren!

Herr: Dann kommst du gleich zurück, Grete, damit wir um vier Uhr fertig sein können!

Frau: Er soll am Kopf des Pferdes gehen, falls es sehen werden sollte!

Frau: Ja—a! Adieu, adieu! Kann's Kindsen Adieu zum Papa sagen? Komm her und küß ihn, Hans!

(Herr geht hin und küßt zärtlich zwei Schatz und eine Pferdebede.)

Clafen: Jetzt geht der Zug!

(Kutsher Christian knallt mit der Peitsche, Kolumbine löst ein Getöse aus, und der Wagen setzt sich in Bewegung. Aber plötzlich beginnt Kolumbine rasend mit Armen und Beinen und Knicker und allem um sich zu sechten und ruft):

Die Katze, die Katze, wir haben die Katze vergessen! Mies, Mies, Mii—au!

Der Herr läuft ins Haus und durchsucht alle Zimmer, findet zuletzt die „Mies“ auf seinem frischgeglätteten Eberhemde schlafend. Er packt die Katze beim Schwanz und schleudert sie durch die Tür direkt auf Kolumbinens Hut, wo sich das Knabtier augenblicklich auf den setzten der wehrlosen Kollets wirft. Und während sich der Wagen von neuem in Bewegung setzt, fällt der B o r s h a n g.

*

Gräulein Nanna in der Vergnügungsdirektion.

Eine schwedische Badehumoreske von Alfred af Hedenstjerna.

Alfred af Hedenstjerna (geboren 1852 zu Vedasa in Smaaland) ist heute der beliebteste humoristische Erzähler der Schweden. Bei all seiner Neigung zur Karikatur und seiner oft sehr scharfen Satire gelingen ihm auch sehr behagliche humoristische Szenen mit launig beleuchteten, aber dabei doch in den Grundzügen realistisch gezeichneten Figuren. Der schwedische Dichter-Journalist verspottet mit Vorliebe menschliche Eitelkeiten und besitzt in der Wahl seiner Stoffe eine erstaunliche Vielseitigkeit.



Nanna Qvibom war ein nettes, bescheidenes Mädchen, ehe sie in die Vergnügungsdirektion des Bades Sörhala kam. Sie war ein bißchen häßlich und daher natürlich ein bißchen schwer an den Mann zu bringen, aber sie hatte eine gute Figur, war stets vergnügt und hatte sowohl eine höhere Töchterchule wie einen Haushaltungskursus absolviert. Daher nickte Mama Qvibom dem Papa oft hoffnungsvoll zu und sagte: „Es wird schon gehen, es wird schon gehen!“

Damit es aber etwas schneller gehen sollte, bekam sie zwei ganz neue Kleider, Sonnenschirm, Schuhe, Regenmantel, einen kleinen süßen Hut und zweihundertundfünfzig Kronen in bar und wurde mit Tante Agelsson und deren Tochter in den gerade nicht übermäßig fashionablen Kurort Sürhåla geschickt.

Papa Qvibom hatte gemeint, ob es nicht klüger wäre, das Mädchen auf die Damenausstellungen in den Badeorten Ramlösa und Ronneby zu schicken, doch da hatte die Mama erklärt: „Dann mußt du noch hundert Kronen zulegen und ein Kleid mehr herausrücken. Dorthin kommen so viele Leute, daß unser Nannachen ganz verschwindet. Nein, laß es uns mit Gottes Hilfe mit Sürhåla versuchen; dort in der Einsamkeit kann sie vielleicht einen Pastor oder einen Feldmesser oder einen ältlichen Infanterie-Leutnant vom Hallandsbataillon, der bald Hauptmann wird, erobern.“

So reiste denn Nanna ab mit vielen Ermahnungen, sich etwas Mannsartiges anzuschaffen, ehe die zweihundertundfünfzig Kronen ausgegeben seien. Konnte sie in der zweiten oder dritten Woche schon einen bekommen, so sollte sie ihn auf der Stelle mit nach Hause bringen, und die Mutter wollte sich dann von dem Rest der Kriegskasse Zeug zu einem neuen Spitzenkleide kaufen.

Nannachen versprach, sobald ein Mann sich ihr gegenüber die geringste Unvorsichtigkeit zu schulden kommen ließe, so würde sie ihm sofort um den Hals fallen und sich dabei überraschen lassen. Dann würde sie den Ärmsten sofort mit zu Papa und Mama schleppen, damit er ihren Segen und Hafergrüße zum Abend bekäme.

Und Nanna kam in Sürhåla an, und der Brunnenarzt besichtigte ihr fleischiges Gesicht, ihren gesunden Teint und ihre kleinen, blitzenden Augen und sagte, Gefahr fürs Leben sei nicht vorhanden; wenn sie Sürhåla drei Jahre hintereinander besuchte, so könne sie noch recht lange leben, wäre sie aber nach Ronneby, Mebevi, Ramlösa oder überhaupt irgend einem andern Kurorte als gerade Sürhåla gereist, so wäre es bald mit ihr vorbei gewesen. Ja, das sagte der Brunnenarzt.

Darauf wurden die Kurgäste vorgestellt, und Nanna hatte die Wahl zwischen einem Leutnant vom Hallandsbataillon und zwei göttischen Leutnants 3. D. und einem Garnisonsprediger und zwei Landpastoren und einem Amtsverwalter, der zum Kronvogt stand. Die Konkurrenz war gerade nicht gefährlich: eine kleine Modistin aus Grenna, zwei magere Erzieherinnen, eine Rittergutsbesitzerstochter mit einem schweren Rückenmarksleiden und einem weiblichen Photographen mit schwarzen Fingern aus Falkenberg.

Und Nanna schrieb an ihren Papa: „Ich habe nicht mehr als zwei- undzwanzig Kronen und fünfzig Oere ausgegeben und habe alle am Bündel. Wen soll ich nehmen?“

Papa Qvibom antwortete: „Wenn der Amtsverwalter anbeißt, so nimmst du ihn, denn die Klasse läßt gewöhnlich die Brutalität, die sich in ihrem Leibe befindet, von Amts wegen an anderen aus und ist dafür im Privat-

leben oft recht nett und human, wohingegen ein Prediger, der stets nach außen hin sanft und milde sein muß, keinen anderen Ausweg hat, als das wilde Tier, das in jeder Menschenbrust wohnt, zu Hause austoben zu lassen."

In Sürhåla hatte es bisher noch nie eine sogenannte 'Vergnügungsdirektion' gegeben. Es gab dreierlei Zerstreungen: Kaffeetrinken im Ruhhagen, das Pferd des Kirchenvorstehers mieten und das Eichhörnchen des Krämers zu besehen. Man kann sich leicht denken, welche Unordnung entstehen mußte, wenn die leitende Direktion fehlte. Wenn der Amtsverwalter das Pferd gemietet hatte, so hatte Fräulein Nanna dem Garnisonsprediger versprochen, mit ihm das Eichhörnchen zu besehen, und als der Amtsverwalter mit Nanna das Eichhörnchen besehen wollte, hatte der Leutnant vom Hallandsbataillon sie schon zum Kaffeetrinken im Ruhhagen eingeladen; als der Amtsverwalter sie dann aber auch zum Kaffee einlud, konnte sie nicht kommen. Der eine der beiden gotländischen Reserveoffiziere hatte das Pferd des Kirchenvorstehers gemietet, und Fräulein Nanna hatte sich bei dieser Spazierfahrt erkältet.

Doch plötzlich kam Licht in das Chaos; ein neuer Stern ging an Sürhålas Horizont auf; Agent Friedler kam und mietete das feinste Zimmer des Badehotels auf einen Monat.

Agent Friedler war noch ein junger Mann mit feingekräuseltem Haar, einem Schnurrbarte und einer Auswahl eleganter Sommerkostüme, und er sagte gleich beim ersten Frühstück: „Hier muß eine Vergnügungsdirektion eingerichtet werden!“ „Ach ja,“ sagten die Damen.

„Es kommt darauf an, ob wir etwas von dem feinen Ton, der zum Beispiel in Wisby herrscht, in die Vergnügungen bringen können,“ meinte der eine Reserveleutnant.

„Eitelkeit, Vergänglichkeit!“ warf der Garnisonprediger ein.

„Das ist eine gute Idee!“ sagte der Badearzt, und dabei blieb es.

Frau Sekretär Agelsson, Fräulein Nanna Qvibom, Leutnant Florett vom Hallandsbataillon und — natürlich! — Agent Friedler wurden in die Direktion gewählt.

Nun folgte eine Kette von Kaffeegesellschaften, und Ausflügen, Maskeraden, Tanzsoireen und Liebhabertheater-Aufführungen.

Das Pferd des Kirchenvorstehers reichte nicht mehr aus, um alle zu ziehen, und das Eichhörnchen des Krämers zerbrach sich den Kopf darüber, ob es wohl etwas verbrochen hätte, weil niemand mehr kam, um es zu besehen.

Aber Fräulein Nanna wurde ein Schrecken für den ganzen Ort. Bald wollte sie die Mantille der Frau Präpositus zu einem Krönungsmantel leihen, bald wollte sie das kleinste Töchterchen des Küsters zum Engel in einem lebenden Bilde leihen, und als sie an ihren Papa schrieb, und er glaubte, nun sei alles abgemacht und er könnte den Amtsverwalter bald an sein Vaterherz drücken, da stand auf jeder zweiten Reihe nur „Herr Friedler und ich“ und „ich und Herr Friedler“ und „morgen werden wir sechs lebende Bilder stellen“ und „schickt mir gleich Großvaters alte Uniformbeinkleider, wir werden ein paar Szenen aus ‚Neue Garnison‘ geben.“

Papa Qvibom ließ sich einen Hauskalender und suchte eine ganze Stunde nach dem Agenten Friedler in Södertelje, konnte ihn aber nicht finden und schrieb deshalb an Nanna, sie solle sofort nach Hause kommen und den Amtsverwalter mitbringen. Sie beantwortete diesen Brief jedoch nur mit einigen unverständlichen Redensarten wie 'innige Sympathie der Seelen', 'Herzen, die sich nicht zwingen lassen' und schrieb dann von einem lebenden Bilbe aus Gustav Adolf und Ebba Brahes Liebestraum, „wobei Herr Friedler mir zu Füßen liegt.“

Herr Friedler war unermüdet. Bald mußte die Badegesellschaft sich als neapolitanische Fischerleute in den Ruhhagen begeben und sich dort die Beine von den Ameisen beinahe auffressen lassen, bald mußten alle sich das Gesicht schwärzen, Zigeuner im Walde spielen und den kleinsten Leutnant als Hauptling auf das Pferd des Kirchenvorstehers heben, bald wurden die Salongardinen abgenommen, Fräulein Nanna hineingewickelt und barfuß auf einen bemoosten Stein im Walde gelegt. Dies sollte nach Herrn Friedlers Aussage ‚die schlafende Schöne im Walde‘ vorstellen.

Natürlich gab es auch einen ‚Bazar für unbemittelte Kranke‘. Da half kein Widerstreben; selbst die Frau Sekretär mußte einen kurzen, bunten Rock anziehen, unter dem ihre dicken Waden sich wie der Stiel eines großen Fliegenpilzes ausnahmen. Spielte man ein paarmal auf der Tombola, so konnte man möglicherweise einen Pfefferkuchen gewinnen; ein Glas Sodawasser kostete dreißig Öere, dafür wurde es aber auch von der Frau Präpositus selbst aus dem Sphon serviert. Je häßlicher und ungerer die Frauen waren, desto mehr drängten sie sich den Herren auf, und die Pastorin, die erst ein halbes Jahr verheiratet war, ließ sich von dem einen Reserleutnant zum Besten der armen Kranken beinahe küssen; kurz: es ging fast ebenso zu wie in der großen Welt.

In die Mitte des Saales hatte man Sürhalas größte Badewanne gesetzt und diese mit Wasser gefüllt. Davor saß Fräulein Nanna, hübsch gewachsen und schüchtern, mit wallendem Haare und in enganschließendem, ausgemittelnem Musselinkleide ohne Aermel, und plätscherte mit des Doktors spanischem Rohr im Wasser, daß es weit umhersprigte. Dies sollte eine ‚Najade‘ sein, so sagte Herr Friedler, und es kostete fünfundzwanzig Öere extra; wollte man die Najade auch berühren, so kostete es fünfzig Öere für Kurgäste und eine Krone für Fremde.

Doch als der Amtsverwalter dies sah, zerbrückte er eine Träne, ging nach den Stallungen, legte die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund und schrie:

„K—a—r—I!“

„Jaha, zum Befehl!“

„Spann sofort an, wir reisen ab.“

Der Garnisonsprediger dagegen meinte, daß, wenn man Sünde und Eitelkeit geißeln will, man sich nicht scheuen darf, beide in der Nähe zu befehen, und deshalb bezahlte er seine fünfzig Öere und sagte ebensogut wie alle anderen das Haar der Najade an. Dann aber ging er auf sein

Zimmer, zog den Schlüssel aus, faltete die Hände und seufzte: „Ha, ha, ja, ja! Eitelkeit, Vergänglichkeit!“

Aber der Herr Agent war bei guter Laune, ging im Frack und weißer Binde umher und deklamierte sein Bajargedicht. Und als Fräulein Nanna die Badewanne verlassen, sich abgetrocknet, gekämmt und frisiert hatte, sagte er ihr, daß er sie liebe.

Fräulein Nanna sah im Portemonnaie nach und siehe, da lagen noch siebenundvierzig Kronen und fünfzig Öere, und die Sache war jetzt abgemacht. Papa hatte also durchaus nichts zu sagen.

Am nächsten Morgen bestellte der Doktor viele Grüße vom Agenten Friedler an alle Kurgäste. Der arme junge Mann war so plötzlich an das Sterbebett seines Vaters, des Majors Friedler, gerufen worden, daß er sich nicht einmal von Fräulein Nanna hatte verabschieden können — — —

Nanna kam nach Hause und erzählte alles. Papa Wibom ließ sich einen Staatskalender; aber der war ebenso verhezt wie der Handelskalender: von einem Major Friedler stand nichts darin, und der junge Agent ließ auch nie wieder etwas von sich hören.

Die beiden gotländischen Reserveoffiziere und der Leutnant vom Hallandsbataillon vergaßen Fräulein Nanna; sogar aus dem frommen Gemüte des Garnisonpredigers wurde ihr liebliches Bild so nach und nach durch eine Regierungspfarre und eine rotwangige Hauptmannstochter mit zur Disposition stehendem, anererbtem, mütterlichem Vermögen verdrängt; aber den Amtsverwalter hatte Amors Pfeil tiefer getroffen: er kam, und Nanna wurde endlich seine Frau.

Natürlich mußten sie nach Stockholm reisen und sich die große landwirtschaftliche Ausstellung im Sommer 1886 ansehen.

Am ersten Morgen wollten sie in Strömparterre Frühstück essen, und der Herr Amtshauptmann — das war er nun — klopfte mit selbstzufriedener Miene mit seinem goldenen Stockknopf auf den kleinen Tisch.

Ein dunkellockiger, geschneigelter Ganymed mit einem wichtigen Ohrfeigengesichte eilte herbei —

„Tausend noch einmal —“ sagte der Ganymed.

„Teufel auch!“ rief der Amtshauptmann.

„O mein Gott!“ sagte Frau Nanna und verbarg ihre erglühenden Wangen im Taschentuche.

Doch der dunkellockige, geschneigelte Ganymed mit dem Ohrfeigengesichte eilte ins Büfett zurück, daß die Rockschöße flogen, gab einem Kameraden einen Rippenstoß und sagte:

„Blomqvist, sei so gut und bediene die Leute vom Lande an dem Tische dort. 's ist ein junges Ehepaar, mußt du wissen, und voriges Jahr während meiner Vakanz habe ich dem Mädchen in einem kleinen Badeorte in der Provinz Raupen in den Kopf gesetzt. Wenn sie mich nun zu sehen bekommen, werden sie so traurig — —“

Des Hauptmanns Uniform.

Von

Anton Tschchow.

(1859—1905.)

Aus dem Russischen übersezt von Wilhelm Gendel.

Anton Tschchow ist der russische Meister der kleinen, zur glühenden Pointe auszufehlerten Novelette und Charakterstizze. Wenige Striche genügen ihm, um Typen und Individualitäten von echt russischem Gepräge lebenswahr hinzustellen. Ein eigenartiger Sartasmus, der sich oft zum feinsten Humor steigert, kennzeichnet seine originell erdachten Erzählungen, die wie keine anderen an die kleinen Meisterwerke Maupassants erinnern. Die nachstehende satirische Stizze „Des Hauptmanns Uniform“ ist der im Verlag von Johannes Rabe in Berlin erschienenen Sammlung russischer Novellen: „Sbornik“ entnommen.



Die Sonne war kaum erst aufgegangen und blickte verdrießlich auf die Kreisstadt Dnrsk herab; die Hähne erwachten, streckten und reckten sich; in Onkel Rylkins Brantweinkneipe aber saßen schon Gäste. Es waren ihrer drei: der Schneider Merkulow, der Polizist Sbratwa und der Kassenbote Smedunow. Alle drei waren bereits bekneipt.

„Schweige, ach schweig' doch nur!“ räsionierte Merkulow und hielt den Polizisten am Knopfe fest. „Einer, der im Zivildienst steht, natürlich nur ein solcher, der zu den obersten Rangstufen gehört, hat für unsereinen, der sich für das Uniformwesen interessiert, weit mehr Bedeutung, als alle eure Majore, Obersten und Generale. Nehmen wir z. B. einen Kammerherrn. Was ist das für ein Mensch? Was hat er für einen Rang? Wer nicht mindestens tausend Rubel für seine Uniform ausgeben kann, darf sich neben ihm gar nicht blicken lassen. Rechne doch selbst nach: vier Arschin Tuch von der allerfeinsten Sorte aus der Fabrik von Pründel und Söhne, dann die Knöpfe, der goldgestickte Kragen, die weißen Hosen mit den breiten, goldenen Lampassen, — aber alles das ist noch gar nichts, das könnte allenfalls auch euer Quartalauffseher, wenn er Geld und Lust hat, noch bestreiten. . . Nein, das ist noch lange nicht alles. . . Aber wenn die ganze Brust in Goldstickerei glänzt! Nicht nur der Kragen und die Ärmel, auch die Klappen und die Patten, alles muß glänzen! Und wenn man für die Herren Hofmeister, Stallmeister, Zeremonienmeister und sonstigen Minister und Würden-träger arbeitet! . . . Verstehst du mich? . . . Nun das ist es eben, davon kannst du gar keinen Begriff haben! . . . Ich erinnere mich, daß wir für

den Hofmeister, Grafen Andrej Ssemjonowitsch Wonsjarewsky arbeiteten. Eine Uniform sag' ich dir . . . komm' mir nicht zu nah'! Wenn du sie nur anrührst, so hörst du, wie dir die Pulse klopfen! Und dann, was die wahren hohen Herrschaften sind, wenn die was bestellen, so wage es ja nicht, sie zu belästigen. Sobald du Maß genommen hast, entferne dich und denke gar nicht ans Probieren; von der Fassung und dergleichen zu reden, das darf dir gar nicht einfallen; das gibt's nicht. Wenn du ein richtiger Schneider bist, mußt du ohne weiteres alles, wie sich's gehört, nach dem Maß fertig machen. Es muß alles so passen, wie wenn einer vom Kirchturm herabspringt und richtig in seine Stiefel hineintrifft. In unsrer Nähe war die Gendarmeriekaserne . . . und weißt du, Brüderchen, was da unser Meister Ossip Jaklitsch tat? Er suchte sich unter den Gendarmen solche Leute aus, deren Wuchs dem der Besteller entsprach; ihnen wurden dann die Uniformen anprobiert. Begreifst du das? Nun also, da kam es einst vor, daß wir einen solchen passenden Gendarmen herbeiholten, um die Uniform eines Grafen anzuprobieren. „Zieh' sie an, du Frage, und fühle, welch' eine Ehre man dir erweist!“ Als er nun die Uniform mit der goldgestickten Brust sah, fing er an zu zittern und wurde fast ohnmächtig!“

„Habt ihr aber auch für Polizeimeister gearbeitet?“ erkundigte sich Smedunow.

„Ach, du denkst wohl, daß das wichtige Kunden sind? In Petersburg gibt es ihrer so viele, wie herrenlose Hunde . . . Nur hier, in der Provinz, zieht man ehrfurchtsvoll die Mütze vor ihnen ab, dort aber heißt es: „geh' mir aus dem Wege!“ Wir arbeiteten hauptsächlich fürs Militär und für die ersten vier Rangklassen. Das sind ganz andere Kunden! . . . Wenn du z. B. zur fünften Rangklasse gehörst, so bist du eine Null . . . komm in einer Woche wieder und alles ist fertig; denn außer dem Kragen und den Ärmelauffschlägen gibt's da nichts von Bedeutung. Wenn aber einer zur vierten oder gar zur dritten und zweiten Rangklasse gehört, dann hättest du mal unsern Meister sehen sollen! Rechts und links setzte es Püffe und man mußte in die Gendarmeriekaserne rennen. Einmal arbeiteten wir auch für den persischen Konsul. Wir nähten ihm für anderthalbtausend Rubel goldene Verzierungen auf Brust und Rücken und fürchteten schon, er würde das nicht bezahlen können. Aber nein, alles wurde berappt! „Sind wir auch gottlose Ungläubige, so haben wir dennoch unser Ehrgefühl; da, lieber Freund, nimm dein Geld!“ . . . In St. Petersburg sind sogar die Tataren nobel!“

Lange noch erzählte Merkulow Episoden aus seiner Vergangenheit. Als es neun Uhr ward, fing er unter dem Eindruck seiner Erinnerungen zu weinen an; er klagte über sein trauriges Los, das ihn in dieses Nest gebracht, wo es nur Krämer und Handwerker gibt. — Unterdessen hatte der Polizist schon zwei Personen festgenommen und ins Polizeilokal gebracht und der Kassenbote war schon zweimal zur Post gegangen und wiedergekommen; Merkulow aber saß immer noch da und trank Brantwein. Als die Mittagsstunde

schlug, stand er vor dem Küster Antifonow, schlug sich mit den Säusten auf die Brust und rief:

„Ich mag nicht länger für Rüpel arbeiten! Ich tue es nicht! Die Himmelsgöttin soll mich davor bewahren! Ich bin es nicht gewohnt, mit solch Lumpenpack, wie Ihr seid, zu verkehren; ich will mit Euch nichts zu tun haben! In Petersburg arbeitete ich für den Baron Spußel und für die Herren Offiziere! Hebe dich weg von mir, du langschößige Kirchenratte, daß dich meine Augen nicht mehr sehen! . . . Mach', daß du fortkommst!“

„Sie haben eine gar zu hohe Meinung von sich, Trifon Panteleitich!“ erwiderte ihm der Küster. „Wenn Sie auch ein Künstler in Ihrer Kunst sind, so dürfen Sie doch nicht Gott und die Religion vergessen. Arius war auch so hochmütig wie Sie und mußte dafür eines schimpflichen Todes sterben. Jawohl, auch Sie werden sterben müssen!“

„Nun, und was ist dabei! Ich will lieber sterben, als immer nur Bauernkittel machen. Während der fünfzehn Jahre meines Hierseins sah ich noch keinen einzigen Adligen bei mir! Ah, was sagst du dazu? Keinen einzigen! . . .“

„Ist mein Satan hier?“ ertönte nun draußen eine Weiberstimme. Aginja, Merkulows Frau, erschien in der Tür. Es war dies ein altes Weib mit aufgekrempten Ärmeln und mit einer straff über den Bauch gespannten Schürze. „Wo ist das wüste Götzenbild?“ Mit verachtungsvollen Blicken überflog sie die Anwesenden. „Ah! Da sieht er ja, der Zucht häusler! Bist du noch nicht geplagt, du elender Saufbold! Wenn du doch krepieren möchtest, Quälgeist! Komm schnell nach Hause, es ist ein Offizier da, der mit dir sprechen will.“

„Was? Ein Offizier!“ fragte Merkulow und starrte sie an.

„Ja doch, ein Offizier; er sagt, daß er etwas bestellen wolle.“

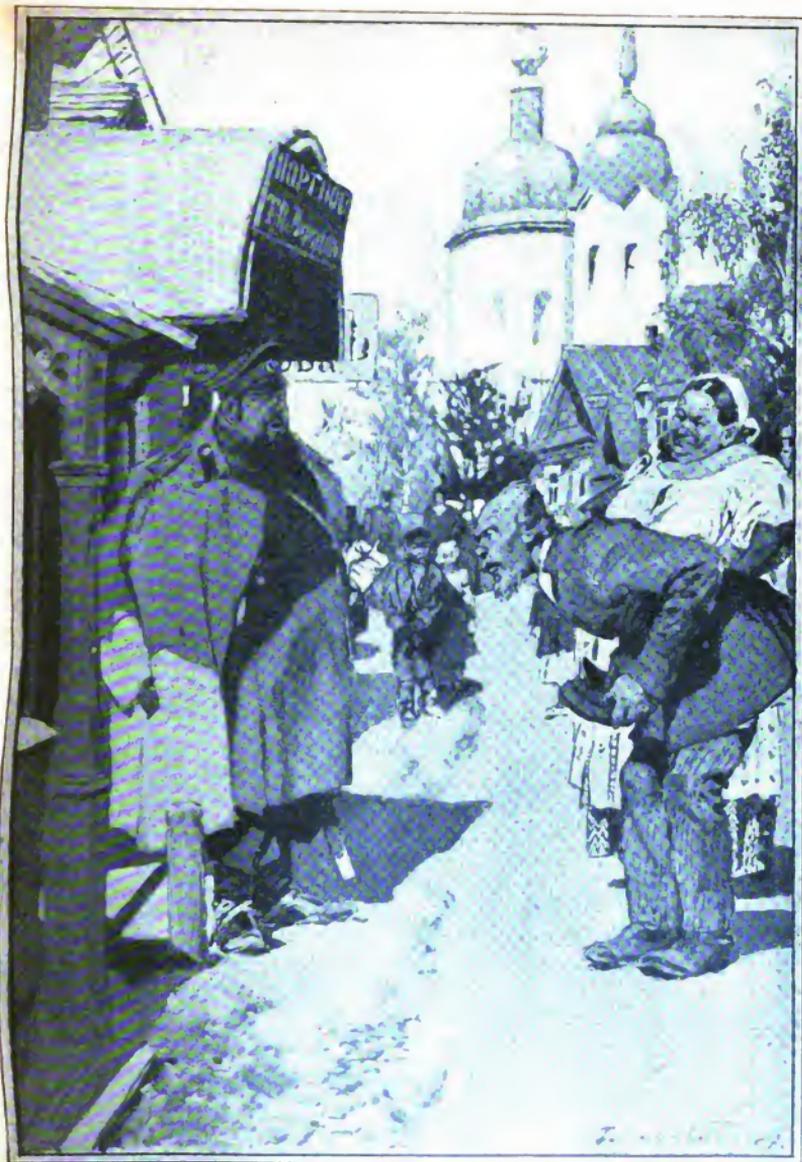
Merkulows trübe Augen blickten die rings um ihn Sitzenden gedankenlos an; er kratzte die Nase mit allen fünf Fingern, ein Zeichen des höchsten Erstaunens.

„Hat das Weib etwa Tollkraut gefressen?“ murmelte er endlich. „Fünfzehn Jahre sah ich keine edle Seele bei mir und nun soll plötzlich heute, an einem Samstag, ein Offizier mit einer Bestellung erschienen sein! hm, will doch 'mal nachschauen . . .“

Merkulow verließ die Brantweinkneipe und torkelte nach Hause. Sein Weib hatte wirklich nicht gelogen. An der Schwelle seiner Wohnung traf er Herrn Urtschajew, den Hauptmann von der Stadtgarnison.

„Wo treibt Er sich herum, Er Erzhalunke!“ fuhr ihn der Hauptmann an. „Eine Stunde lang warte ich schon auf Ihn! Kann mir der Hanswurst eine Uniform machen?“

„Hochwohlgeboren . . . Herr Gott . . .“ murmelte Merkulow, verschluckte sich, hustete und riß seine Mütze herunter, wobei ihm ein Büschel Haare in der Hand blieb. „Hochwohlgeboren . . . es wäre doch nicht das erstemal . . . Lieber Herrgott! Habe auch für Eduard Karlytsch, den Herrn Baron Spußel gearbeitet . . . Der Herr Sekondleutnant Sembulatow ist mir



Des Hauptmanns Uniform.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

jezt noch zehn Rubel schuldig! . . . Ach, Frau, gib doch einen Stuhl her für Seine Hochwohlgeboren — wie du doch ungebildet bist, Gott verdamme mich! Befehlen Sie, daß ich Maß nehmen soll? Oder wünschen Sie, daß ich nach Augenmaß arbeite?"

„Nun, das Tuch lieferst du, und die Uniform muß in einer Woche fertig sein . . . Was verlangst du?"

„Ach, erbarmen Sie sich, Euer Hochwohlgeboren . . . fragen Sie doch nicht!" erwiderte Merkulow schmunzelnd. „Bin ich denn eine Krämerseele? . . . Wir wissen doch, wie man mit hohen Herrschaften umgeht . . . Haben sogar für den persischen Konsul gearbeitet und kein Wort verloren!"

Nachdem er das Maß genommen und den Hauptmann hinausbegleitet hatte, stand Merkulow mitten im Zimmer eine ganze Stunde lang da und starrte stumpfsinnig seine Frau an. Er konnte es immer noch nicht fassen . . .

„Ist das ein merkwürdiges Ereignis! Sage nur, um Gottes willen! . . ." brummte er endlich. „Wo soll ich nun aber das Tuch hernehmen? He, Azinja, nicht wahr, du borgst mir das Geld, was du für die verkaufte Kuh gekriegt hast?"

Azinja hielt ihm den zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckten Daumen entgegen und spuckte aus. Etwas später wirtschafte sie mit dem Feuerhaken, schlug Töpfe auf dem Kopf ihres Mannes entzwei, raufte ihm den Bart aus, lief auf die Straße hinaus und schrie: „Helft mir, Rechtgläubige! Er mordet mich!" Aber alles das half ihr nichts. Am folgenden Morgen lag sie im Bett und verhüllte ihre blauen Flecken; Merkulow aber ging in die Kaufläden, schimpfte und suchte passendes Tuch aus.

Eine neue Aera begann nun für ihn. Wenn er des morgens erwachte und mit schläfrigen Augen seine Umgebung betrachtete, brauchte er sich nicht mehr, wie sonst, würgend vom Schleime zu befreien. Noch wunderbarer aber ist es, daß er gar nicht mehr in die Branntweinkneipe ging, sondern fleißig bei der Arbeit war. Erst betete er still vor sich hin, setzte dann seine große Stahlbrille auf, breitete das Tuch auf dem Tische aus und tat, als ob er einen Gottesdienst verrichtete.

Nach einer Woche war die Uniform fertig. Er plättete sie aus, trug sie auf den Bretterzaun hinaus und fing nun an, sie auszubürsten. Ab und zu nahm er ein Säferchen hinweg, trat dann einige Schritte zurück, betrachtete sein Kunstwerk aufmerksam, nahm dann wieder ein Sädchen fort und trieb das so ein paar Stunden.

„Ist doch ein wahres Elend mit diesen Herrschaften!" rief er den Vorübergehenden zu. „Was das für eine Quälerei ist, — ich bin gänzlich erschöpft! Diesen gebildeten Leuten etwas recht machen, ist fast unmöglich!"

Als er nun mit dem Reinigen und Bürsten fertig war, rieb er sich die Haare mit Öl ein und kämmte sich; dann schlug er die Uniform in ein reines Baumwollentuch und ging zum Hauptmann.

„Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit dir, Tölpel, abzugeben!" — so fuhr er jeden an, der ihm begegnete. „Seht ihr denn nicht, daß ich dem Hauptmann seine Uniform hintrage? Ist das ein dummes Volk!"

Nach einer halben Stunde kehrte er heim.

„Ich gratuliere, Trifon Panteleitsch, zur Geldeinnahme!“ mit diesen Worten begrüßte ihn Aginja, verächtlich grinsend.

„Bist du ein dummes Weib!“ entgegnete ihr der Mann. „Du glaubst wohl, daß anständige Herrschaften gleich zahlen? Bilde dir doch so was nicht ein! Höchstens Krämer und gemeines Volk legt dir dein Geld gleich auf den Tisch hin, du Gans!“

Zwei Tage lag nun Merkulow auf dem Ofen. Er aß nicht und trank nicht, sondern überließ sich ausschließlich dem Wohlgefühl befriedigten Ehrgeizes wie Herkules, als er seine Heldentaten vollbracht hatte. Am dritten Tag ging er zum Hauptmann, um sein Geld zu holen.

„Sind Ihre Wohlgeboren aufgestanden?“ flüsterte er, ins Vorzimmer tretend und sich an den Diener wendend.

Als er eine verneinende Antwort erhielt, blieb er am Türpfosten stehen und wartete.

„Jag' ihn hinaus! Sag' ihm, er soll am Sonnabend kommen!“ hörte er nun des Hauptmanns Stimme aus dem Schlafzimmer.

Das nämliche vernahm er am folgenden und am dritten Sonnabend. Einen Monat lang ging er zum Hauptmann, saß und stand stundenlang bei ihm im Vorzimmer und hörte jedesmal, er solle sich zum Teufel scheren und am nächsten Sonnabend wiederkommen. Aber er verlor den Mut nicht, murzte auch nicht. Im Gegenteil! er schmunzelte sogar, denn ihm gefiel das lange Warten im Vorzimmer; das „jag' ihn hinaus!“ klang ihm wie eine liebliche Melodie.

„Daran erkennt man doch gleich die Noblesse!“ rief er, nach Hause kommend, entzückt aus. „Bei uns, in Petersburg, machen es alle so.“

Merkulow würde bis ans Ende seiner Tage zum Hauptmann gegangen sein und in dessen Vorzimmer gewartet haben, wenn Aginja, die ihr aus dem Verkauf der Kuh gelöstes Geld zurückverlangte, nicht dagegen protestiert hätte.

„Hast du das Geld gekriegt?“ Mit diesen Worten empfing sie ihn jedesmal. „Wieder nicht, du Hundeseele! Willst du mich etwa rasend machen! Mitjka, wo ist der Feuerhaken?“

Einst kehrte Merkulow des Abends vom Markt heim; er trug einen Sack mit Kohlen auf dem Rücken; sein Weib folgte ihm.

„Warte nur, Kanaille, bis wir nach Hause kommen, dann kriegst du's ordentlich von mir, warte nur!“ brummte sie vor sich hin und dachte dabei an ihr Geld für die Kuh. „Der Satan von Hauptmann ist mir auch der Rechte! Läßt bei uns arbeiten und mein Rindvieh ist auch so dumm und tut, als ob man ihm eine Gefälligkeit erweise. Weggeworfenes Geld!“

Plötzlich blieb Merkulow wie angewurzelt stehen und stieß einen Freudenschrei aus. Aus dem Wirtshaus „Frohstinn“, bei dem sie vorüberkamen, stürzte ein Herr im Zylinder heraus. Er hatte ein rotes Gesicht und schien betrunken zu sein. Ihm nach lief der Hauptmann Urtschajew mit einem Billardqueue in der Hand; er war barhaupt, sein Haar zerzaust, die Uniform mit Kreide

beschmutzt und aufgerissen; eine Achselklappe hing herab, hinten fehlten drei Knöpfe.

„Ich werde dich falsch spielen lehren, du Halunke!“ rief der Hauptmann, wischte sich den Schweiß von der Stirn und drohte mit dem Billard-queue. „Ich werde dir zeigen, wie man mit anständigen Leuten spielt!“

„Sieh' mal, sieh' mal!“ flüsterte Merkulow seinem Weibe zu, stieß sie an und grinste. „Daran erkennt man doch gleich den noblen Herrn. Wäre er ein Krämer, der sich einen neuen Anzug machen ließ, dann würde es ewig lange dauern, bis er ihn getragen hat; dieser aber hat jetzt schon seine neue Uniform ruiniert, könnte bereits wieder eine neue brauchen!“

„Geh' und bitte ihn, dich zu bezahlen!“ raunte ihm Azinja zu.

„Bist du verrückt, dummes Weib! Hier auf der Straße? Gott bewahre mich!“

Aber das Weigern half nichts; sein Weib zwang ihn, zum wütenden Hauptmann hinzugehen und um Zahlung zu bitten.

„Marsch fort!“ schrie ihn dieser an. „Du langweilst mich!“

„Ich begreife das ja, Euer Wohlgeboren, begreife es vollkommen . . . würde es auch nie gewagt haben . . . Aber mein Weib ist ein so unvernünftiges Geschöpf . . . Sie wissen ja selbst, wie hirnlos solch ein Frauenzimmer ist . . .“

„Packe dich, du ärgerst mich, sag' ich dir!“ schrie ihn der Hauptmann wütend an; seine Augen glühten, er war betrunken.

„Ich begreife es ja, Euer Wohlgeboren! Aber, ich meine nur, um des alten Weibes willen; denn, wissen Sie, das Geld gehört ihr . . . wir haben dem Juden die Kuh verkauft . . .“

„Ah, du räsonnerst noch, Lausker!“

Der Hauptmann holte aus und es gab einen Krach. Von Merkulows Rücken fielen die Kohlen in den Dreck, aus seinen Augen sprühten Funken, seine Mütze sank ihm aus der Hand. Azinja war erstarrt. Eine Minute lang stand sie fassungslos da, wie Loths Weib, das zur Salzsäule wurde. Dann wandte sie sich zu ihrem Mann. Zu ihrem größten Erstaunen sah sie, wie sein Gesicht von einem seligen Lächeln verklärt war; in seinen Augen standen Freudentränen . . .

„Daran erkennt man doch gleich den wahren Adel!“ flüsterte er. „Das sind wirklich vornehme, gebildete Manieren! . . . Gerade ebenso war es . . . auf der nämlichen Stelle . . . als ich dem Baron Spußel seinen Pelz brachte . . . Auch er holte aus und schlug zu. Ebenso auch der Herr Sekondeleutnant Sembulatow . . . Wie ich zu ihm kam, sprang er auf und haute mir eins über . . . Ach ja, Weib, die schönen Zeiten sind nun vorüber . . . aber das verstehtst du nicht! Das waren noch goldene Zeiten!“

Merkulow machte eine abwehrende Handbewegung, raffte seine Kohlen auf und schlich dann nach Hause.

Der Roßtäufcher.

Eine ungarische Pferdebiebsgeschichte von Martin Söldi.

Autorisierte Uebersetzung von G. Busse.

Martin Söldi, einer der besten Novellisten Ungarns (geboren 1855 in Vefés Csaba), behandelt mit besonderer Vorliebe und eindringlichem Verständnis den Verbrecher. Seine Bauern- und Diebsgeschichten mit ihrer echt ungarischen Bodenwüchsigkeit erfreuen sich ganz besonderer Wertschätzung, und ihrem Wissen entstammt auch die von uns wiedergegebene Novelle: „Der Roßtäufcher“.



gab überhaupt keinen Menschen, den der Philipp Szigra auf dem Pferdemarkte nicht schon einmal beschummelt hätte, oder, bei passender Gelegenheit, wenigstens zu beschummeln verstünde. Er war geradezu eine Kapazität in diesem Fach. —

Die ehrenwerte Beschäftigung des Pferdehandels hat von altersher die Eigentümlichkeit, dem Gewissen eine Ausdehnungsfähigkeit zu geben, die Gummi Elastikum einfach beschämt. Hier und da macht ein so munteres Gewissen einen kleinen Ausflug in das Gebiet des Strafgesetzbuches, wovon der glückliche Inhaber sich dann in beschaulicher Einsamkeit zu erholen pflegt. Der alte Szigra aber hatte das noch niemals nötig gehabt, trotzdem er seit vierzig Jahren die Märkte besuchte. Er beging keine groben Unehrlichkeiten, denn wenn er schon schummelte, dann schummelte er wissenschaftlich.

Das Roßtäufchen ist eine komplizierte Wissenschaft und erfordert eine gebiegene Bildung.

Wenn unser Szigra die Peitsche knallen ließ, merkte selbst der Ober-tierarzt nicht, daß das vorgeführte Pferd einen schlechten Trab hatte. Wenn unser Szigra das Zaumzeug ordnete, trug die elendeste Schindmähre den Kopf so hoch, als ob sie von der Stute des Propheten abstammte.

Man erzählte sogar, daß er seinem eigenen Schwiegersohn, der bereits ein angesehenener Beamter war, zwei Schindmähren als Paradeperde angehängt hätte.

„Wählen Sie, lieber Herr Sohn!“ hatte er ganz harmlos gesagt, und ihm seinen ganzen Stall, sechsunddreißig Pferde, vorgeführt.

Während der Prüfung wußte er dann ganz beiläufig von vierunddreißig soviel Schlechtes zu erzählen, daß der Beamte tatsächlich die beiden wertvollsten ausuchte. Er glaubt noch heute, zwei Vollblutaraber zu besitzen!

Das Geld spielte keine große Rolle bei Szigra. Bei dem üblichen Kauftrunk tat er immer ein übriges. „Einem geizigen Mann und einer gemästeten

Sau will ich nicht gleichen," pflegte er zu sagen. „Ueber beide freut man sich erst, wenn sie hin sind.“

Und wenn er den Zigeunern eine größere Banknote auf die Siebel warf, rief er übermütig: „Na, More, ich hab für das Geld nicht erst graben müssen. Nimm du's!“ —

Er war auch überall gern gesehen. Wohin er auch kam. —

Mit sechzehn Pferden kam er auf den Sommermarkt von Dviröghäza geritten. In der Koppel befanden sich zwei prächtige Apfelschimmel, beide in der Größe vollkommen gleich und makellos wie zwei Wasserlilien. Kleiner Kopf, breite Brust, schmaler Rücken — einen Käufer, der weniger als tausend Gulden anbieten würde, den würde er nicht einmal ansehen!

Am Abend, als die schönen Tiere gefüttert und getränkt wurden, stand Šigra noch neben ihnen und streichelte ihnen zärtlich den Hals.

In der nächsten Morgenfrühe weckte ihn sein Knecht mit schreckensblassem Gesicht: Die Apfelschimmel waren fort. Aus dem Stalle gestohlen! —

Der alte Šigra fluchte so greulich, daß der Kutscher sich dreimal bekreuzigte.

„Ich geh', die Panduren rufen, Herr — ja?“

„Den Teufel wirfst du rufen!“

Nachdem er sich die erste Wut von der Seele geschimpft hatte, überlegte er kaltblütig. Seine beiden Lieblinge flogen wie der Sturm, die amtliche Verfolgung kriecht wie eine Schnecke. Nie im Leben treffen die zusammen! Er beschloß also, die Sache selber in die Hand zu nehmen. —

Am Ende des Marktes, wo die Zigeuner sich niedergelassen hatten, war schon alles auf den Beinen. Als Šigra, vor dem sie Respekt hatten, unter ihnen erschien, grüßten sie ihn demütig.

„Habt ihr nicht einen Pferdedieb gesehen?“ fragte der Alte.

Die Zigeuner erschrakten.

„Niemanden haben wir gesehen, wohlgeborener Herr. Niemanden außer dem Herrn Marktaufscher. Bei Gott nicht!“

Eine alte Zigeunerin zupfte ihn am Rock.

„Fragen Sie mich, aber nicht diese Töpel! Erst geben Sie mir aber eine Pfeife Tabak!“

Šigra reichte ihr seinen Tabaksbeutel. Die alte Zigeunerin stopfte ihre Pfeife und blies mächtige Dampfwolken hervor.

„Freilich sah ich einen," sagte sie dann. „In der Garküche neben dem Mauthhause trank er.“

„Wer ist's?“

„Ghuri Repas.“

„Ist das sicher?“

„Meine Augen sollen mir auslaufen, wenn er es nicht war. Keine zwei Wochen, da hab ich seiner Liebsten, der Wirtin zum Wolkenkschaf, erst die Karten gelegt und ihn gesehen . . .“

„Das ist seine Geliebte?“ erkundigte sich Zsigra lebhaft.

„Daß sie verderben soll! Er ist toll nach ihr, wie das Jungschwein um die Kleie. Und dabei ist sein Weib mehr wert am kleinen Singer, als das Fräulein „Hopshierher hopsdaher“ am ganzen Leibel!“

Zsigra schenkte ihr einen Zwanziger.

Er glaubte auf der rechten Fährte zu sein. Er ließ anspannen und kutschierte sich selbst zur Theiß hinunter, bis zur Bácska, zu dem bezeichneten Wirtshaus.

Er ging vorsichtig zu Werk. Er wußte, daß eine Czardawirtin keine leichte Gegnerin ist. Eine Czardawirtin verrät niemanden, geschweige gar ihren Liebsten.

Das junge Weib saß in der Laube.

Ihr Mann war, wie man sagte, von einem Sieb erschlagen worden. Das heißt: sie hatte nie einen gehabt. Ein großes Stück geblümter Seide lag ausgebreitet vor ihr auf dem Tisch. Zsigra ahnte einen Zusammenhang zwischen der neuen Seide und den gestohlenen Gäulen. Er machte ein erschrockenes Gesicht.

„Tjüh, Juci,“ raunte er ihr schnell zu, „schnell fort mit der Seide. Verstecke sie auf dem Boden!“

„Warum denn?“

„Weil sie gestohlen ist! Ich habe sie gleich erkannt. Auf dem Markte stahl man sie einem Arader Juden. Was kaufst du so etwas? Du wirst noch eingesperrt, Herzchen!“

„Dem Teufel seine Großmutter hat sie gekauft,“ sagte sie erschrocken.

„Von wo du sie auch hast: fort mit ihr. Oder höre, gib sie mir auf den Wagen! Ich tausche sie dir in Pest um gegen türkische, die ist noch feiner und kommst wenigstens nicht ins Unglück.“

Die beunruhigte Frau packte die Seide im Nu unter seinen Wagenstiz und bedankte sich herzlich bei ihm. Bis um Mitternacht blieb Zsigra bei ihr und trieb allerhand Späße. Das ist einmal Sitte, wenn sich Herren in die Czarda verirren.

Er saß schon im Wagen, als er sich nebenbei nach Gyuri Repas erkundigte.

„Kommt er nie hierher? Ich möchte ihm etwas sagen lassen.“

„Gestern war er hier.“

„Allein?“

„Mit einem Domboser Schwaben.“

„Ach so. Haben wohl einen Aldomas getrunken?“

„Ja, so etwas.“

„Na, wenn er wieder kommt, dann sag' ihm, er soll der Schwägerin vom Galgenwärter gestohlene Seide schenken, aber nicht dir. Behüt dich Gott!“

Bei Tagesanbruch war er in Dombos.

Er fand seine Apfelschimmel dort gemütlich bei einem Schwaben und

sing nun an, um sie zu handeln. Der Schwabe verlangte aber einen zu hohen Preis: 600 Gulden! Zsigrá barst beinahe vor Wut, daß er keinen Fehler an den Tieren finden konnte. Er konnte sie nicht schlecht machen.

„Dreihundert Gulden geb ich.“

„Dann wird nichts daraus,“ sagte der Deutsche kurz.

Zsigrá entfernte sich ärgerlich.

„Du gibst sie auch noch billiger, Schwager,“ murmelte er durch die Zähne.

Er warf sich wieder auf den Wagen und fuhr die breite Heerstraße entlang. Im Halbdunkel hielt er vor einer Tanna. Das war das Haus des Ghuri Repas, des Pferdediebes. Er lenkte direkt in den Hof. Ghuris Frau, ein braunes, rühriges Weib, begoß die Blumen in dem kleinen Gärtchen, das, wie alle Tannagärten, nur einige Rosenstöcke, Tulpen und Reseda trug. Mehr trägt keines, und das wenige genügt auch. Es sind dieselben Blumen, die im Volkslied blühen . . .

Zsigrá begrüßte die junge Frau.

„Guten Abend, Zsófie, ist dein Mann zu Haus?“

„Nein, aber er kommt noch heut. Er sandte mir Nachricht. Belieben einzutreten.“

„Ich hab mit deinem Mann zu reden. Ich erwarte ihn, wenn du mich gern siehst.“

„Wie sollte ich den Herrn nicht gern sehen?“

Sie half ihm, die Pferde ausspannen und nahm ihnen das Geschirr ab. Dann holte sie Mehlspeise und Milch. Es war eine Freude, ihr zuzusehen, wie flink und geschickt sie alles tat. Die kleinen Pantöffelchen klapperten im Takt wie Storchschänabel.

„Gleich zünd' ich Feuer an, und eins, zwei ist das Nachtmahl fertig.“

„Gibt es etwas Gutes, Kind?“

„Nur Paprikahuhn mit Kartoffeln,“ antwortete die Frau Lescheiden.

„Grade das brauche ich! Ich sterbe beinahe vor Appetit.“

Als das Nachtmahl reinlich angerichtet auf dem Tische stand, ließ Zsigrá es sich wohlschmecken.

„Ist dein Mann schon lange fort?“ fragte er beiläufig.

„Eine Woche ist es.“

„Was Teufel bleibt er denn so lange aus?“

Das Weib schüttelte in leiser Trauer den Kopf.

„Ich kenne seine Wege nicht! Wenn sie nur nicht zum Schlechten führen . . .“

„Er wird doch nicht?“

„Ich habe manches gehört . . .“

Zsigrá suchte sie zu beruhigen.

„Ich weiß, mein Kind, wieviel die Menschen reden. Glaube nur dem ehrlichsten, und auch dem nur die Hälfte!“

„Der vierte Teil wäre zuviel.“ — —

Pferdegetrapp schlug an ihr Ohr. Gური Repas kam in den Hof geritten. Als er bei dem Vorgang, auf dem die beiden speisten, vom Sattel sprang fiel er beinahe auf den Rücken. Dem bodksfüßigen Teufel wäre er lieber begegnet, als dem schnurrbärtigen Roßtäufcher!

„Seß dich zu Tisch, wenn der Herr erlaubt,“ redete die Frau ihn schlicht an. „Iß, was uns geblieben ist.“

Der Pferdedieb seßte sich mit erkünstelster Ruhe nieder. Der Bissen wollte ihm gar nicht herunter, und mehrere Male fiel ihm die Gabel in die Schüssel.

„Wie ich seh, hast du das Essen verlernt, Gური,“ warf seine Frau trocken ein.

„Ich bin sehr ermüdet,“ entschuldigte er sich. „Ich war auf dem Markt.“

„Na, hast du deiner Frau auch etwas Schönes mitgebracht?“ erkundigte sich Sfigra.

„Nicht einmal dazu hatte ich Zeit . . .“

Sfigra zündete seine Pfeife an und blies einige Dampfwolken vor sich hin.

„Wenn du gegessen hast, Gური, dann geh zu meinem Wagen. Unter dem Sitz wirst ein Marktgeschenk für deine Frau finden. Bringe es her.“

Gური brachte das Paket.

„So, Sofie, das ist für dich. Pack es nur aus!“

Die Augen der jungen Frau leuchteten vor Freude, als sie die schöne geblümte Seide erblickte. „Ach, Herr,“ sagte sie dankbar, „womit habe ich nur das verdient, daß Ihr mich so beschenkt?“

„Nimm nur, Sofie! Dein Mann wird das verdienen!“

Der Pferdedieb vermochte vor Unruhe kaum sitzen zu bleiben. Der starke, wilde Mensch, der nicht einmal den Gendarm, geschweige gar Gott fürchtete, zitterte beinahe. Die Seide anzublicken wagte er überhaupt nicht.

„Ja, mein Kind,“ fuhr Sfigra nach einer kleinen Pause ruhig fort, „dein Mann wird es verdienen. Ich will ihn nämlich heute nacht nach Dombos schicken, nach Dombos, wenn du einwilligst.“

„Meinetwegen kann er gehen, Herr . . .“

„Ich habe nämlich zwei Apfelschimmel von einem Schwaben gekauft,“ wandte Sfigra sich jetzt direkt an Gური, „die sollst du mir auf den Gurlaer Markt bringen, mein Sohn!“

Gურის Augen rollten erregt hin und her.

„Ich bringe sie,“ erklärte er dann mit großer Bestimmtheit.

„Am Sonnabend kannst du mit den Tieren dort sein!“

„Ich werde dort sein . . .“

„Nun, dann spann für mich an! Jetzt muß ich fort. In Gurla, in der großen Schenke findest du mich. Leb mir recht wohl.“

Am Sonnabend hielt der Pferdedieb mit den beiden Apfelschimmeln vor der großen Schenke. Er hatte sie auf Befehl zurückgestohlen. Er ging nur an das Fenster, um sich dem Händler zu melden.

„Hier bin ich, Herr.“

„Hast du sie?“

„Ja.“

„Hast du sie sehr getrieben?“

„Nun, langsam kommt ich doch nicht . . .“

„Führ sie spazieren. Hernach an die Krippe.“ —

Nach einer halben Stunde meldete Ghuri sich wieder.

„Die Tiere sind getränkt und gefüttert.“

„Du bist ein Hauptkerl, Ghuri! Na, komm her.“

Er legte zwanzig Gulden auf das Fensterbrett.

„Die, Ghuri, sind dein!“

Der Pferdedieb schob das Geld mit verächtlicher Handbewegung zurück.

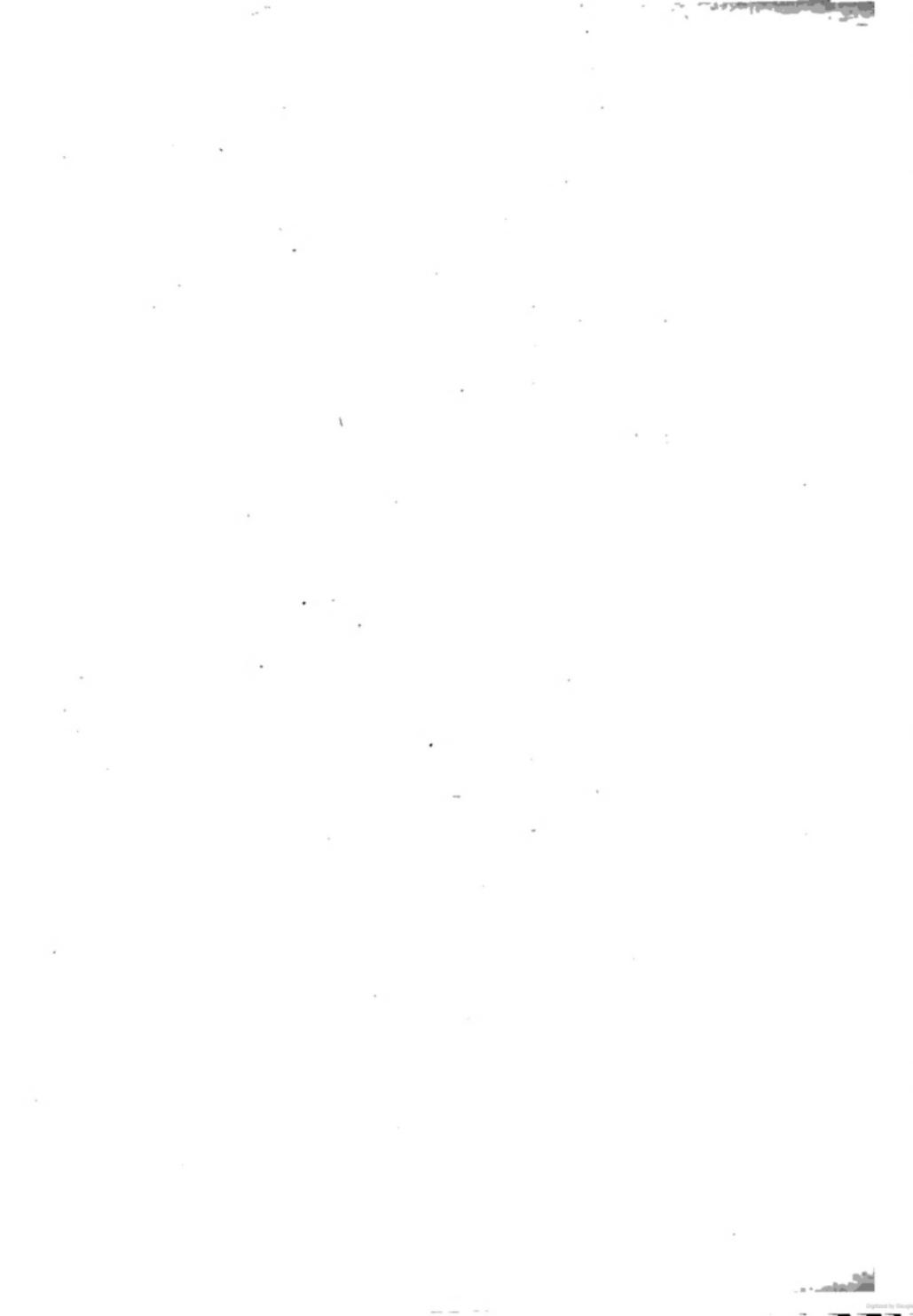
Dann warf er den Kopf hochmütig in den Nacken.

„Das habe ich nicht für Geld getan, Herr! Nur für die Ehre!“ — —





Keinele Fuchs soppt Braun
:: den Bären in die Falle. ::
Nach der Zeichnung von Wilhelm
:: :: von Kaulbach. :: ::





Die Deutschen

Reineke Fuchs.

(Reynke de Vos.)

(1498).

Der Tier-Roman von Reineke dem Fuchs und seinen Schelmenstreichen, den Goethe „Die unheilige Weltbibel“ nannte, ist lebendig geblieben bis in unsere Zeit, und wer die ganze Waldfrische dieses köstlichen, als Tiergeschichte unübertroffenen Werkes genießen will, der wird nicht zu Goethes Neubüchtnug, die bei allen Feinheiten der „natürlichen und einfachen Vertrautheit entbehrt“, wie Grimm sagt, sondern zu der alten niederdeutschen Fassung greifen, dem Buche, das 1498 zu Lübeck erschienen ist. Dieses gibt die vollkommenste Ausgestaltung der Fabel vom Löwen und dem schlauen Fuchs, die altindische Ursprungs ist, in den Aesopischen Fabeln auftritt und im 10. Jahrhundert in der „Eobasis captivi“ eines lothringischen Mönchs, im ältesten Tierepos des Mittelalters erscheint. Hier ist der Löwe der König der Tiere, Fuchs und Wolf sind Feinde. Dann dichtet im 12. Jahrhundert ein flandrischer Mönch den „Ysengrimus“, in dem der Wolf eine große Rolle spielt. Ysengrim heißt soviel wie: Eisenfelm und spielt auf das furchtbare Gebiß an; der Fuchs heißt in dem Gedicht Reinardus, entstanden aus: Reginhart, d. h. der „sehr Harte, Schlaue“. Aus Reinardus entsteht Reinhart, welcher deutsche Name auch von den Franzosen adoptiert wird (Renard), während im Niederdeutschen „Reineke“ daraus wird. 1170 entsteht die erste deutsche Bearbeitung der Fabel durch den elsässischen Dichter Heinrich von Glöckere. Sein „Reinhardt Fuchs“ ist nach französischem Vorbild gearbeitet und umfaßt zehn Erzählungen vom Wolf und Fuchs. Dann bearbeitet um 1250 ein flandrischer Dichter namens Willem die Fabel und gibt sie unter dem Titel „Reinaert de Vos“ heraus. Dieses Werk, dessen Vorbild der altfranzösische Renart war, wird im 15. Jahrhundert von Heinrich von Allmar, dem Erzähler eines lothringischen Prinzen, umgearbeitet; diese Umarbeitung wird ins Nieder- und Plattdeutsche übertragen und erscheint 1498 zu Lübeck als „Reynke de Vos“. In dieser Fassung ist das Werk die schärfste Satire gegen die Geistlichkeit, gegen den Mißbrauch der kirchlichen Dogmen, gegen die Fürsten und die Zustände an den Höfen. Reineke Fuchs repräsentiert den

Erzschelm, dem Religion, Staat, Königtum Luft sind, der durch seine List, seinen schlagfertigen Witz über alle Fährnisse hinwegspringt, mit Verschlagenheit, Verleumdung, Lügen, mit diplomatischen Schlichen und plumper Intrige arbeitet und über alle triumphiert. Die nachstehend wiedergegebenen Abschnitte sind den Bearbeitungen von Soltau und Simrod entnommen.

Nobel, der König der Tiere, hält Hof. Alle Tiere kommen, nur Reineke, der Fuchs, nicht. Er hat guten Grund, Anklagen zu befürchten, die auch bald erhoben werden. Viele Tiere haben von ihm Schaden erlitten, besonders aber Hegerim, der Wolf, der jetzt vom König Genugtuung verlangt. Reineke findet keinen Verteidiger außer Grimbart, dem Dachs, der sich seiner annimmt. Kaum hat der aber seine Verteidigungsrede geschlossen, so erscheint Henning, der Hahn, dem Reineke neunzehn Kinder erwürgt hat. Das empört König Nobel aufs äußerste und er beschließt, Reineke vor Gericht zu laden. Braun, der Bär, wird nach ihm abgeschickt, aber auch der wird jetzt ein Opfer von Reinekes Arglist.

Reineke und der Bär.

Herr Braun, der Bär, zog stolz und kühn
Den Weg in das Gebirge hin,
Durch Wald und Wüste, weit entlang,
Bis er vollbrachte seinen Gang,
Und ein paar Hügel vor ihm lagen,
Wo Reineke pflegte oft zu jagen.
Er war noch da den vorigen Tag,
Weil Malpertaus*) dort nahe lag;
Denn Reineke hatte manches Haus,
Doch war das stärkste Malpertaus;
Daher er auch, so oft Gefahr
Ihm drohte, dort am liebsten war.

Wie Braun jetzt vor dem Schlosse stand,
Und noch das Tor verschlossen fand,
So mau pflegt aus und ein zu gehn,
Blieb er erst eine Weile stehn,
Um sich auf Worte zu besinnen.
Dann rief er: „Reinhard, seid Ihr drinnen?
Ich, Braun, Eur' Ohm, bin hergefand,
Und mache hiermit Euch bekannt,
Wofern ich Euch nicht mit mir bringe,
Daß Ihr Euch stellet vor dem Dinge,
Recht zu empfangen und zu geben,
So wird's Euch kosten Ehr' und Leben.
Der König droht Euch ohne Gnade,
Wenn Ihr nicht kommt, mit Galgen und
Rade;

Drum laßt Euch raten: kommt mit mir.“
Indes horcht' Reinhard an der Thür
Und merkte sich ein jedes Wort.
„Ach! (dacht' er) könnt' ich doch sofort

Dem stolzen Grobian sein Prahlzen
Auf seinen eignen Kopf bezahlen!
Das Ding will wohl erwogen sein.“
Er ging tief in sein Schloß hinein;
Denn Malpertaus war voll von Sellen;
Da waren Vorratskeller, Höhlen,
Verdeckte Wege, eng und lang,
Und mancher krumme Nebengang,
Den er verschloß, so oft Gefahr,
Von feindes Macht zu fürchten war.
Dort lag die Beute, die er machte,
Und wenn man nach ihm selber jagte
Von wegen mancher Missetat,
Fand er dort eine sichere Statt;
Wo er auch manches Tier ergriff,
Wenn's sich in seinen Bau verließ.

Nachdem er hatte ungestört
Des Bären Aufruf angehört,
War ihm erst bange, daß Gewalt
Ihm droht' in einem Hinterhalt;
Sobald er aber wahrgenommen,
Daß Braun war ganz allein gekommen,
Ließ die Besorgnis wieder nach;
Er ging zu ihm hinaus und sprach:
„Willkommen, lieber Oheim, hier.
Ich las jetzt eben mein Brevier;
Drum konnt' ich nicht geschwind' kommen.
Ich dank' Euch; denn es wird mir frommen,
Daß Ihr zu mir gekommen seid.
Ich seh' Euch gern zu jeder Zeit;
Doch weiß ich's denen keinen Dank,

*) Malpertaus (oder, wie es im Original heißt, Malepertus) ist eine Uebersetzung des französischen Wortes Mal-pertuis, Mau-pertuis (Unglücksloch).



Reineke lügt sich vom Galgen herunter.
Nach der Zeichnung von Wilhelm von Kaulbach.

Die Euch bemüht mit diesem Gang,
Der Euch wohl sehr beschwerlich war;
Denn Euch trieft ganz von Schweiß das Haar.
Hat denn der König unser Herr
Sonst keinen andern Boten mehr,
Daß auf den Edelsten von Allen
Und Besten seine Wahl gefallen?
Doch wie gesagt, mir wird es frommen,
Daß Ihr seid selbst zu mir gekommen;
Denn mir kommt Euer kluger Rat
Gewiß bei Hofe sehr zu Statt."

„Wenn Ihr den Gang nicht übernommen
Wär' ich doch morgen hingekommen,
Wiewohl mir's heut' nicht möglich wär'
Zu reisen, ohn' viel Beschwer;

Dem gestern aß ich mich so voll,
Daß mir davon der Magen schwoll.
Das macht das ungewohnte Gessen."

„Was habt Ihr denn (fragt' Braun)
gegessen?"

Sprach Reineke: „Was hilft' Euch das,
Wenn ich Euch sagte, was ich aß?
Der Bau'r ist ja kein Edelmann,
Man muß sich helfen, wie man kann.
Oft hab' ich hier mit meinem Weibe
Kaum eine arme Honigscheibe;
Die aßen wir vor Hunger bloß,
Und davon ward mein Leib mir groß;
Denn Speise, die man wider Dank
Und Willen essen muß, macht krank;

Drum, wenn ich es vermeiden kann,
So rühr' ich keinen Honig an."

„Ei, ei (fiel Braun ihm in die Rede),
Tut doch, Herr Ohm, nur nicht zu spröde.
Ist Honig Euch so wenig wert,
Den Mancher doch so sehr begehrt?
Für mich ist Honig eine Speise,
Die ich weit über alles preise.
Helft mir nur, davon zu bekommen;
Ich tu' Euch wieder was zum Frommen!"
Sprach Reinke: „Ohm, Ihr treibt wohl
Spott?"

„Das tu' ich nicht (sprach Braun), bei
Gott!"

„Ist denn der Honig Euch so lieb
(Sprach Reinke, der rote Dieb),
So wagt, es wohnt kaum eine Meiß'
Von hier der Bauer Rustifeil,
Bei dem Ihr Euch wohl auf ein Jahr
Damit versorgen könnt, fürwahr."

„Führt mich zu ihm, mein Ohm (sprach
Braun);

Ich dien' Euch gerne wieder, traun.
Sollt' ich mich satt in Honig essen,
So müßt' man mir ihn reichlich messen."
„Kommt mit (sprach Reinke) auf die
Fahrt!

Ein Schelm, der seinen Honig spart.
Swar wird's mir etwas sau'r, zu gehen;
Doch sollt' Ihr meinen Eifer sehen,
Und wie ich stets mit Herz und Sinn
Vor andern Euch ergeben bin.
Mit Niemand mein' ich es so bieder;
Ich weiß, Ihr dient mir gern auch wieder,
Wegen meine Feinde in diesen Tagen
Am Hofe mich auch Reid verflagen.
Ihr sollt' Euch recht mit Honig mästen.
Und (merkt's Euch) von dem allerbesten
Hab' ich Euch Eure volle Tracht
(Er meinte Prügel) zgedacht."
„Möcht' es (Dacht' Reinke) mir gelingen,
Dich recht zum Honigmarkt zu bringen!"
Deswegen log der Schalk so sehr;
Und gläubig gab ihm Braun Gehör.

Sie kamen zu des Bauern Jaun,
Und höchlich freute sich Herr Braun,
Doch sollt' ihm bald der Spaß vergehn,
Wie manchem Toren oft geschehn.

Der Abend war heran gekommen,
Und Reinke hatte wahrgenommen,
Daß Rustifeil in seinem Bette
Sich schon zur Ruh' begeben hätte.
Es war des Dörfchens Zimmermann;
Ein Eichentrumm, den er begann
Zu spalten, lag schon halb gekloben
Auf seinem Hof; es steckten oben
Zwei glatte Keile in dem Stamm,
Die Reinke wohl in Obacht nahm;
Die Spalte klappt' an einer Seite
Fast bis zu einer Ellen Weite.
„Ohm (sprach der Schelm), seht diesen
Baum;

Was in ihm steckt, das träumt Euch kaum;
Er hält mehr Honig, als Ihr glaubt.
Steckt nur recht tief hinein das Haupt;
Nehmt aber nicht zuviel des Süßen,
Daß Ihr's nicht müßt mit Leibweh büßen."

„Ich danke sehr für den Bericht
(Sprach Braun), doch Warnung brauch'
ich nicht;

Ich bin kein Freund von Uebermut,
Maß ist in allen Dingen gut."
Kurz, blindlings ließ sich Braun zum
Toren

Gebrauchen; denn bis an die Ohren
Steckt in den Trumm sein Haupt der
Gauch,

Und beide Vordertagen auch.

Auf sprang der Fuchs und zog in Eile
Heraus die beiden glatten Keile;
Da steckte Braun, der dumme Tropf,
Im Klotze fest mit Tag' und Kopf.
War er gleich noch so stark und groß,
So fand er doch sehr schweres Los,
Die Reinke ihn, eh' er's dachte,
So boshaft in die Falle brachte.
Kaut heulend fing er an zu tragen
Mit seinen beiden Hintertagen,
Womit er so viel Kärmern machte,
Daß Rustifeil davon erwachte.

Er ging zu sehen, was es war,
Und nahm, aus Vorsicht vor Gefahr,
Sein Schlichtbeil mit. Er kam heran
Und traf den armen Bären an,
Der in der Klemme heult' und pffist
Und laut vor Angst und Schmerzen rief;
Doch, gab er gleich sich alle Müh',
Erlöst' er Tag' und Kopf doch nie.

Froh war der Fuchs, wie Rustifeil
Sich sehen ließ mit seinem Beil.
„Schmecht Euch (rief er) der Honig auch,
Ohm Braun? Füllt nicht zu sehr dem
Bauch.

Dort seh' ich Rustifeilen kommen,
Der sich vermutlich vorgenommen,
Mit einem Trunk' Euch zu bedenken.
Und Euch zur Mahlzeit einzuspicken."

Damit lief Reinke nach Haus'
Und lacht' den armen Oheim aus!

Sobald als Rustifeil entdeckte,
Daß Braun fest in der Klemme steckte,
Eilt' er, um in das Dorf zu laufen,
Wo er die Bauern noch bei Hausen
Versammelt fand beim Kirmeßbier.
„Kommt (rief er), Kinder, stracks mit mir.
Ein Bär ist in die Fall' gegangen
Und sitzt auf meinem Hof gefangen."
Sie folgten ihm und eilten sehr;
Ein Jeder nahm, statt Mordgewehr,
Das erste Werkzeug in die Hand,
Das er in seinem Hause fand;
Der eine den Knüttel, der andre den Flegel;
Den Rechen dieser, und jener den Schlägel;

Der Fuhrmann nahm den Wagenschwengel;
Der Küster griff zum Glockenbengel;
Den Pfarrers Hausmagd kam auf Socken
Gerannt mit ihrem Spinnerocken
(Bei welchem sie noch spät gefessen),
Um Brauens Fell damit zu messen.

Wie er den Lärm der Schar vernahm,
Die zahllos auf den Hals ihm kam,
Riß er mit aller Macht den Kopf
Aus seiner Klemme; doch vom Schopf
Ging Haut und Haar dabei verloren
Und auch ein Teil von seinen Ohren;
Von Blut strömt' ihm sein Angesicht;
Nie sah man einen ärmeren Wicht.
Jetzt hatt' er zwar sein Haupt erlöst;
Doch steckten noch die Tagen fest.
Er jerrt' sie los, fast halb von Sinnen;
Alein die Klauen blieben drinnen
Von seinen beiden Vorderfüßen.

Der Honig war nicht von dem süßen,
Den Reineke ihm zugefast.
Schlimm war der Gang, den er gewagt.
Und schlimm bekam ihm diese Fahrt.
Ihm floß das Blut in seinen Bart;
Vor Schmerzen konnt' er nicht mehr gehn
Und kaum noch auf den Füßen stehn.

Doch jetzt griff Ruffseil ihn an
Mit seinem Beil, und Jedermann
fiel mit gezücktem Nothdegen
Voll Ingrimm über den Armen her.
Der Pater selbst erhob den Stab
Und drosch das Fell ihm damit ab.
Umsonst versucht' er zu entlaufen;
Denn alles kam in dichten Haufen
Mit Stöcken, Stangen, Knütteln, Beilen;
Der Schmied mit Hämmern und mit Keilen;
Die Weiber schlugen Ofenkrücken
Und Besenstiel' auf ihm zu Stücken;
Kurz, Prügel fielen Schlag auf Schlag,
Daß er sich hinten und vorn erbrach.
Die Großen droschen und die Kleinen;
Doch Schlobbe mit den Säbelbeinen
Und Eudolph mit der breiten Fraße
Zerbreuten meist ihm Haupt und Taße.
Maß Plumpfaust stand auch tapfer bei,
Mit seinem Schwager Kufelrei.
Hier drosch des Pfarrers Magd, Frau Jütte;
Dort trar ihn Talle mit der Bütte,
Und ging, nebst manchem andern Weibe,
Dem armen Bären arg zu Leibe;
Er mußte nehmen, was man brachte.
Herr Kufelrei besonders machte
Viel Lärm; er war von edlem Stamme;
Und seiner Mutter Trulla Name
Ist überall mit Ruhm bekannt.
Sein Vater hat sich nicht genannt;
Man raunte nur in's Ohr einander
Des schwarzen Feldwärts Namen, Sander,
Der, wenn allein, sehr tapfer war.

Herr Braun empfing von dieser Schar
Schlag über Schlag auf seinen Leib,
Womit ihn trafen Mann und Weib.

Ruffseil's Bruder war der Letzte,
Der ihm den schwersten Streich versetzte;
Er hieb so arg ihn über's Ohr,
Daß er das Hören und Seh'n verlor.
Halb rasend kam er zu dem Haufen
Der Weiber in der Angst gelaufen,
Und fing an, sie herum zu jagen,
Bis ihrer fünf im Bache lagen.
Der Strom war schnell, das Wasser tief;
Der Pater sprang umher und rief
Aus vollem Halse, halb verzagt:
„Ach! dort treibt Jütte, meine Magd,
Im Pelz und Unteroch herum;
Ihr Rocken schwimmt dort auch im Strom.
Ich bitt' euch, Kinder, helfet ihr;
Ein ganzes Faß Oktoberbier
Und zehn Jahr' Ablass sollt ihr kriegen.“
Stracks ließen sie den Bären liegen,
Um nur die Weiber erst zu retten;
Wie sie mit vieler Müh' auch taten.

Wie dies Getümmel Braun vernahm,
Kroch er an's Ufer hin, voll Gram;
Vor Schmerz und Unmut brummt' er sehr;
An's Schwimmen dacht' er fast nicht mehr,
Und wußt' nichts anders zu erdenten,
Als in dem Bache sich zu ertränken,
Um sich den Prügeln zu entziehn:
Doch rettete der Zufall ihn;
Er schwamm noch gut und griff sich an.
Wie dies von fern die Bauern sahn,
Erbotsten sie vor Jorn und Gram.
„Das ist doch wahrlich Schand' und Scham
(Nief jeder aus vor Ungehduld);
Es ist der dummen Weiber Schuld;
Die gern die Nas' in alles stecken.
Sart schwimmt er, und wir seh'n wie
Geden.“

Jetzt wurden sie den Trumm gewahr,
Worin der Bär stieß Haut und Haar;
Und das war allen herrlich lieb.
Sie schrie'n: „Komm her, ohrloser Dieb;
Handschuh und Ohr seh'n hier zu Pfande.“
So hatt' er zu dem Scherz noch Schande;
Doch war er froh, daß er entging.
Er flucht' dem Trumme, der ihn fing,
Und Reinken, der ihn so verriet,
Daß er ward Haut und Ohren quitt.

Dies war sein frommer Morgenpruch,
Wie ihn der Strom hinunter trug.
Er trieb in einer kleinen Weile
Hinab, wohl eine gute Meile:
Dann kroch er mit betäubtem Sinn
Auf einen grünen Ager hin.
„Ich kann (söhnt' er) fast nicht mehr leben,
Und muß wohl hier den Geist aufgeben,
Dank Reinken, dem Wfswicht.“
Die Bauern auch vergaß er nicht,
Die ihm so arg den Pelz gewaschen,
Wie er den Hönig dacht' zu naschen.

Der Fuchs, der ihm den Streich gemacht
Und ihn zum Honigmarkt gebracht,
Erbrach indes ein Hühnerhaus,

Und holt' ein fettes Huhn heraus,
 Womit er längs den Strom hinab
 Zum leckern Frühstück sich begab
 Und sich im Kühlen gütlich tat.
 Sobald er sich gesättigt hatt',
 Sing er zum Bach und trank dazu.
 „Jetzt (dacht' er) hab' ich gute Ruh',
 Da ich den Bären diese Nacht
 Zum Bauer in den Hof gebracht.
 Er hat sich oft an mir getrieben;
 Das hab' ich ihm jetzt eingetrichtert,
 Denn sicherlich hat Rußfäul
 Ihn derb' empfangen mit dem Beil.
 Ich nann' ihn Ohm, doch nur im Spott;
 Jetzt liegt er bei der Trumme tot,
 Und wird in allen meinen Tagen
 Am Hofe mich nicht mehr verflagen.“

Indem der falsche Bösewicht
 Dies sprach, kam er von ungeschickt
 Hin an den Ort, wo Braun der Bär
 Verwundet lag. Es wurmt' ihn sehr,
 Zu sehn, daß er am Leben war.
 „Ach! (sprach er) Rußfäul, du Narr,
 Du dummer, grober, plumper Wicht!
 Mochst' du den leckern Braten nicht,
 So wohl genährt, so rund und fett,
 Den mancher Junker gerne hatt',
 Und der dir selbst lief in die Hand?
 Doch lieg er (denk ich) dir ein Pfand.“

Dies sagt' er, als er sah, wie schwach
 Und blutig Braun am Ufer lag.
 Das freute den Verräter sehr.
 „Ohm Braun (rief er), wo kommt Ihr her?
 Habt Ihr beim Wirt auch was vergessen?
 Gern lauß ich hin und lauß' ihn wissen,
 Wo Ihr jetzt seid, wenn's Euch gefällt.

Habt Ihr ihn um den Schmaus gepreßt,
 Und mit der Haut dafür bezahlt?
 Wer Euch den Bart so rot gemalt,
 Der hat Euch häßlich überfleckt.
 Hat Euch der Honig gut geschmeckt?
 Ich weiß für solchen Preis noch mehr.
 Sagt mir doch, lieber Ohm und Herr,
 Wo habt Ihr Eu'r Gelübd' getan,
 Daß Ihr so, wie ein Ordensmann,
 Ein rot Barett tragt? Seid Ihr Abt?
 Hat man Euch nach dem Ohr geschnappt,
 Wie man die Platte Euch geschoren?
 Es scheint, Ihr habt den Schopf verloren
 Und etwas Fell von Euren Wangen,
 Habt auch die Handschuh' lassen hängen.“

Wie Braun in seiner großen Not
 Noch hören mußte solchen Spott,
 Und wußt' kein Mittel, sich zu rächen,
 Konnt' er vor lauter Gram nicht sprechen.
 Um nur des Spötters los zu sein,
 Kroch er in's Wasser wieder hinein,
 Trieb mit dem Strom noch weiter nieder
 Und schwamm an's andre Ufer wieder.
 Dort lag er krank und sehr unfroh
 Und dachte bei sich selbst also:
 Ich kann vor Wund' und Brest nicht gehn,
 Und muß die Reife doch bestehn,
 Zum Könige nach Hofe hin,
 So arg ich auch geschändet bin
 Durch Reineken, den tüd'schen Dieb.
 Dem Erzshelm wär's gewiß recht lieb,
 Nach dem Verrat, den er betrieben,
 Wenn ich wär' auf dem Platz geblieben.“

Drauf hint'r' er fort mit Müh' und Plage
 Und kam gen Hof am vierten Tage.

Als jetzt Braun in so schlimmem Zustand bei Hofe erscheint, da ergrimmt der König noch mehr und läßt Reineke durch einen zweiten Boten, Hünze, den Kater, vor Gericht laden. Dem ergeht es aber nicht besser. Reineke verlockt ihn, in die Scheune eines Pfaffen zu gehen, da dort viele Mäuse seien. Reineke weiß aber, daß der Sohn des Pfaffen dort Schlingen aufgestellt habe, die für ihn selbst bestimmt sind, weil er dort schon manchen Hahn gestohlen hatte. Hünze wird von der Schlinge erfaßt, schreit laut und wird nun von der ganzen Familie des Pfaffen fürchterlich verprügelt, bis es ihm gelingt, die Schlinge zu zernagen und an den Hof zurückzueilen. Nun wird Grimbart, der Dachs, Reinekes Ohm, zu dem Schalk geschickt. Reineke hält es jetzt für das Klügste, zu Hofe zu gehen, nimmt von Weib und Kindern Abschied und zieht mit dem Dachs dahin, beichtet ihm seine Sünden, worauf ihm Grimbart Absolution erteilt.

Reineke lügt sich vom Galgen herunter.

Kaum hatte jeder-
mann vernommen,
Daß Reinke war gen
Hof gekommen,
So stürzte alles, groß
und klein.
Doll Neugier ihn
zu sehn, herein.
Die meisten führten
an dem Tage,
Ihn zu belangen
manche Klage;
Doch Reineke trat
stolz einher,
Als ob ihm gar nicht
bange wär'.

Mit Grimbart kam
er dreißt heran
Und nahm ein
trohgigs Wesen an,
Als wär' er eines
Königs Sohn.
Und gäbe keine
trockne Bohn'
Um alle Klagen
gegen ihn.

So trat er vor den
König hin
Und stellte sich viel
Fühner dar,
Als wirklich ihm zu-
müte war.

Ich bitt' Euch
(sprach er), gnäd-
ger Herr,
Um Eurer Ehre
willen sehr,

Daß Ihr mich schützt bei meinem Recht.
Kein Herr hat einen treuern Knecht,
Als ich Euch stets gewesen bin.
Zwar mancher denkt in seinem Sinn,
Ihr werdet seine Fabeln glauben,
Und meint mir Eure Huld zu rauben;
Alein Ihr glaubt (zu meinem Glück)
Nicht auf den ersten Augenblick,
Was Buben, die mich hier verklagen,
Euch hinter meinem Rücken sagen,
Die mir deswegen gram nur sind,
Weil ich Euch immer treu gedient."

„Schweig“ nur (sprach Nobel) davon still
Und schwache nicht umsonst soviel.
Man soll den Frevler strenge rächen,
Daß du den Frieden wagst zu brechen,
Den jeder Untertan beschwor.
Hier steht Hahn Henning; er verlor
Durch dich die Kinder, frecher Dieb!
Wenn du uns sagst, du hast mich lieb,
So lägst du und treibst Spott damit,
Wie man an meinen Dienern sieht.



Reineke stellt sich tot, um die Krähe an sich zu locken.

Nach der Zeichnung von Wilhelm von Kaulbach.

Braun ist am ganzen Leibe wund,
Und Hinz auf immer ungesund,
Ich will dich hier nicht lange schelten,
Denn du sollst's mit dem Hals entgelten.
Mit Zeugen soll man dich verklagen,
Und deine Untat sollst du tragen."
Sprach Reineke: „Schuld sein ich sollt' ?
Daß Braun sich Prügel hat geholt?
Wer hieß den Schwelger, so vermessens
Dem Bauern seinen Honig fressen,
Wofür ihm der auf's Leder schlug?
Er ist ja groß und stark genug;
Ward er verwundet und beleidigt,
Warum hat er sich nicht verteidigt,
Eh' er vor Angst zum Wache kroch?"

„Und was klagt Hinz der Kater doch?
Wie ich als Gastfreund ihn empfang,
Wenn er da noch auf's mausen ging
Beim Pfarrer, wider meinen Rat,
Und ihn der Pfaff' geprügelt hat,
Bin ich das schuldig zu entgelten?
Und ist es Recht, mich drum zu schelten?"

Nein, gnäd'ger Herr, das wär' nicht schön;
 Doch wie Ihr wollt, so wird's mir gehn.
 Das Ding mag traus sein oder schlicht,
 So schüht mich meine Unschuld nicht.
 Wollt Ihr mit schaden oder baten,
 Ja, wollt Ihr mich gar siedn, braten,
 Enthaupten, hängen oder blenden,
 So bin ich ja in Euern Händen
 Und steh' Euch immer zu Gebot.
 Ich bin nur schwach. Schlagt Ihr mich
 tot,

So kann's Euch nicht viel Ehre bringen.
 Ich will jedoch in allen Dingen
 Mich gern dem Rechtspruch unterziehn."

Jetzt trat Belling, der Schafbock, hin
 Und rief: „Wer klagt, der klage recht."

Da kam der Wolf und sein Geschlecht,
 Der Kater Hinz und Braun der Bär,
 Und Scharen andrer Tiere mehr;
 Lamp' und der Esel Baldewein;
 Der Schoofhund und der Schafhund Rein;
 Auch Bock und Siege traten hin;
 Frett, Marder, Iltis, Hermelin;
 Das Schaf, das Schwein, der Ochs, das
 Pferd,

Und was zum Hausvieh sonst gehört.
 Aus allen Wäldern trafen ein
 Hirsch', Reh, Kanin und wilde Schwein';
 Auch Vögel eine ganze Schar,
 Der Storch, der Kranich, Maß der Star,
 Die Gans, die Ente, Henning der Hahn,
 Die Kröte, der Täucher und der Schwan,
 Und außerdem ein großes Heer
 Von fremden Tieren und Vögeln mehr.
 Die Alle traten jetzt zusammen,
 Den Erbfeind Reinte zu verdammen,
 Und aller Trachten, aller Sinnen
 War, ihm das Leben abzugewinnen.
 Zum Trone traten sie allzumal,
 Und Klagen gab es ohne Zahl.

Daraus entstand denn viel Rumor;
 Denn Jeder drängte sich hervor,
 Um seine Sache vorzutragen
 Und Reinken peinlich anzuklagen;
 Doch dieser war auch stets gewandt
 Mit feiner Antwort bei der Hand.
 Nie häufte sich an einem Tage
 So manche und so schwere Klage;
 Man hörte seine Reden führen
 Von Vögeln, Vieh und wilden Tieren,
 Die man auf ihren Eid vernahm:
 Doch wenn der Fuchs zur Antwort kam,
 War es ein Wunder anzusehen,
 Wie er die Sachen wußt' zu drehn,
 Um jeden Punkt zu widerlegen,
 Den man zur Last ihm wollte legen.
 Oft wunderten sich sehr die Herren,
 Die schlaun Reden anzuhören,
 Womit er den, der ihn verklagte,
 Verwirrte und zum Schweigen brachte.

Doch endlich kam ein Zeugenpaar,
 Das völlig unverwerflich war;

Die überführten ihn zuhand,
 So daß der Hof ihn schuldig fand.
 Es ward demnach sofort beschlossen,
 Man sollte Reinken geschlossen
 In Ketten und in Bande legen
 Und hängen ihn, von Rechtes wegen.

Jetzt standen seine Sachen schlamm;
 Nichts halfen schlau Reden ihm,
 Wie Nobel ihm sein Urteil sprach;
 So daß ihm aller Mut gebrach,
 Wie man ihn alsobald an Hand
 Und Fuß in schwere Fesseln band.

Da sah er nun im Turm gefangen
 Und sollte laut des Urteils hängen.
 Wie seine Freunde dies vernahmen,
 Die seinetwegen nach Hofe kamen
 (Als Märten Alf, der Rechtsgelehrte,
 Grimbart, und wer noch sonst gehörte
 Zu Reinkens Sippschaft und Geschlecht),
 War ihnen dieses gar nicht recht;
 Denn Reinhard war ein Bannerherr
 Und kam nunmehr um Gut und Ehr',
 Und gar zu bösem, schnellem Tod.
 Sie konnten diese Schmach vonnot
 Nicht mit gelassnem Mut ertragen
 Und wollten stracks dem Hof entsagen.

Den König wurmte dieses Ding,
 Daß mancher Knapp von dannen ging
 Von diesem schlaun Fuchsgeschlechte.
 „Es wär' doch gut, daß man bedächte
 (Sprach er zu allen Herr'n im Rat),
 Wenn Reinte gleich viel Böses tat,
 Daß sein Geschlecht doch manchen Mann
 Besitzt, den man nicht missen kann."

Schon machten sich der Wolf, der Bär
 Und Hünze über Reinken her.
 Sie suchten alle seinen Tod,
 Und nach des Königes Gebot
 Hielt ihn dies Kleeblatt fest gefangen,
 Um an den Galgen ihn zu hängen.

Indem sie an den Richtplatz kamen
 Und ihren Weg zum Galgen nahmen,
 Sprach Hinz zum Wolf: „Herr Isegrim,
 Ich bitt' Euch, jetzt gedent es ihm,
 Wie dieser falsche, freche Dieb
 Einst Eurer Brüder Tod betrieb,
 Und selbst mit nach der Richtstätt ging,
 Wo man sie an den Galgen hing.
 Ihr wißt, wie er sich damals freute;
 Meßt nun mit gleichem Maß ihm heute;
 Und Ihr, Herr Braun, bejaht's ihm auch,
 Daß Euch verriet der böse Gauch
 An Rüstfesseln, wie Mann und Weib
 Euch mörderisch kamen auf den Leib.
 Laßt uns jetzt auf der Hut nur sein;
 Denn glückt' es ihm, sich zu befrei'n,
 So rächten wir uns nimmermehr;
 Doch eilen müssen wir jetzt sehr."

„Wozu (sprach Isegrim) viel Worte?
 Die sind hier am unrechten Orte.
 Hätt' ich nur einen guten Strick,
 Ich knüpft' ihn auf, den Augenblick."



Reineke läßt Hsegrim unter dem Huf der Stute lesen.

Nach der Zeichnung von Wilhelm von Kaulbach.

Doch Reinke, der, solange sich
Die drei berieten, immer schwieg,
Sang endlich an, auch mit zu sprechen.
„Wollt Ihr (sprach er) an mir euch rächen,
So zaudert, wenn ich sterben soll,
So lange nicht. Hinz weiß noch wohl
Zu einem guten Stricke Rat,
Den er bei'm Pfarr'n gefunden hat.
Ihr, Oheim Braun und Hsegrim,
Meint es mit Euerm Vetter schlimm
Und denkt, es wird euch baß gelingen,
Wenn ihr mich könnt zum Tode bringen.“

Jetzt kamen König, Königin,
Hof, Stadt und Pöbel sämtlich hin;
Denn Jedermann zog Reinken nach
Und wollt' ihn sterben sehn mit Schmach.

Der Wolf ermahnte die Verwandten
Und alle Freunde und Bekannten,
Mit Fleiß ihm auf den Dienst zu passen
Und ihn nicht aus der Acht zu lassen.
„Sieh' zu, bei deinem Leben und Leibe
(Sprach er zu Biermuth, seinem Weibe),

Und halte den Derräter fest;
Denn wo man ihn entwischen läßt,
Macht er's noch ärger mit der Zeit,
Und macht uns neues Herzeleid.“

Den Bären trieb er gleichfalls an.
„Denkt (sprach er), was er Euch getan
Und nach Verdienst bezahlet ihn.
Hinz soll hinauf, ihn auf zu ziehn,
Weil er behender ist als wir.

Ihr haltet ihn beim Kragen hier;
Ich setz indes die Leiter an,
Und dann ist's bad mit ihm getan.“

„Bringt nur geschwind die Leiter her;
Ich will wohl halten,“ sprach der Bär.

„Ihr alle (sprach jetzt Reinke) strebt,
Daß ihr den letzten Rest mir gebt,
Und solltet euch vielmehr bemühn,
Den Vetter aus dem Garn zu ziehn.
Dürft' ich, so bät' ich schier um Gnade;
Allein euch jammert nicht mein Schade.
Mich haßet Hsegrim vor allen;
Sein Weib hilft mit, ihm zu Gefallen;

Doch sollte sie, statt mich zu kränken,
Vielmehr der alten Liebe gedenken.
Muß ich denn in den Tod jetzt gehn,
So laßt es nun recht bald geschehn.
Mein Vater kam in gleiche Not;
Doch wie er ging in seinen Tod,
War's kurz und gut mit ihm getan,
Und man gaff' ihn soviel nicht an.
Macht ihr's mit mir noch lange hier,
So werd' euch Schand' und Schimpf dafür."
„Hört, wie er troht (sprach Braun), sein
Schmähn

Und Kästern soll ihm bald vergehn."

Der Fuchs war jetzt in Aengsten sehr.
„Ach (seufzt' er), wenn's doch möglich wär',
Auf eine List mich zu befinden,
Um Frist zum Schwagen zu gewinnen,
Daß ich mein Leben retten möchte,
Und diese drei in Schaden brächte!
Doch Not bringt Rat; man hat mir jetzt
Das Messer an die Kehle gesetzt.
Wahr ist's, der König zürnet mir,
Auch mancher von den Großen hier,
Verwundet lag. Es wurmt' ihn sehr,
Und ich verdien' es in der Tat;
Doch wendet sich noch wohl das Blatt.
Der König und sein Rat sind klug;
Doch bin ich gleichfalls schlau genug.
Komm' ich zum Wort, so hoff' ich wohl,
Daß man mich noch nicht hängen soll."

Er faßt ein Herz in seiner Not
Und sprach: „Ich seh' den nahen Tod,
Dem ich jetzt nicht mehr kann entgehn;
Doch wag' ich an die, so hier stehn,
Bevor ich scheid' aus ihrer Mitte,
Noch gern die letzte kleine Bitte,
Daß sie für mich zum König träten,
Und ihn um die Erlaubnis bäten,
Daß ich vor ihnen männiglich
Hier beichten dürfte öffentlich,
Damit die Wahrheit kam' au's Licht,
Und man in spätern Zeiten nicht
Unschuldig and're möcht' belangen
für Dinge, die ich hier begangen;
Denn Gott, der nach Verdienst will lohnen
Wird alsdann meiner Seele schonen."

Fast jeder, der ihn schwagen hörte
Und sich an seine Worte lehnte,
Hielt seine Bitte für sehr wenig
Und bat um Galgenfrist den König,
Der diese Günst auch nicht versagte.
Der Fuchs, dem das sehr wohl behagte,
Wußt' es zu seinem besten zu kehren,
Und ließ sich stracks, wie folget, hören:
„Spiritus sancte, sei mit mir!
Denn wahrlich seh' ich niemand hier,
Dem ich nicht sehr zu nah' getan
Von meiner zarten Jugend an.
Entwöhnt kaum von der Mutter Brust,
Büß' ich schon gern die böse Lust
An Kämmern und an jungen Ziegen,
Die von den Hürden sich verfliegen;

Mich lockt' ihr Blüten und Geschrei
Zu der verbotnen Näscherei.
Ich biß im Spiel ein Kamm; sein Blut
Zu lecken, schmeckte mir so gut,
Daß ich noch vier zu Tode biß,
Und auch ihr Fleisch mir schmecken ließ.
Jetzt ward ich täglich dreister und fähner;
Ich würgte Gänse, Enten, Hühner,
Und was ich niedliches nur fand;
Und dann verscharrt' ich es im Sand,
Wenn ich oft mehr zusammen brachte,
Als ich gleich zu versehen dachte."

„Ich kam hernach zu Jesgrim.
Am Rhein begegnete ich ihm;
Er lau'erte unter einem Baum
Zur Winterzeit; er nannt' mich Ohm;
Ich ließ die Sippenschaft mir erzählen,
Und fortan wurden wir Gesellen.
Jetzt ist mir dieses herzlich seind;
Denn auf sein Wort und unsern Eid,
Daß einer wollte stehn beim andern,
Begab ich mich mit ihm auf's wandern;
Ich stahl im Kleinen, er im Großen;
Wir sollten teilen wie Genossen.
Doch selten ging es, wie es sollte;
Denn immer teilte er, wie er wollte.
Wenn er ein Schaf, ein Kalb gewann,
Bleckt' er mich mit den Zähnen an,
Damit er stracks mich von sich triebe
Und Herr von meinem Anteil bliebe
Ja, es ging oft noch schlimmer her;
Denn fingen wir von ungefahr
Ein Schmaltier oder eine Kuh,
So kam auch noch sein Weib dazu,
Und mit ihr sechs bis sieben Jungen;
Da ward denn alles bald verschlungen;
Für mich fiel kaum ein Knochen ab,
Und eh' man mir nur diesen gab,
Pflegt' ihn erst jeder zu benagen;
Das muß' ich mit Geduld ertragen.
Doch, Gott sei Dank, es drückt mich nicht,
Weil mir's an Schätzen nicht gebricht,
Es sei an Silber oder Golde.

Der Wagen, der sie fassen sollte,
Fänd' euch wohl siebenfältige Frucht."
Der König nahm dies Wort in acht,
Das er von Reinhard's Schatz vernahm,
Und fragt' ihn, wie er ihn bekam.

Sprach Reink: „Gern will ich's Euch
sagen;

Ich kann ihn doch nicht mit mir tragen.
Weil Euer Will' es mir gebeut
(Gescheh mir Liebes oder Leids),
Soll es Euch bleiben unerhohlen.
Der Schatz, Herr König, war gestohlen,
Und wär' er nicht gestohlen worden,
So war man Willens, Euch zu morden.
(Denkt nur, zu welchem Hochverrat
Das schändde Gold gereizt hat.)
Doch daß der Diebstahl sich begab,
Das stürzte meinen Vater in's Grab
Und schadet ihm in Ewigkeit,

Wiewohl es Euch zum Heil gedeiht."

Sobald die Königin ein Wort
Von Hochverrat erfuhr und Mord,
Erschrak sie sehr ob der Gefahr,
Womit ihr Herr bedrohet war.
„Hör' (sprach sie), ich beschwöre dich
Bei jener Zukunft, wozu sich
Dein Geist bereiten muß alsbald,
Erzähl' uns ohne Hinterhalt
Was du erfuhst von diesem Mord."

Der König Nobel rief sofort:
„Man heiße jedermann jetzt schweigen
Und Reinken von der Leiter steigen,
Damit wir dieses recht verstehn,
Was uns sehr nah' scheint anzugehn."

Wie Reineke dies Wort vernahm,
Sein Mut ihm vollends wiederkam,
Denn seine Feinde mußten wieder
Ihn lassen von der Leiter nieder.
Der König und die Königin
Entboten stracks ihn zu sich hin,
Um von dem Schatz Bericht zu kriegen.

Jetzt legte sich der Schelm auf's Lügen.
Wenn ich (dacht er) so glücklich bin,
Beim König und der Königin
Die alte Gunst mir zu erwerben
Und meine Feinde zu verderben,
Die mir nach Ehr' und Leben stehn,
So wird ein Wunder an mir geschehn;
Doch soll dies Heil mir widerfahren,
So darf ich nicht die Lügen sparen.

„Sagt (sprach die Königin) uns frei
Und ohne Hehl und Heuchelei,
Wie sich's verhält mit diesen Sachen,
Um Eu'r Gewissen frei zu machen."

„Gern (sprach er) geb' ich Euch Bericht.
Den Tod vermeid' ich doch jetzt nicht;

Sollt' ich denn meine Seele beladen
Und bringen ewig sie in Schaden,
Um eine Lüge abzubügen?

Nein, Ihr sollt stracks die Täter wissen,
Sind sie mir gleich so nah' verwandt,
Daß ich nicht gern sie hält' genannt.
Doch eh' ich will zur Hölle fahren,
Will ich Euch alles offenbaren."

Der König, der fast ängstlich war,
Sprach: „Reinhard, redest du auch wahr?"

Sprach Reineke: „Ach, edler Herr!
Gesündigt hab' ich freilich sehr;
Allein was hülf' es mir wohl jetzt,
Daß ich mich selbst verdammt' zueht?
Ihr seht ja, wie es mir jetzt geht,
Da mir der Tod vor Augen steht.

Denk', ob mit einem Fuß' im Grabe
Ich noch zu lägen Urtsach' habe.
Mir hülf' ja jetzt kein Bitten mehr!"

Er tat, als zitterte er sehr,
Und stellte hart geängstigt sich.

„Fürwahr, sein Kummer dauert mich
(Sprach jetzt die Königin, mein Herr,
Und darum bitt' ich Euch recht sehr
(Um zu verhüten größern Schaden),
Gewährt ihm dieses noch aus Gnaden,
Daß Ihr umständlich ihn befragt,
Damit er uns die Wahrheit sagt.
Heißt alle andern schweigen still,
Und laßt ihn reden, was er will."

Wie dies der König alsfort
Befahl, nahm Reineke das Wort
Und sprach: „Herr, weil es Euch gefällt,
Will ich, wie alles sich verhält,
Euch ohne Rückhalt offenbaren
Und keinen der Verräther sparen."

Nachdem Reineke nun erzählt hat, sein Vater habe einst König Ermenerichs Schatz gefunden, und sei dann, übermütig geworden, mit Isegrim, Braun, Grimbart und Hünze einen Bund eingegangen, den König Nobel zu ermorden und den Bären zum König zu machen, brüstet er sich, gleich, nachdem er vor der Verschwörung erfahren, den Entschluß gefaßt zu haben, den Ausbruch zu verhindern. Er habe den Schatz beiseite gebracht, ohne den sein Vater ja machtlos sei, und der Vater habe sich aus Gram erhängt. Der König, auf den Schatz gierig gemacht, verzehlet dem Fuchs alle Liebelaten und Reineke sagt nun, der Schatz liege beim Buxche Husterloh und dem Brunnen Krelspat. Lampe, der Hase, von Reineken als Zeuge für seine Angaben gerufen, zeugt zu Reinekes Vorteil. Der König läßt nun öffentlich erklären, Reineke sei aller Missetaten freigesprochen und ihm und seiner Familie sei überall Ehre und Achtung zu erweisen. Ja, als Isegrim und Braun darüber murren, werden sie gebunden und auf Reinekens Wunsch wird aus Brauns Rücken ein Stück Fell geschnitten, aus dem Reineke sich für seine angeblühe Pilgerfahrt ein Ränzlein machen läßt. Isegrim und dessen Weib müssen ihm auch noch ein paar Schuhe abtreten. Nachdem des Königs Kaplan noch den Segen über Reineke ge-

prochen, zieht dieser von Lampe und Bessin begleitet, nach Malpertaus. Zu Hause angekommen, macht Reineke dem braven Lampe den Garauß und schickt des Hasen Kopf dem König in dem Ränzchen. Es seien wichtige Briefe darin, läßt der Schelm dem König sagen. Als Nobel die Befehrerung sieht, ergrimmt er, sieht, wie schändlich er von Reineken betrogen worden und setzt Jsegrim und Braun wieder in ihre Rechte ein. Er läßt sodann den Posttag verlängern und eitel Lust und Frohsinn herrschen unter des Königs Gästen, bis neue Klagen über Reineke einlaufen. Das Kaninchen erzählt, wie es vor Reinekes Burg von diesem überfallen wurde und sich nur mit Mühe gerettet habe. Dann weiß die Kräh Merlekrume zu erzählen, wie Reineke sich tot gestellt und so ihr Weib zu sich gelockt und dann getödtet habe. Nun beschließt Nobel, der König der Tiere, die Vernichtung des Fuchses. Grimbart, der Dachß, eilt schnell zu Reineke, um ihn zu warnen. Reineke beschließt, an den Hof zu gehen, und legt unterwegs dem Grimbart eine Beichte ab.

Reinekes Beichte.

Reinke und Grimbart, die beiden
Gingen zusammen über die Haiden
Den graden Weg nach des Königs Weste.
„Es führe zum Schaden, führe zum Besten.“
Sprach Reineke: „soll es mir gelingen,
So werd ich die Reife schon glücklich voll-
bringen.“

Doch hätt ich gerne mein Herz erleichtert:
Seidern ich neulich Euch gebedtet,
Verspürt ich mancherlei Verlangen,
Und hab die Sünde seitdem begangen,
Das werd ich Euch sagen in dieser Stunde.
Ich ließ dem Braun eine große Wunde
Schneiden aus seinem Fell und Leib;
Ich ließ dem Wolf und seinem Weib
Die Schuhe ziehn von zweien Füßen:
Das tat ich, meinen Haß zu büßen.
Meine Lügen schafften mir den Trost,
Daß ihnen der König ward erboßt.
Den König selber führt' ich an
Mehr als ich Euch beschreiben kann.
Ich hab' ihm von meinem Schatz gefabelt,
Den er so bald noch nicht ergabelt.
Lampen hab' ich das Leben geraubt;
Ich schickte Bessin mit seinem Haupt:
So ging ihm des Königs Huld verloren.
Dem Kaninchen schlug ich zwischen die
Ohren,

Daß ich ihm schier das Leben nahm:
Es war mir leid, daß es entkam.
Noch will ich Euch zweierlei berichten:
Die Krähe verkleumdet mich mit nichten;
Scharfeneuge sein Weib hab' ich gefessen.
Das alles beging ich unterdessen,
Seit ich zulezt meine Beichte gesprochen,
Auch hab' ich noch ein Ding verbrochen,
Das ich neulich zu sagen vergaß:
Lieber Neffe, erfahrt' auch das,
Iß gleich die Sünde nur gering.

Es war eine Schalkheit, die ich beging:
Wiewohl ich gerne darauf verzichte,
Daß man mich wie den Wolf berichte.

Denn einst geschah es, daß wir gingen,
Zwischen Kackis und Eberdingen:

Da kam eine Mähre mit ihren Fohlen,
Die beide schwarz waren wie die Kohlen;
Das Fohlen aber hatte vielleicht
Den vierten Monat schon erreicht.

Jsegrim lag schier am Tob,
Von Hunger litt er große Not.
Er bat mich, daß ich fragen sollte,
Ob die Mähre verkaufen wollte
Das Fohlen, und alsdann wie teuer?
Ich ging und bestand das Abenteuer.
Ich ging und sprach: „Erlaubt, Frau
Mähre

Zu fragen, wem das Füll'n gehöre,
Und ob's zu haben sei für Geld.“

„Recht gern (sprach sie), wenn's Euch
gefällt;

Der Kaufpreis, den es gelten muß,
Steht unter meinem Hinterfuß;
Wollt Ihr sie lesen, ihr mögt's mit Fug.“

Da wußt ich, was sie im Sinne trug,
Und sprach: „Frau Mähr', das laß ich
bleiben;

Denn ich kann weder lesen noch schreiben,
Will auch für mich das Füllen nicht.
Herr Jsegrim bat um Bericht,
Ob es für Geld zu haben wär.“

„So schickt (sprach sie) ihn selbst nur her;
Die Schrift zu lesen, steht ihm frei.“

Stracks rief ich Jsegrim herbei.
Ich sprach: „Wünscht Ihr Euch satt zu
essen,

So tut die Mähre Euch zu wissen,
Der Preis steht unter ihrem Fuß,
Wie viel das Füllen gelten muß.“



Reinekes Zweikampf mit Isegrim.

Nach der Zeichnung von Wilhelm von Kaulbach.

Sie hätt' ihn gern mich lassen lesen,
 Wär' ich dazu geschickt gewesen;
 Allein ich weiß, was mich betrifft,
 Kein Titelschen von Druck und Schrift.
 Seht zu, ob Ihr es könnt' versehn."
 „Die Schrift (sprach er) möcht' ich wohl
 sehn,

Die ich nicht läse, mag's Latein,
 Deutlich, Griechisch oder Wendisch sein.
 Ich hab' in Erfurt Schul' gehalten
 Und oft mit vielen jungen und alten
 Gelehrten Männern disputiert;
 Bin in den Rechten graduiert,
 Und jede Schrift ist mir bekannt,
 So gut wie meine eigne Hand.

Bleib du nur hier ein wenig stehn;
 Ich will die Schrift zu lesen gehn."
 Gleich lief er hin und fragt' die Mähre,
 Wie viel sie für ihr fällt'n begehre.
 „Sagt (sprach er) mir den mind'isten Preis."
 „Hier steht er (sprach sie) schwarz auf
 weiß
 Geschrieben unter meinem Fuß."
 „Kass't sehn" (sprach er). Sie sprach:
 „Ich tu's."

Sie hob den Fuß, die Schrift zu weisen,
 Der neu beschlagen war mit Eisen,
 Mit sechs Hufnägelu, und schlug, mein Seel,
 Es ging auch nicht ein Härden fehl,
 Sie schlug ihm also vor sein Haupt,

Daß er hinsürzte sinnberaubt,
Und fiel für tot zur Erde nieder.
Eh' er sich recht erholt wieder
War eine gute Stunde vergangen.
Schnell lief die Mähre fort mit Bängen,
Und ließ ihn liegen mit schwerer Wunde:
Er lag und heulte gleich einem Hunde.
Ich ging und nannt ihn „Herr Baron,“
Und frug: „wohin ist die Matron?
Euch hat das Fohlen doch satt gemacht?
Was habt Ihr mir nicht ein Stück ge-
bracht?“

Herr Baron mir doch die Botschaft befaßl.
Bekommt Euch das Schläfchen nach dem
Mahl?

Wie lautel's, was unter dem Fuße stand?
Ihr seid als großer Gelehrter bekannt?
„Ach Reinhard! (höhnt) er spottete nicht.
Ich bin ein arg geschlagener Wicht;
Erbarmen könnt' es einen Stein,
Die Meße mit dem langen Bein
War unterm Huf belegt mit Eisen;
Anstatt mir eine Schrift zu weisen,
War sie mit Nägeln scharf beschlagen,
Womit sie mir sechs Wunden geschlagen.“
Kurz Jsegrim befehlt nur eben
Bei diesem Abenteuer das Leben.
Dies ist nun alle Missetat,
Die Euer Ohm begangen hat.
Was jetzt mir droht, kann ich nicht wissen;
Darum entlast ich mein Gewissen
Und will recht gerne mich bestreben,
In Zukunft fromm und gut zu leben!“
Grimbart sprach: „Eure Sünden sind groß;
Die Toten hält des Grabes Schoß;
Doch wär's besser, hätten sie das Leben.
Ich will Euch Ohm, die Sünden vergeben
Um diese Angst und diese Not,
Denn viele trachten nach Euerm Tod,
Drum nahm ich Euch aus der Sünde Bann.
Was Euch am meisten schaden kann
Ist Lampes Haupt und Lampes Tod,
Es war sehr dreißt, ganz ohne Not
Schickt Ihr dem Könige sein Haupt:
Das schadet Euch mehr als Ihr wohl
glaubt!“

„Nein Quark,“ sprach Reineke, „nicht ein
Haar.“

Neffe, das sag' ich Euch fürwahr:
Wer jezo durch die Welt will fahren,
Der kann sich nicht so rein bewahren,
Wie der, der ein Klosterleben führt.
Lampe hat mich dazu verführt;
Er sprang und schien so fett mir jetzt:
Da ward die Liebe beiseite gesetzt.
Bessin war auch bei mir nicht in Gnaden;
Ich habe die Sünde und sie den
Schaden.

Was fängt man auch an mit solchem Eump?
Sie sind so steif, so dumm und plump.
Ich sollte da viel Zeremonien machen!
Es war mir eben nicht sehr ums Lachen.

Den Hof verließ ich noch sorgenvoll:
Ich unterwies sie, doch wars zu toll.
Ich soll zwar lieben meines Gleichen,
Der Wahrheit kann ich nicht entweichen;
Ich achtete aber der Beiden nicht groß,
Und die Toten hält des Grabes Schoß,
Wie Ihr soeben selbst gesagt.
Von was anderem jetzt, wenn Eud's behagt.
Es ist jetzt eine schlimme Zeit,
Denn die Prälaten weit und breit
Behn uns mit übelm Beispiel voran:
Das merken wir Kleinen und nehmen es an.
Und ist wohl einer, der da glaubt,
Daß der König nicht mit uns raubt?
Denn hat er selbst gleich nie gekohlet,
So müssen's Wölfe und Bären kohen;
Und dennoch meint er, er tut recht,
Weil Jedermann Bedenken trägt
(Beichtvater, Bischof und Kaplan),
Zu sagen: „Das ist schlecht getan.“
Warum? Sie haben Teil daran,
Wär's auch nur Kandtuch zum Kastan.

Will Jemand über Unrecht klagen,
So kann er Jahr und Tage sagen,
Und tötet doch nur Zeit damit.
Was man ihm nahm, daß ist er quitt;
Man läßt ihn nicht zu Worten kommen,
Und seine Klage wird nie vernommen;
Er lernt am Ende nur dabei,
Wie lang die Hand des Königs sei.

Denn jetzt herrscht ja der Edw' im Lande
Und rechnet sich's zu keiner Schande,
Wenn er kann alles an sich raffen;
Als wär' man nur für ihn erschaffen,
Und es wär' adelig getan,
Zu drücken seinen Untertan.

Darf ich es sagen, lieber Ohm?
Der König ist zwar edel und frommt;
Doch liebt er den, der vieles bringt,
Und der ihm tanzt, so wie er singt.

Es taugt auch gar nicht, daß seither
Der gier'ge Wolf und Braun der Bär
Sich Tag vor Tag mit ihm beraten,
Und niemand wird's zum Heil geraten.
Die beiden gibt er allen Glauben
Und läßt sie weidlich stehlen, rauben.
Wer dann ein Teil der Beute kriegt,
Schweigt stille gern und klaget nicht.
So begleiten unsern Herrn, den Leuen,
Mehr als vier nun solcher Getreuen,
Die die Größten an seinem Hofe sind
Und denen er vertraut wie blind.
Nimmt der arme Reineke nur ein Huhn,
Gleich denken sie ihm den Dampf zu tun,
Gleich wollen sie ihn suchen und fangen,
„Ja,“ rufen sie alle, „er werde gehangen!“
Die kleinen Diebe hängt man so weg,
Die großen schüht man; das macht sie frech.
Sie verwalten Städte, Burgen und Land.
Seht Neffe, so ist es bewandt.
Und kommt mir das dann in den Sinn,
So seh' ich auch auf meinen Gemwin,



Reinekes Auszeichnung durch König Nobel.

Nach der Zeichnung von Wilhelm von Kaulbach.

Es muß wohl, dent ich, das Rechte sein,
 Wie iät' es anders 'groß und klein?
 Zwar oftmals regt sich das Gewissen
 Und sagt mir laut mit seinen Bissen:
 Unrechtes Gut, sei's noch so klein,
 Muß dereinst wieder erstattet sein.
 Darob wird mir denn freilich bange;

Allein die Neue währt nicht lange,
 Weil wir fogar Prälaten sehn,
 Die nicht in reinen Schuhen gehn.
 Doch trifft man manchen frommen Mann
 Auch unter ihnen freilich an,
 Und besser wär's mit mir bestellt,
 Hätt' ich zum Muster den gewählt.

Untertwegs begegnen die beiden dem Affen, der nach Rom reisen will. Er spricht Reineken Mut zu und will ihm in Rom Absolution verschaffen. Er solle nur an den Hof gehen, dort würde die kluge Affin Rukenuuwe, die bei Hofe sehr beliebt sei, für ihn sprechen. Reineke wird bei Hofe sehr übel aufgenommen, weiß sich aber wieder geschickt auszureden. Er behauptet fest, Kaninchen und Krähe hätten ihn verleumdet und er sei bereit, seine Un-

schulb in einem Zweikampfe zu beweisen. Als der König fragt, warum er Lampen getödet habe, stellt sich Reineke, als ob er von nichts wisse, und meint Heklin, der hingerichtete Bod, müsse Lampen getödet haben. Zugleich bebauert er den Tod der beiden, um so mehr, als er ihnen große Kostbarkeiten für den König mitgegeben habe. Der Bod habe sie zweifellos für sich behalten. Er beschreibet nun die Kostbarkeiten in den verführerischsten Farben, und so gewinnt er allmählich den König wieder für sich. Schon will der Reineken freilassen, damit dieser die verlorenen Kostbarkeiten suchen gehen solle, als Isegrim vortritt und sich gegen die Freilassung verwahrt. Der Wolf bringt neue Schandtaten des Fuchses vor. Reineke habe Isegrims Weib, die Wölfin Eiermut, fischen lehren wollen, habe es aber so angestellt, daß der Wölfin der Schwanz im Eise festgefroren sei, worauf die Gute sehr Uebles von Reineke erfahren habe. Isegrim fordert kurzerhand Reineke zum Zweikampfe heraus, den der Fuchs annimmt. Reineke trifft für den Zweikampf allerlei schlaue Vorkehrungen, läßt sich glatt scheeren, mit Del salben und dergleichen mehr. Vor dem König und dem versammelten Hof findet dann das Duell statt, das Reineke mit List und Betrug und allerlei Kniffen der Ringkunst so führt, daß er Isegrim besiegt, worauf der König auf Bitten der Freunde Isegrims dem Kampfe ein Ende macht. Reineke nimmt nun den König durch kluge Reden ganz für sich ein, wird von diesem schließlich zum Kanzler ernannt, erhält das Reichsiegel und andere hohe Auszeichnungen.



Altdeutsche Schwänke.



u den vollständigsten Schöpfungen des sechzehnten Jahrhunderts gehören die kurzen humoristischen Geschichten in Vers und Prosa, deren Stoffe meist dem Leben der Zeit entnommen waren. Vielfach handelte es sich zwar um Uebertragungen oder um Variationen italienischer Schwänke, wie etwa der drastischen Anekdoten des wihigen Poggio, oder um Stoffe aus dem Dekameron des Boccaccio, allein der frischere und freiere Zug, der im Jahrhundert der großen lutherischen Kirchenreformation das ganze deutsche Geistesleben zu durchströmen begann, gibt den Erzählungen und Schwänken, die damals in großer Zahl entstanden, den eigenen, keden, unerforschenden Charakter. Nach Jahrhunderten seelischer Bebrücktheit war endlich eine freiere, ungebundene Zeit angebrochen; man freute sich des Daseins und ließ sich gute Laune nicht verkümmern. Schier uner schöpfl ich sind die derben Stoffe, die der Alltag den munteren Chronisten und stribigen Aufzeichnern, durch Studenten und Söldner, hauptsächlich aber durch wandernde Handwerksburschen, die für diese Zeit so charakteristisch sind, zutrug. Mit prächtiger Rücksichtslosigkeit prasselt die satirische Peitsche auf alles nieder, was des Spottes wert erschien. Zumeist richtet sich die Laune gegen die Eitelkeit und Hoffart der Weiber, die Puffsucht und Treulosigkeit der Ehefrauen, die Leichtgläubigkeit der betrogenen Ehemänner, gegen die Scheinheiligkeit der Frömmeler, die heimliche Vasterhaftigkeit und offene Schelmerci entfüttlichter Mönche. Eine ergiebige Quelle sind die Predigten des größten Kanzelredners des 15. Jahrhunderts, des Straßburger Predigers Johann Geiler von Kaisersberg (1445—1510), der in seine Predigten viele Fabeln, Legenden, Witzworte, Sprichwörter und Schwänke einschob. Er selbst hat seine Predigten nicht selbst niedergeschrieben, sondern sie wurden von seinen Zuhörern aufgezeichnet. Vieles ist von ihm durch den Franziskaner Johannes Pauli erhalten geblieben, einem Juden, der zum Christentum übergegangen war und von 1455 bis 1530 lebte. Seine 700 Schwänke gab er unter dem Titel „Schimpf und Ernst“ heraus. Mehr aus fremden Quellen schöpfte Jörg Widraun, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Stadtschreiber zu Murgheim im Elsaß lebte und etwa 1560 starb. Unter dem Titel „Kollwagenbüchlein“ (1555) gab er seine Schwanksammlung heraus. „Kollwagen“ ist soviel wie Reisewagen, und das Büchlein sollte zur Unterhaltung während der Reise dienen. Man hat es also hier mit der frühesten Reiselektüre zu tun. Von derselben Art sind u. a. die „Gartengesellschaft“ des Jacob Frey (1555), der als Stadtschreiber zu Mauersmünster lebte, der „Wegkürzer“ des Martinus Montanus (1557), das „Nachtbüchlein“ von Valentin Schuman (1558), und als eines der Nachzügler aus dem 17. Jahrhundert die „Historische und poetische Kurzweil“ von Lazarus Sandrub, die 1618 erschien und in Reimen geschrieben ist. Der Meister des Reimschwanks ist aber Hans Sachs, der Meister der Meisterfinger, der in diesem Buche jedoch an anderer Stelle vertreten ist.

Rechtthaberei und Widersinnigkeit der Weiber.

Von Johann Geiler von Kaisersberg.

(1445—1510.)

Sin arg Weib, das der Mann niemals zum Schweigen zwingen konnte, ging mit ihm über eine Wiese, die war gemäht. Da sprach die Frau: „Sieh doch, wie ist die Wiese geschoren!“ Da sprach der Mann: „Sie ist nicht geschoren, sondern gemäht!“ Die Frau antwortete: „Sie ist geschoren!“ Der Zank dehnte sich so in die Länge, bis daß der Mann die Frau in einen Graben warf, daß das Wasser über ihr zusammenschlug und sie nicht mehr zu reden vermochte. Da stieß sie die Hand über das Wasser hinaus und tat zwei Finger so bewegen wie die Klängen einer Schere, so zeigend, daß die Matte doch geschoren worden sei und nicht gemäht, und also wollte sie noch bis zuletzt bei ihrer Meinung und ihren Worten bleiben.

Ich mein', daß die Weiber es von ihrem Ursprung haben, von der Materie, aus der sie gemacht wurden: sie sind gemacht aus einer Rippe Adams, die war krumm. Also sind auch sie immer gegen des Mannes Willen mit Zanken. Das war einem Manne wohlbewußt. Als seine Frau ertrunken war, da suchte er sie im Wasser, aber stromaufwärts. Er meinte, so wie sie im Leben wär voll Widersinns gewesen, so würde sie auch nach dem Tode noch gegen den Strom schwimmen.

*

Aus „Schimpf und Ernst“.

Von

Johannes Pauli.

(1455—1530.)

1.

Eine Frau hatte einen gar wunderlichen Mann und kam zu einer alten Frau, die manchen geholfen hatte, etwa an einem kranken Vieh oder bei einem verlorenen Gut. Darum gedachte die Frau: sie kann mancherlei; vielleicht kann sie dich auch lehren wie man die Männer sanftmütig macht. Sie klagte also der alten Frau ihre Not und bat, sie sollt ihr helfen. Sie sprach: „Ich kann es nicht; aber ich kann euch dahin weisen, wo ihr es lernt. Ihr müßt es euch aber etwas kosten lassen.“ Die Frau sprach: „Das schadet nichts, sagt mir nur, was ich tun muß.“ Da sprach die alte Frau: „Ihr müßt an einem Sonntagmorgen, sobald man das Tor aufhut, vor die Stadt gehen in den Hanfacker, wo ein Apfelbaum steht, und so weit ihr werfen mögt zurückbleiben, und müßt drei Stück Speck bei euch haben, und

Je eins muß größer sein als das andere: das erste ein Pfund schwer, das andere drei Pfund und das dritte fünf Pfund. Und damit müßt ihr dreimal werfen und jedesmal sprechen: „O Alraun, ich rufe dich an, daß du meinen Mann sanftmütig machst.“ So gibt dir aber die Göttin keine Antwort bis zum dritten Mal.“ — Nun, die gute Frau wollte tun, wie ihr geheßen war. Das alte Weib aber ging voraus dahin und setzte sich hinter den Baum, zu dem sie die Frau beschieden hatte. Nun kam die gute Frau und tat wie die Alte sie geheßen hatte und als sie zum dritten Mal sprach: „O Alraun, ich rufe dich an, daß du meinen Mann sanftmütig machst,“ da sprach die alte Frau hinter dem Baum: „Geh heim und sei deinem Mann gehorsam, und schickt er dich wohin, so komm bald wieder, und wenn er zornig ist, so schweig du still: so wird er sanftmütig werden.“ Also hatte sie den Speck und war Alraun gewesen. Und wenn eine Frau diese drei Dinge tut, so muß der Mann sanft werden, er wäre denn gar ein Wüterich. Tut sie die drei Dinge aber nicht, so muß der Mann wohl Groll gegen sie tragen. Wenn eine Frau ein Zuber Wasser holen soll, so bleibt sie zwei Stunden aus: was soll da ein Mann gedenken? Und für ein Wort zwanzig Worte geben und immer das letzte Wort haben wollen, das stiftet auch keinen Frieden. Ja, sprechen sie, eine Frau hat kein ander Schwert als ihre Zunge. So soll man sie auf die Scheide dieses Schwertes (den Mund) schlagen, daß sie das Schwert drin läßt.

2.

Es war einmal ein Bürger, der hatte drei Töchter, die alle drei zeitig waren, einzutreten in den schweren Orden der heiligen Ehe, und wußt der Vater doch nit, welche er zum ersten versorgen sollt', denn sie hatten alle drei Werber. Er berief sie alle drei zusammen und sprach: „Wohlan, liebe Töchter, ich will euch allen dreien miteinander Wasser geben und ihr sollt euch die Händ' miteinander waschen, aber ihr sollt sie an keinem Tuch trocknen, sondern selber lassen trocken werden, und welcher ihre Händ' zuerst trocken sind, der will ich zuerst einen Mann geben!“

Der Vater goß ihnen allen dreien Wasser über die Händ'; da wuschen sie sie und ließen sie von selbst wieder trocken werden. Aber das jüngste Töchterlein, das wehte mit den Händen stets hin und her und sprach stets: „Ich will keinen Mann! Ich will keinen Mann!“

Von diesem Wehen wurden ihr ihre Händ' zuerst trocken, und ihr wurde zum ersten ein Mann. Sie hatt' auch allein Keuchheit in dem Mund aber nit im Herzen, darum war sie listig: sie wehte mit den Händen, damit sie zum ersten trocken würden.

Es gibt auch ein Rätsel. Man spricht: „Rat, was ist das? Tut man es, so geschieht es, tut man es nicht, so geschieht es dennoch!“ — Es ist das Händ'waschen: trockenst du sie an einem Weheln, so werden sie trocken; trockenst du sie nit, so werden sie von selber trocken.

Aus dem „Rollwagenbüchlein“.

Von Jörg Wickram.

(† 1560.)

1.



Im Lothringerland, da liegt ein Dorf mit Namen Langewesen. Dort hat zur Zeit ein hochgelahrter Pfaff gewohnt, dem es an nichts mangelte, außer daß er nicht zu wissen vermochte, wann Sonnabend und Sonntag sei, weil er sich so gar nicht im Kalender auskannte. Doch merkte er sich diese Tage auf eine ganz eigene Weise. Er besaß soviel Geschicklichkeit, daß er vom bloßen Zugucken gelernt hatte, die besten Besen, die man sich nur denken konnte, zu machen. Jeden Montag begann er und machte einen Besen, am Dienstag den zweiten, am Mittwoch den dritten, am Donnerstag den vierten, am Freitag den fünften und am Sonnabend den sechsten, und wenn er nun sechs Besen fertig hatte, so ersah er daraus, daß der nächstfolgende Tag ein Sonntag sein müsse. Hierauf ging er zum Sakristan und befaßl, am nächsten Morgen zur Messe zu läuten. Da war aber zu Langewesen ein arglistiger Bauer; der fand den Pfaffen einmal beim Besenzählen, und zwar so, daß der Pfaffe den ersten Besen „Montag“ nannte, den zweiten „Dienstag“, den dritten „Mittwoch“, den vierten „Donnerstag“, den fünften „Freitag“ und schließlich sagte: „Morgen muß ich den Mészner läuten lassen.“ Da konnte der Bauer leicht erkennen, daß der Pfaffe in den Besen seinen ganzen Kalender führe. Und als an einem Mittwoch hierauf der Bauer in des Pfaffen Haus kam und diesen nicht antraf, weil er in den Wald gegangen war, um Reisig für seine Besen zu sammeln, nahm der Bauer schleunig einen von dreien Besen, die in einem Winkel standen und versteckte ihn hinter einer alten Truhe. Als dann der Pfaffe aus dem Walde zurückkam, arbeitete er tüchtig an seinen Besen, als er aber am Freitag seine Besen überzählte und nicht mehr als vier fand, da sagte er: „Wie konnte ich mich doch mit meinen Besen irren. Hätte ich doch mit jedem bald wetten mögen, es sei heute Freitag, wo es doch wahrhaftig erst Donnerstag ist.“

Und also stand der Pfaffe am Sonnabendmorgen auf und machte seinen Freitag und am Sonntagmorgen machte er seinen Sonnabend. Der Bauer aber, der ihm einen der Besen versteckt, hatte dem Mészner den Spaß erzählt, den er mit dem Pfaffen getrieben und als es Sonntags morgen war, da läuteten sie beide zur Messe. Der Pfaffe glaubte, es sei einer gestorben und lief zur Kirche, fragend, was das für ein Läuten sei. „Ich läute zur Messe,“ sagte der Sakristan, „denn heute ist doch Sonntag.“ — „Wie kann das sein,“ entgegnete der Pfaffe, „es ist doch Sonnabend.“ Und nun stritten sie drauf los, bis der Pfaffe den Sakristan einen Lügner scholt. Der Mészner tat gar zornig und sagte: „Ihr nennt mich einen Lügner, Herr Pfarrer, wohl denn, das sollt Ihr mir erweisen, oder ich geh nach Mész und verklage

Euch beim Bischof.“ — Da sprach der Pfaffe: „Geh vorerst und bringe noch einen her, dann will ich Euch Rechnung geben von jedem Tag der Woche!“

Der Sakristan lief zu dem listigen Bauer und holte den herbei. Der Pfaffe nahm nun seine Besen vor und zählte sie. Vermochte aber nicht mehr zu finden als bis zum Freitag, denn der Sonnabend war noch nicht ganz fertig gebunden. „Siehst du nun,“ sprach der Pfaffe, „da steht noch der Sonnabend ganz unfertig da.“ Der Meßner erwiderte: „Was kümmern mich deine Besen, zeige mir deinen Kalender!“ — „Ich achte auf keinen Kalender,“ entgegnete der Pfaffe, „da mir die Tage nicht an meiner Arbeit fehlen.“ — Da suchte nun der Meßner im ganzen Haus herum und fand den Besen unter der Truhe. Zog ihn hervor und sagte: „Hier seht, Herr Pfarrer von Langewesen, wer von uns beiden recht hat. Und jetzt geh ich nach Meß zum Bischof, der soll Euch lehren den Kalender verstehn!“ Der Pfaffe erschrak gar sehr, denn er besorgte, daß er seine Pfarre verlieren und noch ins Gefängnis kommen könne. Er bat nun den Meßner sehr, er solle nicht nach Meß gehen und versprach, von jetzt an mehr auf den Kalender als auf die Besen zu achten. Und als dann die Messe vorüber war, ging der Pfaffe mit dem Sakristan und dem Bauer in die Schänke, wo er Wein und Bier auffahren ließ. Nachher aber lernte er tüchtig den Kalender.

2.

Ein einfältiger Bauer beichtete einem Pfaffen, und erzählte schier alle seine bösen Stücklein, als da waren: daß er, sobald ein anderer zwei rote Nessel in den Hut zog, er gleich drei in den seinen zog, daß er beim Tanz immer darauf ausging, daß er das hübscheste Mädchel bekam, und so ihm das gelungen war, er immer darauf ausging, daß er höher sprang als alle andern. So schwere Sünden bekannte der Bauer viel. Da sprach der Pfaffe zu ihm: „Kannst du auch beten?“ — Der Bauer sprach: „Nein!“ — Der Pfaffe sprach: „Du mußt es lernen!“ — Der Bauer sagte: „Ich kann's nicht lernen, ich hab' es oft versucht.“ — „Wohl denn,“ sprach der Pfaffe, „so geb' ich dir zur Buß, daß du ein ganzes Jahr lang alle Tage sollst sprechen: „O du Lamm Gottes, erbarme dich über mich!“ Und wenn du das in einem Jahr erlernt hast, so will ich dich nachher mehr lehren.“ — Der Bauer sagte: „Ich will's tun.“ Also ward er absolviert. Da er nun die Buß anhub zu beten, sprach er allweg: „Du Lamm Gottes, erbarm dich mein!“ bis zum St. Johannstag; nachher sprach er: „O du Schaf Gottes, erbarm dich mein!“ Und da es weiter ins Jahr hineinkam bis auf den Herbst, da sprach er: „O du Hammel Gottes, erbarm dich mein!“ Auf's andere Jahr zur Fastenzeit, kam er wieder zu dem Pfaffen, seinem Pfarrer; der fragte ihn, ob er auch seine Buße gebetet hätte, wie er ihm aufgetragen. Der Bauer sagte ihm, wie er die Namen dem Jahre nach verändert habe. Der Pfaffe fragte ihn: „Warum hast du das getan?“ Da sagte der Bauer: „Ist es nicht zuerst ein Lamm, und danach ein Schaf und zuletzt ein Hammel?“ Da lachte der Pfaffe und dachte: „Hat den bis jetzt niemand beten lehren

können, so will ich's auch nicht weiter versuchen," und ließ den Bauer beten, was der wollte.

*

Aus Jacob Freyß „Gartengesellschaft“.

(1556.)

Der gelehrige Hans.



m Geblinger Tal, da wohnte eine reiche Witwe, die hatte einen einzigen Sohn, der war grob und toll, wohl der allgeröbste und närrischste Mensch unter allen Bewohnern des Tals. Dieser Burtsche sah einmal zu Saarbrücken eines wohlgeachteten Mannes Tochter, die eine schöne und vollständige Jungfrau war. Der Narr ward ihr gleich hold und lag der Mutter an, daß sie ihm die zur Frau schaffen solle; wenn nicht, dann wolle er Ofen und Fenster einschlagen und alle Treppen im Hause abbrechen. Die Mutter war sich der Narrheit ihres Sohnes bewußt und fürchtete, wenn sie ihn um die Jungfrau werben ließe und ihm ein großes Gut dazu geben würde, so würde er doch derselbe ungeschlachte Geselle bleiben, so daß mit ihm nichts anzufangen und auszurichten wäre. Obgleich aber die Eltern der Jungfrau herrliche Leute von gutem Geschlecht waren, so hatten sie doch so viel Armut, daß sie die Tochter ihrem Stande gemäß nicht zu versorgen vermochten, weshalb die Werbung leicht von statten ging. Die Mutter fürchtete nur, dieweil ihr Sohn ein so ungeschickter Kloß sei, daß ihn vielleicht die Jungfrau doch nicht haben wolle und gab ihm allerlei Lehren, wie er sich die Braut durch Höflichkeit zugetan machen solle. Und als der Kloß mit der Jungfrau ernstlich redete, da schenkte sie ihm ein Paar Handschuhe aus weichem Korduanleder. Der Tropf zog sie an und zog heim. Unterwegs kam ein großer Regen. Er behielt die Handschuhe an, gleichviel ob sie ihm naß wurden oder nicht. Und wie er über einen Steg wollt gehen, da glitschte er aus, fiel in Wasser und Kot und beschmutzte sich wie ein Mohr. So kam er heim, war voll besudelt, die Handschuhe waren nasse Lappen. Die gute Mutter schalt ihn und sagte, er hätte die Handschuhe in sein Taschentuch wickeln und in den Busen stecken sollen. Bald darauf zog der gute Tropf wieder zu der Jungfrau. Die fragte ihn nach den Handschuhen. Er sagte ihr, wie es ihm mit diesen ergangen wäre. Da lachte sie und merkte das erste Stück seiner Weisheit und schenkte ihm einen Habicht. Er nahm den Vogel, ging heim, gedachte der Mutter Lehren, erwürgte den Habicht, wickelte ihn in sein Taschentuch und steckte ihn in den Busen. Heimgekommen wollte er den hübschen Vogel der Mutter zeigen und zog ihn aus dem Busen. Die Mutter fuhr ihm wieder um den Kamm und sagte, er hätte ihn fein auf der Hand tragen sollen. Als dann Jokel zum drittenmal zu der Jungfrau kam, da fragte sie ihn, wie es um den Habicht stehe. Da sagte er ihr, wie es ihm mit dem Vogel ergangen

wäre. Sie dachte: „Er ist ein lebendiger Narr!“ und dachte, daß ihm nichts Säuberliches und Feines gebühre. Darauf schenkte sie ihm eine Egge, die er brauchen sollte, wenn gesät würde. Er nahm sich nun der Mutter Wort zu Herzen und trug die Egge auf den Händen heim. Die Mutter war übel zufrieden und sprach, er hätte die Egge an ein Pferd binden und heim schleifen müssen. Bald sah die Jungfrau ein, daß an dem Bräutigam Hopfen und Malz verloren sei, denn weder Vernunft noch Zucht, noch Weisheit war in ihm, aber sie wußte nicht, wie sie des Narren los werden sollte. Schließlich gab sie ihm ein großes Stück Speck und steckte es ihm in den Busen. Er war das wohl zufrieden, fürchtete aber, er könnte den Speck aus dem Busen verlieren, gedachte der Mutter Reden, nahm den Speck aus dem Busen und band ihn seinem Roß an den Schwanz, saß auf und ritt heim. Da liefen die Hunde hinterdrein und rissen den Speck dem Pferd vom Schwanz. Als die Mutter ihres Sohnes Weisheit sah, fürchtete sie, aus der Heirat könnte nichts werden und beschloß zu der Jungfrau Eltern zu gehen, um den Tag der Hochzeit festzusetzen. Bevor sie wegging, befahl sie dem Sohne ernstlich, daß er wohl haushalten und kein großes Wesen machen solle, denn sie habe eine Gans über Eiern sitzen. Als nun die Mutter aus dem Haus war, ging der Sohn fein in den Keller, soff sich voll Wein und verlor den Zapfen zum Saß. Wie er den dann sucht, da läuft der ganze Wein in den Keller. Der gute Vetter nimmt einen Sack Mehl und schüttet es in den Wein, damit die Mutter nichts sehe, wenn sie heimgekommen. Dann lief er hinauf und hatte ein wildes Gebaren. Die Gans, die brütend darsaß, erschrak und schrie „Gaga, gaga!“ Den Narren kommt eine Furcht an und er denkt, die Gans hätte gerufen: „Ja will's sagen!“ Nahm darum die Gans und hieb ihr den Kopf ab. Nun fürchtete er, wenn auch noch die Eier verdürben, so wäre er in tausend Nöten, bedachte sich und wollte die Eier ausbrüten. Dann aber kam's ihm in den Sinn, daß er das Brüten nicht würde besorgen können, weil er keine Federn habe, wie die Gans, überlegte nicht lang, zog sich ganz nackt aus, und schmierte sich den ganzen Leib ringsum mit Honig, den die Mutter erst neulich gemacht, schüttet darnach ein Bett aus und wälzt sich allenthalben in den Federn, die kleben blieben. Also setzte er sich auf die Eier der Gans und war fein still, damit er die jungen Gänse nicht erschrecke. Wie hans Wurst also brütet, da kommt die Mutter und klopft an der Tür. Jockel sitzt über den Eiern und will keine Antwort geben. Die Mutter klopft noch mehr, da schreit er „Gaga, gaga!“ und meint, dieweil er junge Gänse brüte, so dürfe er keine andere Sprache kennen. Da die Mutter aber schließlich schimpft und droht, da kriecht er aus dem Nest und öffnet. Als ihn die Mutter sieht, da meint sie, es sei der leibhaftige Teufel und fragt wer das wäre? Da sagt er ihr nun all die Dinge nach der Reihe. Der Mutter ward Angst um den Narren, denn die Braut sollte gleich nachkommen, und darum sagte sie zu ihm, sie wolle ihm das alles gern verzeihen, wenn er sich nur jetzt züchtig halten wolle. Denn die Braut käme gleich. Er solle sie fein freundlich empfangen und grüßen und die Augen höflich und fleißig auf sie werfen. Der Narr sagte, ja, er wolle alles tun, wusch

sich die Federn ab, zog sich Kleider an und ging in den Stall. Da stach er allen Schafen die Augen aus und steckte sie in den Busenlag. Als dann die Braut kam, da ging er ihr entgegen und warf ihr die Augen alle, so viel er hatte, ins Angeischt, so meinend, es müßte so sein. Die gute Jungfrau schämte sich, daß er sie so beschmutze und beschimpfe, sah, daß der Narr zu allem verdorben sei, sagte ihm ab und zog heim. Also blieb er ein Narr nach wie vor und brütet die jungen Gänse aus, noch bis auf diesen Tag.

*

Aus dem „Wegkürzer“ des Martinus Montanus.

(1557.)

Das vertauschte Hemd.



inst zogen etliche Landsknechte miteinander über Feld, und als sie so gingen, da kamen sie zu einem Zaun, an dem etliche Tücher hingen. Nun hatte der eine Landsknecht ein altes, zerrissenes Hemde an, darin vielleicht mehr Müllerflöhe herumspangen, als Gulden drein genäht waren. Darum sagte er bald: „Liebe Brüder, ich hab ein böses Hemd am Leib, und hier hängen am Zaun so viel gute.“ Deshalb halt ich's für gut, wenn ich mein altes Hemd ausziehe, hänge es an den Zaun und nehme mir ein gutes dafür.“ Gesagt, getan, der Landsknecht zog sein Hemd aus, hing es an den Zaun, nahm ein gutes dafür, legte es an und zog drei Heller aus dem Säckel. Die legte er auf das schwarze Hemde und zog von dannen. Die Bürger in der Stadt, als sie solches sahen, erhoben ein groß Geschrei, eilten dem Landsknecht nach und stellten ihn wegen des Diebstahls zur Rede. Der Landsknecht sprach: „Nicht, daß ich wüßte! Ich hab's nicht gestohlen, ich habe nur getauscht und Geld aufgezehlt. Das liegt oben auf dem Hemde. Darum geht nur hin und sucht, so werdet ihr's finden!“ Die ehrbaren Leute gingen hin und gafften. Diweil aber war der Landsknecht mit dem Hemde auf und davon.

*

Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Als unser Herrgott noch auf Erden gewandelt und das Evangelium gepredigt, da kam ein guter, dummer Schwabe auf ihn zu und fragt' ihn: „Mein lieber Gesell, wo gehst du hin?“ Darauf antwortet der Herr: „Ich ziehe umher und mache die Menschen selig.“ Drauf sagt der Schwab: „Lieber Gesell, darf ich mit dir gehen?“ — „Ja,“ sagt darauf der Herrgott, „sehr gern, aber du mußt fromm sein und viel beten.“ Damit war der Schwab einverstanden und als sie so miteinander gingen, da kamen sie zwischen zwei Dörfer, in denen beiden die Glocken geläutet wurden. Der neugierige Schwabe fragte gleich, was denn da geläutet werde. Worauf der Herr, dem alle Dinge bekannt waren, sagte: „In dem einen Dorf läutet man zur

Hochzeit, im andern für einen Toten.“ — „Dann geh du zu dem Toten, ich gehe zur Hochzeit,“ sagte der Schwab. Unser Herrgott ging in das Dorf und machte den Toten wieder lebendig. Dafür bekam er hundert Gulden. Der Schwabe machte auf der Hochzeit den Mundschenk, und man gab ihm dafür einen Kreuzer. Als er dann zum Herrgott kam, hob er sein Kreuzerlein in die Höhe und rief: „Schau her, ich habe Geld. Was hast du?“ Der Herrgott lachte über die Prahlerei des Schwaben und zeigte ihm seine hundert Gulden. Der Schwabe warf schnell sein Kreuzerlein unter die hundert Gulden und rief: „Gemeinsam, gemeinsam, wir wollen alles gemeinsam haben!“ Des war unser Herrgott zufrieden und als sie eine Herde Schafe sahen, da sagte der Herr zum Schwaben: „Geh, Schwab, zum Hirten, er soll uns ein Lämmlein geben, und koche dann das Geschlinge zum Essen.“ — „Ja,“ sagte der Schwab, ging hin, ließ sich das Lämmlein geben, schlachtete es und kochte das Geschlinge. Im Sieden schwamm das Leberlein stets empor, der Schwabe drückte es mit dem Löffel hinab, aber da es immer wieder nach oben kam, nahm er es und aß es auf. Als das Essen auf den Tisch kam, da fragte der Herrgott, wo denn das Leberlein wäre. Der Schwabe sagte: „Es hat keins gehabt!“ — „Ei was,“ sagte der Herrgott, „wie könnt’ es dann gelebt haben, wenn es keine Leberlein gehabt hätte?“ — „Bei Gott und allen Heiligen, es hat keins gehabt!“ Der Herrgott ließ dem Schwaben sein Recht und schwieg. Als sie dann wieder zwischen zwei Dörfern kamen, in denen geläutet wurde und der Herrgott sagte, daß man in einem zur Hochzeit, im andern einem Toten läute; da sagte der Schwab: „Geh du jetzt zur Hochzeit, ich will zum Toten gehen.“ Er glaubte, auch hundert Gulden verdienen zu können und fragte, wie denn der andere es angefangen habe, den Toten aufzuwecken. „Ich sagte zu ihm: Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Und da stand er auf.“ — „Ist gut, ist gut,“ sagt der Schwab, „ich weiß es wohl zu tun,“ und ging ins Dorf, wo sie gerade mit dem Toten daherkamen. Der Schwabe rief mit lauter Stimme: „halt da, halt da! Ich will ihn wieder lebendig machen, und wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohn’ Gnad’ und Erbarmen!“ Die lieben Leute waren der Sache froh, versprachen ihm hundert Gulden und setzten den Baum, in dem der Tote lag, nieder. Der Schwabe machte den Sarg auf und sprach: „Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ Aber der Tote wollte nicht aufstehen. Dem Schwaben wurde angst, er sprach den Segen zum zweiten und dritten Male, und als dann der Tote noch immer nicht aufstehn wollte, sagte er: „Ei, so bleib liegen in tausend Teufels Namen!“ Als da nun die Leute sahen, daß sie von dem Schwaben genarrt waren, ließen sie den Sarg stehen und einige eilten mit dem Schwaben zum Galgen, setzten die Leiter an und führten ihn hinauf. Unser Herrgott, der langsam nachgekommen war, denn er wußte ja wohl, wie es dem Schwaben ergehen würde, trat zum Galgen und sagte: „In welcher Gestalt sehe ich dich denn da? — Der Schwabe sing an zu schelten und sagte: „Du hast mich’s nicht recht gelehrt!“ — „Ich habe dich recht gelehrt,“ sprach darauf unser Herrgott,

„du hast ihm aber nicht recht getan; doch sei dem, wie es wolle: wenn du mir sagst, wohin das Leberlein gekommen, so will ich dich befreien.“ — „Ach,“ sagte der Schwab, „es hat wirklich keins gehabt!“ — „Ei, du magst es noch immer nicht sagen, nun denn, sag' es, und ich mache den Toten lebendig und du wirst frei.“ Da fing der Schwabe an zu schreien: „hänget mich, hänget mich! Damit ich der Marter ledig werde. Der will mich necken mit dem Leberlein und hört doch, daß es keins gehabt hat. hänget mich! hänget mich!“ — Wie nun der Herrgott sah, daß der Schwabe sich eher hängen lassen wollte, als die Wahrheit bekennen, befahl er, ihn herabzulassen und machte den Toten lebendig. Als sie dann miteinander heimwärts gingen, sagte der Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen miteinander das gewonnene Geld teilen, doch wenn ich dich immer sollte vom Galgen befreien müssen, würde es mir bald über sein.“ Und damit nahm er die zweihundert Gulden und teilte sie in drei Teile. Als das der Schwabe sah, da sagte er: „Warum machst du denn drei Teile? Wir sind ja nur zwei.“ — „Ja,“ sagte der Herrgott, „der eine Teil ist mein, der andere ist dein, und der dritte gehört dem, der das Leberlein gefressen.“ — Als das der Schwabe hörte, rief er: „Nun, so habe ich's bei Gott und allen Heiligen gefressen!“ Der Schwab wollte sich eher hängen lassen, ehe er gefestehen wollte, als er aber Geld sah, bekannte er ohne weiteres.

*

Aus Valentin Schumanns „Nachtbüchlein“.

(1558.)

Von sechs Studenten.



s zogen auf eine Zeit sechs gute fromme Studenten miteinander. Die wollten auch hinab nach Ofen und das Ungarland besehen, was da zu lernen da wäre. Nun trug sich zu, daß sie alle sechs nur noch fünf Heller hatten, und waren noch weit heroben in dem Bayerland. Als sie gen Passau kamen, hätten sie gern zu Morgen geessen, mußten aber nit, wie sie das sollten beginnen, gingen in ein Wirtshaus, sprachen zum Wirt, er sollt ihnen zu Morgen essen geben. Der Wirt meinte, sie hätten Geld und trug ihnen zu essen und zu trinken auf. Sie aßen und tranken und waren guter Dinge, ließen sich nichts anfechten, wer das Gelage bezahlen würde. Also tut oft mancher guter Schlucker, setzt sich in ein Wirtshaus und läßt die kleinen Waldvögeln sorgen. Wenn er dann genug geessen und getrunken hat, so spricht er: „Wirt, mach die Zech!“ hat aber weder Heller noch Pfennig im Beutel, der Wirt lacht, meint, er habe gleich wohl Geld im Beutel und ist guter Dinge; wenn er dann gerechnet hat, so kragt sich der gute Gesell hinter den Ohren und der Wirt meint, er hätte ihm zu teuer gerechnet, denn er weiß nicht, daß der gute Gesell kein Geld hat. Wenn er's dann sagt, und ihm der Wirt nicht borgen will, so muß

er dann etwa den Rock dahier lassen; aber wenn der Wirt borgt, so spricht er: „Wirt, bring noch eine Maß, dann ist es gerades Geld.“ Als sie nun hatten genug gegessen und getrunken, da sprachen sie auch: „Wirt, mach uns die Zech’!“ Der Wirt tat’s, da hatten sie sieben Bahen verzehrt, da sah einer den andern an und einer sprach zuletzt: „Wirt, wir wollen Euch sagen, was die Meinung ist. Wir haben alle sechs nit mehr als fünf heller, darum macht mit uns, was Ihr wollt, wir können euch diesmal nicht bezahlen.“ Der Wirt befann sich bald und sprach: „Wo wollt Ihr denn hinziehen?“ Der eine sprach: „Wir wollen hinab ins Ungarland und ein Jahr dort bleiben, sehn was es für ein Studium dort hat.“ „Nun wohl!“ sprach der Wirt, „wenn Ihr in einem Jahre wiederkommt, so zieht wieder bei mir zur Herberg ein, und welcher mir die größte Lüge sagt, die einer Wahrheit gleich ist, dem will ich die Zech’ schenken und noch eine dazu.“ Des waren sie froh und verhießen ihm, wiederzukommen. Dann zogen sie ins Ungarland.

Als sie nun, über ein Jahr, wollten wieder auf die Heimat zu, wurden sie unterwegs einig, bei dem Wirt wieder einzukehren, und machten ihre Bestallung wie folgt. Der eine zog zuerst dahin, grüßte den Wirt und bat ihn um Herberg. Der Wirt sagte zu und sprach: „Don wannen zieht Ihr her?“ Denn er kannte ihn nimmer. Antwortete der Student: „Ich komme aus dem Ungarland.“ Sprach der Wirt: „Was sagt man Neues?“ „Nicht sehr viel, nur daß zu Ofen ein Vogel auf dem Kirchturm sitzt, der gibt Schatten bis gen Gran, drei Meilen weit.“ „Oho,“ sprach der Wirt, „das ist erlogen!“ Wie sie also sprachen, da kam der andre auch und bat um Herberg. Die sagte der Wirt ihm zu, wie dem vorigen und fragte ihn auch, was es Neues gebe. Der sprach: „Ich weiß nichts Neues, nur zu Ofen auf dem Kirchtur, da liegt ein Ei, und es sind wohl dreihundert Bauern darüber her, die können es weder heben noch wenden, und wohl dreihundert Steinmehgen können kein Stücklein davon abbringen.“ Da sprach der Wirt: „Es könnt’ wohl wahr sein, daß der Vogel so weit Schatten gibt.“ Nun kam der dritte, den fragte der Wirt wie die andern und der sprach: „Ich weiß nichts Neues, nur daß die Donau ist ausgebrannt von Preßburg bis Wien.“ Da sprach aber der Wirt und lachte von Herzen: „Das kann nur eine Lüge sein.“ Als bald kam der vierte und wie ihn der Wirt von neuer Zeitung wegen fraget, da antwortet er: „Nicht viel, nur zwischen Preßburg und Wien, da liegen die aller schönsten Fische und sind alle gebraten.“ Da sagte der Wirt: „Es wird wahrlich sein, daß die Donau ist abgebrannt.“ Eine halbe Stunde später kam der fünfte, dem sagte der Wirt Herberg zu, wie den andern und sprach: „Don wannen zieht Ihr?“ Er sprach: „Aus dem Ungarland.“ „Sieber,“ sprach der Wirt, „was sagt man Neues? Es sind ihrer vier da gekommen, die sagen seltsame neue Zeitung,“ und erzählt ihm damit ihre Rede. Da sprach er: „Ich hab’ nichts davon gehört, aber das hab’ ich wohl für eine ganze Wahrheit gehört, daß unser Herrgott soll gestorben sein.“ Da sagte der Wirt: „Das ist doch gar erlogen, wie kann unser Herrgott sterben?“ Indem kommt auch der

sechste, bittet um Herberg, und der Wirt sprach zu ihm, wie zu den fünfen. Der antwortet: „Ich hab' nichts davon sagen hören, aber das hab' ich zu Einz gesehen, daß eine Leiter ist an den Himmel gelehnt, da steigen Weiber und Kinder auf und ab, und jedes trägt Wurst und Semmel in der Hand.“ Der Wirt sprach: „Ach, es wird gewißlich wahr sein, daß unser Herrgott ist gestorben und wird unsre Frau den armen Leuten Spende geben, dieweil sie Wurst und Semmel tragen.“ Wie sie also im Gespräch waren, da wurde das Essen fertig. Sie saßen zu Tisch und waren guter Dinge. Ueber eine Weile, da fing einer unter ihnen an und sprach zu dem Wirt: „Lieber Wirt, sind nicht vor einem Jahr sechs arme Schlußer bei Euch gewesen, die das Morgenessen nicht bezahlen konnten?“ „Ja,“ sprach der Wirt, „ich warte immer, bis sie wiederkommen und mich bezahlen.“ Der antwortet: „Habt Ihr nit zu ihnen gesagt, wenn sie wiederkommen und welcher die größte Lüge sagt, dem wollt Ihr die Zech' schenken?“ Er sprach: „Ja.“ „Nun, so habt Ihr uns alle sechs beieinander, jetzt sagt, welcher hat die größte Lüge getan?“ Da sprach der Wirt: „Ich kann nicht judizieren, will auch gleich die neue Zech' zu der alten schenken, und laßt einen andern judizieren.“ Also gaben sie die Lügen einem jeden zu erkennen, welche die größte sei, und zogen am Morgen auf Regensburg zu.

*

Von einem Abenteuerer und einem Wirt.

Reimschwank von Lazarus Sandrub.

(Um 1618.)

In ein Wirtshaus gen Trier kam
 Ein Gast; der Wirt gar bald vernahm,
 Was er da für einen Vogel hätt';
 Und ihn demnach auch fragen tät',
 Von wannen seine Reif' ging her,
 Und welcher Ort er g'wesen wär?
 Er sprach: „Von oben rab ich kumm!“
 Der Wirt sprach: „So hast Wissens drum,
 Was droben unser Herrgott tut?“
 Er sprach: „Ihm ist noch wohl zumut,
 In Hosn und in Wammse er
 Spaziert im Himmel hin und her.“
 Der Wirt sprach: „Wie muß ich's verstahn,
 Daß er geht und keinen Rock hat an?“
 Der Gast dem Wirt antwortet bald:
 „Es hat damit ein' solche Gestalt,
 Seit Ihr von Trier ihm genommen
 Sein' Rock, kann er keinen mehr bekommen!“

*



Bildniß des TILLS im original

Sill Eulenspiegel.

Nach einem Stich aus einer alten Eulenspiegel-Ausgabe.

Till Eulenspiegel.

Nach der von Karl Simrock bearbeiteten Ausgabe von 1519.

Till Eulenspiegel, die lustige Personifikation des deutschen Volkswiſes, die spaßigste Figur aller deutschen Volksbücher, kann noch immer als Repräsentant des berben Humors der Landstraße, des deutschen Mutterwiſes gelten. Was dem Buche seinen unverwüſtlichen Wert und seine dauernde humoristische Kraft gibt, das ist zweifellos der Umstand, daß man es hier nicht mit dem Produkt eines einzelnen Schriftstellers zu tun hat, sondern daß es eine Sammlung überlieferter Wiſe und Narrenspöſſen ist, in denen mit einzelnen Gewerben Nil getrieben wird, und die alle der Volksfigur Eulenspiegel zugeschrieben wurden. Humor und Wiſ eines ganzen Zeitalters haben an dem Volksbuch, wie wir es heute kennen, mitgearbeitet. Viele Streiche seiner geistigen Vorfahren, wie des Pfaffen Amis des Pfaffen von Kahlenberg wurden auf den lustigen Kauz übertragen, so daß er alle anderen volkstümlichen Sömerzholde bald ganz verdunkelte. Seine Streiche beruhen meist auf dem Trid, daß er alle ihm erteilten Aufträge wörtlich ausführt und so durch eine absichtliche Ungeschicklichkeit den Auftraggebern Schaden zufügt. In dieser besonderen Schalkstendenz, die darum soll, daß der Buchstabe tot ist und nur der Geist das Leben gibt, liegt der Unterschied zwischen dem Till Eulenspiegel und anderen Volksnarren. Einen wirklichen Till Eulenspiegel hat es zweifellos gegeben. Er dürfte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt haben und ein Bauernburſche aus dem Braunschweigischen gewesen sein. 1350 gilt als sein Todesjahr und zu Wöllen in Mecklenburg wurde noch lange sein Grabstein gezeigt, in dessen Eden eine Eule und ein Spiegel eingemeißelt war. Die erste gedruckte Ausgabe des Volksbuchs in niederdeutscher Sprache soll aus dem Jahre 1483 stammen; aus dieser hat es Thomas Murner, der bekannte Satiriker und Reformationsgegner, im Jahre 1519 ins Hochdeutsche übertragen.

Der erste Abschnitt des in sechsundneunzig Historien geteilten Volksbuches erzählt, wie Till Eulenspiegel geboren und an einem Tage dreimal getauft wurde. „In dem Lande Braunschweig ist in dem Walde Seib ein Dorf gelegen, Kneitlingen genannt; da wurde das fromme Kind Eulenspiegel geboren; sein Vater hieß Claus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wibelen.“ Schon als Knabe macht Till allerlei löse Streiche, lernt das Seiltanzen und wird schnell zum Schalk. Als Junge läßt er sich von gleichaltrigen Knaben ihre Schuhe geben. Er bindet sie alle an eine Schnur, die er dann aus der Höhe herabfallen läßt. Die Zungen fallen nun natürlich über die zusammengebundenen Schuhe her und prügeln sich um das eigene Schuhzeug, das aus dem wirren Knäuel gar nicht herauszufinden ist. An solchen Streitigkeiten hat Eulenspiegel seine helle Freude. Einmal setzt er sich in einen leeren Bienenstock, den zwei Diebe, die da glauben, eine süße Last erbeutet zu haben, davontragen. Till zerrt sie nun abwechselnd an den Haaren, und da die Diebe sich gegenseitig für die Täter halten, so setzt es bald eine große Schlägerei zwischen ihnen. Mit solch berben Schalkstreichen, wie sie auch die wandernden Handwerksburſchen gerne trieben, verbringt er sein ganzes Leben.

Wie Eulenspiegel alle Kranken in einem Spital auf einmal ohne
Arznei gesund machte.



ines Tages kam Eulenspiegel gen Nürnberg und schlug große Briefe an die Kirchtürme und an das Rathaus und gab sich für einen guten Arzt aus für alle Krankheiten. Nun war eine große Zahl kranker Menschen in dem neuen Spital daselbst, deren Spitalmeister gern einen Teil ledig gewesen wäre und ihnen Gesundheit gegönnt hätte. Also ging er hin zu Eulenspiegel dem Arzt und fragte ihn nach Laut der Briefe, die er angehängt hatte, ob er seinen Kranken helfen könnte: es solle ihm wohl gelohnt werden. Eulenspiegel sprach, er wolle ihm seiner Kranken viel gesund machen, wenn er zweihundert Gulden anlegen und ihm zusagen wolle. Da sagte ihm der Spitalmeister das Geld zu, wenn er seinen Kranken helfe. Also verwilligte Eulenspiegel, so er die Kranken nicht auf die Beine brächte, sollt er ihm nicht einen Pfennig geben. Das gefiel dem Spitalmeister wohl und gab ihm zwanzig Gulden darauf. Also ging Eulenspiegel in das Spital und nahm zwei Knechte mit sich und fragte die Kranken jeden insbesondere was ihm gebreche und zulezt, wenn er von ihm ging, beschwur er ihn und sprach: „Was ich dir sage, das sollst du heimlich halten und niemand kundtun.“ Das sagten denn die Kranken Eulenspiegel auf Treu und Glauben zu. Darauf sagte er jedem insbesondere: „Soll ich nun euch Kranke gesund machen und auf die Füße bringen, das kann nicht anders geschehen, als indem ich einen von euch zu Pulver verbrenne und gebe es den andern zu trinken: Darum welcher von euch der schwächste ist und nicht gehen kann, den will ich von euch zu Pulver verbrennen, auf daß ich den andern helfen möge. Ich werde also mit dem Spitalmeister kommen und vor die Türe des Spitals treten und mit lauter Stimme rufen: Wer nicht krank ist, der komme alsbald heraus! Das verschlafe du nicht, denn der letzte muß die Sechse bezahlen.“ Das nahm ein jeglicher wohl in acht und da Eulenspiegel mit dem Spitalmeister kam, eilten sie sich mit kranken und lahmen Beinen, daß sie herauskamen und keiner wollte der letzte sein. Sobald Eulenspiegel rief, huben sie sich alle von dannen, darunter etliche, die in zehn Jahren nicht vom Bett gekommen waren. Da nun das Spital ganz leer ward und alle Kranken herauskamen, gab ihm der Spitalmeister das Geld zu großem Dank, womit Eulenspiegel hinwegritt. Aber nach dreien Tagen kamen die Kranken alle wieder und beklagten sich ihrer Krankheit. Da fragte der Spitalmeister: „Wie geht das zu? Ich hab euch doch den großen Meister gebracht, der euch allen geholfen hat, daß ihr selber davongegangen seid.“ Da sagten sie zu dem Spitalmeister, wie er ihnen gedroht hätte, welcher der letzte zur Tür heraus wäre, wenn er rief, den wollte er zu Pulver verbrennen. Da merkte der Spitalmeister, daß es Eulenspiegels Betrug war.

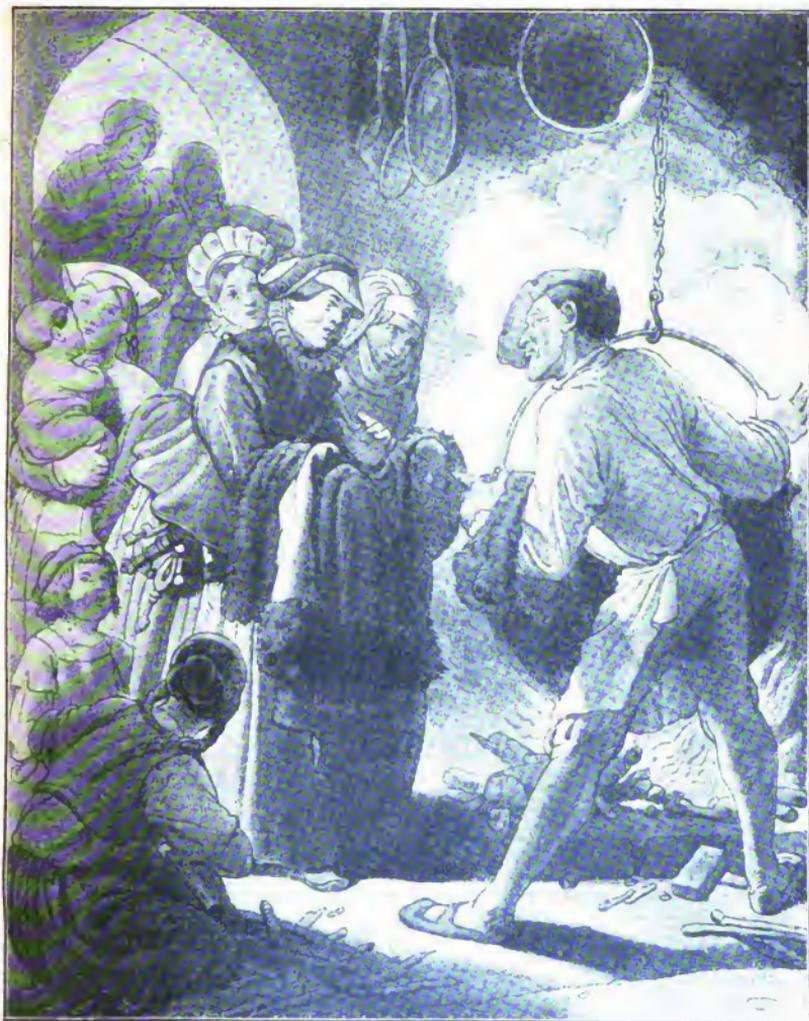
Wie Eulenspiegel einem Bauern einen Teil seines Landes abkauft.

Enanach kam Eulenspiegel wieder in das Land und ging bei Zell in ein Dorf und wartete bis der Herzog wieder gen Zell ritt. Eulenspiegel hatte aber ein ander Pferd überkommen mit einem Sturzkarren. Nun sah er einen Bauer zu Acker gehen, den frug er, wem dieser Acker wäre? Da sprach der Bauer: „Er ist mein, ich hab ihn ererbt.“ Da sprach Eulenspiegel: was er ihm geben sollte für einen Schubkarren voll Erde von diesem Acker? Der Bauer sprach: „Einen Schilling nehme ich dafür.“ Den gab ihm Eulenspiegel und warf den Schubkarren voll Erde von dem Acker und kroch darein und fuhr an die Burg vor Zell an der Eller. Als nun der Herzog geritten kam, ward er Eulenspiegel gewahr, wie er auf dem Karren saß bis an die Schultern in der Erde. Da sprach der Herzog: „Eulenspiegel, ich hatte dir mein Land verboten: wenn ich dich fände, wollt ich dich henken lassen.“ Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr, ich bin nicht in Euerm Land, ich sitz in meinem Land, das ich gekauft habe für einen Schilling von einem Bauern, der mir sagte, es wär sein Erbteil.“ Der Herzog sprach: „Sahr hin mit deinem Erdreich aus meinem Erdreich und komm nicht wieder, sonst will ich dich mit Pferd und Karren henken lassen.“ Also sprang Eulenspiegel von dem Karren herab auf das Pferd und ritt aus dem Lande und ließ den Karren vor der Burg stehen. Da liegt noch Eulenspiegels Erdreich vor der Brücke.

*

Wie Eulenspiegel bei Sangerhausen in Thüringen den Frauen die Pelze wusch.

Eulenspiegel kam in das Land zu Thüringen gen Nigestetten in das Dorf und bat da um Herberge. Da kam die Wirtin hervor und fragte ihn, was er für ein Gesell wäre. Eulenspiegel sprach: „Ich bin kein Handwerksgefell, sondern pflege wahr zu sagen.“ Die Wirtin sprach: „Die hör ich gern, und bin ihnen sonderlich günstig, die die Wahrheit sagen.“ Als nun Eulenspiegel sich umsah, da bemerkte er, daß die Wirtin schiele und darum sagte er: „Schiele Frau, schiele Frau, wo soll ich sitzen und wo lege ich meinen Stab und Sack hin?“ Die Wirtin sprach: „Möge dir immer ein Gutes geschehen! Mein Lebtag hat mir niemand gesagt, daß ich schiele.“ Eulenspiegel sprach: „Liebe Wirtin, wenn ich jederzeit die Wahrheit soll sagen, so kann ich auch das nicht verschweigen.“ Die Wirtin war des zufriedenen und lachte. Als nun Eulenspiegel die Nacht hier verblieb, da fing er an, mit der Wirtin zu reden und bald kam das Gespräch darauf, daß er Pelze waschen könne. Das freute die Frau und sie bat ihn, daß er ihre Pelze solle waschen. Sie wollte es auch ihren Nachbarn sagen, daß sie ihre Pelze alle brächten, damit er sie wüsche. Eulenspiegel sagte ja. Die Frau rief ihre Nachbarinnen und diese brachten alle ihre Pelze. Eulenspiegel sprach:



Wie Eulenspiegel den Thüringer Frauen die Pelze wusch.
Nach einer Zeichnung von Adolph Schrödter.

„Ich muß Milch dazu haben.“ Die Frauen bekamen große Lust nach neuen Pelzen und holten alle die Milch, die sie zu Hause hatten. Eulenspiegel setzte drei Kessel ans Feuer, goß die Milch hinein und steckte die Pelze dazu und ließ sie sieden und kochen. Als es ihn nun gut deuchte, sprach

er zu den Frauen: „Ihr müßet in den Wald gehen und müßet mir junges, weißes Lindenholz holen und den Bast davon abstreifen. Wenn ihr dann wiederkommt, so will ich die Pelze herausheben, denn sie sind alsdann genug eingeweicht, und will sie dann auswaschen, und dazu muß ich das Holz haben.“ Die Weiber gingen willig in den Wald, und ihre Kinder liefen neben ihnen her, und sie nahmen sie bei den Händen und sprangen und fangen: „O, o! gute, neue Pelze! O, o! gute, neue Pelze!“ Und Eulenspiegel stand und lachte und sprach: „Ja, wartet nur, die Pelze sind noch nicht fertig.“

Als sie nun in dem Wald waren, tunkte Eulenspiegel die Pelze noch einmal tüchtig ein, ließ den Kessel mit den Pelzen stehen, ging aus dem Dorf und ging hinweg und soll noch bis heute wiederkommen. Und die Frauen kamen wieder mit dem Lindenholz und fanden Eulenspiegel nicht und vermeinten, daß er hinweg wäre. Da wollte jede vor der anderen ihren Pelz aus dem Kessel tun; die waren aber so zerweicht, daß sie auseinander fielen. Also ließen sie die Pelze stehen und meinten tröstlich, er käme doch noch wieder und würde ihnen die Pelze fertig waschen.

*

Wie Eulenspiegel gen Rom zog, den Papst zu sehen, der ihn für einen Ketzer hielt.

Mit durchtriebener Schalkheit war Eulenspiegel geweiht. Als er nun alle Schalkheit versucht hatte, gedachte er an das Sprichwort:

Wandre gen Rom, frommer Mann,
Und komme her wieder nequam!

Also zog er gen Rom, auch dort seine Schalkheit zu versuchen. Er kam zu einer Witwe in die Herberge: die sah, daß er ein schöner Mann war und fragte ihn, wo er zu Hause wäre. Eulenspiegel sprach, er war aus dem Lande Sachsen und darum nach Rom gekommen, um mit dem Papst zu sprechen. Da sprach die Frau: „Freund, den Papst mögt Ihr wohl sehen; aber mit ihm sprechen schwerlich: ich bin hier erzogen und geboren und aus den vornehmsten Geschlechtern, und habe noch nicht mit ihm ins Gespräch kommen können. Wie wollt Ihr denn das sobald zuwege bringen? Ich gäbe wohl hundert Dukaten darum, wenn ich mit ihm reden könnte.“ Eulenspiegel sprach: „Liebe Wirtin, wenn ich ein Mittel fände, Euch vor den Papst zu bringen, daß Ihr mit ihm reden könntet, wolltet Ihr mir die hundert Dukaten geben?“ Die Frau war schnell entschlossen und versprach ihm die hundert Dukaten bei ihrer Ehre, wenn er das zuwege brächte. Aber sie meinte, es wäre ihm unmöglich, das zu lösen, denn sie wußte wohl, daß es viele Mühe und Arbeit kosten würde. Eulenspiegel sprach: „Liebe Wirtin, wenn es nun geschieht, so begehre ich der hundert Dukaten.“ Sie sprach ja; gedachte aber: Du bist noch nicht vor dem Papst. Eulenspiegel wußte, daß der Papst alle vier Wochen einmal die Messe in der



Wie Eulenspiegel drei Schneidbergejellen von einem Laden fallen macht.

Nach einer Zeichnung von Adolph Schrödter.

Kapelle genannt Jerusalem zu St. Johann Lateran lesen mußte. Als nun der Papst diese Messe las, drängte sich Eulenspiegel in die Kapelle und stellte sich dem Papst so nahe als möglich, und wenn das Sakrament auf-

gehoben wurde, kehrte ihm Eulenspiegel den Rücken. Das sahen nun die Kardinäle, und als der Papst den Segen über den Kelch sprach, kehrt sich Eulenspiegel wieder um. Da nun die Messe zu Ende war, da sprachen sie zu dem Papst, daß ein schöner Mann bei der Messe allzeit dem Altar den Rücken gekehrt hätte, wenn das Sakrament aufgehoben worden. Da sprach der Papst: „So ist not, daß man dem nachfrage, da es die heilige Kirche anbetrifft. Sollte man den Unglauben nicht strafen, das wäre Gott leid. Hat der Mensch solches getan, so ist zu fürchten, daß er im Unglauben und kein guter Christ ist.“ Er befahl also, man sollte ihn zu ihm bringen. Die Boten kamen zu Eulenspiegel und sprachen, er müsse vor den Papst kommen. Da ging Eulenspiegel sogleich mit ihnen vor den Papst. Der Papst fragte, was er für ein Mann wäre? Eulenspiegel sprach, er wäre ein guter Christenmann. Der Papst fragte, was er für einen Glauben hätte? Eulenspiegel sagte, er hätte den Glauben, den seine Wirtin hätte, und nannte sie bei ihrem Namen, der wohl bekannt war. Da befahl der Papst, diese Frau solle vor ihn gebracht werden. Da fragte sie der Papst, was sie für einen Glauben hätte? Die Frau sprach, sie hätte den Christenglauben und was ihr die christliche Kirche zu glauben geböte, das glaubte sie und anders nichts. Eulenspiegel stand dabei und neigte sich sehr sorgfältig und sprach: „Allernädigster Vater, du Knecht aller Knechte, denselben Glauben habe ich auch.“ Der Papst sprach: „Warum kehrst du denn den Rücken in der Messe gegen den Altar?“ Eulenspiegel sprach: „Allerheiligster Vater, ich bin ein armer Sünder und vor der Beichte das Sakrament zu sehen nicht würdig.“ Damit war der Papst zufrieden, entließ Eulenspiegel und ging in seinen Palast; Eulenspiegel aber in seine Herberge und mahnte seine Wirtin um die hundert Dukaten. Die mußte sie ihm geben und Eulenspiegel blieb ein Schalk vor wie nach und ward von der römischen Fahrt nicht viel gebeßert.

*

Wie Eulenspiegel einem Schuhmacher diente.

Nun war da ein Schuhmacher, der ging lieber auf den Markt schlendern, als daß er arbeitete. Der nahm Eulenspiegel auf und hieß ihn das Leder zuschneiden. Eulenspiegel fragte, was Form es haben sollte? Der Schuhmacher sagte: „Schneid zu groß und klein wie es der Schweinehirt zum Dorf hinaustreibt.“ Eulenspiegel sagte: „Ja, Meister, gern.“ Der Schuhmacher ging aus und Eulenspiegel schnitt zu und machte von dem Leder Schweine, Ochsen, Kälber, Schafe, Geißen, Böcke und allerlei Vieh. Der Meister kam des Abends heim und wollte sehen, was Eulenspiegel zugeschnitten hätte: da fand er diese Tiere von dem Leder geschnitten. Er ward böse und sprach zu Eulenspiegel: „Was hast du gemacht, und das Leder so unnütz zerschnitten?“ Eulenspiegel sprach: „Sieber Meister, ich hab es gemacht, wie Ihr gesagt habt.“ Der Meister sprach: „Das lügst du, ich wollt es nicht haben, daß du's verderben solltest, das hab ich dich nicht

geheißen.“ Eulenspiegel sprach: „Meister, was ist des Zornes not? Ihr sagtet zu mir: ich sollte von dem Leder zuschneiden klein und groß, wie es der Schweinehirt aus dem Tor triebe: das hab ich getan, wie ihr offenbar seht.“ Der Meister sprach: „So meinte ich das nicht: es sollten große und kleine Schuhe sein, die solltest du nähen, einen durch den andern.“ Eulenspiegel sprach: „Hättet Ihr mich das geheißen, ich hätte es gern getan und tät es noch gern.“ — Nun, Eulenspiegel und sein Meister vertrugen sich miteinander, und dieser vergab ihm das Zuschneiden, denn Eulenspiegel versprach ihm, er wolle es nun machen, wie er es haben wollte, er sollte es ihm nur recht sagen. Da schnitt der Schuhmacher Sohlleder zu, legte das Eulenspiegel vor und sagte: „Schau, nähe die kleinen mit den großen, einen durch den andern.“ Er sagte ja und fing an zu nähen; der Meister aber zögerte mit dem Ausgehen, um Eulenspiegel zu hüten und zu sehen, was er machen würde, denn er dachte sich wohl, daß er tun würde, was er ihm geheißen hätte und doch nicht nach seinem Willen. Eulenspiegel nahm einen kleinen Schuh und einen großen und stach den kleinen durch den großen und nähte sie zusammen. Und als der Meister nun schlendern gehen wollte, da war es ihm leid, was er ihn tun sah, denn er nähte einen Schuh durch den andern. Da sprach er: „Du bist mir ein rechter Knecht, du tust alles was ich dich heiße.“ Eulenspiegel sprach: „Wer tut, das man ihn heißt, der wird nicht geschlagen.“ Der Meister sprach: „Ja, mein lieber Knecht, das ist also; meine Worte waren also, aber meine Meinung war nicht also. Ich meinte, du solltest ein paar kleine Schuh machen und danach ein paar große Schuh, oder die großen zuerst, die kleinen danach: du tust nach den Worten, aber nicht nach der Meinung.“ Und ward zornig und nahm ihm das zugeschnittene Leder und sprach: „Schau her, da hast du ander Leder, schneid die Schuh zu über einen Leisten.“ Und weil ihm Not war, auszugehen, dachte er nicht weiter darauf, ging seinem Geschäfte nach und blieb eine Stunde aus; da fiel ihm erst ein, daß er seinem Knecht geheißen hatte, die Schuhe über einen Leisten zu schneiden. Er ließ sein Geschäft stehen und lief eilends nach Haus. Dieweil hatte Eulenspiegel das Leder genommen und alles über einen kleinen Leisten geschnitten. Als nun der Meister kommt, sah er, daß er die Schuhe alle über den kleinen linken Leisten geschnitten hatte und sprach zu ihm: „Gehört zu dem linken Schuh kein rechter?“ Eulenspiegel sprach: „Ja, wollt Ihr das noch haben, ich will sie wohl zusammenbringen und schneiden die rechten nach.“ Der Meister sprach: „Näht Ihr denn einen Schuh ohne den andern?“ Eulenspiegel versetzte: „Ihr hiebt mich, die Schuh über einen Leisten zu schneiden.“ Der Meister sprach: „Ich hieße dich wohl so lange, daß ich mit dir an den Galgen laufen müßte.“ Und sprach fürder, er sollt ihm das Leder bezahlen, das er ihm verderbt hätte. Eulenspiegel sprach: „Der Gerber kann des Leders wohl mehr machen,“ und stand auf und ging zu der Türe und kehrte sich im Haus um und sprach: „Komm ich nicht wieder, so bin ich doch hier gewesen.“ Und ging damit zur Stadt hinaus.

*

Wie Eulenspiegel sich zu einem Schneider verdingte und unter einer Bütte nähte.



Als Eulenspiegel gen Berlin kam, verdingte er sich da für einen Schneidergesellen. Als er nun auf der Werkstatt saß, sagte der Meister: „Gesell, willst du nähen, so näh wohl und näh, daß man es nicht sieht.“ Eulenspiegel sagte ja, nahm Nadel und Zwirn und kroch mit dem Gewand unter eine Bütte, stieß eine Naht übers Knie und begann darunter zu nähen. Der Meister stand und sah das an und sprach: „Was willst du tun? Das ist seltsam Nähwerk.“ Eulenspiegel sprach: „Meister, Ihr sagtet, ich sollte nähen, daß man's nicht sähe: so sieht es niemand.“ Der Schneider sprach: „Mein, mein lieber Knecht, hör auf und nähe nicht mehr also; nähe du, daß man's sein sehen kann.“ Das währte so einen Tag oder drei, da geschah es eines Abends, daß der Meister müde ward und wollte zu Bette gehen; da lag ein grauer Bauernrock halb ungenäht, den warf er Eulenspiegel zu und sprach: „Mach den Wolf (Bauernrock) zurecht und geh danach auch zu Bett.“ Eulenspiegel sagte: „Ja, geht nur hin, ich will's schon machen.“ Der Meister ging zu Bette und dachte nicht weiter daran. Eulenspiegel nimmt den Rock, schneidet ihn auf und macht daraus einen Kopf wie ein Wolf hat, dazu Leib und Bein und sperrt die mit Stecken voneinander, daß es wie ein Wolf aussah, und ging auch zu Bett. Des Morgens stand der Meister auf und weckt Eulenspiegel auch und findet diesen Wolf im Laden stehen. Der Schneider erschrak, doch sah er bald, daß es gemacht war. Indem kommt Eulenspiegel dazu: da sprach der Schneider: „Was Teufels hast du daraus gemacht?“ Er sprach: „Einen Wolf, wie Ihr mich geheißen habt.“ Der Meister sprach: „Solchen Wolf meint ich nicht: den grauen Bauernrock nennt ich Wolf.“ Eulenspiegel sprach: „Lieber Meister, das wußt ich nicht. Hätt ich aber gewußt, daß Eure Meinung also gewesen wär, ich hätte lieber den Rock gemacht als den Wolf.“ Der Schneider gab sich zufrieden, da es einmal geschehen war. Nun fügt es sich über vier Tage, daß der Meister des Abends müde war und gern zeitig geschlafen hätte; doch ließ er sich dünken, es wär noch zu früh, daß der Geselle zu Bette ginge. Nun lag da ein Rock, der war gemacht bis an die Aermel: da nimmt der Schneider den Rock und die losen Aermel, warf sie Eulenspiegel zu und sprach: „Wirf die Aermel an den Rock und geh danach zu Bett.“ Eulenspiegel sagte ja; der Meister ging zu Bett, und Eulenspiegel hängte den Rock an einen Haken und zündete zwei Lichter an, auf jeder Seite des Rocks eins, nimmt einen Aermel und wirft ihn daran; und geht auf die andere Seite und wirft ihn dort auch daran. Und als die zwei Lichter ausgebrannt waren, zündete er zwei andere an und warf die Aermel an den Rock bis an den Morgen. Da stand sein Meister auf und kam in den Laden, und Eulenspiegel kehrte sich an den Meister nicht und warf also mit den Aermeln nach dem Rocke. Der Schneider stand

und sah das an und sprach: „Was Teufels machst du nun für ein Gaukelspiel?“ Eulenspiegel sprach ernstlich: „Das ist kein Gaukelspiel, ich habe die ganze Nacht gestanden und die Schelme von Aermeln an den Rock geworfen; aber sie wollen nicht daran kleben bleiben. Es wäre wohl besser gewesen, Ihr hättet mich heißen schlafen gehen, als daß Ihr mich hier hiehet anwerfen, da Ihr doch wohl wußtet, daß es verlorene Arbeit war.“ Der Schneider sprach: „Ist das nun meine Schuld? Wußt ich, daß du es also verstehen würdest? Ich meinte es nicht also: du hättest die Aermel an den Rock nähen sollen.“ Da sagte Eulenspiegel: „Des habe der Teufel den Lohn! Pfllegt Ihr ein Ding anders zu sagen als Ihr es meint? Wie reimt Ihr das zusammen? Hätt ich das gewußt, ich wollte die Aermel bald angenäht haben und hätt auch ein paar Stunden geschlafen. So mögt Ihr jetzt den Tag sitzen und nähen; ich will auch liegen und schlafen.“ Der Meister sprach: „Nein, nicht also, ich will dich nicht für einen Schläfer halten.“ So gerieten sie miteinander in Zank, daß der Meister Eulenspiegel ansprach um die Lichter, die er dabei verbrannt hatte: die sollt er ihm bezahlen. Da raffte Eulenspiegel seine sieben Sachen zusammen und ging davon.

*

Wie Eulenspiegel drei Schneidergesellen von einem Laden fallen machte, und den Leuten sagte, der Wind hätte sie herabgeweht.

Zu Brandenburg in der Nähe des Marktes war Eulenspiegel in der Herberge wohl vierzehn Tage. Und hart daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Gesellen auf einem Laden sitzen und nähen. Und wenn Eulenspiegel vorüberging, so spotteten sie sein oder warfen ihm einen Sehen nach. Eulenspiegel schwieg stille und wartete die Zeit ab. Eines Tages, da der Markt voll Leute war, hatte Eulenspiegel in der Nacht zuvor die Ladenpfosten durchgesägt, sie aber ruhig auf den Steinen stehen lassen. Des Morgens ließen nun die Schneider den Laden auf die Pfosten herab, setzten sich darauf und nähten. Da nun der Schweinehirte blies, daß jedermann seine Schweine austreiben ließ, kamen des Schneiders Schweine auch aus dem Hause gelaufen und gerieten unter das Fenster und begannen sich an den Ladenpfosten zu reiben, so daß die Pfosten von dem Reiben unter den Laden wichen und die drei Gesellen von dem Laden herab auf die Gasse purzelten. Und Eulenspiegel hatte ihrer wahrgenommen und da sie fielen, begann er laut zu rufen: „Seht, seht, der Wind weht drei Schneidergesellen vom Fenster!“ und rief das so laut, daß man es über den ganzen Markt hörte. Und die Leute liefen hinzu, lachten und spotteten und die Gesellen schämten sich und wußten nicht, wie sie von dem Laden herabgekommen waren. Zuletzt wurden sie gewahr, daß die Ladenpfosten abgesägt waren und merkten, daß es Eulenspiegel getan hatte. Sie schlugen andere Pfähle darunter und durften sein nicht mehr spotten.

*

Wie Eulenspiegel zu Lübeck einen Weinzäpfer betrog, indem er ihm eine Kanne Wasser für eine Kanne Wein gab.

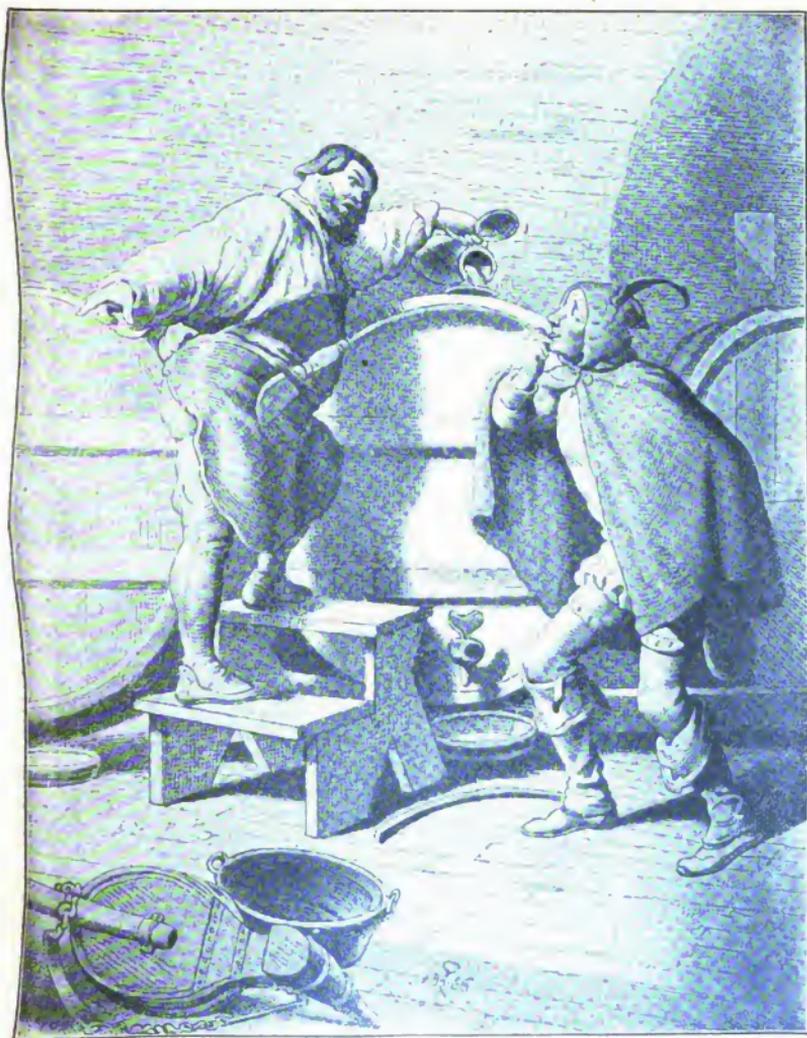


länglich sah sich Eulenspiegel vor, als er nach Lübeck kam, und hielt sich gebührlisch, denn es ist zu Lübeck gar ein scharfes Recht. Nun war zu der Zeit in Lübeck ein Weinzäpfer in des Rats Keller, der war ein hochmütiger stolzer Mann und ließ sich bedünken, daß niemand so weise wär als er. Er nahm sich auch wohl heraus zu sagen, ihn lüfte wohl den Mann zu sehen, der ihn betrügen sollte und in seiner Klugheit betören; darum wurden ihm viel Bürger gram. Als nun Eulenspiegel diesen Uebermut des Weinzäpfers hörte, konnte er den Schalk nicht länger verbergen und gedachte: Du mußt versuchen, was er kann. Er nahm zwei Kannen, die waren beide ganz gleich, tat in die eine Wasser und ließ die andere leer. Die volle mit dem Wasser hielt er unter dem Rock verborgen; die ledige trug er offenbar. So kommt er mit den Kannen in den Weinkeller und läßt sich ein Stübchen Wein messen. Dann nahm er die Kanne mit dem Wein unter den Rock, zog die Wasserkanne hervor und setzte sie auf das Bänklein vor dem Zapfen, daß es der Weinzäpfer nicht sah, und sprach: „Weinzäpfer, was gilt das Stübchen Wein?“ Der Weinzäpfer sprach: „Dierzig Pfennige.“ Eulenspiegel sagte: „Es ist zu teuer: ich habe nicht mehr als vierundzwanzig Pfennige. Kann ich ihn dafür haben?“ Der Weinzäpfer ward zornig und sprach: „Willst du meinem Herrn den Wein schätzen? Das ist hier ein gefetzter Kauf, und wem das nicht gefällt, der lasse den Wein in meiner Herren Keller.“ Eulenspiegel sprach: „Ich habe nur die vierundzwanzig Pfennige: wollt Ihr die nicht, so gießt den Wein wieder aus.“ Da nimmt der Weinzäpfer in der Bosheit die Kanne und meint, es wär der Wein und es war das Wasser, und gießt das oben zum Spundloch wieder ein, und sprach: „Was bist du für ein Tor! Läßt dir Wein messen und kannst ihn nicht bezahlen.“ Eulenspiegel nahm die Kanne, ging hinweg und sprach: „Ich sehe wohl, daß du ein Tor bist: es ist niemand so weis, er wird von Toren betrogen und wenn er schon ein Weinzäpfer wär.“ Und ging damit hinweg und trug die Kanne mit dem Wein unter dem Mantel und die ledige Kanne, darin das Wasser gewesen war, trug er offenbar.

*

Wie Eulenspiegel ein Brillenmacher ward.

Uneinig waren die Kurfürsten untereinander, so daß es keinen römischen Kaiser gab. Da geschah es, daß der Graf von Supplenburg (wohl das verballhornte Lützelburg) zum römischen König ward gewählt. Doch waren noch welche da, die sich mit Gewalt ins Reich wollten drängen. Darum mußte sich der neue König sechs Monate vor Frankfurt legen und warten, wer ihn nun vertriebe. Als er da viel Volk beisammen hatte, da vermeinte



Eulenspiegel und der
Weinzapfer zu Lübeck.
Nach einer Zeichnung von
Adolph Schröder

Eulenspiegel, es ließe sich hier etwas schaffen und machte, daß er dahin- kam. Da zogen Herren aus allen Landen, und es begab sich in der Wetterau bei Friedberg, daß der Bischof von Trier mit seinem Gefolge den Eulenspiegel auf dem Weg nach Frankfurt traf. Da Eulenspiegel sonderbar gekleidet war und eine große Brille trug, da fragte ihn der Bischof, was er denn für ein Gesell wäre. Eulenspiegel sagte: „Herr, ich bin ein Brillenmacher und komme aus Brabant. Dort ist nichts zu schaffen, darum wandre ich, aber auch hier ist mit meinem Handwerk nichts los.“ Der Bischof sprach: „Ich denke, dein Handwerk wird täglich besser, weil doch die Leute immer sicher werden und schwache Augen bekommen, weswegen man doch viel Brillen braucht.“ Eulenspiegel antwortete dem Bischof: „Herr, Ihr sprecht wahr, aber eins verdirbt unser Handwerk.“ „Was ist das?“ fragte der Bischof. Eulenspiegel sagte: „Darf ich es sagen, ohne daß Euer Gnaden drob erzürnt?“ „Nein,“ sprach der Bischof, „wir sind's gewohnt von dir und deinesgleichen, sprich frei und fürchte nichts!“ Da sagte Eulenspiegel: „Herr, das ist's, was das Brillenmachen verdirbt, daß Ihr und andere großen Herren, Papst, Bischöfe, Könige, Fürsten, Räte, Regierer, Richter — Gott erbarm's! — zurzeit durch die Finger sehen, was recht ist, und das nicht selten um Geld und Gaben. Aber vor alten Zeiten findet man geschrieben, daß die Herren und Fürsten, so viel ihrer sind, in den Rechten pfliegen zu lesen und zu studieren, auf daß niemand unrecht geschehe, und dazu hatten sie viel Brillen nötig, und da war unser Handwerk gut. Auch haben die Pfaffen zu der Zeit mehr studiert, als sie jetzt tun, also gingen die Brillen ab. Doch jetzt sind sie so gelehrt geworden, daß sie ihre Sache auswendig wissen, und darum ihre Bücher oft in vier Wochen nicht einmal auf-tun. Deshalb ist unser Handwerk verborben und ich laufe aus einem Land in das andere und kann nirgends Arbeit bekommen; das Uebel ist so weit, daß dies sogar die Bauern auf dem Lande pfliegen und durch die Finger sehen.“ Der Bischof verstand die Rede und sprach zu Eulenspiegel: „Folge uns nach gen Frankfurt, wir wollen dir unser Wappen und Kleid geben.“

Eulenspiegel tat wie ihm geheißten und blieb so lange Zeit bei dem Herrn, bis der Graf zum Kaiser bestätigt ward. Dann zog er mit dem Kaiser nach Sachsen.

*

**Wie Eulenspiegel zu Hamburg sich bei einem Barbier verdingte
und dem Meister durch die Fenster in die Stube ging.**

Einstmals kam Eulenspiegel gen Hamburg auf den Hopfenmarkt und stand und sah sich um. So kommt ein Bartscherer gegangen und fragt ihn, wo er herkäme? Eulenspiegel sprach: „Ich komme da und dort her.“ Der Meister fragte: „Was bist du für ein Handwerksgefell?“ Eulenspiegel sprach: „Ich bin ein Barbier, in der Kürze gesagt.“ Der Meister dingte ihn. Und derselbige Barbier wohnte auf dem Hopfenmarkt, gerade gegenüber wo sie



Eulenspiegel geht dem Hamburger Barbier durchs Fenster in die Stube.
Nach einer Zeichnung von Adolph Schrödter.

standen, und das Haus hatte hohe Fenster nach der Straße, wo die Stube war. Da sagte der Meister zu Eulenspiegel: „Sieh das Haus da gegenüber, da die hohen Fenstern sind, da geh hinein; ich will gleich nachkommen.“ Eulenspiegel sagt ja, und geht gerade zu dem Hause hin und springt durch

die hohen Fenster hinein und sagt: „Gott grüß das Handwerk!“ Die Frau des Bartscherers saß in der Stube und spann; die erschrak nicht wenig und rief: „Führt dich der Teufel her? Du springst durch die Fenster, ist dir das Tor nicht weit genug?“ Eulenspiegel sprach: „Zürnt nicht, Frau, Euer Wirt hat mich so geheißten und mich als Knecht gebingt.“ Die Frau sprach: „Das ist wohl ein sauberer Knecht, der seinem Meister Schaden macht.“ Eulenspiegel sprach: „Soll der Knecht nicht tun, was ihm sein Meister heißt?“ Da kam schon der Meister und sah, was Eulenspiegel hier getan. Da rief er aus: „Was, konntest du nicht durch die Türe gehen und mir meine Fenster ganz lassen? Warum bist du durch ein Fenster gegangen?“ „Lieber Meister,“ sagte Eulenspiegel, „Ihr habt mich so geheißten, ich solle dort hineingehen, wo die hohen Fenster sind, und ich habe getau nach Eurem Geheiß!“

Der Meister schwieg, denn er bedurfte des Knechts und dachte: „Ich zieh es ihm ab vom Lohn.“ Dann ließ er Eulenspiegel arbeiten einen Tag oder drei und hieß ihn Schermesser schleifen. Eulenspiegel sprach: „Ja, gern.“ Der Meister sagte: „Schleif sie glatt auf dem Rücken, gleich der Schneide.“ Eulenspiegel tat, wie ihm gesagt. Der Meister kam und wollte zusehen, wie er das mache. Da sah er, daß an den Messern, die er geschliffen hatte, der Rücken war wie die Schueide, und daß er die Messer, die er auf dem Schleiffstein hatte, auch danach schliff. Da sagte der Meister: „Was machst du da? Das wird ein böses Ding.“ Eulenspiegel sagte: „Wie sollte das ein böses Ding werden? Ihnen tut's doch nicht weh, denn ich tue, wie Ihr mich geheißten habt.“ Der Meister ward zornig und sagte: „Ich hieß dich, daß du ein böser, verfluchter Schalk bist! Hör' auf und laß dein Schleifen und geh' wieder hin, wo du hergekommen bist.“ Eulenspiegel ging in die Stube und sprang wieder zu dem Fenster hinaus, wo er hereingekommen war. Da ward der Bartscherer noch zorniger und ließ ihm nach mit dem Büttel und wollt ihn fangen, damit er ihm die Fenster bezahle, die er ihm zerbrochen hatte. Aber Eulenspiegel war schnell und kam in ein Schiff und fuhr weg vom Land.

*

Wie Eulenspiegel den Wirt mit dem Klange des Geldes bezahlte.

Lange Zeit war Eulenspiegel zu Köln in der Herberge; da begab es sich eines Tages, daß die Kost so spät zum Feuer gebracht ward, daß es Nachmittag ward, ehe sie gar wurde. Das verdroß Eulenspiegel sehr, daß er solange fasten sollte. Da sah und verstand der Wirt wohl an ihm, daß ihn das verdroß, und sprach zu ihm: „Wer nicht warten könnte, bis die Kost bereit sei, der möchte essen, was er hätte.“ Da ging Eulenspiegel in die Küche und aß eine trockene Semmel auf und setzte sich an den Herd und beträufte den Braten, bis er die Semmel verzehrt hatte und daß es zwölfte schlug. Da ward der Tisch gedeckt, und die Kost angerichtet, und der Wirt setzte sich wieder mit seinen Gästen; aber Eulenspiegel blieb in

der Küche bei dem Herde sitzen. Der Wirt sprach: „Wie, Eulenspiegel, willst du dich nicht an den Tisch setzen?“ „Nein,“ sprach er, „ich mag nicht essen, ich bin von dem Geruch des Bratens satt geworden.“ Der Wirt schwieg und aß mit den Gästen, und nach dem Essen bezahlten sie die Zechen; der eine wanderte, der andere blieb und Eulenspiegel saß bei dem Feuer. Da kommt der Wirt mit dem Zahlbrett und war zornig und sprach zu Eulenspiegel, er sollte zwei kölnische Weißpfennige für das Mahl bezahlen. Eulenspiegel sprach: „herr Wirt, seid Ihr solch ein Mann, daß Ihr Geld von dem nehmt, der Eure Kost nicht ißt?“ Der Wirt sprach, er sollte das Geld nur geben: hätte er auch nicht gegessen, so wär er doch des Geruchs satt geworden. Er hätte da bei dem Braten gegessen, das wär so gut, als ob er bei Tisch gegessen und gegessen hätte, er rechne ihm das für eine Mahlzeit. Eulenspiegel nahm einen doppelten kölnischen Weißpfennig, warf ihn auf die Bank und sprach: „herr Wirt, hört Ihr wohl diesen Klang?“ Der Wirt sprach: „Diesen Klang hör ich wohl.“ Eulenspiegel war behende mit dem Weißpfennig, stieß ihn wieder in den Beutel und sagte: „Soviel als Euch der Klang hilft von dem Pfennig, soviel hilft mir der Geruch des Bratens in meinem Magen.“ Der Wirt ward unwirsch, denn er wollte den Weißpfennig haben und Eulenspiegel wollte ihn ihm nicht geben und ließ das auf das Gericht ankommen. Der Wirt wollte nicht mit ihm rechten und ließ ihn mit Gott fahren. Da zog Eulenspiegel von dannen und hob sich wieder vom Rheine und zog in das Land zu Sachsen.

*

Wie Eulenspiegel zu Marienthal die Mönche in die Mette zählte.



Als nun Eulenspiegel alle Lande durchlaufen hatte und alt und verdrossen wurde, kam ihm eine Galgenreue an. Er gedachte, er wolle sich in ein Kloster begeben zu williger Armut und seine Zeit also verbringen und Gott dienen sein Lebenlang für seine Sünde, daß er nicht verloren wäre, wenn Gott über ihn geböte. Da kam er zu dem Abt von Marienthal und bat ihn, daß er ihn zu einem Mitbruder aufnehme: er wolle dem Kloster alles geben, was er hinter sich ließe. Der Abt hatte auch gerne Narren und sprach: „Du bist noch rüstig: ich will dich gern aufnehmen, wie du gebeten hast; aber du mußt auch etwas tun und ein Amt haben, denn du siehst, daß ich und meine Brüder alle zu tun haben und jedem etwas befohlen ist.“ Eulenspiegel sprach: „Ja, herr, gerne.“ „Wohlan in Gottes Namen,“ sprach der Abt, „ich weiß, daß du nicht gern arbeitest: du sollst unser Pförtner sein, so bleibst du in deinem Gemach und hast dich um nichts zu kümmern, als Kost und Bier aus dem Keller zu holen und die Pforte auf- und zuzuschließen.“ Eulenspiegel sprach: „Würdiger herr, das vergelt Euch Gott, daß Ihr mich alten schwachen Mann so wohl bedenkt: ich will alles tun, was Ihr mich heißt, und lassen, was Ihr

mir verbietet.“ Der Abt sprach: „Sieh hier den Schlüssel: du sollst mir nicht jedermann einlassen; den dritten und vierten kaum laß ein, denn die du zuviel einlässest, freffen uns schier das Kloster arm.“ Eulenspiegel sprach: „Ja, ehrwürdiger Herr, ich will es recht machen.“ Da ließ er von allen, die kamen, sie mochten ins Kloster gehören oder nicht, nur den dritten und vierten ein und nicht mehr. Die Klage kam vor den Abt: da sprach er zu Eulenspiegel: „Du bist ein auserlesener Schalk.“ „Willst du die nicht einlassen, die herein gehören?“ „Herr,“ sprach Eulenspiegel, „den vierten, wie Ihr mich heißen habt, habe ich hereingelassen und nicht mehr und habe allezeit Euer Gebot vollbracht.“ „Du hast als ein Schalk getan,“ sagte der Abt, und wäre ihn gern wieder los gewesen, und setzte einen andern Beschließer, denn er sah wohl, daß er seine alten Tüden nicht lassen wollte. Da gab er ihm ein ander Amt und sagte: „Sieh, du sollst die Mönche des Nachts in die Mette zählen und so du einen übersiehst, so sollst du wandern.“ Eulenspiegel sprach: „Herr, das ist mir schwer zu tun; wenn es aber nicht anders sein kann, so muß ich es machen, wie es zum besten werden mag.“ Da brach er des Nachts etliche Staffeln aus der Stiege. Nun war der Prior ein guter alter frommer Mönch und allzeit der erste in der Mette: der kam in aller Stille zu der Stiege und als er meinte auf einen Steg zu treten, trat er durchhin und fiel ein Bein entzwei. Also schrie er jämmerlich, daß die andern Brüder herzuliefen, um zu sehen, was ihm wäre? Da fielen ihrer einer nach dem andern die Stiege hinunter. Da sprach Eulenspiegel: „Hochwürdiger Herr, habe ich nun mein Amt ausgerichtet? Ich habe die Mönche alle gezählt.“ Und gab ihm das Kerbholz, in das er sie alle eingeschnitten hatte, indem einer nach dem andern hinunterfiel. Da sprach der Abt: „Du hast getan als ein vermaledeiter Schalk: geh nur aus dem Kloster und lauf zum Teufel wohin du willst.“ Also kam er gen Möllen, da ward er von Krankheit befallen, daß er kurz darauf starb.

*

Wie Eulenspiegel begraben ward.

Bei Eulenspiegels Begräbnis ging es wunderbarlich zu. Denn als sie nun also auf dem Kirchhof um den Totenbaum standen, in dem Eulenspiegel lag, legten sie den Totenbaum auf die beiden Seile und wollten ihn ins Grab senken. Da brach das Seil entzwei, das bei den Füßen war, und der Baum schoß ins Grab, also daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehen kam. Da sprachen alle, die dabei standen: Lasset ihn stehen: er ist wunderbarlich gewesen in seinem Leben, wunderbarlich will er auch im Tode sein. Also warfen sie das Grab zu und ließen ihn also stehen, legten einen Stein oben auf das Grab und hieben auf die Hälfte eine Eule und einen Spiegel, den die Eule in den Klauen hält, und schrieben oben auf den Stein:

Diesen Stein soll niemand erhaben

Hier steht Eulenspiegel begraben.

Anno Domini MCCCCL. Jahr.

*

Die Schildbürger.

Deutsches Volksbuch.

(1598.)

Zu den bis an unsere Tage lebendig gebliebenen Volksbüchern des 16. Jahrhunderts gehört das von den „Schildbürgern“, das später auch „Lafenbuch“ hieß. Wie der Gulenspiegel ist es eine Sammlung von Sagen und Schwänken, die von der Torheit verschiedener Städte im Umlauf waren, aber schließlich auf einen einzigen Ort übertragen wurden, und zwar auf das sächsische Städtchen Schilda, das dadurch zu einer recht zweifelhaften Berühmtheit kam. Der anonyme Sammler hat das Beste und Drolligste zusammengetragen, das damals im Schwange war und hat es sichtlich angezeichnet, wie's der Volksmund erzählte.

Die Schildbürger, heißt es in der Vorerzählung, stammen von einem der sieben Weisen Griechenlands und werden wegen ihrer ungeheuren Klugheit von allerlei Fürsten und vornehmen Herren in wichtigen Dingen um Rat gefragt und sind deswegen fast immer auf Reisen. Darunter leidet sowohl das Haus wie das Gemeinwesen, denn da die Weiber die Gewerbe nicht so gut zu führen vermögen, so geht alles zugrunde. Die Weiber beschließen endlich, die Männer in die Heimat zurückzurufen; in einer großen Ratsversammlung wird beschlossen, daß sich jetzt sämtliche Schildbürger, um nicht mehr außer Landes berufen zu werden, recht tödlich anzustellen hätten. Das taten sie so gründlich, daß ihnen die Torheit schließlich in Fleisch und Blut überging, und sie einfach gar nicht mehr anders konnten.

Zunächst banen sie sich ein neues Rathaus. Mit großer Mühe schleppen sie schweres Bauholz erst den Berg hinauf und dann auf der andern Seite den Berg hinab. Plötzlich fällt es einem ein, daß man das Holz doch hätte einfach den Berg hinunterrollen lassen können. Das erscheint allen als sehr vernünftig; sie schleppen nun die schweren Stämme nochmals den Berg hinauf, um sie dann hinabgleiten zu lassen. Als der Bau schließlich vollendet ist, merken sie, daß sie die Fenster vergessen hätten und daß es darum im Hause finster ist.

*

Wie die Schildbürger ratschlugen, das Licht in ihr Rathaus zu tragen.

Als nun der bestimmte Ratstag gekommen, erschienen die Schildbürger fleißig, also daß keiner ausblieb, denn es hatte ihnen allen gegolten, und sie setzten sich. Es hat aber jeder einen angezündeten Lichtspan mitgebracht und denselben, nachdem sie niedergesessen, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathaus einander sähen und der Schultheiß einem jeden in der Umfrage könnte seinen Namen und Titel geben. Da nun die gemeine Umfrage getan wurde: Wessen man sich im vorgefallenen Handel zu verhalten? fielen viel widerwärtige Meinungen; wie gemeinlich in zweifelhaften Händeln pflegt zu geschehen.

Und als es sich schier ansehen ließ, als wollte das beste werden, daß man den ganzen Bau wieder auf den Boden abbrechen, auf ein neues aufführen und besser Sorge haben sollte, trat einer, welcher, wie er zuvor unter allen der allerweinste gewesen, also wollt' er jetzt als der allertörichste sich erzeigen, hervor und sprach: Er habe oftmals gehört, daß man durch Exempel und Beispiel viel lehren, lernen und ergreifen könne. Daher denn der Aesopus seine Lehren durch Fabeln, in Gestalt kurzer Historien vor Augen stellen wollte. Solchem nach wolle er auch eine Geschichte erzählen, so sich mit seiner lieben Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau begeben und zugetragen habe.

„Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, Utis geheißn, hörte auf eine Zeit von einem, daß er sagte: „Ei, wie sind die Rebhühner so gut!“ — „Hast du sie denn gegessen,“ sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß du es so wohl weißt?“ — „Nein,“ sagte der andere, „aber es hat's mir einer vor fünfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater in seiner Jugend hat sehen von einem Edelmann essen.“ Aus Anlaß solcher Rede stieß meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn einer Kindbetherin Gelüst an, daß er gern etwas Gutes essen möchte und sagte deshalb zu seinem Weibe, Udena geheißn: Sie solle ihm Küchlein backen, denn da er Rebhühner nicht konnte haben, so wußte er Besseres nicht, als Küchlein. Sie aber entschuldigte sich, sie könne ihm aus Mangel an Butter oder Schmalzes für diesmal keine Küchlein backen und bat ihn, bis auf eine andere Zeit der Küchlein halb Geduld zu haben. Aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn hatte hiermit keine Küchlein gegessen und sein Gelüst nicht gebühet, wollte sich mit so Schlechtem, Magerem, Dürrem, Trockenem, Ungesalzenem und Ungeschmalzenem nicht also abweisen und sprach deswegen nochmals: Wie die Sach' immer beschaffen wäre, so sollte sie sehen, daß sie ihm Küchlein backe; und hätte sie nicht Butter oder Schmalz, so sollte sie es mit Wasser versuchen.

Mit einem Wort zu sagen, wollte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau Ruhe haben und zufrieden sein, so mußte sie dem Mann seines Begehrens halber willfahren: Rührte einen Küchleinteig an, ganz dünn, als ob sie wollte Sträublein backen, setzte eine Pfanne mit Wasser übers Feuer und mit dem Teig darein. Mit nichten aber wollt' es sich schicken, es wollte sich eben gar nicht zusammenballen, das Küchlein draus würden, dieweil der Teig im Wasser zerfloß und ein Mus oder Brei daraus wurde; darob die Frau zornig, der Mann aber leidig ward. Denn sie sah, daß die Arbeit, Holz und Mehl, der Wasserbutter ungeachtet, verloren wäre: So stund meiner Großmutter Großvaters seligen Bruders Sohn dabei, hielt einen Teller dar und wollte das erst gebackene Küchlein also warm aus der Pfanne gegessen haben, ward aber betrogen. „Doß Krammet! Schäm dich,“ sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, „guck, hab ich dir nicht gesagt, es tue es nicht? Allzeit willst du recht haben und weißt doch nicht ein Dinglein darum, wie man Küchlein backen soll.“ — „Schweig, meine Udena,“ sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, „lasse

dich's nicht gereuen, daß du es versucht hast. Man versucht ein Ding in soviel Wegen, bis es zuletzt geraten muß. Ist es schon diesmal nicht geraten, so geratet's etwa ein andermal. Es wäre ja eine feine nützliche Kunst gewesen, wenn es ungefähr geraten wäre." —

„Daß ich aber,“ sprach der ob gemeldete Schildbürger, „diese Geschichte auf unser Vorhaben beziehe: Wer weiß, ob das Licht und der Tag sich nicht in einem Sack tragen ließen, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird? Unser keiner hat's jemalen versucht: Darum, wo es euch gefällt, so wollen wir dran gehen. Geratet es, so werden wir als Erfinder dieser Kunst großes Lob damit erjagen. Geht's aber nicht an, so ist es doch zu unserm Vorhaben der Narrheit halber ganz dienstlich bequem.“

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern solchermaßen, daß sie beschloßen, solchem in aller Eile nachzukommen. Kamen derowegen nachmittag, da die Sonne am besten schien, alle vor das neue Rathhaus, jeder mit einem Geschirre, in welchem er den Tag fassen und hineintragen wollte. Etliche brachten auch mit sich Picken, Schaufeln, Gabeln und anderes, in der Fürsorge, daß ja kein Fehler begangen werde. Sobald nun die Glocke eins geschlagen, da soll einer sein Wunder gesehen haben, wie sie alle anfangen zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, ließen die Sonne dreinschienen bis auf den Boden, knüpften sie dann eilends zu und ließen damit ins Rathhaus, den Tag auszusühten. Ja, sie redeten sich selbst ein, die Säcke seien viel schwerer als zuvor, da sie leer gewesen. Andere taten daselbe mit andern verdeckten Gefäßen, als Hefen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel; etliche gruben ihn aus der Erde heraus. Eines Schildbürgers soll besonders nicht vergessen werden, welcher vermeinte, den Tag mit einer Mausfalle zu fangen und also mit Gewalt zu bezwingen und ins Haus zu bringen. Daß ich's kurz mache: Jeder hielt sich da, wie sein närrischer Kopf es ihm an- und eingab. Solches trieben sie den ganzen Tag mit solchem Eifer und Ernst, daß sie alle darob ermüdeten und vor Hitze schier verletzten und erlagen. Aber sie richteten mit solcher Arbeit ebensowentg aus, als vor Zeiten die großen Riesen, die viel große Berge auf einen Haufen trugen und den Himmel zu stürmen vermeinten. Darum sie denn zuletzt sprachen: „Nun wäre es doch eine feine Kunst gewesen, wenn's geraten wäre.“ Also zogen sie ab, und hatten dennoch, daß sie durften auf Gemeindegeldern hin zum Wein gehen und sich wieder erquicken und erlaben.

*

Wie ein durchreisender Landstreicher den Schildbürgern Rat gab, den Tag in ihr Rathhaus zu bringen und sie betrog.

Die Schildbürger waren mitten in ihrer Arbeit, als von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt und an ihnen vorüberreiste. Dieser stand lange stille, sah ihnen mit offenem Munde zu, und vergaß es wieder zuzumachen; ja, bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden,

so sehr zerbrach er sich den Kopf darüber, was denn das bedeuten sollte. Abends in der Herberge, wo er des Wunders willen sich niedergelassen, um das Abenteuer zu erfahren, fragte er nach der Ursache, warum er sie denn so eifrig in der Sonne habe arbeiten sehen, ohne begreifen zu können, was sie täten. Die umstehenden Schildbürger antworteten ihm ohne Bedenken, daß sie versucht hätten, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathaus tragen könnten.

Der fremde Geselle war ein rechter Vogel, genezt und geschoren, wie es sein sollte, nur daß er weder Federn noch Wolle hatte. Er war nicht gesinnt, den Raub, der sich ihm hier anbot, aus den Händen zu lassen; deswegen fragte er sie ernsthaft, ob sie mit ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten? Da sie mit Kopfschütteln antworteten, so sagte der Geselle: „Das macht, daß ihr die Sache nicht so angegriffen habt, wie ich euch wohl möchte geraten haben!“

Da sie dies hörten, wurden sie so froh, als die Juden zu Frankfurt, da ihnen Prophetenbeeren feilgeboten worden, verhiessen ihm derowegen eine namhafte Verehrung, so er ihnen solchen Rat mitteilen täte. Solches versprach er ihnen auf morgen zu leisten. Darum sie ihn hießen, gut Männlein sein, und den Wirt befohlen, ihm tapfer aufzutragen, und was er verzehre, in der Gemeinde Kerbholz zu schneiden. Also war der gute Gesell dieselbig: Naht Gast und zechte redlich, ohne Geld; und das billig, weil er fürderhin ihr Baumeister sein sollte. Als folgens die liebe Sonne den Schildbürgern den hellen, lieben, lichten Tag hatte wiedergebracht und scheinen lassen, führten sie den Gesellen zum Rathaus und besahen es mit allem Fleiß, oben und unten, hinten und vorne, innen und außen. Da nun der fremde Künstler sich mit der Schalkheit Rats gepflegt, wie die Sache zu tun wäre, hieß er sie hinauffsteigen und die Dachziegel wieder aufheben.

„Nun habt ihr,“ sprach er, „den Tag in eurem Rathause, den möget Ihr darinnen lassen, so lang es euch gefällig; wenn er euch beschwerlich ist, so könnt ihr ihn mal wieder hinausjagen.“

Aber sie verstanden nicht, daß er gemeint, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würd' es wieder finster werden, wie es zuvor gewesen: ließen's derowegen also eine gute Sache sein, saßen zusammen, und hielten den ganzen Sommer Rat darinnen. Sie verehrten dem Künstler aus dem Gemeindefädel auch ein Ehrliches und ließen ihn mit großem Dank davonziehen. Der gute Gesell tat, wie ein anderer guter Schlußer auch getan hätte, nahm die Verehrung an, zählt's nicht lange, sondern zog hinweg; schaut oft hinter sich, ob ihm niemand nachteile, das Geld ihm wieder zu nehmen, und kam also nicht näher. Es weiß auch noch heut des Tages niemand, wer oder woher er gewesen, oder wohin er kommen sei.

Als die Schildbürger das Dach abgenommen haben, wird es zwar heller im Rathaus, aber als es im Herbst zu regnen anfängt, da bedecken sie das Rathaus wieder zu und es ist drinnen finster wie zuvor. Schließlich kommen sie darauf, Löcher in die Wände zu brechen, und es war kein Schildbürger unter allen, der nicht hätte sein eigenes Fensterloch haben wollen. Sie richten jetzt eine Wiszstube, eine Schwizstube und eine Bedentstube ein, bauen nach langer Beratung einen Ofen, und um die Hitze im Rathaus zu erhalten, wird ein altes Hasenetz vor die Tür gehängt. Sie säen Salz, um Salz zu ernten, es wachsen aber nur Brennesseln; als der Kaiser zu ihnen kommt, soll ein neuer Schultheiß gewählt werden, der in Reimen sprechen kann. Es werden nun schreckliche Reimereien losgelassen; schließlich aber wird der Schweinehirt zum Schultheiß gewählt, der allerlei unsinniges Zeug treibt. Dem Kaiser setzen sie einen Topf mit Senf vor, geben ihm ungläubliche Rätsel auf und zeigen ihm ihre Hauptvergnügung: einen Hund, dem sie eine Blase voll Erbsen umhängen und dann durch die Stadt jagen. Nach der Abreise des Kaisers, von dem sie einen Freibrief, betreffend die ungehemmte Ausübung ihrer Torheit, erbeten haben, veranstalten sie auf einer Wiese ein großes Gelage und da alle ihre Hosen von gleichen Farben sind, so weiß dann keiner, wo er eigentlich seine Beine hat. Ein Reiter, der vorüberkommt, schlägt sie aber auf die Beine und gleich wissen sie dann, wem diese zugehören. Dann erfinden sie eine originelle Art, das Gras, das auf einer Mauer wächst, zu mähen.

Wie die Schildbürger das Gras auf einer alten Mauer durch ihr Vieh wollten abweiden lassen.

Die Schildbürger waren ernsthaft in ihrem Tun, sonderlich in Betrachtung des gemeinen Nutzens, damit dieser allenthalben zunehme und nirgends Schaden litte. Einstmals gingen sie hinaus, um eine alte Mauer zu besehen, die von einem alten Gebäude noch übrig geblieben war: ob sie vielleicht die Steine davon zu Nutz anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes langes Gras gewachsen, das dauerte die Bauern, daß es sollte verloren werden und niemandem zunutze kommen; sie hielten darum Rat, wie man es nutzen sollte. Da gab es nun vielerlei Meinungen. Die einen vermeinten, man solle es abmähen, aber keiner wagte sich auf die Mauer. Andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so sollte man es mit einem Pfeile abschießen. Endlich trat der Schultheiß vor und riet, man solle das Vieh auf die Mauer lassen, das würde das Gras abessen, so daß man es weder abzumähen noch abzuschießen brauchte. Solchem Rat, als dem besten, fiel die ganze Gemeinde zu, und zur Dankagung ward ferner erkannt, des Schultheißens Kuh solle die erste des guten Rats genießen. Also machten sie der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen es über die Mauer und fingen unten an zu ziehen. Als aber der Strick zugging, fing er an zu würgen, und wie die Kuh schier oben war, streckte sie die Zunge heraus. Solches sah ein großer Schildbürger, der schrie: „Zieht! Zieht! Leib

und Seel hängt aneinander!“ — „Zieht noch einmal, zieht!“ sprach der Schult-
 heiß, „sie hat das Gras schon geschmeckt und die Zunge danach ausgestreckt.
 Zieht, zieht! sie ist bald droben. Sie ist so tölpisch und ungeschickt, daß sie
 sich selbst nicht helfen kann. Es sollte sie einer von euch vollends hinauf-
 stoßen!“

Aber vergebens war's; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinauf-
 bringen und ließen sie herab. Da war sie tot. Des freuten sich die Schild-
 bürger, da sie nun etwas zu mehrgern und zu schinden hatten.

•

Solcher Streiche begehen die Schildbürger mehr, immer einen albernere
 als den andern. Eines Tages laufen sie eine Rabe, um der Mäuseplage
 Herr zu werden. Da sie aber fürchten, die Rabe könnte, wenn sie mit den
 Mäusen fertig sein würde, den Menschen gefährlich werden, so beschließen
 sie, das Tier zu töten und stecken das Haus, in dem sie eingewohnt, in
 Brand. Das Feuer äschert aber das ganze Dorf, bis auf ein einziges Haus,
 ein. Da verlassen die Schildbürger die Heimat und bringen die Torheit in
 alle Gegenden der Welt. Das Buch schließt mit der gereimten Moral:

Dem Gott gibt, daß er ist klug und weiß,
 Weiß' und klug zu bleiben, sich befließ'.
 Wer sich selbst tut zum Narren machen,
 Deselben soll man billig lachen.
 Wart' bis das Alter kommt mit Zug,
 Du wirst alsdann noch kindisch g'nug.



Der fahrend' Schüler im Paradeis.

Ein Fastnachtspiel von Hans Sachs (1494—1576).

Die Fastnachtspiele gehören zu den volkstümlichsten Schöpfungen des 15. und 16. Jahrhunderts und stellen die älteste Form des deutschen Lustspiels dar. Ueberall wo eine große Städtekultur blühte, da gebiet auch der Fastnachtsschwank, zumeist natürlich in Nürnberg, der Zentrale des Meistersangs und des Gewerbebesißes. Diese Spiele, die ursprünglich nicht öffentlich, sondern in Privathäusern von jungen Bürgersleuten aufgeführt wurden, bestehen aus knappen Szenen, die in primitiver Technik miteinander verbunden sind und Vorfälle aus dem alltäglichen Leben des Bürger- und Bauernstandes, mit wüthiger Uebertreibung, derb, ohne Scheu vor der Jote, behandeln. Sehr beliebt waren als Vorgänge Prozesse, Anwaltstreiterien, Gelehrten disputationen, Aerzte mit grotesken Kranken, geprellte Bauern, schlaue und kupplerische Weiber, angeführte Ehemänner, verschlagene Mönche, spißbüßische Handwerksgefallen und dergleichen mehr.

Der volkstümlichste und fruchtbarste Dichter auf diesem Felde ist Hans Sachs. Der populärste Sohn Nürnbergs, der vielseitigste Dichter des Reformationszeitalters, dessen Schriften in ihrem Inhalt fast alles widerspiegeln, was seine Zeit bewegte, hat außer seinen 4275 Meistergesängen, 1492 Fabeln, Schwänken, Sprüchen und Gesprächen, 66 Psalmen, Liedern, 208 dramatische Spiele gedichtet, und wenn er auch hier in der Form dilettantisch bleibt, der Versbau mangelhaft, die Sprache aber kernig ist, die Reime hart und holprig sind, so ist er doch immer voll Liebenswürdigkeit und voll eines freundlichen, die Dinge mild vergoldenden Humors. Unter seinen dramatischen Arbeiten stehen jedenfalls die Fastnachtspiele künstlerisch am höchsten, denn ihre Vorgänge entsprechen seinem vorwiegend heiteren Charakter und werden stofflich von ihm, der ein vorzüglicher Kenner des Bürger- und Bauerntums war, ausgezeichnet beherrscht. Zu seinen besten Fastnachtspielen gehört der „Fahrend' Schüler im Paradeis“, eine Satire auf geistige Beschränktheit und Gutgläubigkeit.

Der fahrend' Schüler im Paradeis.

Personen: Der fahrende Schüler. — Der Bauer. — Die Bäuerin.

Die Bäuerin

(kommt herein und spricht):

Ach, wie manchen Seufzer ich seuf',
Wenn ich vergang'ner Zeit gedenk',
Da noch lebte mein erster Mann,
Den ich, je länger, lieb gewann,
Er liebte mich auch wiederum,
Denn er war einfältig und fromm.
Mit ihm ist all mein' Freud gestorben

Meisterbuch des Humors.

Wiewohl mich auch ein andrer
geworben.

Der ist dem ersten Mann nicht gleich,
Ist farg und möchte werden reich,
Er kraht und spart zusamm' das Gut,
Hab' bei ihm weder Freud noch Mut.
Gott sei nur gnädig meinem Alten,
Der mich viel freundlicher tat halten;
Köunt' ich ihm etwas Gutes tan
Ich würd' nicht lange säumen dran.

Der fahrende Schüler

(kommt herein und spricht):

Ach, liebe Mutter, ich komm herein,
 Bitt', lass' mich dir empfohlen sein
 Mit deiner milden Hand und Gab',
 Denn ich gar viel der Künste hab,
 Die ich in Büchern hab gelesen.
 Ich bin im Venusberg gewesen,
 Da sah ich manchen Buhler drin,
 Wist denn, ein fahrend' Schüler ich bin
 Und fahr im Lande her und hin,
 Von Paris ich eben kommen bin
 Ist und etwa vor dreien Tagen.

Die Bäuerin:

Seht, lieber Herr, was hör ich sagen?
 Kommt Ihr, Herr, aus dem Paradies?
 Ein Ding ich fragen muß mit Fleiß,
 Habt Ihr mein' Mann nicht drin
 gesehen?

Der ist gestorben in der Nähen,
 Doch fast vor einem ganzen Jahr,
 Der so fromm und einfältig war;
 Ich hoff, er sei dahin gefahren.

Der fahrende Schüler:

Der Seelen viel darinnen waren;
 Lieb' Frau, sagt, was doch Euer Mann
 für Kleider hatte damals an?
 Vielleicht werd' ich ihn dran erkennen.

Die Bäuerin:

Die kann ich Euch gar balde nennen.
 Er trug Euch einen blauen Hut,
 Ein Leintuch auch, das war noch gut,
 So hat man ihn ins Grab getan,
 Sonst hatt' er keine Kleider an,
 Wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Der fahrende Schüler:

O, liebe Frau, ich kenn ihn wohl,
 Er geht dort um ohn' Hofen und Schuh
 Und hat auch gar kein Hemd dazu,
 Ist, wie man ihn ins Grab gelegt,
 Den blauen Hut er noch immer trägt,

Und tut sich in das Leintuch hüllen;
 Wenn andere prassen und sich füllen,
 Da hat er keinen Pfennig nicht,
 Schaut zu mit sehnllichem Gesicht
 Und muß nur von Almosen leben,
 Die ihm die andern Seelen geben;
 So elend tut es um ihn stehn.

Die Bäuerin

O Mann, so schlimm mag's dir ergehn?
 Hast keinen Pfennig zu einem Bad?
 Nun ist's mir leid, auch jammerschad,
 Daß du sollst solche Armut leiden.
 Ach, lieber Herr, tut mich bescheiden,
 Fahrt Ihr zurück zum Paradies?

Der fahrende Schüler

Morgen mach ich mich auf die Reif'
 Und komm hinein in vierzehn Tagen.

Die Bäuerin:

Ach, wollt Ihr etwas mit Euch tragen,
 Ins Paradies zu bringen meinem
 Mann?

Der fahrende Schüler:

Ja, Frau, ich will es gerne tan,
 Doch was Ihr tun wollt, tut mit Eil!

Die Bäuerin:

Mein Herr, geduldet eine kleine Weil,
 Zusammensuchen gehn will ich.

(Sie geht hinaus.)

Der fahrende Schüler:

(redet mit sich selbst):

Das ist ein recht einfältig Viech,
 Und ist gleich eben recht für mich,
 Wenn sie viel Geld und Kleider brächt'
 Das wär für mich so gut als recht,
 Würd mich dann trollen schnell hinaus,
 Bevor der Bauer kommt nach Haus.
 Der würd' mir sonst mein' Sach
 verderben;
 Ich hoff den Alten zu beerben.

Die Bäuerin:

(bringt ihm ein Bündel und spricht):
 Mein Herr, nun seid ein guter Bot'
 Nehmt hin jetzt die zwölf Gulden rot,
 Die lange ich gegraben ein,
 Da draußen in dem Kuhstall mein,
 Und nehmet auch das Päcklein an
 Und bringt das alles meinem Mann
 In jene Welt ins Paradeis,
 Darin er finden wird mit Fleiß
 Zu neuem Rock ein blaues Tuch,
 Hosen, Joppen, Hemd und Bruch
 (Unterhose),
 'ne Tasche, Stiefel, ein langes Messer.
 Sagt ihm, zum nächsten käm's noch
 besser,
 Ich will ihn ohne Geld nit lassen.
 Mein Herr, jetzt macht Euch auf die
 Straßen,
 Daß er bald aus der Armut komm,
 Er ist ja einfältig und fromm,
 Ist mir der liebste von den zweien.

Der fahrende Schüler

(nimmt das Päcklein und spricht):

O, wie wohl wird er sich freuen,
 Daß er mit andern am Feiertag
 Etwan ein Kittel tragen mag,
 Auch spielen und ander Kurzweil
 treiben.

Die Bäuerin:

Wie lange wollt Ihr ferne bleiben,
 Bis Ihr mir bringet Botschaft wieder?

Der fahrende Schüler:

O, ich komm so bald nicht wieder,
 Denn der Weg ist gar hart und weit.

Die Bäuerin:

Ja, da könnt's ihm aber während der
 Zeit
 Etwan wieder am Geld gebrechen,
 Zu baden, spielen und Wein zu zechen,
 Bringt ihm drum noch die böhmischen
 Groschen.

Wenn wir dann haben ausgedroschen,
 Dann kann ich wieder Geld absehlen,
 Und kann's vor meinem Mann ver-
 sehlen,
 Indem ich's in dem Kuhstall vergrab,
 Wie ich's auch mit diesem gehalten hab.
 Nehmt den Taler da zum Lohn an
 Und grüßt mir fleißig meinen Mann.
 (Der fahrende Schüler geht ab.)

Die Bäuerin

(hebt an zu singen):

„Bauernmaidlein, laß dir's
 wohlgefallen.“

Der Bauer

(kommt und spricht):

Alte, was du so fröhlich bist?
 Sag' bald mir, was die Ursach ist!

Die Bäuerin:

Ach, lieber Mann, freu dich mit mir,
 Groß' Freud' hab ich zu sagen dir.

Der Bauer:

Wer hat dem Kalb ins Aug'
 geschlagen?

Die Bäuerin:

Ach, soll ich nit von Wundern sagen?
 Ein fahrend Schüler, mir zu frommen,
 Ist aus dem Paradeis gekommen,
 Der hat meinen alten Mann gesehen,
 Tat mir auf seinem Eid verjehen
 (erzählen)

Wie er dort Armut leiden tut,
 Hat nichts als seinen blauen Hut
 Und nur das Leintuch für jene Welt,
 Nicht Rock, nicht Hosen oder Geld.
 Das glaub' ich wohl, daß er nichts hab,
 Als was ihm mitgegeben ward ins
 Grab.

Der Bauer:

Willst nicht was schicken deinem Mann?

Die Bäuerin:

O, lieber Mann, ich hab's schon tan,

Hab ihm geschickt ein blaues Tuch,
Und Hosen, Joppen, Stiefel und Bruch,
Auch für einen Gulden kleines Geld,
Daß er ihm's brächt' in jene Welt.

Der Bauer:

Da hast du daran recht getan,
Doch wohin ging von hier der Mann,
Den du die Ding hast tragen lassen?

Die Bäuerin:

Er zog hinaus die unt're Strafen;
Es trägt der Schüler, hoch erfahr'n
An seinem Hals ein gelbes Garn
Und das Päcklein auf seinem Rücken.

Der Bauer:

Die Sache kann unmöglich glücken,
Du hast ihm zu wenig Geld gegeben,
Davon kann er nicht lange leben.
Ich laß das Roß mir satteln beizeiten,
Denn eilends will ich nach ihm reiten
Und ihm noch zehn Gulden bringen.

Die Bäuerin:

Mein Mann, hab Dank mit diesen
Dingen,
Daß du meinem Alten bist günstig noch!
Will's Gott, ich werd's verdienen doch,
Dir auch nachschicken meinen Schatz.

Der Bauer:

Was soll das unnütze Geschwatz?
Geh, heiß den Knecht, mir satteln das
Roß,
Eh' mir der Fremde entweicht ins
Moos.

(Die Bäuerin geht hinaus.)

Der Bauer

(spricht zu sich selbst):

Ah Gott, was hab ich für ein Weib,
Die ist an Seel, Vernunft und Leib
Ein Dildap, Stockfisch, halber Narr
So blödd' ist keine in unsrer Pfarr,
Die sich ließ überreden leider,
Zu schicken dem Manne Geld und
Kleider,

Der vor einem Jahr gestorben ist.
Und alles durch eines Schülers List.
Ich reit, und tu ich ihn erjagen,
So will ich ihm die Haut vollschlagen,
Ihn niederwerfen auf dem Feld
Und weg ihm nehmen Kleid und Geld,
Dann will ich wieder hierher kehren
Und mein Weib mit meinen säuesten
beehren.

Ah, ich bin halt mit ihr verdorben,
Ach, daß ich hab um sie geworden,
Das muß bereu'n ich alle Tag',
Ich wollt, sie hätt' Sanft Urbans Plag!

Die Bäuerin

(schreit draußen):

Siß auf, das Roß ist schon bereit,
Fahr hin, und daß dich Gott geleit.
(Sie gehen beide ab.)

Der fahrende Schüler

(kommt mit dem Päcklein und spricht):

Wohl hat gelacht das Glück mir heute,
Mir ist geworden recht gute Beute,
Daß ich's den Winter kaum verzehr.
Hätt' ich der dummen Bäuerinnen mehr,
Die mich schicken würden ins Paradies,
Wär schad', sie wären klug und weis'.
Poß Angst, ich seh' dort einen von
weiten

Auf einem Pferde nach mir reiten.
Ist es der Bauer, so wird's ein' Plag,
Daß er mir die Beute nicht wieder
abjag.

Ich will das Päcklein hier verstecken,
Ein Weüchen in dieser Dornenhecken,
Nun kann er ja mit seinem Roß
Nicht zu mir weiter in das Moos,
Vor'm Graben muß vom Pferd er
steigen.

Ja, ja, er tut's, nun will ich schweigen,
Mein Garn in' Busen schieben frei,
Auf daß er mich nicht kenn' darbei,
Will lehnen mich an meinen Stab
Als ob ich auf wen zu warten hab.

Der Bauer

(kommt gespornt und spricht):

Glück zu, mein lieb's Männlein, Glück
zu!

Hast nit einen laufen sehen du?
Hat ein gelbes Strähnlein um den Hals
Und trägt auf seinem Rücken nochmals
Ein kleines Päcklein, das ist blau.

Der fahrende Schüler:

Ja, erst sah einen ich genau,
Der lief hier über's Moos zum Wald,
Er ist zwar zu eilen bald.

Jetzt tut er durch die Stauden laufen,
Mit Blasen, Schwißen und mit
Schnaufen,
Denn er trägt an dem Päcklein schwer.

Der Bauer:

Bei meinem Eid' 's ist sicher der!
Mein liebes Männlein, halt mir mein
Roß

Ich will zu Fuß hier durch das Moos,
Dem Böswicht nach und ihn verbläuen,
Daß ihn sein Leben soll gereuen
Und nie es beichtet, glaub es mir!

Der fahrende Schüler:

Ich wart auf einen Priester hier
Der diese Straße kommt herbei,
Gern wart ich Eures Pferd's, es sei,
Bis daß Ihr wieder her tut lenken.

Der Bauer:

Ich will dir einen Kreuzer schenken,
Hüt, daß mir's Pferd sich nicht verlauf.
(Der Bauer geht ab.)

Der fahrende Schüler:

Ich hüt' dein Pferd, lauf du nur, lauf,
Es wird kein Schaden werden dran.
Das Roß kommt recht mir, lieber
Mann!

Wie fröhlich lacht mir heut das Glück,
Vollkommen gar in jedem Stück:
Die Frau gibt Rock mir, Hosen und
Schuh,

Der Mann gibt mir das Roß dazu,
Damit ich nicht zu Fuß muß gehn,
Hat man solch guten Mann gesehn?
Er geht zu Fuß, läßt mir den Gaul,
Er weiß gewiß, daß ich sehr faul.
O, daß der Bauer, auch solcherweis
Bald stürb' und käm' ins Paradeis,
Dann wollt ich g'wiß von diesen
Dingen,

Nach gute Beute mir erringen.
Doch will ich nit lang Mist da machen,
Denn kommt der Bauer zu den Sachen,
So schlägt er mich im Felde nieder
Nimmt Geld mir ab und Kleider wieder.
Will eilends auf dem Gaule sitzen
Und in das Paradeis rein schwißen,
Ins Wirtshaus, wo sie Hühner braten,
Der Bauer mag im Moor schön waten.

(Der fahrende Schüler nimmt sein Päcklein
und reitet weg.)

Die Bäuerin

(kommt und spricht):

Ach, wie ist doch mein Mann lang aus,
Daß er nit wiederkommt ins Haus.
Ich sorg', er hab' den Weg verfehlt,
Mein Alter kriegt dann nicht das Geld.
Poß Mist, ich hör' den Schultheiß
blasen,

Ich muß das Vieh nun lassen grasen.
(Die Bäuerin geht ab.)

Der Bauer

(kommt, sieht sich um und spricht):

Poß Leichnam Angst! Wo ist mein
Pferd?

Ja, bin ich fromm und ehrenwert,
So hat der Böswicht es weggeritten,
Er dünkt mich sehr heimtück'scher
Sitten,

Hat auch das Geld und Kleider hin,
Der größte Narr auf Erden ich bin,
Daß ich getraut dem Schalk verlogen.
Schau, dort kommt auch mein Weib
gezogen,

Ich darf ihr wohl vom Rosß nichts
sagen,

Ich droht' ihr vor, sie hart zu schlagen,
Daß sie so einfältig hat eben
Dem Landbetrüger das Ding gegeben,
Und ich gab selber ihm mein Pferd,
Diel größ're Prügel bin ich wert,
Weil ich viel klüger glaubt' zu sein,
Wie wasch' ich mich doch jetzt nur rein?

Die Bäuerin

(kommt und spricht):

Schau, bist zu Fuß du wiederkommen?
Hat er das Geld von dir genommen?

Der Bauer:

Ja, er klagte, der Weg wär weit,
Auf daß er komm' in kurzer Zeit
Ins Paradies zu deinem Mann,
Das Pferd ich ihm auch geben han',
Daß er geritten komm' hinein,
Und bring' das Pferd dem Manne dein!
Mein Weib, hab ich nicht recht getan?

Die Bäuerin:

Ja, du herzensguter Mann,
Erst jetzt merk ich dein treues Herz.
Ich sag dir das in keinem Scherz.
Walt Gott, daß du auch stürbest morgen,
Daß du nur sähest unverborgen,
Wie ich auch dir in gleicher Weis'
Nachschicken wollt' ins Paradies,
Nichts ich so weit versteckt doch hätt',
Das ich nicht zu dir schicken tät:
Geld, Kleider, Kälber, Gänß' und Säu',
Daß du erkennest meine Treu,
Die ich dir hinten und vornen trag.

Der Bauer:

Mein Weib, nichts von den Dingen sag',
Solch geistlich Ding soll heimlich sein.

Die Bäuerin:

Es weiß schon die ganze Dorfgemein!

Der Bauer:

Ei, wer hat's ihr gesagt so bald?

Die Bäuerin:

Ei, eh' du rein ritt'st in den Wald
Hab' ich es allen zu Wissen getan,
Was ich geschickt hab meinem Mann
Ins Paradies mit viel Andacht,
Ich mein, sie haben mein gelacht,
Und haben sich alle gefreut mit mir.

Der Bauer:

Ei, das vergelt der Teufel dir!
Sie trieben alle mit dir Spott!
Was hab ich für ein Weib, du lieber
Gott,
Geh' rein und richt' die Milch mir an!

Die Bäuerin:

Ja, komm nach bald, lieber Mann!

(Die Bäuerin geht hinaus.)

Der Bauer

(beschließt):

Der Mann kann wohl von Unglück
sagen,
Der mit solchem Weibe ist geschlagen.
Ganz ohn' Verstand, Vernunft und
Sinn,
Geh't wie ein tolles Vieh sie hin.
Leichtgläubig, täppisch und einfältig,
Man muß sie führen am Zaum
gewältig,
Daß sie nicht ganz verstreuen das Gut.
Doch weil sie hat getreuen Mut,
Kann man sie immerhin noch dulden,
Man macht sich auch oft was zu
Schulden,
Es stolpert einem auch der Fuß,
Daß man hübsch Federn lassen muß,
Der Mann erleidet auch Betrug,
Wenn er einmal nicht sonderlich klug.
Dann zieh man Schad von Schaden ab.
Damit man fried' im Eh'stand hab,
Und kein' Uneinigkeit erwachs,
Das wünschet allen uns
Hans Sachs.



Via instructio et Simplex efficitur.

Behau def. Simplex
Dolveln
Führt doch diesem Buch
darben
Nals es Lehr-begierig
Seh.

Stimplicius und der Einsiedel.

Nach einem alten Kupfer.

Der abenteuerliche Simplicissimus.

Von

Christoph von Grimmelshausen.

(1625—1676.)

Der abenteuerliche Simplicissimus Grimmelshausens ist der bedeutendste Volksroman des 17. Jahrhunderts. In volkstümlicher Sprache ist hier ein großer Stoff aus einer der bedeutendsten Epochen Deutschlands, dem dreißigjährigen Krieg, behandelt. Im Leben und den Abenteuern seines Helden Simplicissimus spiegelt der Dichter eine echte Vaganten-Figur seiner Zeit, einen frischen Abenteurer, der aus dunkler Vergangenheit durch alle Fährnisse eines wilden, regellosen Kriegslebens zu Ruf, Ansehen und Reichthum gelangt, aber schließlich in resignierter Weltentrücktheit seine stürmischen Tage friedlich beschließt. Was diesem Roman Grimmelshausens den Vorzug vor allen anderen Erzeugnissen des 17. Jahrhunderts gibt, das ist der schmutzlose Realismus der Darstellung, die Volkstümlichkeit der Sprache, die Sicherheit der Zeichnung und vor allem der gemüthvolle und auch witzige Humor.

*

Simplicissimus ist der Sohn eines hervorragenden Kriegsmannes, der nach seiner Geburt, bei der seine Mutter ihr Leben lassen mußte, von einem armen Bauern im Speßart erzogen wurde; hierhin war die unglückliche Mutter nach der Schlacht bei Höchst geflüchtet. Als der Knabe sein zehntes Lebensjahr erreicht hatte, verwüstete eines schönen Tages eine wilde Reiter-schar das einsame Haus seines Pflegevaters; der Knabe entfloh im Getümmel und kam in einen Wald zu einem Einsiedler, der ihn väterlich aufnahm und mit vieler Mühe zur Frömmigkeit zu erziehen strebte. Eines der reizvollsten Kapitel des Romans ist der Abschnitt, in welchem der Einsiedler und der kleine Simpli Zwiesprache führen. Der töricht-naive Sinn des wild aufgewachsenen Jungen und die freundlich-väterliche Ueberlegenheit des Einsiedlers sind mit liebenswürdigem Humor dargestellt.

*

Simplicissimus und der Einsiedler.

Einsiedler: Wie heißest Du?

Simplicius: Ich heiße Bub.

Einsiedler: Ich sehe wohl, daß Du kein Mägdlein bist; wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen.

Simplicius: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt.

Einsiedler: Wer hat dir denn das Heind gegeben?

Simplicius: Ei, mein Meuder.

Einsiedler: Wie heißet dich dann deine Meuder?

Simplicius: Sie hat mich Bub geheißt, auch Schelm, ungeschickter Tölpel oder Galgenvogel.

Einsiedler: Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen?

Simplicius: Niemand.

Einsiedler: Mit wem war denn dein Meuder des Nachts in der Stube?

Simplicius: Mit meinem Knan.

Einsiedler: Wie hat dich denn dein Knan geheißt?

Simplicius: Er hat mich auch Bub genannt.

Einsiedel: Wie hieß aber dein Knan?

Simplicius: Er heißt Knan.

Einsiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen?

Simplicius: Knan, und auch Meister.

Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genemiet?

Simplicius: Ja, sie hat.

Einsiedel: Wie danu?

Simplicius: Rüßp, grober Bengel, volle Sau, und noch wohl anders, wenn sie haderte.

Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen nicht weißt.

Simplicius: Ei, weißt du's doch auch nicht.

Einsiedel: Kannst du auch beten?

Simplicius: Nein, unser Ann und mein Meuder haben als (immer) das Bett gemacht.

Einsiedel: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vaterunser kannst.

Simplicius: Ja, ich.

Einsiedel: Na, so sprich's dann.

Simplicius: Unser lieber Vatter, der du bist Himmel, heiliget werde nam, zukommnes Reich, dein Will schee Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern gebu, führ uns nicht in kein böß Verjuche sondern erlöß uns von dem Reich, und die Krafft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama.

Einsiedel: Bist du nie in die Kirchen gangen?

Simplicius: Ja, ich kan wacker steigen, und hab einen ganzen Busen voll Kirschchen gebrochen.

Einsiedel: Ich sage nicht von Kirschchen, sondern von der Kirchen.

Simplicius: Haha, Kriechen? Gest, es sind so kleine Pfläumlein? Gest du?

Einsiedel: Ach daß Gott walte! weißt du nichts von unserm Herrgott?

Simplicius: Ja, er ist daheim an unserer Stubentür gestanden auf dem Helgen; mein Meuder hat ihn von der Kürbe mitgebracht und hingekleibt.

Einsiedel: Ach gütiger Gott, nun erkenne ich erst, was für große Gnad und Wohlthat es ist, wem du deine Erkenntnis mittheilst, und wie gar nichts ein Mensch sei, dem du solche nicht gibst! Ach Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also

zu ehren, daß ich würdig werde, um diese hohe Gnad so eifrig zu danken, als freigebig du gewest, mir solche zu verleihen. Höre du, Simplicii (denn anders kann ich dich nicht nennen), wenn du das Vaterunser betest, so mußt du also sprechen: „Vaterunser, der du bist in Himmel, geheiliget werde dein Name, zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel; unser täglich Brot gib uns heut, und“ —

Simplicius: Gest du, auch Käse dazu?

Einsiedel: Ach liebes Kind, schweige und lerne! Solches ist dir viel nötiger, als Käse. Du bist wohl ungeschickt, wie dein Meuder gesagt hat; geschehen haben, wie du bist, sethet nicht an, einem alten Mann in die Rede zu fallen, sondern zu schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, so wollte ich dich gerne wieder hinführen, und sie zugleich lehren, wie sie Kinder erziehen sollten.

Simplicius: Ich weiß nicht, wo ich hin soll; unser Haus ist verbrommet, und mein Meuder hinweg gelaufen und wieder kommen mit dem Ursele; und mein Knan auch und unsere Magd ist krank gewest und im Stall gelegen.

Einsiedel: Wer hat denn das Haus verbrannt?

Simplicius: Ha, es sind so eiserne Männer kommen, die sind so auf Dingern gefessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; diese Männer haben Schafe und Kühe und Säue gestochen, und da bin ich auch wegelaufen, und da ist darnach das Haus verbrannt gewest.

Einsiedel: Wo war denn dein Knan?

Simplicius: Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Sieg die Hüße gestekt, da hat mein Knan lachen müssen, und hat den eisernen Männern viel Weißpennige gegeben, große und kleine, auch hübsche gelbe, und sonst schöne glitzerichte Dinger und hübsche Schnüre voll weißer Kugeln.

Einsiedel: Wann ist dies geschehen?

Simplicius: Ei, wie ich die Schaf hab' hüten sollen; sie haben mir auch meine Sackpfeife nehmen wollen.

Einsiedel: Wann hast du die Schafe sollen hüten?

Simplicius: Ei, hörst du's nicht? da die eisernen Männer kommen sind; und darnach hat unser Ann gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Krieger mitnehmen: sie hat aber die

eisernen Männer gemeint; und da bin ich weggelaufen und bin hierher kommen.

Einsiedel: Wo hinaus willst du aber jetzt?

Simplizius: Ich weiß nit, ich will bei dir hier bleiben.

Einsiedel: Dich hier zu behalten, ist weder meine noch deine Gelegenheit; is, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen.

Simplizius: Ei, so sag mir dann auch, was „Leute“ für Dinger sind.

Einsiedel: „Leute“ sind Menschen, wie ich und du; dein Knan, deine Meuder und euer Ann sind Menschen, und wenn deren viele beisammen sind, so werden sie „Leute“ genannt.

Simplizius: Hahaha!

Einsiedel: Nun gehe und is!

*

Nach dem Tode des Einsiedlers wird Simplizius von den Schweden aufgegriffen und zum Kommandanten von Hanau gebracht, der ihn als Pagen aufnimmt, als er erfährt, daß der Einsiedler, der sich in den Wald zurückgezogen hatte, sein Schwager gewesen sei. Halb aus Ungeschicklichkeit, halb durch die Noth seiner Umgebung wird Simplizius recht tölpelhaft, so daß sein Herr ihn für einen Narren hält und auch als solchen behandelt. Simpli stellt sich klugerweise genau so, wie man es von ihm wünscht, und kann dabei seinem Herrn und seinen Peinigern allerlei Poffen spielen und ihnen gar derbe Wahrheiten sagen. Bald aber wird er von den Kroaten entführt, entwischt den Unholden, versteckt sich im Walde, wo er wie ein Einsiedler lebt und seinen Unterhalt durch Diebstahl bestreitet. Nun erit beginnt sein wahres Abenteuerleben. Nach mancherlei Erlebnissen wird Simplizius schließlich Soldat und macht sich bald durch die Kühnheit seiner Unternehmungen einen geachteten und gefürchteten Namen. Für das strupellose Draufgängertum des Helden ist der nachstehende Streich ebenso charakteristisch wie für den Humor und die realistische Kraft des Dichters.

*



ch muß ein Stücklein oder etliche erzählen, die mir hin und wieder begegnet, ehe ich wieder von meinen Dragonern kam; und ob sie schon nicht von Importanz sein, sind sie doch lustig zu hören, dann ich nahm nicht allein große Ding vor, sondern verschmähet auch die geringe nicht, wann ich nur mutmaßete, daß ich Ruhm bei den Leuten dadurch erwecken möchte.

Mein Hauptmann wurde mit etlich und fünfzig Mann zu Fuß in das Vest von Recklinghausen kommandiert, einen Anschlag daselbst zu verrichten; und weil wir gedachten, wir würden, ehe wir solchen ins Werk setzen könnten, einen Tag oder etlich uns in den Büschen heimlich halten müssen, nahm jeder auf acht Tag Proviant zu sich. Demnach aber die reiche Karavana, deren wir aufpaktten, die bestimmte Zeit nicht ankam, ging uns das Brot aus, welches wir nicht rauben dorsten, wir hätten uns dann selbst verraten und unser Vorhaben zu nichts werden lassen wollen, dahero uns der Hunger gewaltig preßte; so hatte ich auch dies Orts keine Kunden, wie anderswo, die mir und den Meinigen etwas heimlich zutrugten. Derowegen mußten

wir, Fütterung zu bekommen, auf andere Mittel bedacht sein, wenn wir anders nicht wieder leer heim wollten. Mein Kamerad, ein lateinischer Handwerksgefell (ein Scholar), der erst kürzlich aus der Schül entlossen und sich anwerben lassen, seufzete vergeblich nach den Gerstenuppen, die ihm hiebenor seine Eltern zum besten verordnet, er aber verschmähet und verlassen hatte; und als er so an seine vorigen Speisen gedachte, erinnert er sich auch seines Schulsacks, bei welchem er solche genossen.

„Ach, Bruder,“ sagte er zu mir, „ist nicht eine Schand, daß ich nicht so viel Künste erstudiert haben soll, vermittelst deren ich mich jeßund füttern könnte? Bruder, ich weiß re vera, wann ich nur zum Pfaffen in jenes Dorf gehen dürfte, daß es ein trefflich Konvivium bei ihm seßen solte.“

Ich überließ diese Worte ein wenig und ermaß unsern Zustand, und weil diejenige, so Weg und Steg wußten, nicht hinaus durften, dann sie wären sonst erkannt worden, die Unbekannten aber keine Gelegenheit wußten, etwas heimlich zu stehlen oder zu kaufen, machte ich meinen Anschlag auf unsern Studenten und hielt die Sach dem Hauptmann vor. Wiewohl nun daselbige Gefahr auf sich hatte, so war doch sein Vertrauen so gut zu mir, und unsere Sach so schlecht bestellt, daß er darein konsentierte.

Ich verwechselte meine Kleider mit einem andern und zottelt mit meinem Studenten besagtem Dorf zu, durch einen weiten Umschweif, wiewohl es nur eine halbe Stunde von uns lag; in demselben erkannten wir das nächste Haus bei der Kirch vor des Pfarrers Wohnung, weil es auf stättisch gebaut war und an einer Mauer stand, die um den ganzen Pfarrhof ging. Ich hatte meinen Kameraden schon instruiert, was er reden sollte, dann er hatte sein abgeschabten Studentenkleidlein noch an; ich aber gab mich für einen Malergefellen aus, dann ich gedachte, ich würde dieselbe Kunst im Dorf nicht üben dürfen, weil die Bauern nicht bald gemalte Häuser haben. Der geistliche Herr war höflich; als ihm mein Gesell eine tiefe lateinische Reverenz gemacht und einen Haufen dahergelogen hatte, wasgestalt ihn die Soldaten auf der Reif' geplündert und aller seiner Zehrung beraubt hätten, bot er ihm selbst ein Stück Butter und Brot neben einem Trunk Bier an; ich aber stellte mich, als ob ich nicht zu ihm gehörte, und sagte, ich wollte im Wirtshaus etwas essen und ihn alsdann rufen, damit wir noch denselben Tag noch ein Stück Wegs hinter sich legen könnten. Also ging ich dem Wirtshaus zu, mehr, auszuspähen, was ich dieselbe Nacht holen wollte, als meinen Hunger zu stillen, hatte auch das Glück, daß ich unterwegs einen Bauern antraf, der seinen Backofen zukleibte, welcher große Pumpernickel darin hatte, die vierundzwanzig Stund da sitzen und ausbacken sollten. Ich mach'ts beim Wirt kurz, weil ich schon wußte, wo Brot zu bekommen war, kaufte etliche Stuten (das ist ein so genanntes Weißbrot), solche meinem Hauptmann zu bringen, und da ich in Pfarrhof kam, meinen Kameraden zu mahnen, daß er gehen sollte, hatte er sich auch schon gekröpft und dem Pfarrer gesagt, daß ich ein Maler sei und in Holland zu wandern vorhabens wäre, meine Kunst daselbstens vollends zu perfektionieren. Der Pfarrherr hieß mich sehr willkomm sein und bat mich, mit ihm in die Kirch zu gehen,

da er mir etliche Stück weissen wollte, die zu reparieren wären. Damit ich nun das Spiel nicht verderbte, mußte ich folgen. Er führte uns durch die Küchen, und als er das Nachtschloß an der starken eichenen Tür aufmachte, die auf den Kirchhof ging, o mirum! da sah ich, daß der schwarze Himmel auch schwarz voller Lauten, Flöten und Geigen hing, ich vermeine aber die Schinken, Knackwürst und Speckseiten, die sich im Kamin befanden. Diese blickte ich trostmütig an, weil mich bedünkte, als ob sie mit mir lachten, und wünschte sie, aber vergeblich, meinen Kameraden in Wald, denn sie waren so hartnäckig, daß sie mir zum Troß hangen blieben. Da gedachte ich auf Mittel, wie ich sie obgedachtem Backofen voll Brot zugesellen möchte, konnte aber so leicht keines ersinnen, weil, wie obgemeldet, der Pfarrhof ummauret und alle Fenster mit eisernen Gittern genugsam verwahrt waren. So lagen auch zween ungeheure große Hund im Hof, welche, wie ich sorgte, bei Nacht gewißlich nicht schlafen würden, wann man dasjenige hätte stehen wollen, daran ihnen auch zu Belohnung ihrer getreuen Hut zu nagen gehörte.

Wie wir nun in die Kirch kamen, von den Gemälden allerhand diskurierten und mir der Pfarrer etliche Stück auszubessern verdingen wollte, ich aber allerhand Ausflücht suchte und meine Wanderschaft vorwandte, sagte der Meßner oder Glöckner: „Du Kerl, ich sehe dich eher vor einen verlossenen Soldatenjungen an als vor einen Malergesellen.“

Ich war solcher Reden nicht mehr gewohnt und sollte sie doch ver-
schmerzen; doch schüttelt ich nur den Kopf ein wenig und antwortet ihm: „O du Kerl, gib mir nur geschwind Pinsel und Farben her, so will ich dir im Hui einen Narren dahergemalt haben, wie du einer bist.“

Der Pfarrer machte ein Gelächter daraus und sagte zu uns beiden, es gezieme sich nicht, an einem so heiligen Ort einander wahrzusagen; gab damit zu verstehen, daß er uns beiden glaubte, ließ uns noch einen Trunk langen und also dahinziehen. Ich aber liebe mein Herz bei den Knackwürsten.

Wir kamen noch vor Nacht zu unsern Gefellen, da ich meine Kleider und Gewehr wieder nahm, dem Hauptmann meine Verrichtung erzählet und sechs gute Kerl auslas, die das Brot heimtragen sollten helfen. Wir kamen um Mitternacht ins Dorf und huben in aller Stille das Brot aus dem Ofen, weil wir einen bei uns hatten, der die Hund bannen konnte; und da wir bei dem Pfarrhof vorüber wollten, konnte ich's nicht übers Herz bringen, ohne Speck weiters zu passieren. Ich stund einsmals still und betrachtete mit Fleiß, ob nicht in des Pfaffen Küchen zu kommen sein möchte, sahe aber keinen andern Eingang als das Kamin, welches vor diesmal meine Tür sein mußte. Wir trugen Brot und Gewehr auf den Kirchhof ins Beinhaus und brachten ein Leiter und Seil aus einer Scheur zuwegen, und weil ich so gut als ein Schornsteinfeger in den Kaminen auf- und absteigen konnte (als welches ich von Jugend auf in den hohlen Bäumen gelernt hatte), stiege ich selbender aufs Dach, welches von hohlen Ziegeln doppelt belegt und zu meinem Vorhaben sehr bequem gebaut war. Ich wickelt meine lange Haar über dem Kopf auf einen Büschel zusammen, ließ mich mit einem End des Seils hinunter zu meinem geliebten Speck und hand einen Schinken

nach dem andern und eine Speckseite nach der andern an das Seil, welches der auf dem Dach sein ordentlich zum Dach hinaussicherte und den andern in das Beinhauslein zu tragen gabe. Aber poß Unstern! da ich allerdings Feierabend gemacht hatte und wieder übersich wollte, brach eine Stange mit mir, also daß der arme Simplicizius herunterfiel und der elende Jäger sich selbst wie in einer Mausfallen gefangen befand. Meine Kameraden auf dem Dach ließen das Seil herunter, mich wieder hinaufzuziehen; aber es zerbrach, ehe sie mich vom Boden brachten. Ich gedachte: Nun, Jäger, jetzt mußt du eine Haß ausstehen, in welcher dir selbst, wie dem Aktäon, das Fell gewaltig zerrissen wird werden; dann der Pfarrer war von meinem Fall erwacht und befahl seiner Köchin, alsbald ein Licht anzuzünden. Sie kam im Hemd zu mir in die Küche, hatte den Rock über der Achsel hängen und stund so nahe neben mich, daß sie mich damit rührte: sie griff nach einem Brand, hielt das Licht daran und fing an zu blasen; ich aber bliese viel stärker zu als sie selbst, darvon das gute Mensch so erschrak, daß sie Feuer und Licht fallen ließe und sich zu ihrem Herrn retirierte. Also bekam ich Luft, mich zu bedenken, durch was Mittel ich mir darvonhelfen möchte; es wollte mir aber nichts einfallen.

Meine Kameraden gaben mir durchs Kamin herunter zu verstehen, daß sie das Haus aufstoßen und mich mit Gewalt herausnehmen wollten; ich gab's ihnen aber nicht zu, sondern befahl, sie sollten ihr Gewehr in acht nehmen und allein den Springinsfeld oben bei dem Kamin lassen und erwarten, ob ich ohne Lärmen und Rumor darvonkommen könnte, damit unser Anschlag nicht zu Wasser würde; wofern aber solches nicht sein möchte, sollten sie alsdenn ihr Bestes tun. Interim schlug der Geiſtliche selbst ein Licht an, seine Köchin aber erzählte ihm, daß ein greulich Gespenst in der Küche wäre, welches zween Köpfe hätte (dann sie hatte vielleicht meinen Büschel Haar auf dem Kopf gesehen und auch für einen Kopf gehalten). Das hörte ich alles, machte mich derowegen mit meinen schmutzigen Händen, darin ich Aschen, Ruß und Kohlen liebe, im Angesicht und an Händen so abscheulich, daß ich ohn Zweifel keinem Engel gleich sahe, und der Metzner, wann er's gesehen, mich wohl für einen geschwinden Maler hätte passieren lassen. Ich finge an in der Küche schrecklich zu poltern und allerlei Küchengeſchirr untereinander zu werfen; der Kesselring geriet mir in die Hand, den hängte ich an den Hals, den Feuerhaken aber behielt ich in den Händen, mich damit auf den Notfall zu wehren. Solches ließe sich aber der fromme Pfaff nicht irren, dann er kam mit seiner Köchin prozessionsweis daher, welche zwei Wachslichter in den Händen und einen Weihwasserkeſſel am Arm trug; er selbst aber war mit dem Chorrock bewaffnet samt der Stola und hatte den Sprengel in der einen und ein Buch in der andern Hand; aus demselben finge er an mich zu erorzieren, fragende, wer ich sei und was ich da zu schaffen hätte. Weil er mich dann nun vor den Teufel selbst hielte, so gedachte ich, es wäre billig, daß ich auch wie der Teufel täte, daß ich mich mit Lügen behülfe, antwortet derowegen: „Ich bin der Teufel und will dir und deiner Köchin die Häſſ' umdrehen.“

Er fuhr mit seinem Exorzismo fort und hielt mir vor, daß ich weder mit ihm noch mit seiner Köchin nichts zu schaffen hätte, hieße mich auch mit der allerhöchsten Beschwörung wieder hinaufgehen, wo ich herkommen wäre. Ich aber antwortet mit ganz fürchterlicher Stimm, daß solches unmöglich sei, wenn ich schon gern wollte. Indessen hatte Springinsfeld, der ein abgefäumerter Erzpogel war und kein Latein verstande, seine seltsame Tausendhändel auf dem Dach; dann da er hörte, um welche Zeit es in der Küche war, daß ich mich nämlich vor den Teufel ausgab, mich auch der Geistliche also hielt, krächzte er wie eine Eul, bellete wie ein Hund, wieherte wie ein Pferd, blökte wie ein Geißbock, schrie wie ein Esel und ließ sich bald durch den Kamin herunter hören wie ein Haufen Katzen, die im Hornung balgen, bald wie eine Henne, die legen wollte; denn dieser Kerl konnte aller Tier Stimmen nachmachen und, wann er wollte, so natürlich heulen, als ob ein ganzer Haufen Wölfe beieinander gewesen wäre. Solches ängstigte den Pfarrer und seine Köchin auf das höchste; ich aber machte mir ein Gewissen, daß ich mich vor den Teufel beschwören ließe, vor welchen er mich eigentlich hielt, weil er etwan gelesen oder gehört hatte, daß sich der Teufel gern in grünen Kleidern sehen lasse.

Mitten in solchen Ängsten, die uns beiderseits umgeben hatten, wurde ich zu allem Glück gewahr, daß das Nachtschloß an der Thür, die auf den Kirchhof ginge, nicht eingeschlagen, sondern der Riegel nur vorgeschoben war. Ich schob denselben geschwind zurück, wischte zur Thür hinaus auf den Kirchhof, da ich dann meine Gefellen mit aufgezogenen Hähnen stehen fand, und ließ den Pfaffen Teufel beschwören, so lang er immer wollte. Und demnach Springinsfeld mir meinem Hut von dem Dach gebracht, wir auch unser Proviant aufgepackt hatten, gingen wir zu unserer Gesellschaft, weil wir im Dorf nichts mehr zu verrichten hatten, als daß wir die entlehnte Leiter samt dem Seil wieder hätten heimliefern sollen.

Die ganze Partei erquidete sich mit demjenigen, das wir gestohlen hatten, und bekam doch kein einziger den Schlüssel davon, so gesegnete Leute waren wir. Auch hatten alle über diese meine Fahrt genugsam zu lachen; nur dem Studenten wollte es nicht gefallen, daß ich den Pfaffen bestohlen, der ihm den Mund so grandig gestopft hatte; ja er schwur auch hoch und teuer, daß er ihm seinen Speck gern bezahlen wollte, wenn er die Mittel nur bei der Hand hätte, und fraß doch nichtsdestoweniger mit, als ob er's verdient hätte. Also lagen wir noch zween Tag am selbigen Ort und erwarteten diejenigen, denen wir schon so lang aufgepaßt hatten; wir verloren keinen einzigen Mann im Angriff und bekamen doch über dreißig Gefangene und so herrliche Beuten, als ich jemals teilen helfen.

Zu Rehen gedachte ich wieder an den Pfaffen, dem ich den Speck gestohlen hatte; der Leser mag denken, was ich vor einen verwegenen, freveln und ehrgeizigen Kopf hatte, indem mir's nicht genug war, daß ich den frommen Geistlichen bestohlen und so schrecklich geängstiget, sondern ich wollte noch Ehr davon haben; derowegen nahm ich einen Saphir, in einen gülden Ring gefaßt, den ich auf selbiger Partei erschnappt hatte, und schickte ihn

von Rehen aus durch einen gewissen Boten meinem Pfarrer mit folgendem Brieflein:

„Wohlehrwürdiger, usw. Wenn ich dieser Tage im Wald noch etwas von Speisen zu leben gehabt hätte, so hätte ich nicht Ursach gehabt, Ew. Wohlehrwürden Ihren Speck zu stehlen, wobei Sie vermutlich sehr erschrockt worden. Ich bezeuge beim Höchsten, daß Sie solche Angst wider meinen Willen eingenommen, hoffe derowegen die Vergebung desto ehender. Was aber den Speck selbst anbelangt, so ist's billig, daß selbiger bezahlt werde, schicke derohalben anstatt der Bezahlung gegenwärtigen Ring, den diejenigen hergeben, um welcher willen die War ausgenommen werden müssen, mit Bitt, Ew. Wohlehrwürden belieben damit vorlieb zu nehmen; versichere darneben, daß dieselbe im übrigen auf alle Begebenheit einen dienstfertigen und getreuen Diener hat an dem, den Dero Meßner vor keinen Maier hält.“

Aber nicht nur tolle Streiche schildert der Dichter, auch das namenlose Elend, das Krieg und Räubertwesen über das ganze Land gebracht. Ein interessantes Abenteuer mit einem Narren, der sich für den Gott Jupiter ausgibt, ist für den Dichter ein Anlaß, seine Meinungen über die politischen Zustände Deutschlands auszusprechen. Indem er die Vorschläge zur Besserung aber dem Narren in den Mund legt, will er die Hoffnungslosigkeit der Lage kennzeichnen. Grimmelshausen schlägt nämlich die Gründung eines deutschen Städtebundes mit republikanischer Verfassung vor. Simplicius ist fortan auf seinen Streifereien sehr glücklich und führt auch, nachdem er in die Gefangenschaft der Schweden geraten ist, vermöge eines großen Geldschazes, den er gefunden, ein sehr angenehmes Leben. Er bildet sich, liest Romane und bändelt Liebchaften an, bis er in eine Falle gerät und zu einer ihm sehr fatalen Heirat gezwungen wird.

Nach diesem tragikomischen Erlebnis reist er nach Köln, dann mit zwei jungen Abligen nach Paris, wo er allerlei Abenteuer und Liebchaften hat. Auf der Rückreise bekommt er die Blattern, wird bestohlen und wandert nun als Bettler und Quacksalber über den Rhein, wird wieder Soldat, dann Räuber, um schließlich in sich zu gehen. Er kauft ein Bauerngut, heiratet zum zweiten Male, findet aber auch in dieser Ehe kein Glück und wird, nachdem er von seinem Pflegevater, mit dem er wieder zusammen trifft, erfahren hat, der Einsiedler sei sein Vater und die Schwester des Kommandanten von Hanau seine Mutter gewesen, wieder Abenteurer, durchstreift Europa und Asien und kehrt geläuterten Herzens heim, um als frommer Einsiedler ein stills Leben zu führen. In einer Fortsetzung des Romans, die weniger gelungen ist, gelangt Simplicius auf eine einsame Insel, die er allein bewohnt und wo er auch seine Tage beschließt. Durch diesen Abschnitt besitzt die deutsche Literatur und die Literatur überhaupt die älteste Robinsonade, denn der Robinson Crusoe des Engländers Defoe ist viel später erschienen.

Der Prozeß um des Esels Schatten.

Aus dem vierten Buche der „Abderiten“

von

Christoph Martin Wieland.

(1733—1813.)

Nächst dem „Oberon“ hat sich kein Werk Wielands so lebendig erhalten wie die „Geschichte der Abderiten“, die 1774 zuerst erschien und entschieden das witzigste, ja humorvollste Werk ist, das dem Dichter gelang. Es ist eine Satire auf das deutsche Kleinbüdertum jener Zeit, wie es Wieland in seiner Eigenschaft als Stadtchreiber in Wiberach von der übelsten Seite kennen lernte. Die Wiberacher treten im Roman als Abderiten auf, und diese sind nichts anderes als griechisch kostümierte Schildbürger. Tatsache ist, daß das thrakische Städtchen Abdera in der antiken Welt durch dieselben Eigenschaften berühmt war, wie Schilda oder Schöppensiedl. Die Teilung Wiberachs in zwei konfessionelle Gruppen: in Katholiken und Protestanten, verhöhnnte Wieland durch den grotesken Gegensatz zwischen den Anhängern des Jason- und des Latona-Heiligtums. Demotrit, der aus der Fremde in die abderitische Heimat zurückgekehrt ist und hier wegen seiner Zurückgezogenheit die Klatschsucht der Abderiten erregt, ist niemand anderes als Wieland selbst. Der beste Teil des Werkes ist aber: „Der Prozeß um des Esels Schatten“. Weil ein Eseltreiber dem Manne, der seinen Esel gemietet hat, die Benutzung von des Tieres Schatten verweigert, entsteht ein Prozeß, der ganz Abdera in zwei Lager teilt; der Partei der „Schatten“ steht die Partei der „Esel“ gegenüber.

Veranlassung des Prozesses und Facti species.



Die Sache fing sich (wie alle großen Weltbegebenheiten) mit einer sehr geringfügigen Veranlassung an. Ein gewisser Zahnarzt, namens Struthion, von Geburt und Vorkeltern aus Megara gebürtig, hatte sich schon seit vielen Jahren in Abdera häuslich niedergelassen; und weil er vielleicht im ganzen Lande der einzige von seiner Profession war, so erstreckte sich seine Kundschaft über einen ansehnlichen Teil des mittäglichen Thrazien. Seine gewöhnliche Weise, denselben in Kontribution zu setzen, war, daß er die Jahrmärkte aller kleinen Städte und Flecken auf mehr als dreißig Meilen in der Runde bereiste, wo er, neben seinem Zahnpulver und seinen Zahntinkturen, gelegentlich auch verschiedene Arkana wider Milz- und Mutterbeschwerden, Engbrüstigkeit, böse Flüsse usw. mit ziemlichem Vorteil absetzte. Er hatte zu diesem Ende eine wohlbeleibte Eselin im Stalle, welche bei solchen Gelegenheiten zugleich

mit seiner eigenen kurz-dicken Person, und mit einem großen Quersack voll Arzneien und Lebensmittel beladen wurde.

Nun begab sich's einstmals, da er den Jahrmarkt zu Gerania besuchen sollte, daß seine Eselin Abends zuvor ein Füllen geworfen hatte, folglich nicht imstande war, die Reise mitzumachen. Struthion mietete sich also einen andern Esel, bis zu dem Orte, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte, und der Eigentümer begleitete ihn zu Fuß, um das lastbare Tier zu besorgen und wieder nach Hause zu reiten. Der Weg ging über eine große Heide. Es war mitten im Sommer und die Hitze des Tages sehr groß. Der Zahnarzt, dem sie unerträglich zu werden anfang, sah sich lechzend nach einem schattigen Platz um, wo er einen Augenblick absteigen und etwas frische Luft schöpfen könnte. Aber da war weit und breit weder Baum noch Staude, noch irgend ein anderer schattengebender Gegenstand zu sehen. Endlich, als er seinem Leibe keinen Rat wußte, machte er Halt, stieg ab, und setzte sich in den Schatten des Esels.

„Nu, Herr, was macht Ihr da,“ sagte der Eseltreiber, was soll das?“

„Ich setze mich ein wenig in den Schatten,“ versetzte Struthion, „denn die Sonne prallt mir ganz unseidlich auf den Schädel.“

„Nä, mein guter Herr,“ erwiderte der andre, „so haben wir nicht gehandelt! Ich vermietete Euch den Esel, aber des Schattens wurde mit keinem Worte dabei gedacht.“

„Ihr spaßt, guter Freund,“ sagte der Zahnarzt lachend; „der Schatten geht mit dem Esel, das versteht sich.“

„Ei, beim Jason! das versteht sich nicht,“ rief der Eselmann ganz trohig; „ein andres ist der Esel, ein andres ist des Esels Schatten. Ihr habt mir den Esel um so und so viel abgemietet. Hättet Ihr den Schatten auch dazu mieten wollen, so hättet Ihr's sagen müssen. Mit einem Wort, Herr, steht auf und setzt Eure Reise fort oder bezahlt mir für des Esels Schatten, was billig ist!“

„Was?“ schrie der Zahnarzt, „ich habe für den Esel bezahlt und soll jetzt auch noch für seinen Schatten bezahlen? Nennt mich selbst einen dreifachen Esel, wenn ich das tue! Der Esel ist einmal für den ganzen Tag mein, und ich will mich in seinen Schatten setzen, so oft mir's beliebt, und darin sitzen bleiben, so lange mir's beliebt, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

„Ist das im Ernste Eure Meinung?“ fragte der andre mit der ganzen Kaltblütigkeit eines abderitischn Eseltreibers.

„In ganzem Ernste,“ versetzte Struthion.

„So komme der Herr nur gleich stehenden Fußes wieder zurück nach Abdera vor die Obrigkeit,“ sagte jener, „da wollen wir sehen, wer von uns beiden recht behalten wird. So wahr Priapus mir und meinem Esel gnädig sei, ich will sehen, wer mir den Schatten meines Esels wider meinen Willen abtrogen soll!“

Der Zahnarzt hatte große Lust, den Eseltreiber durch die Stärke seines Arms zur Gebühr zu weisen. Schon ballte er seine Faust zusammen, schon hob sich sein kurzer Arm; aber als er seinen Mann genauer ins Auge faßte,

fand er für besser, den erhobnen Arm allmählich wieder sinken zu lassen und es noch einmal mit gelindern Vorstellungen zu versuchen. Aber er verlor seinen Atem dabei. Der ungeschlaخته Mensch bestand darauf, daß er für den Schatten seines Esels bezahlt sein wollte; und da Struthion ebenso hartnäckig dabei blieb, nicht bezahlen zu wollen, so war kein anderer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren und die Sache bei dem Stadtrichter anhängig zu machen.

Verhandlung vor dem Stadtrichter Philippides.



Der Stadtrichter Philippides, vor welchen alle Händel dieser Art in erster Instanz gebracht werden mußten, war ein Mann von vielen guten Eigenschaften; ein ehrbarer, nüchtern, seinem Amte fleißig vorstehender Mann, der jedermann mit großer Geduld anhörte, den Leuten freundlichen Bescheid gab und in allgemeinem Rufe stand, daß er unbestechlich sei. Ueberdies war er ein guter Musiker sammelte Naturalien, hatte einige Schauspiele gemacht, die nach Gewohnheit der Stadt sehr wohl gefallen hatten, und war beinahe gewiß, beim ersten Erlebigungsfalle Komophsyaz zu werden.

Der Zahnarzt Struthion und der Eselstreiber Anthraz kamen also wie brennend vor diesen würdigen Stadtrichter gelaufen und brachten beide zugleich mit großem Geschrei ihre Klage vor. Er hörte sie mit seiner gewöhnlichen Langmut an; und da sie endlich fertig oder des Schreiens müde waren, zückte er die Achseln, und der Handel deutete ihm einer der verworrensten von allen die ihm jemals vorgekommen. Wer von euch beiden ist denn eigentlich der Kläger?" fragte er.

"Ich klage gegen den Eselmann," antwortete Struthion, „daß er unsern Kontrakt gebrochen hat.“

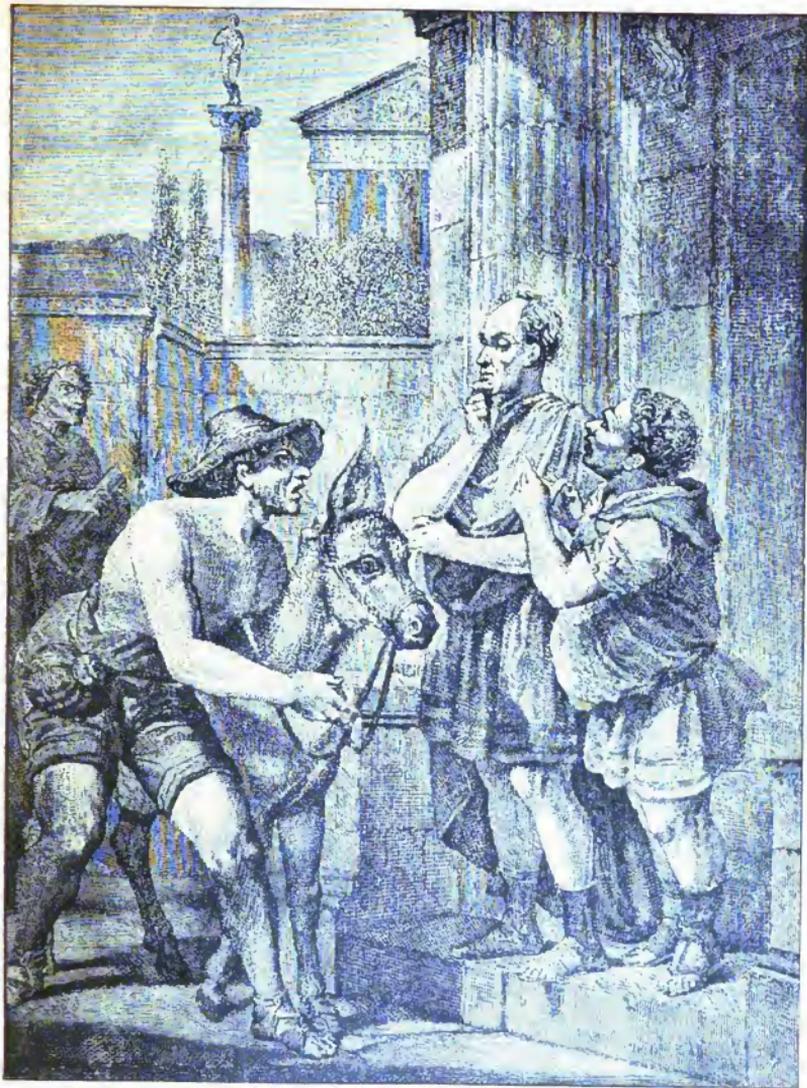
„Und ich," sagte dieser, „klage gegen den Zahnarzt, daß er sich unentgeltlich einer Sache angemacht hat, die ich ihm nicht vermietet hatte.“

„Da haben wir zwei Kläger," sagte der Stadtrichter, „und wo ist der Beklagte? Ein wunderlicher Handel! Erzählt mir die Sache noch einmal mit allen Umständen — aber einer nach dem andern — denn es ist unmöglich, klug daraus zu werden, wenn beide zugleich schreien.“

„Hochgeachteter Herr Stadtrichter," sagte der Zahnarzt, „ich habe ihm den Gebrauch des Esels auf einen Tag abgemietet. Es ist wahr, des Esels Schatten wurde dabei nicht erwähnt. Aber wer hat auch jemals gehört, daß bei einer solchen Miete eine Klausel wegen des Schattens wäre eingeschaltet worden? Es ist ja, beim Herkules! nicht der erste Esel, der zu Abdera vermietet wird.“

„Da hat der Herr recht," sagte der Richter.

„Der Esel und sein Schatten gehen miteinander," fuhr Struthion fort, „und warum sollte der, der den Esel selbst gemietet hat, nicht auch den Mißbrauch seines Schattens haben?“



Der Eseltreiber und der Zahnarzt
vor dem Stadtrichter Philippides.
Nach einer Zeichnung von F. Rothbart.

„Der Schatten ist ein Accessorium, das ist klar,“ verjegte der Stadtrichter.

„Gestrenger Herr,“ schrie der Eseltreiber, „ich bin nur ein gemeiner Mann, und verstehe nichts von Euren Arien und Orien. Aber das geben mir meine vier Sinne, daß ich nicht schuldig bin meinen Esel umsonst in der Sonne stehen zu lassen, damit sich ein anderer in seinen Schatten setze. Ich habe dem Herrn den Esel vermietet, und er hat mir die Hälfte voraus bezahlt; das gesteh' ich. Aber ein andres ist der Esel, ein andres ist sein Schatten.“

„Auch wahr,“ murmelte der Stadtrichter.

„Will er diesen haben, so mag er halb so viel dafür bezahlen als für den Esel selbst; denn ich verlange nichts als was billig ist, und ich bitte, mir zu meinem Rechte zu verhelfen.“

„Das beste, was ihr hierbei tun könnt,“ sagte Philippides, „ist, euch in Güte miteinander abzufinden. Ihr, ehrlicher Mann, laßt immerhin des Esels Schatten, weil es doch nur ein Schatten ist, mit in die Miete gehen; und Ihr, Herr Struthion, gebt ihm eine halbe Drachme dafür, so können beide Teile zufrieden sein.“

„Ich gebe nicht den vierten Teil von einem Blaffert,“ schrie der Zahnarzt, „ich verlange mein Recht!“

„Und ich,“ schrie sein Gegenpart, „besteh' auf dem meinigen. Wenn der Esel mein ist, so ist der Schatten auch mein, und ich kann damit, als mit meinem Eigentum, schalten und walten; und weil der Herr da nichts von Recht und Billigkeit hören will, so verlang' ich jetzt das Doppelte und ich will doch sehen, ob noch Justiz in Abdera ist!“

Der Richter war in großer Verlegenheit. „Wo ist denn der Esel?“ fragte er endlich, da ihm in der Angst nichts andres einfallen wollte, um etwas Zeit zu gewinnen.

„Der steht unten auf der Gasse vor der Türe, gestrenger Herr!“

„Führt ihn in den Hof herein!“ sagte Philippides.

Der Eigentümer des Esels gehorchte mit Freuden; denn er hielt es für ein gutes Zeichen, daß der Richter die Hauptperson im Spiele sehen wollte. Der Esel wurde herbeigeführt. Schade, daß er seine Meinung nicht auch zu der Sache sagen konnte! Aber er stand ganz gelassen da, schaute mit gerechten Ohren erst den beiden Herren, dann seinem Meister ins Gesicht, verzog das Maul, ließ die Ohren wieder sinken und sagte kein Wort.

„Da seht nun selbst, gnädiger Herr Stadtrichter,“ rief Anthrax, „ob der Schatten eines so schönen, stattlichen Esels nicht seine zwei Drachmen unter Brüdern wert ist, zumal an einem so heißen Tage wie der heutige!“

Der Stadtrichter versuchte die Güte noch einmal, und die Parteien sungen schon an, es allmählich näher zu geben, als unglücklicherweise Pphignatus und Polypthonus, zwei von den namhaftesten Sphkophanten in Abdera, dazu kamen und, nachdem sie gehört, wovon die Rede war, der Sache auf einmal eine andre Wendung gaben.

„herr Struthion hat das Recht völlig auf seiner Seite,“ jagte Pphign-

natus, der den Zahnarzt für einen wohlhabenden und dabei sehr hitzigen und eigensinnigen Mann kannte. Der andre Sphophant, wiewohl ein wenig verdrießlich, daß ihm sein Handwerksgenosse so eifertig zuvorgekommen war, warf einen Seitenblick auf den Esel, der ihm ein hübsches, wohlgenährtes Tier zu sein schien, und erklärte sich sogleich mit dem größten Nachdruck für den Eseltreiber. Beide Parteien wollten nun kein Wort mehr vom Vergleichen hören, und der ehrliche Philippides sah sich genötigt, einen Rechtstag anzusehen. Sie begaben sich hierauf, jeder mit seinem Sphophanten, nach Hause; der Esel aber mit seinem Schatten, als das Objekt des Rechts-handels, wurde bis zum Austrag der Sache in den Marzfall gemeiner Stadt Abdera abgeführt.

Wie die Parteien sich höhern Orts um Unterstützung bewerben.



Nach dem Stadtrechte der Abderiten wurden alle über Mein und Dein unter den gemeinen Bürgern entstandenen Handel vor einem Gerichte von zwanzig Ehrenmännern abgetan, welche sich wöchentlich dreimal in der Vorhalle des Tempels der Nemesis versammelten. Alles wurde, aus billiger Rücksicht auf die Nahrung der Sphophanten, schriftlich vor diesem Gerichte verhandelt; und weil der Gang der abderitischen Justiz eine Art von Schneckenlinie beschrieb und sich auch mit der Geschwindigkeit der Schnecke fortbewegte, zumal die Sphophanten nicht eher zum Beschließen verbunden waren, bis sie nichts mehr zu sagen hatten, so währte das Libellieren gemeinlich so lange, als es die Mittel der Parteien wahrscheinlichweise aushalten konnten. Allein diesmal kamen so viele besondere Ursachen zusammen, der Sache einen schnelleren Schwung zu geben, daß man sich nicht darüber zu verwundern hat, wenn der Prozeß über des Esels Schatten binnen weniger als vier Monaten schon so weit gediehen war, daß nun am nächsten Gerichtstage das Endurteil erfolgen sollte.

Ein Rechtshandel über eines Esels Schatten würde sonder Zweifel in jeder Stadt der Welt Aufsehen machen. Man denke also, was er in Abdera tun mußte!

Kaum war das Gerücht davon erschollen, als von Stund' an alle andern Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung fielen, und jedermann mit ebensoviel Theilnehmung von diesem Handel sprach, als ob er ein Großes dabei zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Die einen erklärten sich für den Zahnarzt, die andern für den Eseltreiber. Ja, sogar der Esel selbst hatte seine Freunde, welche dafür hielten, daß derselbe ganz wohl berechtigt wäre, interveniendo einzukommen, da er durch die Zumutung, den Zahnarzt in seinem Schatten sitzen zu lassen und unterdessen in der brennenden Sonnenhitze zu stehen, offenbar am meisten pägraviert worden sei. Mit einem Worte: der besagte Esel hatte seinen Schatten auf ganz Abdera geworfen, und die Sache wurde mit einer Lebhaftigkeit, einem Eifer, einem

Interesse getrieben, die kaum größer hätte sein können, wenn das Heil gemeiner Stadt und Republik auf dem Spiele gestanden hätte.

Die sämtliche Bürgerchaft von Abdera war (wie von jeher die meisten Städte in der Welt) in Zünfte abgeteilt, und vermöge einer alten Obfervanz gehörte der Zahnarzt Struthion in die Schusterzunft. Der Grund davon war, wie die Gründe der Abderiten immer zu sein pflegten, mächtig spitzfindig. In den ersten Zeiten der Republik hatte nämlich diese Zunft bloß die Schuster und Schuhflücker in sich begriffen. Nachmals wurden alle Arten von Flickern mit dazu genommen, und so kam es, daß in der Folge auch die Wundärzte, als Menschenflücker, und zuletzt (ob paritatem rationis) auch die Zahnärzte zur Schustergilde geschlagen wurden. Struthion hatte demnach (bloß die Aerzte ausgenommen, mit denen er immer stark über den Fuß gespannt war) die ganze löbliche Schusterzunft und besonders alle Schuhflücker auf seiner Seite, die einen sehr ansehnlichen Teil der Bürgerchaft von Abdera ausmachten. Natürlicherweise wandte sich also der Zahnarzt vor allen andern sogleich an seinen Vorgesetzten, den Zunftmeister Pfriem; und dieser Mann, dessen patriotischer Eifer für die Freiheiten der Republik niemandem unbekannt ist, erklärte sich sogleich mit seiner gewöhnlichen Hitze: daß er sich eher mit seiner eigenen Schusterahle erstechen, als gesehen lassen wollte, daß die Rechte und Freiheiten von Abdera in der Person eines seiner Zunftverwandten so gröblich verlehrt würden.

„Billigkeit,“ sagte er, „ist das höchste Recht. Was kann aber billiger sein, als daß derjenige, der einen Baum gepflanzt hat, wiewohl es dabei eigentlich auf die Früchte angesehen war, nebenher auch den Schatten des Baums genieße? Und warum soll das, was von einem Baume gilt, nicht ebensowohl von einem Esel gelten? Wo, zum Henker, soll es mit unserer Freiheit hinkommen, wenn einem zünftigen Bürger von Abdera nicht einmal freistehen soll, sich in den Schatten eines Esels zu setzen? Gleich als ob ein Eselschatten vornehmer wäre als der Schatten des Rathhauses oder Jafontempels, in den sich stellen, setzen und legen mag, wer da will. Schatten ist Schatten, er komme von einem Baum oder von einer Ehrensäule, von einem Esel oder von Sr. Gnaden dem Archon selbst! Kurz und gut,“ setzte Meister Pfriem hinzu, „verlaßt Euch auf mich, Herr Struthion; der Grobian soll Euch nicht nur den Schatten, sondern zu Eurer gebührenden Satisfaction den Esel noch obendrein lassen, oder es müßte weder Freiheit noch Eigentum mehr in Abdera sein; und dahin soll's, beim Element! nicht kommen, so lang' ich der Zunftmeister Pfriem heiße!“

Während daß der Zahnarzt sich der Gunst eines so wichtigen Mannes versichert hatte, ließ es der Eseltreiber Anthrax seines Orts auch nicht fehlen, sich um einen Beschützer zu bewerben, der jenem wenigstens das Gleichgewicht halten könnte. Anthrax war eigentlich kein Bürger von Abdera, sondern nur ein Freigelassener, der sich in dem Bezirke des Jafontempels aufhielt; und er stand als ein Schutzverwandter desselben unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Erzpriesters dieses bekanntermaßen zu Abdera göttlich verehrten Heros. Natürlicherweise war also sein erster Gedanke,

wie er dazu gelangen könnte, daß der Erzpriester Agathyrus sich seiner mit Nachdruck annehmen möchte.

Da der Erzpriester ein großer Liebhaber von pantomimischen Solotänzen war, so läßt ihm der Eseltreiber seine Tochter Gorgo zuführen. Raum hat die dreimal im Kabinett des Agathyrus gesungen und getanzt, so hat der Eseltreiber den mächtigen Erzpriester Agathyrus für sich, der sofort seinen Einfluß gegen den Sykophanten Pphygiantus und den Zunftmeister Pfriem geltend macht.

Der Gerichtstag kommt, und nach einer großzügigen und tiefgründigen Darstellung des Falles durch den Referenten Mistias, der für die freie Benüßbarkeit jeglichen Schattens ist, wird zu Recht erkannt, daß der Beklagte „sich des besagten Schattens zu seinem Gebrauch und Nutzen zu bedienen wohl besugt gewesen sei; Kläger aber, Einwendens ungeachtet, nicht nur mit seiner unbefugten Forderung abzuweisen, sondern auch in alle Kosten, wie nicht weniger zum Ersatz alles dem Beklagten verursachten Verlusts und Schadens, nach gängiger gerichtlicher Ermäßigung, zu verurteilen sei.“ Mit diesem Urteile beruhigt sich die Gegenpartei nicht und beschließt eine Appellation an den Senat. Der Prozeß über des Esels Schatten, der anfangs die Abderiten bloß durch seine Ungereimtheit belustigt hatte, fing nun an, eine Sache zu werden, in welche die Gerechtfamen, die vermeinte Ehre und allerlei Leidenschaften und Interessen verschiedener, zum Teil ansehnlicher Glieder der Republik verwickelt wurden. Der Zunftmeister Pfriem hatte seinen Kopf darauf gesetzt, daß sein Zunftangehöriger gewinnen müßte; und da er sich meistens alle Abende in den Versammlungsorten der gemeinen Bürger einfand, hatte er schon beinahe die Hälfte des Volks auf seine Seite gebracht, und sein Anhang nahm täglich zu. Der Erzpriester hingegen hatte den Handel bisher nicht für wichtig genug gehalten, sein ganzes Ansehen zugunsten seines Beschützten anzuwenden. Allein ihm entstand in Strobilus, dem Oberpriester des Latonakultus, ein mächtiger, listiger und sehr zäher Gegner. Strobilus hatte, solange der Prozeß vor den Stadtrichtern geführt wurde, nicht anders teil daran genommen, als daß er sich gelegentlich erklärte, er würde an des Zahnarztes Platz ebenso gehandelt haben. Aber kaum erfuhr er durch die Dame Satabanda, seine Nichte, daß Agathyrus die Sache seines in der ersten Instanz verurteilten Schutzverwandten zu seiner eignen mache, so fühlte er sich auf einmal berufen, sich mit an die Spitze der Partei des Beklagten zu stellen und die Kabale des Zunftmeisters mit allem Ansehen, das er bei den Ratsherren sowohl als bei dem Volke hatte, zu unterstützen. Eine gewaltige Gärung entsteht in Abdera, wo die Namen „Schatten“ und „Esel“ durchgängig dazu gebraucht wurden, die beiden Parteien zu bezeichnen. „Vermutlich, weil doch Parteien nicht lange ohne Namen bestehen können, hatten die Anhänger des Zahnarztes Struthion unter dem Pöbel den Anfang gemacht, sich selbst, weil sie für sein Recht an des Esels Schatten stritten, die Schatten, und ihre Gegner, weil sie den Schatten gleichsam zum Esel selbst machen wollten, aus Spott und Verachtung die Esel zu nennen.

Wie es auch damit zugegangen sein mag, genug, in wenig Tagen war ganz Abbera in diese zwei Parteien geteilt; und so wie sie einen Namen hatten, nahm auch der Eifer auf beiden Seiten so schnell und heftig zu, daß es gar nicht mehr erlaubt war, neutral zu bleiben. „Bist du ein Schatten oder ein Esel?“ war immer die erste Frage, welche die gemeinen Bürger aneinander taten, wenn sie sich auf der Straße oder in der Schenke antrafen; und wenn einen Schatten gerade das Unglück traf, an einem solchen Orte der einzige seinesgleichen unter einer Anzahl von Eseln zu sein, so blieb ihm, wofern er sich nicht gleich mit der Flucht rettete, nichts übrig, als entweder auf der Stelle zu apostasieren oder sich mit tüchtigen Stößen zur Tür hinauswerfen zu lassen.“

Man beschließt im Archiv von Abbera nach alten Präjudizialfällen zu suchen, findet aber nichts Rechtes. Das unruhige Volk will das Rathhaus stürmen, wird aber vom Erzpriester Agathyrus besänftigt, und der Senat beschließt, die Sache dem großen Rat zu überlassen. Der Erzpriester erzieht einen Vortheil über die Schatten und wird das Oberhaupt der Esel. Nun folgt eine Kette der ergößlichsten Rabalen der Gegenparteien und ihrer oberpriesterlichen Führer, bis schließlich der Entscheidungstag naht, die Hundert sich versammeln und das Gericht seinen Anfang nimmt.

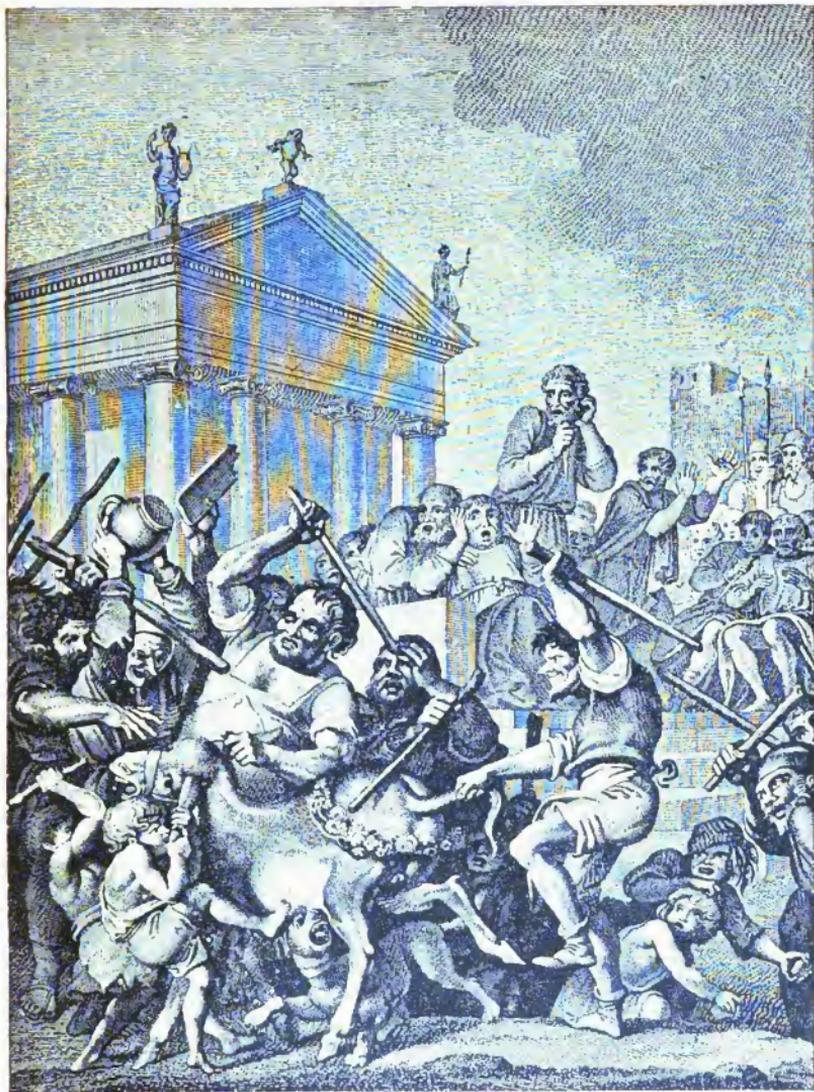
*

Aus der Rede des Sykophanten Physignatus.



Der Sykophant Physignatus, der als Sachwalter des Zahnarztes Struthion zuerst sprach, war ein Mann von Mittelgröße, starken Muskeln und mächtiger Lunge. Er wußte sich viel damit, daß er ein Schüler des berühmten Gorgias gewesen war, und machte Ansprüche, einer der größten Redner seiner Zeit zu sein. Aber in diesem Stücke war er, wie in vielen andern, ein offener Abberit. Seine größte Kunst bestand darin, daß er, um seinem wortreichen Vortrag durch die mannigfaltige Modulation seiner Stimme mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck zu geben, in dem Umfange von anderthalb Oktaven von einem Intervall zum andern wie ein Eichhorn herumsprang und so viel Grimassen und Gestikulationen dazu machte, als ob er seinen Zuhörern nur durch Gebärden verständlich werden könnte.

„Ich würde,“ sprach er, „großmögende Herren, eure Geduld mißbrauchen und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wiederholen wollte, womit ich bereits in der ersten Instanz, aktenkundigermassen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargetan habe. Ich begnüge mich für jetzt, nach Erfordernis der Nothdurft, nur dies wenige davon zu sagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, ist nichts Wirkliches und Positives, sondern gerade das Gegenteil, nämlich die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit



Die Alderiten reißen
den Esel in Stücke.

Nach der Zeichnung von
Heinrich Ramberg.

des Esels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, insofern er ein Esel, sondern insofern er ein dichter und dunkler Körper ist, anklebt) die einzige wahre Ursache des Schattens, den der Esel zu werfen scheint, und den jeder andere Körper an seinem Plage werfen würde; denn die Figur des Schattens tut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Esels, sondern in den Schatten eines Körpers gesetzt; und der Umstand, daß dieser Körper ein Esel, und der Esel ein Hausgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jasontempel zu Abdera war, ging ihn ebensowenig an, als er zur Sache gehörte. Denn, wie gesagt, nicht die Eselheit (wenn ich so sagen darf), sondern die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehr besagten Esels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint.

„Allein, wenn wir auch zum Ueberfluß zugeben, daß der Schatten unter die Dinge gehöre, so ist aus unzähligen Beispielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder soviel Recht hat als der andre, und an die sich derjenige das nächste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt.

„Doch ich will noch mehr tun; ich will sogar zugeben, daß des Esels Schatten ein Zubehör des Esels sei, so gut als es seine Ohren sind; was gewinnt der Gegenteil dadurch? Struthion hatte den Esel gemietet, folglich auch seinen Schatten. Denn es versteht sich bei jedem Mietkontrakt, daß der Vermieter dem Abmieter die Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überläßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daß ihm Struthion den Schatten des Esels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist außer aller Widerrede; entweder ist der Schatten des Esels ein Zubehör des Esels oder nicht. Ist er es nicht, so hat Struthion und jeder andere ebensoviel Recht daran als Anthrax. Ist er es aber, so hatte Anthrax, indem er den Esel vermietete, auch den Schatten vermietet; und seine Forderung ist ebenso ungereimt, als wenn mir einer seine Leier verkauft hätte und verlangte dann, wenn ich darauf spielen wollte, daß ich ihm auch noch für ihren Klang bezahlen müßte.

„Doch wozu so viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menscheninn so klar ist, daß man sie nur zu hören braucht, um zu sehen, auf welcher Seite das Recht ist? Was ist ein Eselschatten? Welche Unverschämtheit von diesem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, sich dessen anzumäßen, um Wucher damit zu treiben! Und wofern der Schatten wirklich sein war: welche Niederträchtigkeit, ein so wenig, das wenigste, was sich nennen oder denken läßt, etwas in tausend andern Fällen ganz Unbrauchbares, einem Menschen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu versagen, wo es ihm unentbehrlich ist!

„Lasset, edle und großmögende Dierhundertmänner, lasset nicht von Abdera gesagt werden, daß ein solcher Mutwille, ein solcher Frevel vor einem Gerichte, vor welchem (wie vor jenem berühmten Areopagus zu Athen) Götter selbst nicht erröten würden, ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen,

Schuß gefunden habe! Die Abweisung des Klägers mit seiner unstatthafter, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellation, die Verurteilung desselben in alle Kosten und Schäden, die er dem unschuldigen Beklagten durch sein unbefugtes Betragen in dieser Sache verursacht hat, ist jetzt das wenigste, was ich im Namen meines Klienten fordern kann. Auch Genugtuung, und wahrlich eine ungeheure Genugtuung, wenn sie mit der Größe seines Frevels im Ebenmaße stehen soll, ist der unbefugte Kläger schuldig! Genugtuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern während des Laufs dieses Handels auf unzählige Art gestört und angegriffen worden! Genugtuung dem ehrwürdigen Stadtgericht, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appelliert hat! Genugtuung diesem höchsten Gerichte selbst, welches er mit einem so nichtswürdigen Handel mutwilligerweise zu heftigen sich unterstanden! Genugtuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bei dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesetzt hat."

Aus der Antwort des Sykophanten Polyphonus.



obald Phsignatus zu reden aufgehört hatte, gab das Volk, oder vielmehr der Pöbel, der den Markt erfüllte, seine Bestimmung mit einem lauten Geschrei, welches so heftig und anhaltend war, daß die Richter endlich zu besorgen anfangen, die ganze Handlung möchte dadurch unterbrochen werden. Die Partei des Erzpriesters geriet in sichtbare Verlegenheit. Die Schatten hingegen, wiewohl sie im großen Rat die kleinere Zahl waren, saßen neuen Mut und versprachen sich von dem Eindruck, den dieses Vorspiel auf die Esel machen müßte, einen günstigen Erfolg.

Indessen ermangelten die Zunftmeister nicht, das Volk durch Zeichen zur Ruhe zu vermahnen, und nachdem der Herold endlich durch einen dreimaligen Ruf die allgemeine Stille wieder hergestellt hatte, trat Polyphonus, der Sykophant des Eseltreibers, ein untersehter stämmiger Mann, mit kurzem, krausem Haar und dicken, pechschwarzen Augenbrauen, auf, erhob eine Bassstimme, die auf dem ganzen Markt widerhallte, und ließ sich folgendermaßen vernehmen.

„Großmögende Vierhundertmänner!

Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß sie keiner fremden Hilfe bedürfen, um gesehen zu werden. Ich überlasse meinem Gegenpart willig alle Vorteile, die er von seinen Rednerkünsten zu ziehen vermeint hat. Dem, der unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fächterstreiche und das ganze Gaukelspiel der Schulrhetorik Kindern und Narren einen Dunst vor die Augen zu machen. Geschickte Leute lassen sich nicht dadurch blenden. Ich will nicht untersuchen, wieviel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bei diesem Handel über

einen Efelschatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleien zu bestechen, noch durch versteckte Drohungen zu schrecken suchen. Noch viel weniger will ich dem Volke durch aufwiegende Reden das Signal zu Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen, zu beweisen, daß der Efeltreiber Anthraz recht oder, um mich genauer und billiger auszudrücken, als von einem Sachwalter gefordert werden könnte, weniger unrecht hat als sein unbefugter Widersacher."

„Anthraz vermietete dem Zahnarzt Struthion seinen Esel auf einen Tag, nicht zu selbstbeliebigem Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt mit seinem Mantelsack, halben Weges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weiß, acht starke Meilen von hier entfernt liegt.

„Bei der Vermietung des Esels dachte natürlicherweise keiner von beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg und dem Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne zu stehen nötigte, um sich in dessen Schatten zu setzen, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigentümer des Esels dabei nicht gleichgültig blieb.

„Ich begehre nicht zu leugnen, daß Anthraz eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihn für des Esels Schatten deswegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermietet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Efeltreiber von Vordeltern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eseln aufgewachsen ist und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu sein. Im Grunde war's also bloß — der Spaß eines Efeltreibers.

„Aber in welche Klasse von Tieren sollen wir den setzen, der aus einem solchen Spaß Ernst machte? Hätte Herr Struthion wie ein verständiger Mann gehandelt, so brauchte er dem Grobian nur zu sagen: „Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Efelschattens willen entzweien. Weil ich dir den Esel nicht abgemietet habe, um mich in seinen Schatten zu setzen, sondern um darauf nach Gerania zu reiten, so ist es billig, daß ich dir die etlichen Minuten Zeitverlust vergüte, die dir mein Absteigen verursacht; zumal da der Esel um so viel länger in der Hitze stehen muß und dadurch nicht besser wird. Da, Bruder, hast du eine halbe Drachme; laß mich einen Augenblick hier verschmausen, und dann wollen wir uns, in aller Fröhsche Namen! wieder auf den Weg machen.“ —

„Hätte der Zahnarzt aus diesem Tone gesprochen, so hätt' er gesprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann. Der Efeltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch ein Gott vergelt's! gesagt, und die Stadt Abdera wäre des ungewissen Nachruhms, den ihr mein Gegenteil von diesem Efelsprozeß verspricht, und aller der Unruhen, die daraus entstehen mußten, sobald sich so viele große angesehene Herren und Damen in die Sache mischten, überhoben gewesen. Statt dessen setzt sich der Mann auf seinen eigenen Esel, besteht auf seinem bodenlosen Rechte, sich vermöge seines Mietskontrakts

in des Esels Schatten zu setzen, so oft und so lange er wolle, und bringt dadurch den Eseltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft und eine Klage anbringt, die ebenso abgeschmackt ist als die Verantwortung des Beklagten.

„Ob es nun nicht, zur Statuierung eines lehrreichen Beispiels, wohlgetan wäre, wenn dem Synkophanten Phisignatus, meinem wertesten Kollegen — als dessen Aufhebung es ganz allein zuzuschreiben ist, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Philippides vorgeschlagenen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienst, den er dem abderitischen gemeinen Wesen dadurch geleistet, die Ohren gestugt und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein paar Eselsohren dafür angeheft würden; ingleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeister Pfriem und die übrigen Herren, die durch ihren patriotischen Eifer Oel ins Feuer gegossen, für ihre Mühe verdient haben möchten, überläßt der erlauchte Erzpriester, mein Prinzipal, dem eignen einsichtsvollen Ermessen des höchsten Gerichts der Vierhundert. Er seines Orts wird, als angeborner Oberherr und Richter des Eseltreibers Anthraz, nicht ermangeln, ihm zu wohlverdienter Belohnung seines in diesem Handel bewiesenen Unverständs unmittelbar nach geendigtem Prozeß fünf und zwanzig Prügel zuzählen zu lassen. Da aber darum das Recht des mehrbesagten Eseltreibers, wegen der von dem Zahnarzte Struthion erlittenen Ungebühr, wegen des Mißbrauchs, den dieser von seinem Esel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des verursachten Zeitverlusts und Deterioration seines laßbaren Tieres Genugthuung zu fordern, nichtsdestoweniger in seiner ganzen Kraft besteht: so begehret und erwartet der erlauchte Erzpriester von der Gerechtigkeit dieses hohen Gerichts, daß seinem Untertanen ohne längern Aufschub die gebührende vollständigste Entschädigung und Genugthuung verschafft werde.“

Diese kurze und unerwartete Rede brachte auf einige Augenblicke ein tiefes Stillschweigen hervor. Der Synkophant Phisignatus schien zwar große Lust zu haben, sich über die Stelle, die ihn persönlich betroffen hatte, mit Hitze vernehmen zu lassen; allein, da er die Niedergeschlagenheit bemerkte, die der Inhalt der letzten Periode seines Gegners unter dem gemeinen Volk hervorgebracht zu haben schien, so begnügte er sich, gegen die ehrenrührige Stelle von Ohrenabschneiden und andre Anzüglichkeiten sich *quaevis competentia* vorzubehalten, zuckte die Achseln und schwieg.

Das Licht, in welches der Synkophant Poliphonus den wahren Statum *controversiae* gestellt hatte, tat einen so guten Effekt, daß unter den sämtlichen Vierhundertmännern kaum ihrer zwanzig übrig blieben, die, nach abderitischer Gewohnheit, nicht versicherten, daß sie die Sache gleich vom Anfang an ebenso angesehen; und es wurde in ziemlich lebhaften Ausdrücken gegen diejenigen gesprochen, welche Schuld daran hätten, daß eine so simple Sache zu solchen Weitläufigkeiten getrieben worden sei. Die meisten schienen darauf anzutragen: daß dem Erzpriester nicht nur die für seinen Angehörigen verlangte Entschädigung und Genugthuung zugesprochen, sondern auch eine Kommission aus dem großen Rat niedergesetzt werden sollte, um nach der

Schärfe zu untersuchen, wer die ersten Anstifter und Verheger dieses Handels eigentlich gewesen seien.

Dieser Antrag brachte den Zunftmeister und diejenigen, die ihre Partei mit ihm gegen allen Erfolg zum voraus genommen hatten, auf einmal wieder in Harnisch. Der Synkophant Pphsignatus, der dadurch wieder Mut bekam, verlangte von dem Homophylax, noch einmal zum Gehör gelassen zu werden, weil er auf die Rede seines Gegenteils etwas Neues vorzubringen habe; und da ihm dieses den Rechten nach nicht versagt werden konnte, so hielt er noch eine Nachtragsrede. Nach dieser war die Verlegenheit der Richter aufs höchste gestiegen, und es ist schwer zu sagen, was für ein Mittel sie endlich ergriffen haben würden, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, wenn der Zufall, der zu allen Zeiten der große Schutzhott aller Abderiten gewesen ist, sich ihrer nicht angenommen und diesem feinen bürgerlichen Drama eine Entwicklung gegeben hätte, deren sich einen Augenblick vorher kein Mensch versah, noch versehen konnte.

Unvermutete Entwicklung der ganzen Komödie und Wiederherstellung der Ruhe in Abdera.



er Esel, dessen Schatten zeitler (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine so seltsame Verfinsternung in den Hirnschädeln der Abderiten angerichtet hatte, war bis zum Austrag der Sache in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt und bisher daselbst notdürftig gepflegt worden. Das Beste, was man davon sagen kann, ist, daß er nicht fetter davon geworden war.

Diesen Morgen war es den Stallbedienten der Republik, welche wußten, daß der Handel zu Ende gehen sollte, auf einmal eingefallen, der Esel, der gleichwohl eine Hauptperson bei der Sache vorstellte, sollte doch billig auch von der Partie sein. Sie hatten ihn also gestriegelt, mit Blumenkränzen und Bändern herausgeputzt und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in großem Pomp herbeigeführt. Der Zufall wollte, daß sie in der nächsten Gasse, die in den Markt auslief, anlangten, als Poliphonus eben seinen Nachtrag geendigt hatte und die armen Richter sich gar nicht mehr zu helfen wußten, das Volk hingegen, zwischen der Furcht vor dem Erzpriester und dem neuen Stoß, den ihm die zweite Rede des Synkophanten Pphsignatus gegeben, in einer ungewissen und mißmutigen Art von Bewegung schwankte.

Der Lärm, den die besagten Gassenjungen um den Esel her machten, drehte jedermanns Augen nach der Seite, woher er kam. Man stuzte und drängte sich hinzu. „Ha!“ rief endlich einer aus dem Volke, „da kommt der Esel selbst!“ — „Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch helfen wollen,“ sagte ein anderer. — „Der verdammte Esel,“ rief ein dritter, „er

hat uns alle zugrunde gerichtet! Ich wollte, daß ihn die Wölfe gefressen hätten, ehe er uns diesen gottlosen Handel auf den Hals zog!" „Heida!" schrie ein Kesselflicker, der immer einer der eifrigsten Schatten gewesen war, „was ein braver Abderit ist, über den Esel her! Er soll uns die Zecher bezahlen! Laßt nicht ein Haar aus seinem schäbigen Schwanz von ihm übrig bleiben!"

In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge auf das arme Tier, und in wenig Augenblicken war es in tausend Stücke zerrissen. Jedermann wollte auch einen Bissen davon haben. Man riß, schlug, zerrte, kratzte, balgte und raufte sich darum mit einer Hitze, die gar nicht ihresgleichen hatte. Bei einigen ging die Wut so weit, daß sie ihren Anteil auf der Stelle roh und blutig auffraßen; die meisten aber liefen mit dem, was sie davon gebracht, nach Hause; und da ein jeder eine Menge hinter sich her hatte, die ihm seinen Raub mit großem Geschrei abzufragen suchte, so wurde der ganze Markt in wenig Minuten so leer als um Mitternacht.

Die Dierhundertmänner waren im ersten Augenblick dieses Aufruhrs, wovon sie die Ursache nicht sogleich sehen konnten, in so große Bestürzung geraten, daß sie alle, ohne selbst zu wissen, was sie taten, die Mordwerkzeuge hervorzogen, die sie heimlich unter ihren Mänteln bei sich führten, und die Herren sahen einander mit keinem kleinen Erstaunen an, da auf einmal, vom Nomophylax bis zum untersten Beißer, in jeder Hand ein bloßer Dolch funkelte. Als sie aber endlich sahen und hörten, was es war, steckten sie geschwinde ihre Messer wieder in den Busen und brachen alleamt, gleich den Göttern im ersten Buche der Ilias, in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Dank sei dem Himmel!" rief endlich, nachdem die sehr ehrwürdigen Herren wieder zu sich selbst gekommen waren, der Nomophylax lachend aus, „mit aller unserer Weisheit hätten wir der Sache keinen schicklichern Ausgang geben können. Wozu wollten wir uns nun noch länger die Köpfe zerbrechen? Der Esel, der unschuldige Anlaß dieses leidigen Handels, ist (wie es zu gehen pflegt) das Opfer davon geworden; das Volk hat sein Mütchen an ihm abgekühlt, und es kommt jetzt nur auf eine gute Entscheidung von unsrer Seite an, so kann dieser Tag, der noch kaum so aussah, als ob er ein trübes Ende nehmen würde, ein Tag der Freude und Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe werden. Da der Esel selbst nicht mehr ist, was hälst' es, noch lange über seinen Schatten zu rechten? Ich trage also darauf an, daß diese ganze Eselsache hiermit öffentlich für geendigt und abgetan genommen, beiden Theilen, unter Vergütung aller ihrer Kosten und Schäden aus der Stadtreiterei, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, dem armen Esel aber auf gemeiner Stadt Kosten ein Denkmal aufgerichtet werde, das zugleich uns und unsern Nachkommen zur ewigen Erinnerung diene, wie leicht eine große und blühende Republik sogar um eines Eselschattens willen hätte zugrunde gehen können.“

Jedermann klatschte dem Antrag des Nomophylax seinen Beifall zu, als dem klügsten und billigsten Auswege, den man nach Gestalt der Sachen

treffen könne. Beide Parteien konnten damit zufrieden sein, und die Republik erkaufte ihre Beruhigung und Verhütung größeren Schimpfs und Unheils noch immer wohlfeil genug. Der Schluß wurde also von den Vierhundertmännern einhellig diesem Vortrage gemäß abgefaßt, wiewohl es einige Mühe kostete, den Zunftmeister Pfriem dahin zu bringen, daß er nicht den Ungeraden machte; und der große Rat, mit seiner martialischen Bürgerwache im Vor- und Hintertreffen, begleitete den Komophylax bis vor seine Wohnung zurück, wo er die Herren Kollegen samt und sonders auf den Abend zu einem großen Konzert einlud, welches er ihnen zur Befestigung der wiederhergestellten Eintracht zum besten geben wollte.





Der Freiherr von
Münchhausen.

Sitze zu einer Bäre
von Gustav Doré



Münchhausens Reisen und Abenteuer.

Der berühmte Lügenbaron Münchhausen, der klassische Aufschneider, ist eine der populärsten Figuren der humoristischen Literatur. In seiner Eigenart als lastblütiger Lügenerzähler, der mit der größten Selbstverständlichkeit, mit aristokratischer Eleganz und einer durch nichts aus dem Gleichmut zu bringenden Ruhe die phantastischsten und ungeheuerlichsten Dinge erzählt, reißt er sich den besten Gestalten an, die der deutsche Volkswitz seit Till Eulenspiegels Tagen hervorgebracht hat. Das Interessanteste an dieser populären Figur, deren Name einen ganz bestimmten Begriff umschreibt, ist, daß sie nicht bößlich erdichtet ist, sondern tatsächlich existiert hat. Münchhausen hat gelebt und hieß mit vollem Namen: Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen. Er stammte aus der sogenannten „schwarzen Linie“ derer von Münchhausen und wurde am 11. Mai 1720 auf dem väterlichen Gut Bodenwerder im Hannoverschen geboren. In seinen jüngeren Jahren war er Kavallerieoffizier in russischen Diensten und lebte später auf seinem Gut, wo er am 22. Februar 1797 starb.

Seine besondere Lust war, im Freundeskreise wunderbare, fabelhafte und äußerst unwahrscheinliche Kriegs-, Jagd- und Reise-Abenteuer zu erzählen und kam dadurch bald in den Ruf eines scharmanten Aufschneiders. Diese Lügengeschichten wurden zum ersten Male im „Bademetrum für lustige Leute“ (Berlin 1781) veröffentlicht und bald darauf erschien zu Oxford eine englische Ausgabe unter dem Titel: „Baron Münchhausens narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia.“ Bearbeiter und Herausgeber dieser englischen Ausgabe war der frühere Casseler Professor und Bibliothekar N. C. Raspe (geb. 1737, gest. 1794). Als die zweite englische Ausgabe erschienen war, gab der deutsche Dichter Gottfried August Bürger eine deutsche Uebersetzung heraus, die 1786 erschien und der zwei Jahre später eine vermehrte Auflage folgte, die verschiedene Ergänzungen erhielt. Aus dieser Fassung geben wir nachstehend einen Teil der grotesk-fomischen Geschichten des Lügenbarons wieder. Die reproduzierten Illustrationen von Gustav Doré sind mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart der in ihrem Verlag erschienenen Prachtausgabe des „Münchhausen“ entnommen.

Münchhausens Abenteuer zu Lande.



Ich trat meine Reise nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland, welche, nach der Beschreibung aller Reisenden, fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne besondere Kosten hochpreislicher wohlthätiger Landesregierungen, ausbessern müßte. Ich reisete zu Pferde, welches, wenn es sonst nur gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist. Denn man riskiert alsdann weder mit irgend einem hößlichen deutschen Post-

meister eine *Affaire d'honneur* zu bekommen, noch von seinem durstigen Postillon vor jede Schenke geschleppt zu werden. Ich war nur leicht bekleidet, welches ich ziemlich übel empfand, je weiter ich gegen Nordost hin kam.

Nirgendes war ein Dorf zu hören, noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun empor sah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war, und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugefroren gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgekehrt; ich war im Schlaf nach und nach, sowie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten, und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturms gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise.

Hierauf ging alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode ist, des Winters zu Pferde zu reisen. Wie es nun immer meine Maxime ist, mich nach dem bekannten: ländlich sittlich, zu richten, so nahm ich dort einen kleinen Rennschlitten auf ein einzelnes Pferd und fuhr wohlgemut auf St. Petersburg los.

Da es einige Zeit dauerte, ehe ich bei der Armee angestellt werden konnte, so hatte ich ein paar Monate lang vollkommene Muße und Freiheit, meine Zeit sowohl, als auch mein Geld auf die adeligste Art von der Welt zu verjunkieren. Manche Nacht wurde beim Spiel zugebracht, und viele bei dem Klange voller Gläser. Die Kälte das Landes und die Sitten der Nation haben der Bouteille unter den gesellschaftlichen Unterhaltungen in Rußland einen viel höheren Rang angewiesen als in unserm nüchternen Deutschland; und ich habe daher dort häufig Leute gefunden, die in der edlen Kunst zu trinken für wahre Virtuosen gelten konnten. Alle waren aber elende Stümper gegen einen graubärtigen, kupferfarbigen General, der mit uns an dem öffentlichen Tische speiste. Der alte Herr, der seit einem Gefechte mit den Türken die obere Hälfte seines Hirnschädels vermißte und daher, so oft ein Fremder in die Gesellschaft kam, sich mit der artigsten Treuherzigkeit entschuldigte, daß er an der Tafel seinen Hut aufbehalten müsse, pflegte immer während des Essens einige Flaschen Weinbranntwein zu leeren, und dann gewöhnlich mit einer Bouteille Arrak den Beschluß,

oder nach Umständen einigemal da capo zu machen; und doch konnte man nicht ein einziges Mal auch nur soviel Betrunketheit an ihm merken. — Die Sache übersteigt Ihren Glauben. — Ich verzeihe es Ihnen, meine Herren; sie überstieg auch meinen Begriff. Ich wußte lange nicht, wie ich sie mir erklären sollte, bis ich ganz von ungefähr den Schlüssel fand. — Der General pflegte von Zeit zu Zeit seinen Hut etwas aufzuheben. Dies hatte ich oft gesehen, ohne daraus nur Arg zu haben. Daß es ihm warm vor der Stirne wurde, war natürlich, und daß er dann seinen Kopf lüftete, nicht minder. Endlich aber sah ich, daß er zugleich mit seinem Hute eine an demselben befestigte silberne Platte aufhob, die ihm statt des Hirnschädels diente, und daß alsdann immer aller Dunst der geistigen Getränke, die er zu sich genommen hatte, in einer leichten Wolke in die Höhe stieg. Nun war auf einmal das Rätsel gelöst. Ich sagte es ein paar guten Freunden und erbot mich, da es gerade Abend war, als ich die Bemerkung machte, die Richtigkeit derselben sogleich durch einen Versuch zu beweisen. Ich trat nämlich mit meiner Pfeife hinter den General, und zündete, gerade als er den Hut niederlegte, mit etwas Papier die aufsteigenden Dünste an, und nun sahen wir ein ebenso neues als schönes Schauspiel. Ich hatte in einem Augenblicke die Wolkensäule über dem Haupte unseres Helden in eine Feuerfäule verwandelt, und derjenige Teil der Dünste, der sich noch zwischen den Haaren des Hutes verweilte, bildete in dem schönsten blauen Feuer einen Nimbus, prächtiger, als irgend einer den Kopf des größten heiligen umleuchtet hat. Mein Experiment konnte dem General nicht verborgen bleiben; er war aber so wenig ungehalten darüber, daß er uns vielmehr noch manchmal erlaubte, einen Versuch zu wiederholen, der ihm ein so erhabenes Ansehen gab.

Ich übergehe manche lustige Auftritte, die wir bei dergleichen Gelegenheiten hatten, weil ich Ihnen noch verschiedene Jagdgeschichten zu erzählen gedenke, die mir merkwürdiger und unterhaltender scheinen. Sie können sich leicht vorstellen, meine Herren, daß ich mich immer vorzüglich zu solchen wackern Kumpanen hielt, welche ein offenes unbefränktes Waldrevier gehörig zu schätzen wußten. Sowohl die Abwechslung des Zeitvertreibes, welches dieses mir darbot, als auch das außerordentliche Glück, womit mir jeder Streich gelang, gereichen mir noch immer zur angenehmsten Erinnerung.

Eines Morgens sah ich durch das Fenster meines Schlafgemachs, daß ein großer Teich, der nicht weit davon lag, mit wilden Enten gleichsam überdeckt war. Flugs nahm ich mein Gewehr aus dem Winkel, sprang zur Treppe hinab, und das so über Hals und Kopf, daß ich unvorsichtigerweise mit dem Gesicht gegen die Türpfoste rannte. Feuer und Funken stoben mir aus den Augen; aber das hielt mich keinen Augenblick zurück. Ich kam bald zum Schuß; allein wie ich anlegte, wurde ich zu meinem großen Verdruß gewahr, daß durch den soeben empfangenen heftigen Stoß sogar der Stein von dem Flintenhahne abgesprungen war. Was sollte ich nun tun? denn Zeit war hier nicht zu verlieren. Glücklicherweise fiel mir ein, was sich soeben mit meinen Augen zugetragen hatte. Ich riß also die Pflanne auf, legte mein Gewehr gegen das wilde Geflügel an, und ballte die Faust

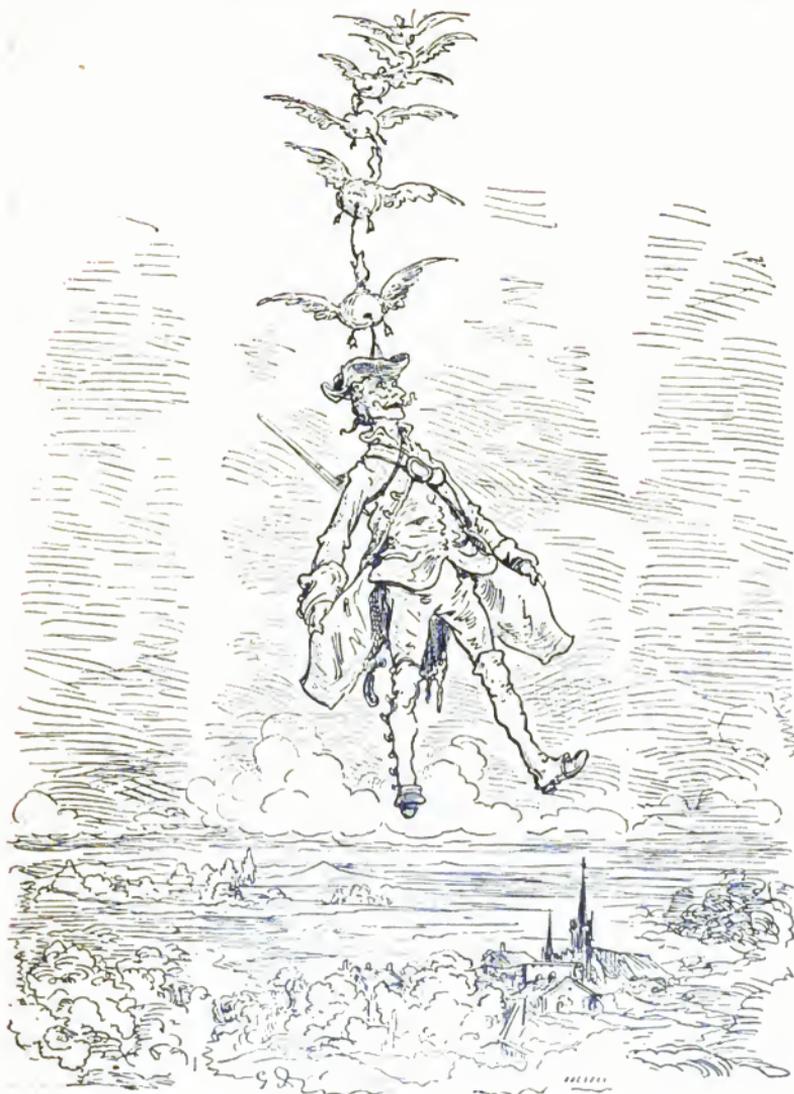
gegen eins von meinen Augen. Von einem derben Schläge flogen wiederunken genug heraus, der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, vier Rothhälse und ein paar Wasserhühner. Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Taten. Wenn Soldaten und Seeleute öfters dadurch glücklich davon kommen, so dankt der Weidmann ihr nicht seltener sein gutes Glück.

So schwammen einst auf einem Landsee, an welchen ich auf einer Jagdstreiferei geriet, einige Duzend wilder Enten allzuweit voneinander zerstreut umher, als daß ich mehr denn eine einzige auf einen Schuß zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich sie gern alle gehabt, weil ich nächstens eine ganze Menge guter Freunde und Bekannten bei mir zu bewirten willens war.

Da besann ich mich auf ein Stückchen Schinkenspeck, welches von meinem mitgenommenen Mundvorrat in meiner Jagdtasche noch übriggeblieben war. Dies befestigte ich an eine ziemlich lange Hundsleine, die ich aufdrehte und so wenigstens noch um viermal verlängerte. Nun verbarg ich mich im Schilfgesträuch am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie die nächste Ente hurtig herbeischwamm und ihn verschlang. Der ersten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden gar bald unverdaut hinten wieder herauskam, so verschlang ihn die nächste, und so immer weiter. Kurz der Brocken machte die Reise durch alle Enten samt und sonders hindurch, ohne von seinem Faden loszureißen. So saßen sie denn alle daran, wie Perlen an der Schnur. Ich zog sie gar allerliebste ans Land, schlang mir die Schnur ein halbes Duzendmal um Schulter und Leib und ging meines Weges nach Hause zu.

Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war und mir die Last von einer solchen Menge Enten ziemlich beschwerlich fiel, so wollte es mir fast leid tun, ihrer allzuvieler eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein seltsamer Vorfall zu statten, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit setzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen, als sie von der ersten Bestürzung sich erholt hatten, gar mächtig an mit den Flügeln zu schlagen und sich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun wäre bei manchem wohl guter Rat teuer gewesen. Allein ich benutzte diesen Umstand, so gut ich konnte, zu meinem Vorteil und ruderte mich mit meinen Rodschößen nach der Gegend meiner Behausung durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war, und es darauf ankam, ohne Schaden mich herunter zu lassen, so drückte ich einer Ente nach der andern den Kopf ein, sank dadurch ganz sanft und allmählich gerade durch den Schornstein meines Hauses mitten auf den Küchenherd, auf welchem zum Glück noch kein Feuer angezündet war, zu nicht geringem Schreck und Erschrecken meines Koches.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Frischling vorn ganz allein



Münchhausen läßt sich von Enten durch die Lüfte tragen.

Nach der Zeichnung von Gustav Doré.

weg, und die Baße blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden festgenagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, so fand

ich, daß es eine blinde Bachse war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rauchen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beide hindurchgefahren war, so hatte sie diesen Zeitzaun zerrissen, wovon die alte Bachse das eine Ende noch immer kaute. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übriggebliebene Endchen von des Frischlings Schwanz und leitete daran das alte hilflose Tier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

Sie haben unstreitig, meine Herren, von dem heiligen Schutzpatron der Weidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem stattlichen Hirsche gehört, der ihm einst im Walde aufstieß, und welcher das heilige Kreuz zwischen seinem Geweihe trug. Diesem St. Hubertus habe ich noch alle Jahre meine Opfer in guter Gesellschaft dargebracht und den Hirsche wohl tausendmal sowohl in Kirchen abgemalt als auch in die Sterne seiner Ritter gestickt gesehen, so daß ich auf Ehre und Gewissen eines braven Weidmanns kaum zu sagen weiß, ob es entweder nicht vorzeiten solche Kreuzhirsche gegeben habe, oder wohl gar noch heutigentags gebe. Doch lassen Sie sich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen sah. Einst, als ich all mein Blei verschossen hatte, stieß mir, ganz wider mein Vermuten, der stattlichste Hirsche von der Welt auf. Er blickte mir so mir nichts dir nichts ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Handvoll Kirschsteine, wovon ich, so hurtig sich das tun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten auf seine Stirn zwischen das Geweih. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte — machte sich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in ebendemselben Walde auf der Jagd: und siehe! zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsche mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaum, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweih. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirsche als mein längst wohl erworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirschtunke, zugleich geriet; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikate nicht gegessen hatte. Wer kann nun wohl sagen, ob nicht irgend ein passionierter heiliger Weidmann, ein jagdlustiger Abt oder Bischof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf St. Hubertus' Hirsche zwischen das Gehörn gepflanzt habe? Denn diese Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und — Hörnerpflanzens berühmt und sind es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. Im Falle der Not, und wenn es Aut oder Naut gilt, welches einem braven Weidmann nicht selten begegnet, greift er lieber wer weiß wozu und versucht eher alles, als daß er sich die günstige Gelegenheit entwischt läßt. Ich habe mich manches liebe Mal selbst in einer solchen Lage der Versuchung befunden.

Was sagen Sie zum Exempel von folgendem Kasus? — Mir waren einmal Tageslicht und Pulver in einem polnischen Walde ausgegangen. Als

ich nach Hause ging, fuhr mir ein ganz entsetzlicher Bär mit offenem Rachen, bereit mich zu verschlingen, auf den Leib. Umsonst durchsuchte ich in der Hast alle meine Taschen nach Pulver und Blei. Nichts fand ich als zwei Flintensteine, die man auf einen Notfall wohl mitzunehmen pflegt. Davon warf ich einen mit Macht in den offenen Rachen des Ungeheuers, ganz seinen Schlund hinab. Wie ihm dies nun nicht allzuwohl gefallen mochte, so machte mein Bär linksam, so daß ich den andern nach der Hinterpforte schleudern konnte. Wunderbar und herrlich ging alles vonstatten. Der Stein fuhr nicht nur hinein, sondern auch mit dem andern Stein dergestalt zusammen, daß es Feuer gab und den Bär mit einem gewaltigen Knalle auseinander sprengte. Man sagt, daß so ein wohl applizierter Stein a posteriori, besonders wenn er mit einem a priori recht zusammenfuhr, schon manchen bärbeißigen Gelehrten und Philosophen in die Luft sprengte. — Ob ich nun gleich diesmal mit heiler Haut davonkam, so möchte ich das Stückchen doch eben nicht noch einmal machen, oder mit einem Bären ohne andere Verteidigungsmittel anbinden.

Ebenso schoß mir ein anderes Mal unversehens ein fürchterlicher Wolf so nahe auf den Leib, daß mir nichts weiter übrigblieb, als ihm, dem mechanischen Instinkt zufolge, meine Faust in den offenen Rachen zu stoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen stieß ich immer weiter und weiter und brachte meinen Arm beinahe bis an die Schulter hinein. Was war aber nun zu tun? — Ich kann eben nicht sagen, daß mir diese unbehilfliche Situation sonderlich anstand. — Man denke nur, Stirn gegen Stirn mit einem Wolfel! — Wir äugelten uns eben nicht gar lieblich zu. Hätte ich meinen Arm zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur desto wütender zu Leibe gesprungen; soviel ließ sich klar und deutlich aus seinen flammenden Augen herausbuchstabieren. Kurz, ich packte ihn beim Eingeweide, kehrte sein Äußerstes zu innerst, wie einen Handschuh, um, schleuderte ihn zu Boden und ließ ihn da liegen.

Dies Stückchen hätte ich nun wieder nicht an einem tollen Hunde versuchen mögen, welcher bald darauf in einem engen Gäßchen zu St. Petersburg gegen mich anließ. Lauf was du kannst! dachte ich. Um desto besser fortzukommen, warf ich meinen Ueberrock ab und rettete mich geschwind ins Haus. Den Rock ließ ich hernach durch meinen Bedienten hereinholen und zu den andern Kleidern in die Garderobe hängen. Tags darauf geriet ich in ein gewaltiges Schrecken durch meines Johannis Geschrei: „Herrgott, herr Baron, Ihr Ueberrock ist toll!“ Ich sprang hurtig zu ihm hinauf und fand alle meine Kleider umhergezerrt und zu Stücken zerrissen. Der Kerl hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Ueberrock toll sei. Ich kam gerade noch selbst dazu, wie er über ein schönes neues Galakleid herfiel, und es auf eine gar unbarmherzige Weise zerstückelte und umherzaupte.

Später hatte ich einen Hund, der sein ganzes Geschlecht so sehr übertraf, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Das Tierchen war minder wegen seiner Gestalt als wegen seiner

außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewiß bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachsjucher gebrauchen konnte, in welcher Qualität es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Weiland noch als Windspiel — beiläufig zu melden, es war eine Hündin — setzte sie einst hinter einem Hasen her, der mir ganz ungewöhnlich dick vorkam. Es tat mir leid um meine arme Hündin, denn sie war mit Jungen trächtig und wollte doch noch ebenso schnell laufen als sonst. Nur in sehr weiter Entfernung konnte ich zu Pferde nachfolgen. Auf einmal hörte ich ein Gekläffe wie von einer ganzen Koppel Hunde, allein so schwach und zart, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen sollte. Als ich näher kam, sah ich mein himmelblaues Wunder.

Die Häslein hatte im Laufen gesetzt und meine Hündin geworfen, und zwar jene gerade ebensoviel junge Hasen als diese junge Hunde. Instinktmäßig hatten jene die Flucht genommen, diese aber nicht nur gejagt, sondern auch gefangen. Dadurch gelangte ich am Ende der Jagd auf einmal zu sechs Hasen und Hunden, da ich doch nur mit einem einzigen angefangen hatte.

Wir zogen, wie es scheint, unter andern auch in der Absicht zu Felde, um die Ehre der russischen Waffen, welche in dem Feldzuge unter Zar Peter am Pruth ein wenig gelitten hatte, wiederherzustellen. Dieses gelang uns auch vollkommen durch verschiedene Feldzüge:

Einst, als wir die Türken in Czakow hineintrieben, ging's bei der Avantgarde sehr heiß her. Mein feuriger Litauer hätte mich beinahe in des Teufels Küche gebracht. Ich hatte einen ziemlich entfernten Vorposten und sah den Feind in einer Wolke von Staub gegen mich anrücken, wodurch ich wegen seiner wahren Anzahl und Absicht gänzlich in Ungewißheit blieb. Mich in eine ähnliche Wolke von Staub einzuhüllen, wäre freilich wohl ein Alltagspfiß gewesen, würde mich aber ebensowenig klüger gemacht als überhaupt der Absicht näher gebracht haben, in der ich vorausgeschickt war. Ich ließ daher meine Flankeure zur Linken und Rechten auf beiden Flügeln sich zerstreuen und soviel Staub erregen, als sie nur immer konnten. Ich selbst aber ging gerade auf den Feind los, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Dies gelang mir; denn er stand und focht nur so lange, bis die Furcht vor meinen Flankeuren ihn in Unordnung zurücktrieb. Nun war's Zeit, tapfer über ihn herzufallen. Wir zerstreuten ihn völlig, richteten eine gewaltige Niederlage an und trieben ihn nicht allein in seine Festung zu Loche, sondern auch durch und durch, ganz über und wider unsere blutigsten Erwartungen.

Weil nun mein Litauer so außerordentlich geschwind war, so war ich der vorderste beim Nachsehen, und da sah ich, daß der Feind so hübsch zum gegenseitigen Tore wieder hinausfloß, so hielt ich's für ratsam, auf

dem Marktplatz anzuhalten und dort zum Rendezvous blasen zu lassen. Ich hielt an, aber stellt euch, ihr Herren, mein Erstaunen vor, als ich weder Trompeter, noch irgend eine lebendige Seele von meinen Husaren um mich sah. „Sprengen sie etwa durch andere Straßen? Oder was ist aus ihnen geworden?“ dachte ich.

Indessen konnten sie, meiner Meinung nach, unmöglich fern sein und mußten mich bald einholen. In dieser Erwartung ritt ich meinen atemlosen Litauer zu einem Brunnen auf dem Marktplatz und ließ ihn trinken. Er soff ganz unmäßig, mit einem Heißdurst, der gar nicht zu löschen war. Allein das ging ganz natürlich zu; denn als ich mich nach meinen Leuten umsah, was meint ihr wohl, ihr Herren, was ich da erblickte? Der ganze Hinterteil des armen Tieres, Kreuz und Lenden waren fort und wie rein abgeschnitten. So lief denn hinten das Wasser ebenso wieder heraus, als es von vorn hineingekommen war, ohne daß es dem Gaul zugute kam oder ihn erfrischte.

Wie das zugegangen sein mochte, blieb mir ein völliges Rätsel, bis endlich mein Reitknecht von einer ganz entgegengesetzten Seite angejagt kam, und, unter einem Strome von treuherzigen Glückwünschen und kräftigen Flüchen, mir folgendes zu vernehmen gab. Als ich *pêle-mêle* mit dem fliehenden Feinde hineingedrungen wäre, hätte man plötzlich das Schußgatter fallen lassen, und dadurch wäre der Hinterteil meines Pferdes rein abgeschlagen worden. Erst hätte besagter Hinterteil unter den Feinden, die ganz blind und taub gegen das Tor angestürzt wären, durch beständiges Ausschlagen die fürchterlichste Verheerung angerichtet, und dann wäre er siegreich nach einer nahe gelegenen Weide hingewandert, wo ich ihn wahrscheinlich noch finden würde. Ich drehte sogleich um, und in einem unbegreiflich schnellen Galopp brachte mich die Hälfte meines Pferdes, die mir noch übrig war, nach der Weide hin. Zu meiner großen Freude fand ich hier die andere Hälfte gegenwärtig.

Da ich so un widersprechliche Beweise hatte, daß in beiden Hälften meines Pferdes Leben sei, so ließ ich sogleich unsern Kurtschmied rufen. Dieser heftete, ohne sich lange zu besinnen, beide Teile mit jungen Lorbeer sproßlingen, die gerade bei der Hand waren, zusammen. Die Wunde heilte glücklich zu, und es begab sich etwas, das nur einem so ruhmvollen Pferde begegnen konnte. Nämlich die Sprossen schlugen Wurzeln in jenem Leibe, wuchsen empor und wölbten eine Laube über mir, so daß ich hernach manchen ehrlichen Ritt im Schatten meiner sowohl als meines Rosses Lorbeeren tun konnte.

Einem Manne, meine Herren, der einen Gaul, wie mein Litauer war, zu reiten vermochte, können Sie auch wohl noch ein anderes Voltigier- und Reiterstückchen zutrauen, welches außerdem vielleicht ein wenig fabelhaft klingen möchte. Wir belagerten nämlich, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung ständen. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein

zu gelangen; auch war eben kein tüchtiges Subjekt vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Dienst-eifer ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. „hm,“ dachte ich, „hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als einen Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bette der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten.“

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit war, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit von mir vorüber nach unserm Lager flog, sprang von der meinigen auf diese hinüber und kam, zwar unerrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsch. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde als Sklave verkauft.

In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahrt, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte als die silberne Art, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räufern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuschleuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzu starken Schwung meines Armes flog die Art in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwachsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. — Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Art an einem Orte wieder zu finden, wo alle andere Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte



Münchhausen reitet auf der
Kanonenkugel zu den Seinen.

Zeichnung von Julius Diez.
Veröffentlicht mit Bewilligung der
Münchener „Jugend“

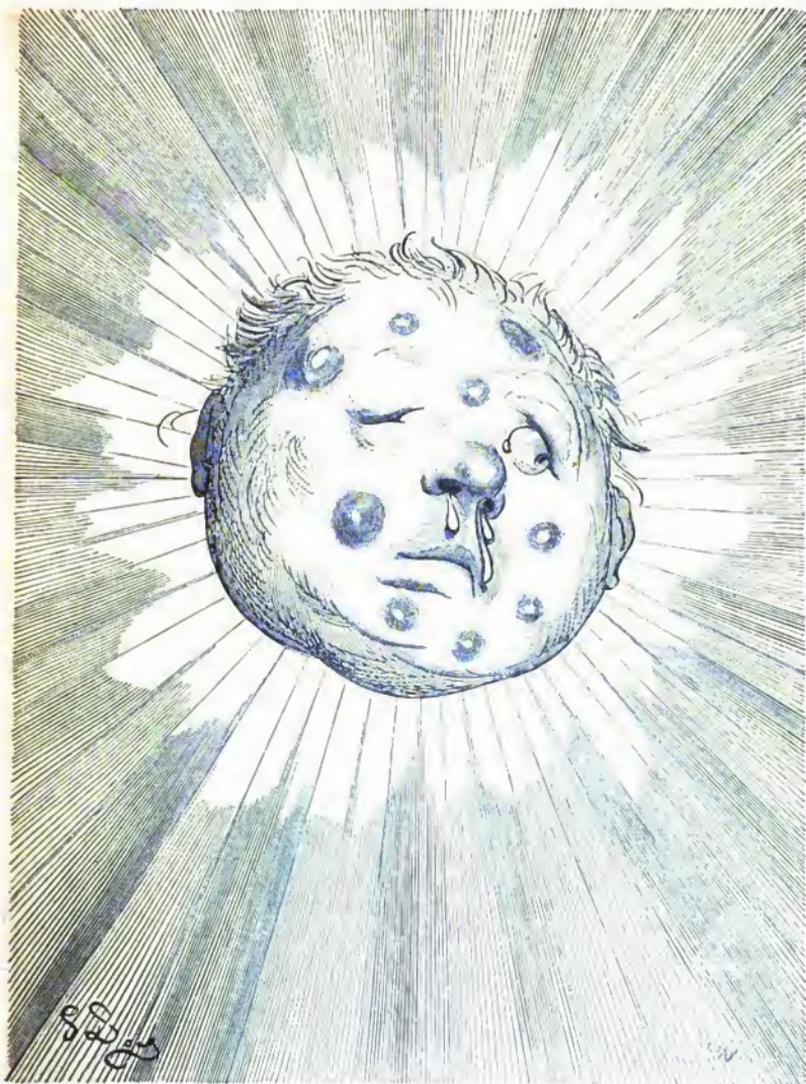
indefsen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu tun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Monbes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Art. Sowie ich nun eine Strecke hinuntergegleitet war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab, und knüpfte daselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick ebensowenig besser, als es mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte.

Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution, vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiser in der Wiege, nebst seiner Mutter und seinem Vater, dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall von Münnich und vielen andern nach Sibirien geschickt wurde. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden und Erkältung erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreise in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreise nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Sitauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbeizukommen war.

Nichtsdestoweniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen nebst den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern, und sprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, welches, in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche, eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr mutig und nicht über vier Jahr alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke tat, so verriet



Die erkältete Sonne mit
dem großen Schnupfen.
Zeichnung von Gustav Doré.

es durch sein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dies verwehrt ich ihm aber bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hängte sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal ging's: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen, und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne festgefroren und kamen nun, so wie sie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmannes heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeitlang mit der herrlichsten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — „Ohne Lieb' und ohne Wein“ — „Als ich auf meiner Bleiche“ — „Gestern abend war Vetter Michel da“ — nebst noch vielen anderen Stücken, auch sogar das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder“. — Mit diesem lezten endigte sich denn dieser Tauspaß, so wie ich hiermit meine russische Reisesgeschichte.

•

Nun beginnt Münchhausen die zehnte Seeabenteuer zu erzählen. Er kommt unter den sonderbarsten Umständen von Holland aus nach Ceylon, wo er unter anderem ein höchst schreckliches Abenteuer mit einem Löwen und einem Protobil hat, in dessen Verlauf der grimme Löwe in sinnloser Wut über Münchhausens Kopf direkt in den aufgesperrten Rachen des Protobils springt, so daß Löwe und Protobil erstickten. Dann erzählt Münchhausen seine Abenteuer auf der Reise nach Nordamerika; hier rettet er das leck gewordene Schiff dadurch vor dem Sinken, daß er sich geistesgegenwärtig auf das Loch setzt und so das Eindringen der Fluten verhindert. „Meine Situation,“ sagt er, „war, solange ich auf der Brille saß, zwar ein wenig kühl, indessen ward ich doch halb durch die Kunst des Zimmermanns erlöst.“ Im Mitteländischen Meere wird er von einem großen Haiisch verschlungen, dann aber aus dem Magen des Ungetüms herausgeschnitten. Nach Abenteuern im Maramarameer, auf dem ausgetretenen Nil, in Konstantinopel und sonst in der Welt, macht er auch die Belagerung von Gibraltar mit. Hier hat er u. a. folgendes merkwürdige Abenteuer:

David's Schlander.

Sines Morgens saß ich mit dem General Elliot beim Frühstück, als auf einmal eine Bombe in das Zimmer flog und auf den Tisch niederfiel. Der General, wie fast jeder getan haben würde, verließ das Zimmer augenblicklich, ich aber nahm die Bombe, ehe sie sprang, und trug sie auf die Spitze des Felsens. Von hier aus sah ich auf einem Hügel der Seeküste, unweit des feindlichen Lagers, eine ziemliche Menge Leute, konnte aber mit bloßen Augen nicht entdecken, was sie vorhatten. Ich nahm also mein Teleskop zu Hilfe und fand nun, daß zwei von unseren Offizieren, einer ein General und der andere



Münchhausen feiert mit General Elliot den merkwürdigen Tag.
Nach der Zeichnung von Gustav Doré.

ein Oberster, die noch den vorigen Abend mit mir zugebracht und sich um Mitternacht als Spione in das spanische Lager geschlichen hatten, dem Feinde in die Hände gefallen waren und eben gehängt werden sollten.

Die Entfernung war zu groß, als daß ich die Bombe aus freier Hand
Weißerbut des Humors.

hätte hinwerfen können. Glücklicherweise fiel mir bei, daß ich die Schleuder in der Tasche hatte, die David weiland so vorteilhaft gegen den Riesen Goliath gebrauchte. Ich legte meine Bombe hinein und schleuderte sie sogleich mitten in den Kreis. Sowie sie niederfiel, sprang sie auch und tötete alle Umstehenden, ausgenommen die beiden englischen Offiziere, die zu ihrem Glück gerade in die Höhe gezogen waren. Ein Stück der Bombe flog indessen gegen den Fuß des Galgens, der dadurch sogleich umfiel. Unsere beiden Freunde fühlten kaum Terra firma, als sie sich nach dem Grunde dieser unerwarteten Katastrophe umsahen, und da sie fanden, daß Wache, Henker und alles den Einfall gekriegt hatte, zuerst zu sterben, so machten sie sich einander von ihren unbehaglichen Stricken los, liefen nach dem Seesüfer, sprangen in ein spanisches Boot und nötigten die beiden Leute, die darin waren, sie nach einem unserer Schiffe zu rudern.

Wenige Minuten nachher, da ich gerade dem General Elliot die Sache erzählte, kamen sie glücklich an, und nach gegenseitigen Erklärungen und Glückwünschen, feierten wir diesen merkwürdigen Tag auf die froheste Art von der Welt.

An diese Erzählung schließt Münchhausen die Geschichte an, wie er zu Davids Schleuder gekommen sei, berichtet von weiteren Seereisen, Eisbärjagden, einer zweiten Reise nach dem Mond, einer Reise in die Unterwelt. Nach großen Abenteuern in einem Lande, das aus lauter Käse besteht und einer höchst drangvoll verbrachten Zeit im Magen eines Fisches, der ganze Schiffe verschlungen hatte, reist Münchhausen nach Petersburg.

Mit der Erzählung von einer wunderwirkenden Weste schließt der Baron die Reihe seiner erlogenen Geschichten.





Hieronymus Jobst beim Studium.

Die Jobsiade.

Ein komisches Heldengedicht von C. A. Kortum.

(1745—1824.)

Das „Komische Heldengedicht“, die Jobsiade von Konrad Arnolt Kortum, diesem frühen Vorläufer Wilhelm Buschs, hat gleich nach dem Erscheinen (1784) einen außergewöhnlichen Erfolg gehabt. Das „allgemeine Schütteln des Kopfes über diese Antwort des Kandidaten Jobstes“ und

„Der Inspektor sprach zuerst hem! hem!
Darauf die andern: secundum ordinem“

sind noch heute als geflügelte Worte lebendig. Das ganze Gedicht mit seinen absichtlich holperigen Versen zählt entschieden zu den besten komischen Erzeugnissen unserer humoristischen Literatur. Es ist voll Wit, Laune und bester Charakteristik und ist darum ein echtes und rechtes Volksbuch geworden. — Ebenso drollig wie die absichtlich unrythmischen Mittelverse sind die Illustrationen, die Kortum plump und klöbig zu seinen Versen zeichnete und von denen einige hier reproduziert sind.

Hieronimus Jobs, der tragikomische Held des Gedichts, war als Sohn eines ehrsamten Rathsherrn in einem schwäbischen Städtchen geboren und erlcht als drollig-naives Kind und dann als weltfremder Jüngling, der mit Geistesgaben sehr schwach gesegnet ist, des Daseins Bitternisse. Auf dem Wege zur Unversität wird ihm im Postwagen von einer gefälligen Schönen, der er sich verliebt nahte, die Uhr gestohlen. Auf der Unversität studiert er fleißig Theologie, aber er ist linksisch und in allen Dingen ein Pechvogel. Es fehlt ihm sehr am Gelde und er pumpt seine Eltern fleißig an. Bald hat er auch „ausstudiert“ und reist mit magerer Gelehrsamkeit nach Hause. Dann fängt er an geistlich zu werden, bekommt ein schwarzes Kleid und eine Perücke, predigt bald auf der Kanzel und wird zum Kandidaten examiniert. Dabei ergeht es ihm sehr übel.

•

**Wie Hieronimus zum Kandidaten examiniert ward,
und wie es ihm dabei erging.**

Indes ist es beim Entschlusse geblieben,
Und nach wenigen Wochen hat man
verschrieben

Die ganze hochwürdige Klerisei
Zu Hieronimus Examen herbei.

Jedoch, wie ihm oh solcher Gefahr,
Des nahen Examens zumute ware,
Und sein gemachtes ängstliches Gesicht,
Dies alles begreift der Leser nicht.

Es wäre also solches zu schildern vergebens.
Die fürchterlichste Stunde seines Lebens,
Nahte nunmehr endlich herzu;
Ach! du armer Hieronimus, du!

Nenne mir nun, Jungfer Musc, die Namen
Der geistlichen Herrn, welche zum Examen
Aus jeder Gegend der schwäbischen Welt
Am bestimmten Tage sich eingestellt.

Der erste war der Herr Inspector,
In der Lehre stark wie ein andrer Hektor,
Ein stattlicher didgebauter Mann;
Man sah ihm gleich den Inspector an.

Seine Verdienste schafften ihm diese Würde;
Er trug übrigens seines Amtes Würde
Geduldig und mit gar frohem Mut
Und aß und trank täglich gut.

Nach ihm kam der geistliche Assessor,
Ein Mann von Person zwar etwas größer,
Doch an Körper und Waden dünn
Und von etwas mürrischem Sinn.

Er triebe nebst der geistlichen Sache
Verschiedene Stücke aus dem ökonomischen
fache

Und trank nur Bier und schlechten Wein,
Denn seine Einkünfte waren klein.

Auch Herr Krager, ein Mann von hohen
Jahren,
In den Kirchenvätern sehr wohl erfahren,
Die er, so oft die Gelegenheit kam
Seinen Satz zu erweisen, hernahm.

Auch Herr Krisch, ein Mann von guten
Sitten,
Ungemein stark in Postillen beritten;
Wobei er sich so gut und noch besser befand
Als der beste Pfarrer im Schwabenland.

Auch Herr Bess, ein weiblicher Linguist,
Und im Leben und Wandel ein ziemlicher
Christe,

Im Vortrag ein ewiges Einerlei,
Doch niemals gegen Orthodogei.

Auch Herr Schrei, stark in der Rede,
Weder in Gesellschaft noch auf der Kanzel
blöde,
Lebte übrigens munter und frisch
Mit seiner Köchin exemplarisch.

Auch Herr Plog, ein Mann wie ein Engel,
Er hatte zwar in der Jugend viele Mängel,
Nachdem er aber sein Amt trat an,
Ward er ein gar frommer Mann.

Er hielte seine hochgeliebte Gemeine
Von allen Kestern und bösem Wesen reine,
Und strafte zur Zeit und zur Unzeit
Alle und jede, doch nach Belegenheit.

Auch Herr K e f f e r, nie müde in Lehr' und
Strafen,
Er nahm sich treulich an seiner Schafen,
Doch fandte sich in der Herde sein
Mancher hartnäckige Bock mit ein.

Oft war er, um sie zurechte zu führen,
Er deshalb genötiget zu prozessieren,
Denn er verstand die Jura, in der Tat,
So gut als der beste Advokat.

Außer diesen oben genannten kamen
Noch mehr geistliche Herren zum Examen,
Die ich nicht alle Mann für Mann
So gar genau mehr nennen kann.

Als nun die ganze geistliche Schare
Der hochkehrwürdigen Herren beisammen
ware,
So setzten, praemissis praemittendis,
Sich alle um einen großen Tisch.

Hieronimus trat mit Zittern und Zagen
Vor die sämtliche Gesellschaft der weißen
Kragen
Und scharrete ihnen demütig den Gruf
O weh dir! o weh dir! Hieronimus.

Zuvorderst erkundigten die Examinatores
Sich nach seinen bisherigen Sitten und
Mores

Und fragten ihn bald, ob er auch hätt'
Ein Zeugnis von der Universität?

Hieronimus, ohne sonderliche Umstände,
Gab das Attest in des Inspektors Hände,
Welcher daselbe alsbald dann laß;
O weh dir! o weh dir! Hieronimus!

Es war zwar, wie oben schon angeführet,
In Latein und Griechisch konzipieret,
folglich zu lesen ein schweres Stück;
Doch verstand zu allem Ungelüch

Der Inspektor etwas von den Sprachen,
Um hier die nötigste Dolmetschung zu
machen;
Denn für jeden andern geistlichen Herr
War die Uebersetzung zu schwer.

Damit nun hier nichts möge fehlen,
Will ich dem geneigten Leser erzählen,
Was eigentlich in dem Attestat
Von Wort zu Wort gestanden hat.

Zuerst Name und Titel vom Professer
Und in drei Buchstaben etwas größer
Wünschte er, durch L. B. S. dem
Lectori Benevolo Salutem!

Sintemal und inmaßen drei Jahre
Und einige Wochen hieselbst ware
Herr Hieronimus Jobsius
Als Theologia Studiosus;

Derfelbe aber abzureisen nunmehr
Ernstlich ist gesonnen, und dero-
halb um ein schriftlich Attestat
Mich geziemendermaßen bat:

So habe ich nicht unterlassen können,
Ihm solches schriftliches Zeugnis zu gönnen:
Daß derfelbe alle viertel Jahr
Bei mir einmal im Kollegio war.

Ob er sich sonst des Studierens privatim
beflissen,
Wird ihm wohl sagen sein eigen Gewissen,
Dann in diesem schriftlichen Bericht
Behauptet und zeugt ich solches nicht.

Und von seinem sonstigen Betragen
Wäre zwar nicht viel Gutes zu sagen,
Allein die christliche Liebe will,
Daß ich davon schweige still.

Nebrigens wünsch' ich ihm auf alle Weise
Hiedurch eine glückliche Abreise,
Und der gütige Himmel leite ihn
Künftig zu allem Guten hin!

Was man für große Augen gemachet,
Und daß Herr Hieronimus nicht gelachet,
Als man den Inhalt fand dergestalt,
Ein solches begreift der Leser alsbald.

Indes ist es für diesmal geschehen,
 Daß man die Sache hat übersehen,
 Und man redete von dem Alttest
 Aus christlicher Erbarmung und Liebe das
 Best'.

Denn die Herren dachten weislich zurücke,
 Daß sie auch wohl viele lustige Stücke
 Auf Akademien getrieben vor dem;
 Man schritte also weiter ad rem.

Der Herr Inspektor machte den Anfang,
 Hüftete viermal mit starkem Klang,
 Schmäuzte und räusperte auch viermal sich
 Und fragte, indem er den Bauch strich:

Ich, als zeitlicher pro tempore
 Inspektor,
 Und der hiesigen Geistlichkeit
 Direktor,

frage Sie: Quid sit Episcopus?
 Als bald antwortete Hieronimus:

Ein Bischof ist, wie ich denke,
 Ein sehr angenehmes Getränke
 Aus rotem Wein, Zucker und Pomeranzensaft
 Und wärmet und stärket mit großer Kraft.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobes
 Beschah allgemeines Schütteln des Kopfes;
 Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
 Drauf die andern secundum ordinem.

Nun hub der Assessor an zu fragen:
 Herr Hieronimus! tun Sie mir sagen,
 Wer die Apostel gewesen sind?
 Hieronimus antwortete geschwind:

Apostel nennet man große Krüge,
 Darin gehet Wein und Bier zur G'nüge,
 Auf den Dörfern und sonst beim Schmaus
 Trinken die durstigen Bursche daraus.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobes
 Beschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
 Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
 Drauf die andern secundum ordinem.

Nun traf die Reihe den Herrn Krager
 Und er sprach: Herr Kandidat! sag' Er,
 Wer war der heilige Augustin?
 Hieronimus antwortete kühn:

Ich habe nie gehört oder gelesen,
 Daß ein andrer Augustin gewesen,
 Als der Universitätspedell Augustin,
 Er zitierte mich oft zum Prorektor hin.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobes
 Beschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
 Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
 Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Krüsch ohn Verweilen
 Und fragte: Aus wie vielen Theilen
 Muß eine gute Predigt bestehen,
 Wenn sie nach Regeln sollte geschehn?

Hieronimus, nachdem er sich eine Weile
 Bedacht, sprach: die Predigt hat zwei Theile,
 Den einen Teil niemand verstehen kann,
 Den andern Teil aber verstehtet man.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobes
 Beschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
 Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
 Drauf die andern secundum ordinem.

Nun fragte Herr Bess der Linguiste:
 Ob Herr Hieronimus auch wohl wüßte,
 Was das hebräische Kubbuz sei?
 Und Hieronimus antwortete frei:

Das Buch, genannt Sophiens Reifen
 Von Memel nach Sachsen, tut es weisen,
 Daß sie den mürrischen Kubbuz bekam,
 Weil sie den reichen Puff früher nicht nahm.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobes
 Beschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
 Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
 Drauf die andern secundum ordinem.

Nun kam auch an den Herrn Schreie,
 Den Hieronimus zu fragen die Reihe,
 Er fragte also: Wie mancherlei
 Die Gattung der Engel
 eigentlich sei?

Hieronimus tat die Antwort geben:
 Er kenne zwar nicht alle Engel eben,
 Doch wäre ihm ein blauer Engel bekannt
 Auf dem Schild der Schenke, zum Engel
 genannt.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobfes
Gesah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Herr Ploß hat nun fortgefahren
Zu fragen: Herr Kandidat! wie-
viel waren
Concilia oecumenica?
Und Hieronimus antwortete da:

Als ich auf der Universität studieret,
Ward ich oft vors Konzilium zitieret,
Doch betraf solches Konzilium nie
Sachen aus der Oekonomie.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobfes
Gesah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Nun folgte Herr Keffler, der geistliche Herre,
Seine Frage schien zu beantworten sehr
schwere,
Sie betraf der Manichäer Ketzerei,
Und was ihr Glaube gewesen sei?

Antwort: Ja, diese einfältigen Teufel
Glaubten, ich würde sie ohne Zweifel
Vor meiner Abreise bezahlen noch,
Ich habe sie aber geprellt doch.

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobfes
Gesah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Die übrigen Fragen, welche man
proponieret,
Lasse ich hier aus Mangel des Raums
unberühret;
Denn sonst machte das Protokoll
Wohl mehr als sieben Bogen voll.

Sintemal man noch vieles gefragt,
Worauf Hieronimus die Antwort gefaget
Auf obige Weise Stück vor Stück
Aus Dogmatik, Polemik und Hermeneutik.

Ungleichen sonst noch manche Sachen
Aus der Kirchenhistoria und Sprachen,
Und was man einen geistlichen Mann
Sonst wo zur Prüfung noch fragen kann.

Ueber alle Antworten des Kandidaten
Jobfes
Gesah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Als nun die Prüfung zu Ende gekommen,
Hat Hieronimus einen Abtritt genommen,
Damit man die Sache nach Kirchenrecht
In reife Ueberlegung nehmen möcht:

Ob es mit gutem Gewissen zu raten,
Daß man in die Klasse der Kandidaten
Des heiligen Ministerii den
Hieronimum aufnehmen könn'.

Es ging also an ein Votieren,
Doch ohne vieles Disputieren
Ward man einig alsobald:
Es könne zwar dermal und solchergestalt

Herr Hieronimus es gar nicht verlangen,
Den Kandidaten-Orden zu empfangen,
Jedoch aus besondrer Konsideration
Wollte man stille schweigen davon.

Es hat auch wirklich in vielen Jahren
Kein Fremder davon etwas erfahren,
Sondern jedermann hielt früh und spät
Den Hieronimum für einen Kandidat.

Jobs, der Ignorant, wird nun allerlei. Aber immer nur beinahe. Zuerst wäre er fast Instruktor eines jungen Barons geworden, dann wird er Hauschreiber bei einem alten Herrn, es passieren ihm allerlei lustige Sachen und er wird weggeschickt; nach allerlei Fährnissen kommt er zu Ohnewig an und wird Schulmeister. Gleich fängt er zu reformieren an.

Wie Hieronimus ein Autor ward, und wie er ein neues Abc-Buch herausgab, und wie er darob von den Bauern bei dem gnädigen Herrn hart verklagt ward.



Bildnis des Hieronimus Jobs.

Gleich bei dem Antritt der Schulregierung, fand Hieronimus, mit äußerster Rührung, Daß das eingeführte Abc-Buch Nicht für Kinder sei faßlich genug.

Denn da bisher die Mädchen und Knaben Gebraucht hatten die Ballhorn'schen Ausgaben, So nahm Hieronimus hier und da Darinnen verschiedene Fehler wahr.

Nachdem er nun bei sich zu Rate gegangen, Hat er zu veranstalten angefangen, Unter folgendem Titel, davon Eine nagelneue Edition:

Neues Abc-Buch, verbessert Und mit verschiedenen Zusätzen vergrößert Von dem Autor Hieronimus Jobs, Theologiä Kandidatus.

Zu den schon längst bekannten Buchstaben, Welche wir im Alphabete haben, Setzte er noch das fff, Umglichen das sch, und sp.

Die Sporen des Hahns auf der letzten Seiten, Und mehr andre solche Kleinigkeiten, Ließ er hingegen, weislich und klug, Aus dem nagelneuen Abc-Buch.

Er fügte aber unterdessen nicht minder, Zur Ergözung der lernenden Kinder, Ein Nestlein mit einem großen Ei Dem ungesporneten Hahne bei.

Kaum war dieses Buch zu Ohnewig eingeführet, So ward es von den Bauern rezenziert, Und gab zu einem grimmnigen Streit Die allererste Gelegenheit.

Denn es wollte keinem einzigen von allen Rezensenten die Einrichtung gefallen, Und sie sahen alle, Mann für Mann, Die Aenderung als höchst gefährlich an.

Selbst den allerklügste unter ihnen Hat's beim neuen Abc-Buch geschienen, Als hätte Hieronimus dadurch gezeigt, Wie sehr er zur Autorfucht geneigt.

Wie wenn im Sommer von schwülen Düsten Ein Ungewitter entsteht in den Lüften, So geht vor dem Donner ordinär Erst ein gelindes Murmeln vorher.

Gleichermaßen entstand unter den Leuten
Erst ein leises Gemurmel von allen Seiten
Und es zog sich bald darauf
Ein Gewitter über Hieronimus auf.

Er konnte nun zwar in Worten und Werken
Den Unwillen der Ohnewitzer leicht merken,
Doch verließ er, den Bauern zum Trutz
Sich auf des gnäd'gen Patron seinen Schutz.

Jedoch die Ohnewitzer wollten nun zeigen
Daß sie länger nicht gesonnen zu schweigen;
Denn sie spürten je länger, je mehr
An dem Schulmeister neues Bespwer.

Sie traten also sämtlich zusammen,
Und der Küster perfertigte in ihrem Namen
Eine Klagschrift in folgendem Ton:
Hochwohlgeborner, gnädiger Patron!

Wir sämtliche Bauern und Kossaten
In Hochderoselben Ohnewitzer Staaten
Nehmen in aller Untertänigkeit
Unsere Schulmeister zu verklagen die
Freiheit.

Sintemal sich derselbe leider vergangen,
Und verschiedene Neuerungen angefangen,
Alles unter dem nichtigen Vorwand,
Zu verbessern den hiesigen Schulstand.

Sich auch dabei nicht so aufführet,
Wie's einem frommen Schulmeister gebühret,
Sondern vielmehr, ofte und viel,
Uns Bauern gibt ein böses Beispiel.

Um von den Punkten, worüber wir
querulieren,
Nur die vornehmlichsten anzuführen,
So hat er pro primo und ersens sich
Unterfangen eigenmächtiglich,

Ein neues Abc-Buch zu verfassen
Und drin die Sporen des Hähnes auszulassen,
Da doch der Sporen, zu jeder Frist,
Ein wesentlich Stück des Hähnes ist.

Dagegen hat er das Lernen selbst beschweret,
Weil er das Alphabet hat vermehret;
Denn fff, sp und sch,
Steht wider alle Gewohnheit da.

Auch, obgleich die Hähne niemals pflügen
Hühnerieier in Nestern hinzulegen,
So liegt doch ein Ei nun bei dem Hahn,
Gleichsam als hätte er des Hahn getan.

Nun können solche Dinge beim Studieren
Die Kinder leicht auf Irrtümer führen,
Und ein neues Abc-Buch ist überhaupt
Eine Neuerung und unerlaubt.

Pro secundo lassen wir nicht unberühret,
Daß von alters her ein Eselstopf
eingeführet,
Welchen in unsrer Schule zur Buß'
Jedes mutwillige Kind tragen muß.

So hart und empfindlich nun diese Strafe,
Sonst demjenigen war, den sie trafe,
So trugen die Kinder doch gern und mit Lust
Den Eselstopf an ihrem Hals und Brust.

Herr Jobs ist aber nicht damit vergnügert,
Sondern er hat jetzt zum Kopfe gefügert
Einen Hals, Leib, Beine und Schwanz,
Und so ist es nun ein Esel ganz.

Wie jämmerlich indes die Kindlein klagen,
Wenn sie den ganzen Esel müssen tragen,
Und stehen da gleichsam zum Spektakel so,
Ist kaum zu glauben. Pro tertio

Tut Herr Jobs mit mächtigen Ohrfeigen
Sich gar zu barbarisch in der Schule
bezeigen,
Und einige Knaben sind wirklich schon
Taub und gehörlos worden davon.

Pro quarto: sind die Kinder der ärmern
Bauern,
Ob der vielen Prügel, höchlich zu
bedauern;
Denn, wegen Ansehen der Person,
Kriegen sie meist doppelte Portion.

Pro quinto: sucht er in den Taschen
Der Kinder nach, ob sie auch naschen,
Und findet er Äpfel und Nüsse allhie,
So nimmt er sie weg und isset selbst sie.

Pro sexto: ist von seinem sonstigen Betragen
Noch allerlei Befondres zu sagen,
Denn mit des Schulzen Einliegers Frau
Lebt er, wie es heißt, gar zu genau.

Auch besucht er fast täglich die Dorfschenke
Und genießt da allerlei hitziges Getränke,
Hat auch oft bis um Mitternacht
Mit dem Schulzen beim Spiel zugebracht.

Wir hätten zwar noch mehrere Klagen
Alleruntertänigst vorzutragen;

Denn es sind noch viele Gravamina
Neben den schon erwähnten da.

Wollen sie aber diesmal nicht berühren,
Sondern nur untertäniglich supplizieren:
Daß Sie, lieber gnädiger Herr!
Uns geben einen andern Schulmeister.

Beharren übrigens Eure Hochwohlgeborne
Gnaden

Alleruntertänigste Bauern und Kossaten.
Ihm Dorfe Ohnewitz gegeben.

N. N. N. N. N.

In Ohnewitz entsteht eines Tages ein Aufruhr und Hieronimus wird
mit Prügelein fortgesetzt. Er wird nun Schauspieler und endet schließlich
in seiner Heimat Schilbburg als Nachtwächter.

Wie Hieronimus Nachtwächter ward in Schilbburg, und wie seiner Mutter Traum und Frau Urgalindinens Weissagung erfüllet ward.

Nun ware gerade in diesen Tagen
Der Nachtwächter in Schilbburg zu Grabe
getragen,
Und seine Bedienung war bisher
Noch unbesehet, vakant und leer.

Da nun in allen gutgeordneten Staaten
Man den Nachtwächter nicht kann entraten,
So ward von den Bürgern deliberriert,
Damit ein andrer würde ordiniert.

Nun fanden sich zwar fähige Subjekte,
Denen der entledigte Dienst wohl schmeckte,
Doch wegen der Stimme starkem Ton
Nahm man auf Hieronimus Reflexion.

Zwar machten anfangs einige Personen
Dagegen Einwürfe und Objectionen,
Als wenn Hieronimus eben nicht sehr
Zu dieser Bedienung geschicklich wär'.

Denn weil man ihm die Nachrede machte,
Daß er lieber schlief als wachte;
So wäre infolglich auf diese Art
Das Städtlein nicht gehörig bewahrt.

Indessen ward er doch bald einhellig
Von der ganzen Bürgerei, förmlich und
völlig,
So daß am Berufe nichts gelehrt.
Zum neuen Nachtwächter erwählt.

Jedoch mußte er sich vorhero bequemen,
Des vorigen Wächters Witwe zur Frau zu
nehmen,
Denn der verstorbene selige Mann
Nahm sich gar treulich des Städtleins an.

Um also seine Treue zu vergelten
An der hochbetrübtten Witwe, so stellten
Die Bürger die Heirat ihrer Person
Als eine *Conditio sine qua non*.

Weil sie nun erst alt war dreißig Jahre
Und ihre Person nicht häßlich ware,
So nahm Hieronimus den Dorfschlag an
Und wurde also ihr Ehemann.

Es wurden nunmehr Altten und Jungen
Die Stunden der Nacht wieder vorgefungen,
Denn der neue Wächter Hieronimus
Nahm das Horn vors Maul und blus.



Hieronimus Jobs als Nachtwächter.

Und so oft er die Glocke hörte schlagen,
Hub er an folgendes zu sagen:
„Höret ihr Herren in der Still,
Was ich euch singen und sagen will:

Die Kirchglocke hat soeben
Eiß, zwölf, ein, zwei, drei Schläge
gegeben,
Bewahret, wenn ich euch raten soll,
Das Feuer, das Licht und eure Töchter
wohl;

Damit sich niemand etwa verbrenne,
Oder sonst Schaden entstehen könne,
Und seid sehr wohl auf eurer Hut,
Hut, Hut, Hut, Hut, Hut, tut gut.“

Er hat sich übrigens stets aufgeführt,
Wie's einem frommen Nachtwächter
gehühret,

Er schlief am Tage desto mehr,
Damit er des Nachts fein wachsam wär'.

In aller Zeit, da er gewacht und gesungen,
Ist es keinmal einem Diebe gelungen,
Daß in Schildburg eine Räuberei
Jergendwo nächtlich geschehen sei.

Und jeder Bürger, wenn er noch so hart
schliefe,
Erwachte, wenn Hieronimus blies oder riefte,
Und seines Horns und halbes Schall
hörte man im Städtlein überall.

So hat sich denn alles kurios geremiet,
Mit dem, was Frau Jobs Kapitel zwei
geträumet,
Und alles trafe nun haarklein,
Bei dem Nachtwächter Hieronimus ein.

Auch von dem, was Uragalindine gesagt,
Als man sie um das Schicksal des Knaben
gefraget,
Nach den Gründen der Chironautia,
Wate nunmehr die Erfüllung da.

Man konnte, nach nun vollendeten Sachen,
 Von allem diesem die beste Deutung machen,
 Wie's dann mit Prophezeiungen überhaupt
 geht,

Daß man selbige hernach erst versteht.

Was indessen Frau Schnepferle gesprochen,
 Als Frau Jobs war mit dem Kind in
 den Wochen,

(Wie Kapitel drei zu ersehn)
 Das ist vor diesmal nicht geschæhn.

Aus demjenigen, was wir nunmehr
 wissen,
 Käffet sich gegen Frau Schnepferle
 schließen,

Daß sie in der Kunst der Physiognomei
 Nicht genug erfahren gewesen sei.

Eines Tages erhält Jobs den Besuch von Freund Hein und stirbt.
 Damit endete die erste Ausgabe. Der große Erfolg bestimmte den Dichter,
 den beliebtesten Jobs nur scheinot gewesen sein und ihn wieder auferstehen zu
 lassen. Der Egnachtwächter wird nun Pfarrer zu Ohnewitz und endlich gar
 Herr zu Schönheim. Als ihn aber Freund Hein zum zweitenmal besucht,
 da steht er nimmer vom Grabe auf.



Fabeln.

Von

Chr. F. Gellert, M. G. Lichtwer, Fr. W. L. Gleim, G. E. Lessing,
G. K. Pfeffel, A. S. C. Langbein und A. E. Frölich.



ie „Fabel“ gibt ursprünglich Vorgänge aus der Tierwelt mit besonderer Beziehung auf menschliche Verhältnisse und Charaktereigenschaften. Sie überträgt auf die Tiere menschliche Tugde und macht so die Tierwelt zum Spiegelbild der menschlichen Gesellschaft. Darin besteht ihr Hauptreiz. Dadurch aber wurde die Fabel lehrhaft, moralisierend. Zumeist hat man es nur mit Menschen zu tun, die vom Dichter als Tiere kostümiert sind.

In Deutschland wurde die Fabel, die aus dem Orient stammt, nach dem Muster der dem Aesop zugeschriebenen antiken Fabeln ausgebildet. Das 18. Jahrhundert war die Blütezeit der nicht ausschließlich aus der Tierwelt geschöpften Fabel in Deutschland, die nach dem glänzenden Beispiel Lafontaines gepflegt wurde. Im 19. Jahrhundert nahm der Geschmack an diesem oft so ergötlichen und feinhumoristischen Genre ab; der letzte beliebte Fabeldichter war der Schweizer Pfarrer Abraham Emmanuel Frölich, dessen Verse durch die köstlichen Zeichnungen des genialen Distelli eine äußerst amüsante Ergänzung fanden.

Der Kuckuck

von

Christian Fürchtegott Gellert.
(1715—1769.)

Der Kuckuck sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man,“ fing er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?“
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“ —
„Und von der Lerche?“ rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“ —
„Und von der Amsel?“ fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“ —
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was,“ rief er, „spricht man denn von mir?“
„Das,“ sprach der Star, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir.“ —
„So will ich,“ fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.“

*

Die seltsamen Menschen

von

Magnus Gottfried Lichtwer.

(1719—1783.)

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehen,
 Kam endlich heim von seiner Reise.
 Die Freunde liefen scharenweise,
 Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
 Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele
 Dich hier zu sehn, und nun: erzähle!“
 Was ward da nicht erzählt? „Hört,“ sprach er einst, „ihr wißt,
 Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,
 Elfhundert Meilen hinter ihnen
 Sind Menschen, die mir seltsam schienen,
 Sie sitzen oft bis in die Nacht,
 Beisammen fest auf einer Stelle,
 Und denken nicht an Gott noch Hölle,
 Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
 Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
 Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
 Mit Krachen seinen Einfall drohn,
 Sie blieben ungestört sitzen.
 Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
 Ein halbgebrochener Laut aus ihrem Munde hören,
 Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
 Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren,
 Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen,
 Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
 So pflegt man öfters hinzugehen,
 Daß man die Leute sitzen sieht.
 Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Gebärden
 Aus dem Gemüte kommen werden,
 Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
 Boshafte Freud' und Angst dabei,
 Die wechselten in den Gesichtern.
 Sie schienen mir, das schwör ich euch,
 An Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
 An Angst den Missetätern gleich.“
 „Allein, was ist der Zweck?“ so fragten hier die Freunde,
 „Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?“
 „Ach nein!“ „So suchen sie der Weisen Stein?“ „Ihr irrt.“
 „So wollen sie vielleicht des Tirkels Viereck finden?“
 „Nein!“ „So bereun sie alte Sünden.“

„Das ist es alles nicht.“ „So sind sie gar verwirrt?“
 „Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
 Noch sehn, was tun sie denn?“ „Sie spielen.“

*

Die Elster und der Uhu

von

Friedr. Wilh. Ludwig Gleim.
 (1719—1805.)

Die Elster saß auf einem hohen Baum,
 Der manchem Wanderer Schatten gab,
 Und plauderte herab.

„Die Lerche,“ sprach sie, „singt ja kaum
 Ihr Tireli, des Morgens nur, dreimal!
 Hingegen singt die Nachtigall
 Zwar Tag und Nacht, und weiß
 Nicht aufzuhören, ihren Fleiß
 Bewundert man, allein

Er sollte dauerhafter sein,
 Er währt ja nur vier Wochen!
 Ich plaudere jahraus, jahrein,
 Ach, wie könnt ich so faul doch sein?“

Sie hatt' es noch nicht ausgesprochen,
 Da lispelte ein spöttischer Uhu,
 Der in des Baumes Bauche saß,
 (Ein Philosoph, der alle Welt vergaß)
 Von unten auf, ihr zu:

„Ach, hielt die Elster doch das Maul!
 Ach, wäre sie doch faul!“

*

Der Tanzbär

von

Gotthold Ephraim Lessing.
 (1729—1781.)

Ein Tanzbar war der Kett' entrisfen,
 Kam wieder in den Wald zurück,
 Und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
 Auf den gewohnten Hinterfüßen.

„Seht,“ schrie er, „das ist Kunst; das lernt man in der Welt.“

Tut mir es nach, wenn's euch gefällt,
 Und wenn ihr könnt! — „Geh,“ brummt ein alter Bär,
 „Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
 Sie sei so rar, sie sei so neu,
 Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei!“

Ein großer Hofmann sein,
 Ein Mann, dem Schmeichelei und List
 Statt Wig und Tugend ist;
 Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
 Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt:
 Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
 Schließt das Lob oder Tadel ein?

*

Das Johanniswürmchen

von

Gottlieb Konrad Pfeffel.

(1736—1809.)

Ein Johanniswürmchen saß
 Seines Sternenscheins
 Unbewußt im weichen Gras
 Eines Bardenhains.

Leise kroch aus faulem Moos
 Seine Nachbarin,
 Eine Kröte, hin und schob
 All ihr Gift auf ihn.

Ach! was hab ich ihr getan?
 Rief der Wurm ihr zu.
 Ei! fuhr ihn das Untier an:
 Warum glänzeft du?

*

Die Auster

von

H. Fr. E. Langbein.

(1757—1835.)

Ein Lahmer sprach zu einem Blinden:
 „Wir Krüppel wollen uns verbünden!
 Du sollst mein Fuß, ich will dein Auge sein,
 Und wenn wir einen Schatz auf unserm Wege finden,
 So teilen wir uns brüderlich darein.“

Der Blinde ging den Vorschlag ein,
 Belud sich mit dem lahmen Reiter,
 Der war zur nächsten Stadt sein Leiter,
 Und rief dort bald:
 „Herr Bruder, halt!
 Da liegt nicht weit von deinen Füßen
 Ein Ding von seltsamer Gestalt,
 Das läßt vielleicht sich brauchen und genießen.“

Und eine Auster war's, die, tastend mit der Hand
 Der Blinde fand;
 Ein böhmisch Dorf den armen Wichten!
 Der Finder zog ein Messerlein hervor,
 Um strada's quer durch die Teilung zu verrichten;
 Doch als er so nur Müh' und Zeit verlor,
 Ward hinter ihm der Lumpenritter
 Gewaltig bitter,
 Und schrie: „Du ungelenker Tor,
 Du weißt mit diesem Dinge nicht zu schalten;
 Gib her, laß mich's allein behalten.“

„Nein!“ sprach der andre kurz und rund:
 „Das streitet wider unsern Bund.
 Die Halbscheid muß daraus mir werden,
 Sonst wäre ja kein Recht auf Erden!“

Sie zankten sich darob so hart,
 Daß schier das Faustrecht tätig ward.
 Zuletzt beschlossen sie, bei einem Advokaten
 Sich ob der Teilung zu beraten.

Sie trafen einen Herrn, der fleißig Austern aß,
 Und folglich war es ihm ein Spaß,
 Das Muschelhaus des Seetiers aufzumachen.

„Seht,“ hob er an, und barg sein innres Lachen —
 „Hier wohnt ein garst'ger Wurm darin,
 Der ist euch beiden kein Gewinn,
 Ich aber muß mich oft zu solcher Speise zwingen.“

Er ließ Zitronensaft sich bringen,
 Verschläng die Auster schnell, und sprach:
 „Jetzt nehme, dem Vertrage nach,
 Sich jeder eine dieser Schalen!
 Sie gleichen sich genau, das Recht hat seinen Lauf,
 Und nun tut eure Beutel auf,
 Um mich für meinen Rat gebührend zu bezahlen.“

*

. Vier Tierfabeln

von

Abraham Emmanuel Frölich:
 (1796—1865.)

I. Sumpfreigen.

Serrscher im Frösche Reich,
 Kröten- und Molchen-Reich,
 O König Storch!
 Wir dick und dünner Art,
 Groß und fett, jung und zart,
 Die du bisher bewahrt,
 Preisen dich, hoch!

Dein Haus, wie edel ragt's,
 Dein gelber Schnabel sagt's,
 Dein dünnes Bein;
 Dein silbern Staatsgewand,
 Dein schwarzes Ordensband,
 Dein hoher Gang und Stand:
 Welch hehrer Schein!

Wer von uns kömmt dir gleich?
 Jeder, auch noch so reich,
 Ist dir ein Spott.
 Wann hoch im Flug du schwirrst,
 Oder wenn du regierst,
 Und an den Teich spazierst,
 Bist du ein Gott!



Sumpfreigen um König Storch.

Zeichnung zu Fröhlich's Fabel „Sumpfreigen“ von Martin Dittell.

Wer hat ein Herrscherrecht,
 Wenn nicht dein alt Geschlecht,
 O Teiches Ruhm?
 Du nur versorgst uns gut,
 Wir zollen deiner Hut,
 Und sind mit Gut und Blut
 Dein Eigentum!”

2. Auch ein Institut.

Sund und Aff' und Papagei,
 Wohl dressiert in allerlei
 Fremder Wörter, Tänz' und Sitten,
 Schlossen einen Lehrerbund.
 Und es ward von ihnen kund:
 „Daß sie bei so vielen Bitten
 Für die unerzogne Jugend
 Endlich sich entschlossen haben:
 Sowohl Töchter als auch Knaben
 In Religion und Tugend
 Und im Tanz zu unterweisen —
 Nach den angelegten Preisen.“

Eltern, aller Sorg entladen
 Eilen nun zum Ort der Gnaden.
 Ausstaffiert mit Pfaugefieder
 Schnattert dort das Gänschen zierlich;
 Und das Bärchen tanzt manierlich
 Nach dem Takt verliebter Lieder.

O wie schnell lernt nun die Jugend
 Die Religion und die Tugend.



Auch ein Institut.

Zeichnung zu Fröhlich's gleichnamiger Fabel von Martin Dittell.

3. Feuerglauben.

Der Uhu predigt den Sünden
 Von jenen Hölle-Feuerschlünden,
 Und weiß das herrlich zu begründen:
 „Seht nur,“ spricht er, „wie ungeheuer
 Uns ringsum umwehn die Flammenfeuer:
 Von oben blüht in Waldesdunkel
 Der Sterne und des Monds Gefunkel;
 Die Morgen- und die Abendröten
 Sie drohen rechts und links zu töten;
 Ja oft im Norden ausgebrochen
 Hört deutlich man die Hölle kochen.
 Und Brände, die uns so umringen,



Der Uhu als Prediger.
 Zeichnung zu Fröblich's
 Fabel „Feuerglauben“
 von Martin Distel.

Sie sollten nicht dereinst verschlingen,
 Die, freilem Leichtsinn ganz verfallen,
 Der Sonne gar entgegenzingen? —
 — „Je nun,“ entgegnen die Nachtigallen,
 „Hochwürden, für Ihr Tun und Raten,
 Bekommen Sie uns dann eben gebraten.“



Der Affenspiegel. Zeichnung zu Fröblich's Fabel „Spiegels Unschuld“ von Martin Distel.

4. Spiegels Unschuld.

In einem Brunnen spiegelhell
 Erkennt der Aff' — sein Fragenbild.
 „Gewiß, du Pfütze,“ schimpft er wild,
 „Bist einzig mir zum Spotte da!“
 So schimpft nicht minder sein Gesell,
 Und keiner kommt dem Quell mehr nah.

*

Die Testamentseröffnung.

Von

Jean Paul.

(1763—1825.)

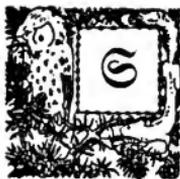
Aus dem Roman: „Die Flegeljahre“.



enn von deutschem Humor die Rede ist, so nennt man als einen der ersten: Jean Paul. Von der Beliebtheit dieses genialen, aber formlosen Dichters kann man sich heute, wenn man versucht, sich durch seine kunstlosen, mit Notizen, Einschachtelungen, Nebenreden, Vor- und Nachworten angefüllten Romane durchzuwinden, weder Grund noch Umfang vorstellen. Nie ist ein deutscher Dichter von seinen Zeitgenossen so verhimmelt worden wie Jean Paul. In der überschwenglichen Gedebtreibe, die Ludwig Börne 1825 auf den toten Dichter hielt, rief der begeisterte Schüler aus: „Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab!“

Heute wird Jean Paul in der deutschen Literaturgeschichte noch immer als der große, tief dichterische Humorist und Idylliker gepriesen, aber gelesen wird er nicht mehr, oder nur sehr wenig. Unsere Zeit verlangt eine knappe Darstellungsform und ist jeder Redseligkeit abgeneigt; Jean Paul hat den reichen Schatz seiner Seele in zu sonderbar verschörkelten Formen ausgeprägt; von den englischen Humoristen beeinflusst, übertrieb er deren Abneigung zur Konzentration und geriet in die wüßteste Regellofigkeit. Wäre seine ungewöhnliche dichterische Kraft, sein tiefes Gemüt, sein scharfer, witziger Geist mit einer größeren Fähigkeit zur interessanten Konzeption und mit mehr plastischer Begabung vereint gewesen, wir hätten einen Dichter, um den uns die Welt beneiden würde. So aber siegen seine, von Schönheitssehnen und den lustigsten Humoren vollgefüllten Bücher versteinert da und nur, wer die Mühsal nicht scheut, sich durch allerlei Gestrüpp durchzuwinden, wird vergnügte Stunden erleben. Zu dem Lustigsten, was Jean Paul gelungen ist, gehört die Testamentseröffnung, die den Anfang des unvollendeten gebliebenen großen Romans: „Die Flegeljahre“ bildet. Es handelt sich hier um die Kundmachung des letzten Willens eines verstorbenen Sonderlings, und die Szene ist vielleicht die humorvollste, die dem Dichter überhaupt geglückt ist:

Testament — das Weinhaus.



solange Haslau eine Residenz ist, wußte man sich nicht zu erinnern, daß man darin auf etwas mit solcher Neugier gewartet hätte — die Geburt des Erbprinzen ausgenommen — als auf die Eröffnung des Van der Kabelschen Testaments. — Van der Kabel konnte der Haslauer Krösus — und sein Leben eine Münzbelustigung heißen oder eine Goldwäsche unter einem goldenen Regen oder wie sonst der Wiß wollte. Sieben noch lebende weitläufige Anverwandte von sieben verstorbenen weitläufigen Anverwandten Kabels machten sich zwar einige Hoffnung auf Plätze im Vermächtnis, weil der Krösus ihnen geschworen, ihrer da zu gedenken; aber die Hoffnungen blieben zu matt, weil man ihm nicht sonderlich trauen wollte, da er nicht nur so mürrisch-sittlich und uneigennützig überall wirtschaftete — in der Sittlichkeit aber waren die sieben Anverwandten noch Anfänger — sondern auch immer so spöttisch darenin griff und mit einem solchen Herzen voll Streiche und Fallstricke, daß sich auf ihn nicht fußen ließ. Das fortstrahlende Lächeln um seine Schläfe und Wulstlippen und die höhnische Sissetimme schwächten den guten Eindruck, den sein edel gebautes Gesicht und ein Paar große Hände, aus denen jeden Tag Neujahrs Geschenke und Benefizkomödien und Gratiale fielen, hätten machen können; deswegen gab das Zuggewölge den Mann, diesen lebendigen Vogelbeerbaum, worauf es aß und nistete, für eine heimliche Schneus aus und konnte die sichtbaren Beeren vor unsichtbaren Haarschlingen kaum sehen.

Zwischen zwei Schlagflüssen hatt' er sein Testament aufgesetzt und dem Magistrate anvertraut. Noch als er den Depositionsschein den sieben Präsumptiv-erben halbsterbend übergab, sagt' er mit altem Tone, er wolle nicht hoffen, daß dieses Zeichen seines Ablebens gesetzte Männer niederschlage, die er sich viel lieber als lachende Erben denke, denn als weinende; und nur einer davon, der kalte Ironiker, der Polizeiinspektor Harprecht erwiderte dem warmen: ihr sämtlicher Anteil an einem solchen Verluste stehe wohl nicht in ihrer Gewalt.

Endlich erschienen die sieben Erben mit ihrem Depositionsschein auf dem Rathause, namentlich der Kirchenrat Glanz, der Polizeiinspektor, der Hofagent Neupeter, der Hoffiskal Knof, der Buchhändler Pasvogel, der Frühprediger Flach und Flitte aus Elsaß. Sie drangen bei dem Magistrate auf die vom sel. Kabel insinuierte Charte und die Oeffnung des Testaments ordentlich und geziemend. Der Obereguktor des letztern war der regierende Bürgermeister selber, die Untereguktores der restierende Stadtrat. Sofort wurden Charte und Testament aus der Ratskammer vorgeholt in die Ratsstube — sämtlichen Rats- und Erbherren herumgezeigt, damit sie das darauf gedruckte Stadtskret befehlen — die auf die Charte geschriebene Insinuationsregistratur vom Stadtschreiber den sieben Erben laut vorgelesen, und ihnen dadurch bekannt gemacht, daß der Selige die Charte dem Magistrate wirklich insinuiert und *scrinio rei publicae* anvertraut, und daß er am Tage der Insinuation noch vernünftig gewesen — endlich wurden die sieben Siegel, die er selber

darauf gesetzt, ganz befunden. Jetzt konnte das Testament — nachdem der Stadtschreiber wieder über dieses alles eine kurze Registratur abgefasst — in Gottes Namen aufgemacht und vom regierenden Bürgermeister so vorgelesen werden, wie folgt:

Ich, Dan der Kabel, testiere 179* den 7. Mai hier in meinem Hause in Haslau in der Hundsgasse ohne viele Millionen Worte, ob ich gleich ein deutscher Notarius und ein holländischer Dominé gewesen. Doch, glaub' ich, werd' ich in der Notariatskunst noch so zu Hause sein, daß ich als ordentlicher Testator und Erblasser auftreten kann.

Testatoren stellen die bewegenden Ursachen ihrer Testamente voran. Diese sind bei mir, wie gewöhnlich, der selige Hintritt und die Verlassenschaft, welche von vielen gewünscht wird. Ueber Begraben und dergleichen zu reden, ist zu weich und dumm. Das aber, als was Ich übrig bleibe, setze die ewige Sonne droben in einen ihrer grünen Frühlinge, in keinen düstern Winter.

Die milden Gestifte, nach denen Notarien zu fragen haben, mach' ich so, daß ich für dreitausend hiesige Stadtarme jeder Stände ebenso viele leichte Gulden aussetze, wofür sie an meinem Todestage im künftigen Jahre auf der Gemeinhut, wenn nicht gerade das Revüelager da steht, ihres aufschlagen und beziehen, das Geld froh verpeisen, und dann in die Zelte sich kleiden können. Auch vermach' ich allen Schulmeistern unsers Fürstentums, dem Mann einen August'or, sowie hiesiger Judenschaft meinen Kirchenstand in der Hofkirche. Da ich mein Testament in Klauseln eingeteilt haben will, so ist diese die erste.

3weite Klausel.

Allgemein wird Erbsagung und Enterbung unter die wesentlichsten Testamentsstücke gezählt. Demzufolge vermach' ich denn dem Hrn. Kirchenrat Glanz, dem Hrn. Hofiskal Knol, dem Hrn. Hofagent Peter Neupeter, dem Hrn. Polizeiinspektor Harprecht, dem Hrn. Frühprediger Flach und dem Hrn. Hofbuchhändler Pasvogel und Hrn. Slitten vor der Hand nichts, weniger weil ihnen als den weiltäufigsten Anverwandten keine Trebellianica gebührt, oder weil die meisten selber genug zu vererben haben, als weil ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu holen ist. —

Sieben lange Gesichtslängen fuhren hier wie Siebenkläser auf. Am meisten fand sich der Kirchenrat, ein noch junger, aber durch gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz Deutschland berühmter Mann, durch solche Stiche beleidigt — dem Elasser Slitte entging im Sessionszimmer ein leicht geschnalzer Fluch — Flachsen, dem Frühprediger, wuchs das Kinn zu einem Bart abwärts — mehrere leise Stoßnachrufe an den seligen Kabel, mit Namen Schubjack, Narr, Undchrist usw. konnte der Stadtrat hören. Aber der regierende

Bürgermeister Kuhnold winkte mit der Hand, der Hoffiskal und der Buchhändler spannten alle Spring- und Schlagsfedern an ihren Gesichtern wie an Sallen wieder an, und jener las fort, obwohl mit erzwungenem Ernste.

Dritte Klausel.

„Ausgenommen, gegenwärtiges Haus in der Hundsgasse, als welches nach dieser meiner dritten Klausel ganz so wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Hrn. Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Vorlesung der Klausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Tränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrate, der es protokolliert. Bleibt aber alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich sogleich nennen werde.“

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Sessjonstisch, welche auf 11½ Uhr zeigte und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker so gut wie das ganze Gericht aufzumerken, wer zuerst die begehrten Tränen über den Testator vergösse.

— Daß es, solange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübtern und krausern Kongreß gegeben, als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trocknen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch bloß verwirrt gestaut und gelächelt, der Kongreß sah sich zu plötzlich in jenen Hund umgekehrt, dem mitten im zornigsten Losrennen der Feind zurief: wart' auf! — und der plötzlich auf die Hinterfüße stieg und Zähne blökend aufwartete — vom Verwünschten wurde man zu schnell ins Beweinen emporgerrissen.

An reine Rührung konnte — das sah jeder — keiner denken, so im Galopp an Plagregen, an Jagdtause der Augen, doch konnte in 26 Minuten etwas geschehen.

Der Kaufmann Neupeter fragte: ob das nicht ein verfluchter Handel und Narrensposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu nichts; doch verspürt' er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah wie eine kranke Lerche aus, die man mit einem eingeölten Stecnadelknopfe — das Haus war der Knopf — knüpft.

Der Hoffiskal Knol verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell Sonnabend abends bei einem Schusterlicht rasiert und radiert; er war fürchterlich erboset auf den Mißbrauch des Titels von Testamenten und nahe genug an Tränen des Grimms.

Der listige Buchhändler Pasvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er teils im Verlage hatte, teils in Kommission; und hoffte etwas zu brauen; noch sah er dabei aus wie

ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Pariser Hundarzt Demet auf die Nase gestrichen, langsam ableckt; es war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt.

Flitte aus Elsaß tanzte geradezu im Sessionszimmer, besah lachend alle Ernste, und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber für ganz Straßburg und Elsaß dazu wär' er nicht imstande, bei einem solchen Spaß zu weinen. —

Zulezt sah ihn der Polizeinspektor Harprecht sehr bedeutend an, und versicherte: falls Monsieur etwan hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen, und aus den Meibomischen und der Karunkel und andern die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fenstersehweiß zu beschlagen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne, als wenn er die Nase schneuzen und davon profitieren wolle, indem in letztere, wie bekannt, durch den ductus nasalis mehr aus den Augen fließe, als in jeden Kirchenstuhl hinein unter einer Leichenpredigt. — Aber der Elßasser versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernstem Absichten.

Der Inspektor seinerseits, bekannt mit seinem dephlegmierten Herzen, suchte dadurch etwas Passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte.

Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht; indes hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter auf der Stelle das nötigte Wasser aufgezogen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm.

Der Kirchenrat, der seine Natur kannte aus Neujahrs- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an andere Erweichungsreden halte, stand auf — da er sich und andere so lang am Trockenseile hängen sah — und sagte mit Würde, jeder, der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Tränen sind, eher zurückzudrängen, um keinem Nebenmenschen damit etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureizen nötig habe aus Nebenabsichten. — „Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich, denn Kabel war ja mein Freund,“ sagt' er und sah umher.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken dasaßen, wie Korkhölzer; besonders jezt konnten Krokodille, Hirsche, Elefanten, Hegen, Reben leichter weinen als die Erben, von Glanzen so gestört und grimmig gemacht. Bloß Flachsen schlug's heimlich zu; dieser hielt sich Kabels Wohltaten und die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienstes, den Lazarus mit seinen Hunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld, und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentsartikel in seinen jungen Jahren abquäle und abringe — noch drei Stöße hätt' er zu tun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und Haus.

„O Kabel, mein Kabel“ — fuhr Glanz fort, saß vor Freude über nahe

Trauertränen weinend — „einst wenn neben deine mit Erde bedeckte Brust voll Liebe auch die meinige zum Vermod“ — —

„Ich glaube, meine verehrtesten Herren“ — sagte Glachs, betrübt aufstehend und überfließend umhersehend — „ich weine“ — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen; er war nun auf dem Trodnen; vor den Akzessitaugen hatt' er Glanzen das Preishaus weggefischt, den jetzt seine Anstrengung ungemein verdroß, weil er sich ohne Nutzen den halben Appetit weggesprochen hatte. Die Rührung Glachsens wurde zu Protokoll gebracht und ihm das Haus in der Hundsgasse auf immer zugeschlagen. Der Bürgermeister gönnt' es dem armen Teufel von Herzen; es war das erstemal im Fürstentum Haslau, daß Schul- und Kirchenlehrers Tränen sich, nicht wie die der Heliaden in leichten Bernstein, der ein Insekt einschließet, sondern, wie die der Göttin Freia, in Gold verwandelten. Glanz gratulierte Glachsen sehr, und machte ihm froh bemerklich, vielleicht hab' er selber ihn rühren helfen.



Hirsch Hyacinth und Christoforo Gumpelino.

Episode aus den „Reisebildern“ („Die Bäder von Lucca“)

von

Heinrich Heine.

(1797—1856.)

Die lustigste aller witzigen und humoristischen Episoden aus Heinrich Heines „Reisebildern“ bildet die Vorführung des Hamburger Lotteriekollektors und Hühneraugenoperators Hirsch, genannt Hyacinth, und seines Gebieters, des Marchese Gumpelino, alias Gumpel. Hirsch Hyacinth ist eine sehr belustigende Figur aus dem Kleinhandelsstand, ein geschäftiges, flugschwabendes Männechen, durch dessen Mund Heine einige seiner schärfsten Malicen jagen läßt. Gumpelino, früher Gumpel, ist von seinem alten Glauben zur katholischen Religion übergetreten, und wird von Heine als Typ des reich gewordenen Proben und komischen Liebhabers ausß Korn genommen. Wie Gumpelino durch Hirschs Glaubenssatzrezept verhindert wird, zum Stellbischen mit der Schönsten der Schönen zu gehen, ist die belustigendste Situation, die Heine gelungen ist.

Der Dichter ist spät am Nachmittag in die Wohnung des Marchese Gumpelino gekommen und als er ins Zimmer tritt, steht Hyacinth allein und pußt die goldenen Sporen seines Herrn, „der, wie ich durch die halbgeöffnete Tür seines Schlafzimmers sehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Kreuzfig auf den Knien lag.“ Gumpelino spielt nämlich den Frommen und auf die Frage des Dichters an Hyacinth, warum er nicht ebenfalls, nach dem Vorbilde seines Herrn, seine Andacht verrichte, entspinnt sich ein Gespräch über die katholische, evangelische und jüdische Religion. Auch die Letztere findet nicht den Beifall Hirschs Hyacinths. Er lamentiert:



Ich vermeide alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirsch ein jüdisches Wort ist, und auf deutsch Hyacinth heißt, so habe ich sogar den alten Hirsch laufen lassen, und unterschreibe mich jetzt: Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vorteil, daß schon ein H. auf meinem Petschaft steht und ich mir kein neues stechen zu lassen brauche. Ich versichere Ihnen, es kommt auf dieser Welt viel darauf an, wie man heißt; der Name tut viel. Wenn ich mich unterschreibe: „Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator“, so klingt das ganz anders, als schriebe ich Hirsch schlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.“

„Mein lieber Herr Hyacinth! Wer könnte Sie so behandeln! Sie scheinen schon so viel für Ihre Bildung getan zu haben, daß man in Ihnen den gebildeten Mann schon erkennt, ehe Sie den Mund auf tun, um zu sprechen.“

„Sie haben recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortschritte

gemacht wie eine Riesin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen soll; und was die Religion anbelangt, so weiß ich, was ich tue. Vorderhand aber kann ich mich mit dem neuen israelitischen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Mosaik-Gottesdienst mit orthographischen deutschen Gesängen und gerührten Predigten und einigen Schwärmereien, die eine Religion durchaus nötig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine bessere Religion, und sie verdient, daß man sie unterstützt. Ich will das Meinige tun, und bin ich wieder in Hamburg, so will ich alle Sonnabends, wenn kein Ziehungs-tag ist, in den neuen Religionstempel gehen. Es gibt leider Menschen, die diesem neuen israelitischen Gottesdienst einen schlechten Namen machen und behaupten, er gebe, mit Respekt zu sagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen versichern, es ist eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdische Religion leicht noch immer sehr nützlich ist. Der gemeine Mann muß doch eine Dummheit haben, worin er sich glücklich fühlt, und er fühlt sich glücklich in seiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bißchen grüblig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg im Bäckerbreitengang auf einem Saal ein Mann, der heißt Moses Lump, man nennt ihn auch Moses Lämpchen, oder kurzweg Lämpchen; der läuft die ganze Woche herum in Wind und Wetter, mit seinem Packen auf dem Rücken, um seine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag abends nach Hause kommt, findet er die Lampe mit sieben Lichtern angezündet, den Tisch weiß gedeckt, und er legt seinen Packen und seine Sorgen von sich, und setzt sich zu Tisch mit seiner schiefen Frau und noch schiefen Tochter, ist mit ihnen Fische, die gekocht sind in angenehmer weißer Knoblauchsauc, singt dabei die prächtigsten Lieder vom König David, freut sich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten, freut sich auch, daß alle Bösewichter, die ihnen Böses getan, am Ende gestorben sind, daß König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all solche Leute tot sind, daß Lämpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fische isst. — Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, die Fische sind delikate, und der Mann ist glücklich, er braucht sich mit keiner Bildung abzuquälen, er sitzt vergnügt in seiner Religion und seinem grünen Schlafrock wie Diogenes in seiner Tonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst pußt. — Und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die sie zu pußen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein mit all seinen Maklern, Diskonturen, Spedituren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: Moses Lump, bitte dir eine Gnade aus; was du haben willst, es soll geschehen. — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: Puß mir die Lichter! und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: Wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lämpchen sein!"

Während Hyacinth solchermaßen, episch breit nach seiner Gewohnheit, seine Ansichten entwickelte, erhob sich der Marschese von seinem Bettkissen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoster durch die Nase schnurrend. Hyacinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löschte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Kreuzifix herab, kam damit zu uns zurück, und pußte es mit demselben Lappen und derselben spuckenden Gewissenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen seines Herrn gepußt hatte. Dieser aber war wie aufgelöst in Hitze und weicher Stimmung; statt eines Oberkleides trug er einen weiten, blau seidnen Domino mit silbernen Franzen, und seine Nase schimmerte wehmütig, wie ein verliebter Louisdor. „O Jesus!“ seufzte er, als er sich in die Kissen des Sofas sinken ließ, „finden Sie nicht, Doktor, daß ich heute abend sehr schwärmerisch aussehe? Ich bin sehr bewegt, mein Gemüt ist aufgelöst, ich ahne eine höhere Welt.“

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!

„Herr Gumpel, Sie müssen einnehmen,“ unterbrach Hyacinth die pathetische Deklamation, „das Blut in Ihren Eingeweiden ist wieder schwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —“

„Du weißt nicht,“ seufzte der Herr.

„Ich sage Ihnen, ich weiß,“ erwiderte der Diener, und nickte mit seinem gutmütig betätigenden Gesichtchen, „ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie sind ganz das Gegenteil von mir; wenn Sie Durst haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durst; Sie sind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe desto mehr Geschäftssinn, ich bin ein Praktikus und Sie sind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind ganz mein Antipode.“



„Julia!“ seufzte Gumpelino, „wär' ich der gelblederne Handschuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo Julia gesehen?“

„Freilich, und meine ganze Seele ist noch davon entzündet —“

„Nun dann,“ rief der Marschese begeistert, und Feuer schoß aus seinen Augen und beleuchtete die Nase, „dann verstehen Sie mich, dann wissen Sie, was es heißt, wenn ich Ihnen sage: Ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz dekurieren. Hyacinth, geh mal hinaus —“

„Ich brauche gar nicht hinauszu gehen,“ sprach dieser verdrießlich, „Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß schon —“

„Du weißt nicht!“ rief Gumpelino.

„Zum Beweise, Herr Marchese, daß ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Maxfield zu nennen. Beruhigen Sie sich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen alles nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läßt sie nicht aus den Augen, und bewacht sie Tag und Nacht wie einen Diamant.“

„O, ich Unglücklicher!“ jammerte Gumpelino, „ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unterm Tisch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft stehe ich im Mondschein auf dem Balkon, und bilde mir ein, ich selbst wäre die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamiere, ganz wie die Crelinger:

Komm, Nacht! Komm, Gumpelino, Tag in Nacht!
Denn du wirst ruhn auf Sittichen der Nacht,
Wie frischer Schnee auf eines Raben Rücken.
Komm, milde, liebevolle Nacht! Komm, gib
Mir meinen Romeo oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Maxfield bewacht uns beständig, und wir sterben beide vor Sehnsuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daß eine solche Nacht kommt, wo jedes reiner Jugend Blüte zum Pfande setz, gewinnend zu verlieren! Ach! so eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Los in der Hamburger Lotterie gewönne.“

„Welche Schwärmerei!“ rief Hyacinth, „das große Los. 100 000 Mark!“

„Ja, lieber als das große Los,“ fuhr Gumpelino fort, „wär' mir so eine Nacht, und ach! sie hat mir schon oft eine solche Nacht versprochen, bei der ersten Gelegenheit, und ich hab' mir schon gedacht, daß sie dann des Morgens deklamieren wird, ganz wie die Crelinger:

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.“

„Das große Los für eine einzige Nacht!“ wiederholte unterdessen mehrmals Hyacinth, und konnte sich nicht zufrieden geben. — „Ich habe eine große Meinung, Herr Marchese, von Ihrer Bildung, aber daß Sie es in der Schwärmerei so weit gebracht haben, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe sollte einem lieber sein als das große Los! Wirklich, Herr Marchese, seit ich mit Ihnen Umgang habe als Bedienter, habe ich mir schon viel Bildung angewöhnt; aber soviel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Los gäbe ich für die Liebe! Gott soll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsdekort, so bleiben doch noch immer zwölftausend Mark. Die Liebe! Wenn ich alles zusammenrechne, was mich die Liebe gekostet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umsonstglück in der Liebe gehabt, was mich

gar nichts gekostet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par complaisance die Hühneraugen geschnitten. Ein wahres, gefühlsvoll leidenschaftliches Attachement hatte ich nur ein einzigesmal, und das war die dicke Gudel vom Dreckwall. Die Frau spielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Los zu renovieren, drückte sie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein Stück sehr guten Kuchen; — auch hat sie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal klagte, daß ich mit Gemüthsbeschwerden behaftet sei, gab sie mir das Rezept zu den Pulvern, die ihr eigener Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, sie tun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unsere Liebe nicht gehabt. Ich dachte, Herr Marchese, Sie brauch' n mal eins von diesen Pulvern. Es war mein erstes, als ich nach Italien kam, daß ich in Mailand in die Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage sie beständig bei mir. Warten Sie nur, ich will sie suchen, und wenn ich suche, so finde ich sie, und wenn ich sie finde, so müssen sie Ew. Erzellenz einnehmen.“

Es wäre zu weiltäufig, wenn ich den Kommentar wiederholen wollte, womit der geschäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus seiner Tasche kramte. Da kam zum Vorschein: 1. ein halbes Wachslicht, 2. ein silbernes Etui, worin die Instrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3. eine Zitrone, 4. eine Pistole, die, obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verursache, 5. eine gedruckte Liste von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6. ein schwarzledernes Büchlein, worin die Psalmen Davids und die ausstehenden Schulden, 7. ein dürres Weidensträußchen, wie zu einem Knoten verschlungen, 8. ein Päckchen, das mit verblühenem Rosataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterieloses enthielt, das einst fünfzigtausend Mark gewonnen, 9. ein plattes Stück Brot, wie weißgebackener Schiffszwieback, mit einem kleinen Loth in der Mitte, und endlich 10. die oben erwähnten Pulver, die der kleine Mann mit einer gewissen Rührung und mit seinem verwundert wehmütigen Kopfschütteln betrachtete.

„Wenn ich bedenke,“ seufzte er, „daß mir vor zehn Jahren die dicke Gudel dies Rezept gegeben, und daß ich jetzt in Italien bin und dasselbe Rezept in Händen habe, und wieder die Worte lese: sal mirabile Glauberi, das heißt auf deutsch: extrafines Glaubersalz von der besten Sorte, — ach, da ist mir zumut, als hätte ich Glaubersalz selbst schon eingenommen, und als fühle ich die Wirkung. Was ist der Mensch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dreckwall! Wer hätte das gedacht! Ich kann mir vorstellen, sie ist jetzt auf dem Lande in ihrem Garten, wo der Mond scheint, und gewiß auch eine Nachtigall singt oder eine Lerche.“

„Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche!“ seufzte Gumpelino dazwischen, und deklamierte vor sich hin:

„Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.“

„Das ist ganz einerlei,“ fuhr Hyacinth fort, „meinethalben ein Kanarienvogel; die Vögel, die man im Garten hält, kosten am wenigsten. Die Hauptsache ist das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor stehen, und da stehen zum Beispiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die beide dreihundert Mark kosten. Mitten im Garten hat sich die Gudul auch eine Fontanelle anlegen lassen. — Und da steht sie vielleicht jetzt und puhlt sich die Nase, und macht sich ein Schwärmereivergnügen, und denkt an mich — Ach!“

Nach diesem Seufzer erfolgte eine sehnsüchtige Stille, die der Marchese endlich unterbrach mit der schmachtenden Frage: „Sage mir auf deine Ehre, Hyacinth, glaubst du wirklich, daß dein Pulver wirken wird?“

„Es wird auf meine Ehre wirken,“ erwiderte jener. „Warum soll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Mensch so gut wie Sie? Glaubersalz macht alle Menschen gleich; und wenn Rothschild Glaubersalz einnimmt, fühlt er dieselbe Wirkung wie das kleinste Maklerchen. Ich will Ihnen alles vorausagen: Ich schütte das Pulver in ein Glas, gieße Wasser dazu, rühre es, und sowie Sie das hinuntergeschluckt haben, ziehen Sie ein saueres Gesicht und sagen Prr! Prr! Hernach hören Sie selbst, wie es in Ihnen herumkollert, und es ist Ihnen etwas kurios zumut, und Sie legen sich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie stehen wieder auf, und Sie legen sich wieder, und stehen wieder auf, und so fort, und den anderen Morgen fühlen Sie sich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Gesundheitswohltheit, nur ein bißchen blaß sehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie sehen gern schmachtend blaß aus, und wenn Sie schmachtend blaß aussehen, sieht man Sie gern —“

Obgleich Hyacinth solchermaßen zuredete, und schon das Pulver bereitete, hätte das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Marchese plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnisvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. „Was halten Sie, Doktor,“ rief er, „von der Müller in Wien? Ich habe sie als Julia gesehen, und Gott! Gott! wie spielt sie! Ich bin doch der größte Enthusiast für die Crellinger, aber die Müller, als sie den Becher austrank, hat mich hingerissen. Sehen Sie,“ sprach er, indem er mit tragischer Gebärde das Glas, worin Hyacinth das Pulver geschüttet, zur Hand nahm, „sehen Sie, so hielt sie den Becher und schauderte, daß man alles mitfühlte, wenn sie sagte:

Kalt rieselt matter Schau'r durch meine Abern,
Der fast die Lebenswärm' erstarren macht!

Und so stand sie, wie ich jetzt stehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Weile, Trübsalt!

Ich komme, Romeo! Dies trink' ich dir!

da leerte sie den Becher —“

„Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel!“ sprach Hyacinth mit feierlichem Tone; denn der Marchese hatte in nachahmender Begeisterung das

Glas ausgetrunken, und sich, erschöpft von der Deklamation, auf das Sofa hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieser Lage; denn es klopfte plötzlich jemand an die Türe, und herein trat Lady Magfields kleiner Jockey, der dem Marchese mit lächelnder Verbeugung ein Billett überreichte und sich gleich wieder empfahl. Hastig erbrach jener das Billett; während er es las, leuchteten Nase und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geistesblässe sein ganzes Gesicht, Bestürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgebärden sprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und schrie:

„Weh mir, ich Narr des Glücks!“

„Was ist? Was ist?“ frug Hyacinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das Kreuzifix, woran er wieder puhte, in zitternden Händen hielt: „Werden wir diese Nacht überfallen?“

„Was ist Ihnen, Herr Marchese?“ frug ich ebenfalls nicht wenig erstaunt.

„Lest! lest!“ rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billett hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei sein blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte. „Weh mir, ich Narr des Glücks!“

In dem Billett aber lasen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muß ich nach England abreisen. Mein Schwager ist indessen schon vorangeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur diese einzige Nacht. — Laß uns diese benutzen, laß uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere — Julia Magfield.

„Weh mir, ich Narr des Glücks!“ jammerte Gumpelino, „die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe schon den Becher des Glaubersalzes geleert! Wer bringt mir den schrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hilfe! Hilfe!“

„Hier kann kein irdischer Lebensmensch mehr helfen,“ seufzte Hyacinth.

„Ich bedauere Sie von ganzem Herzen,“ kondolierte ich ebenfalls. „Statt eines Kelchs mit Nektar, ein Glas mit Glaubersalz zu genießen, das ist bitter! Statt des Thrones der Liebe, harret Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!“

„O Jesus! O Jesus!“ schrie der Marchese noch immer. „Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt. — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt schnell — aber ich lasse mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niederjinken und da verbluten!“

„Von Blut ist gar nicht die Rede,“ begütigte Hyacinth, „Sie haben ja keine Homeriden. Seien Sie nur nicht leidenschaftlich —“

„Nein, nein! Ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! — o Nacht —“



„Ich sage Ihnen,“ fuhr Hyacinth fort mit philosophischer Gelassenheit, „Sie werden in Ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufstehen müssen. Seien Sie nur nicht leidenschaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf und ab springen und je mehr Sie sich alterieren, desto schneller wirkt das Glaubersalz. Ihr Gemüt spielt der Natur in die Hände. Sie müssen wie ein Mann tragen, was das Schicksal über Sie beschossen hat. Daß es so gekommen ist, ist vielleicht gut, und es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist. Der Mensch ist ein irdisches Wesen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Mensch meint oft, er ginge seinem Glück entgegen, und auf seinem Wege steht vielleicht das Unglück auf einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, so fühlt's der Mensch, Herr Marchese.“

„Weh mir, ich Narr des Glücks!“ tobte noch immer Gumpelino, sein Diener aber sprach ruhig weiter:

„Der Mensch erwartet oft einen Keldh mit Nektar, und er kriegt eine Prügelsuppe, und ist auch Nektar süß, so sind doch Prügel um so bitterer; und es ist noch ein wahres Glück, daß der Mensch, der den anderen prügelt, am Ende müde wird, sonst könnte es der andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher ist aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift auf dem Wege der Liebe dem Menschen auflauert, so daß er seines Lebens nicht sicher ist. Vielleicht, Herr Marchese, ist es wirklich gut, daß es so gekommen ist, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre ein kleiner Italiener mit einem Dolch, der sechs Brabanter Ellen lang ist, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufstun — bloß in die Wade gestochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Alpeninnen gibt es keine Nachtwächter. Oder vielleicht gar, fuhr der unerbittliche Tröster fort, ohne durch die Verzweiflung des Marchese sich im mindesten stören zu lassen, vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Magfield ganz wohl und warm saßen, käme plötzlich der Schwager von der Reise zurück und setzte Ihnen die geladene Pistole auf die Brust, und ließe Sie einen Wechsel unterschreiben von hunderttausend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufstun, aber ich sehe den Fall, Sie wären ein schöner Mensch, und Lady Magfield wäre in Verzweiflung, daß sie den schönen Menschen verlieren soll, und eifersüchtig, wie die Weiber sind, wollte sie nicht, daß eine andere sich nachher an Ihnen beglücke. — Was tut sie? Sie nimmt eine Zitrone oder eine Orange und schüttet ein klein weiß Pülverchen hinein und sagt: Kühle dich, Geliebter, du hast dich heiß gelaufen — und den andern Morgen sind Sie wirklich ein kühler Mensch. Da war ein Mann, der hieß Pieper, und der hatte eine Leidenschafts liebe mit einer Mädchenperson, die das Posauenengelhannchen hieß, und die wohnte auf der Kaffeemacherei und der Mann wohnte in der Suhlentwiete —“

„Ich wollte, Hirsch,“ schrie wütend der Marchese, dessen Unruhe den

höchsten Grad erreicht hatte, „ich wollt' dein Pieper von der Fuhlentwiete, und sein Posaunenengel von der Kaffeemacherei, und du und die Gudel, ihr hättet mein Glaubersalz im Leibe!“

„Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel!“ versetzte Hyacinth, nicht ohne Anflug von Hitze. „Was kann ich dafür, daß Lady Maxfield just heute nacht abreisen will und Sie just heute invitirt? Konnt' ich das voraus wissen? Bin ich Aristoteles! Bin ich bei der Dorfschule angestellt? Ich habe versprochen, daß das Pulver wirken soll, und es wirkt so sicher, wie ich einst selig werde, und wenn Sie so disparat und leidenschaftlich mit solcher Raserei hin und her laufen, so wird es noch schneller wirken —“

„So will ich mich ruhig hinsetzen!“ ächzte Gumpelino, stampfte den Boden, warf sich ingrimmig aufs Sofa, unterdrückte gewaltsam seine Wut, und Herr und Diener sahen sich lange schweigend an, bis jener endlich nach einem tiefen Seufzer und fast kleinlaut ihn anredete:

„Aber, Hirsch, was soll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme, sie wartet jetzt auf mich, sie harret sogar, sie zittert, sie glüht vor Liebe —“

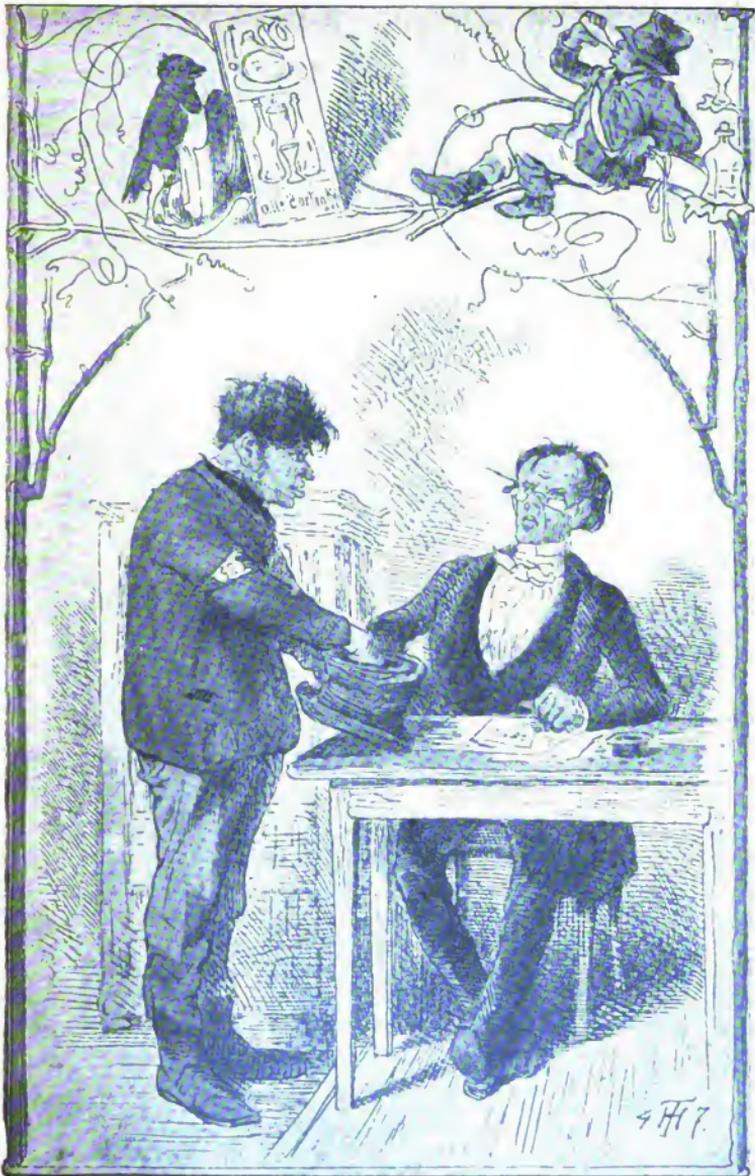
„Sie hat einen schönen Fuß,“ sprach Hyacinth in sich hinein und schüttelte wehmütig sein Köpflein. In seiner Brust aber schien es sich gewaltig zu bewegen, unter seinem roten Rocke arbeitete sichtbar ein kühner Gedanke —

„Herr Gumpel,“ sprach es endlich aus ihm hervor, „schicken Sie mich!“

Bei diesen Worten zog eine hohe Röthe über das bläßliche Geschäfts-gesicht.

In den nächsten Kapiteln, die von ganz anderen Dingen handeln, wird wohl nebenbei erwähnt, daß das Glaubersalz gar gewaltig gewirkt hat, ob aber Hirsch Hyacinth wirklich der Stellvertreter Gumpelinos bei der schönen Lady gewesen — darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.





Nante vor dem Aktuarius.
Nach einer Zeichnung von Theodor Hofmann.

Eckensteher Nante.

Von Adolf Glasbrenner (1810—1876).



Adolf Glasbrenner ist als Kenner und witziger Schilderer von Berliner Volkstypen bis heute unübertroffen. Die realistisch-humoristischen Schnurren aus dem Berliner Leben, die unter dem Gesamttitel: „Berlin wie es ist und — trinkt“ erschienen, kamen durch ihren scharfen, sprühdenden Witz zu einer ungewöhnlichen Popularität und der Ruhm des Berliner Volkshumors ging von den Festchen des ausgezeichneten Humoristen aus, von dessen Einfällen

die Berliner Poffenliteratur jahrzehntelang zehrte. Was auch in Glasbrenners Schriften schon vergilbt und veraltet anmuten mag, der Kern dieser überaus drastischen Szenen ist noch so frisch und lebendig, die Menschen haben noch heute so sehr die Merkzeichen des unverfälschten Berlinertums, wie es sich trotz aller Einwanderung erhalten hat, daß man weder einen kulturhistorischen noch literaturgeschichtlichen Standpunkt einzunehmen braucht, um die witzquirlenden Geschichten Glasbrenners mit großem Vergnügen zu genießen. Eine der vortrefflichsten und berlinischsten Figuren Glasbrenners ist der Eckensteher Nante, ein Urthyp aus dem Volke mit all dessen charakteristischen Eigenheiten.

Erste Szene.

Nante. Mehrere Vorübergehende.

Nante (sitzt auf einem Steine an einem Eckhause und trinkt aus seiner Schnapsflasche): Nach, des schmeckt! des schmeckt als wenn Eeener Schnaps drinkt, un er schmeckt ihm. So, nu hab' ich je frühstückt, nu wer' ich mir mal de Welt ansehen, ob noch allens in Ordnung is. (Er sieht sich um.) Himmel is da, is oben, de Erde is hier, un de Destillationsanstalt is drüben: Welt, jezt kannste wieder losjehen! Lebenslauf, ich erwarte dir. (Steht auf.) Na, wat is'n det? Wat rejen sich denn vor. Jesühle an meine Brust uf? (Er schlägt sich auf die Schnapsflasche, welche in der Seitentasche steckt.) Willste woll ruhig sind, Karlina! Mahnste mir denn ewig an dein Dasein! Na, diesmal will ich dir nochmal nachgeben, aber wenn de wieder kommst, denn ooch. (Er trinkt und besteht dann die Flasche.) Karlina, ich kann et dir nich länger verhehlen: ich liebe dir! Als ich dir sah, bejann mein Leben; meine Jurjel gehört dir auf ewig, wir der Dot kann mir von dir trennen. Sein nie leer, un du kannst uf meine Teilnahme rechnen. Jezt verzieh' dir, vermunne dir Schamberjarnie bei Jackens, un höre, wat du mir allens bist, un wie meine Natur mit deine verknüppert is. (Er singt.)

Det beste Leben hab' ich doch,
Ich kann mir nich beklagen;
Pfeist ooch der Wind durch't Aermelloch,
Det will ich schonst verdragen.
Det morgens, wenn mir hungern dut,
Ess' ich 'ne Butterstulle,
Dazu schmeckt mir der Kummel jut
Aus meine volle Pulle.

Ich sit' mit de Kamraten hier,
Mit alle jroß und kleene;
Beleidigt ooch mal ener mir,
So steck' ich ihm jeich eene!
Un drag' ich endlich mal wat aus,
So kann ich Jroschens kneißen,
Hol wieder meine Pulle raus,
Un due eenen pfeisen.

Da mag et kommen wie et will,
Ich lasse mir nich fördern,
Und stände selbst die Welt mal still,
Det soll mir wenig scheeren.
Den Trost behalt ich jedenfals,
Wenn't mir mal elliich schiene:
Ich werfe mir an deinen Hals,
Un kasse dir, Karlina!

Un sagt der Dot einst: Nante, du,
Komm' mit die jroße Strecke!
Da spring' ich bloß, un ruf' ihm zu:
Ich bin schon um de Ecke! —

Doch hört er nich uf diesen Wiß,
Denn seufz ic: Eine, Kämme!
Denn kooft ic mir den lehten Spiß,
Un neh'm' Dir mit in'n Himmel.

(Ein Stuker geht vorüber.)

Au seh' Eener den breetspurigen Zweekspanner an! Dunderwetter wenn ic det wäre, wat der sich inbidt, denn kooft' ic mir Deutßchland, un setze mir uft Riesenjebirje un sagte: blaß mir'n Stooß wech! (Wult ihm nach.) Sie da, Herr Baron!

Der Stuker (sich umdrehend): Was will Er von mir?

Nante: Entschuld'jen Sie: kennen Sie mir?

Der Stuker: Nein!

Nante: Haben Sie jar keene Verbindung mir mir?

Der Stuker (unwillig): Nein, was soll denn das?

Nante: Na, wenn Se sich jarnich vor mir interessieren, denn brauchen wir ooch nich zusammen zu sprechen, denn können Se ruhig weiter jehen.

Der Stuker: Dummer Kerl! Wenn Er sich das noch mal unterleht, denn soll Er mal sehn!

Nante: Ohoch! Ic sehn schon so, da brauch' ic jar keenen Unterstand jehen Ihnen dazu! (Der Stuker geht.) Jugend, verzieh' dir, oder ic kooße dir en Pichelappen, un jebe dir nicht zu essen. Wie hat er mir jeschimpfen? Dummer Kerl hat er mir jeschmeichelt? Un öffentlich uf de Straße? Der will jewiß, det ic hier mein Glück machen soll. Wat ic aber eejentlich vor 'ne jutmütige Seele bin, des jeh't ins Weite. Ic lasse die Leute hier umsonst in mein Arbeetszimmer rumloosen, un wenn mir en Schafkopp dumm schimpft, denn such' ic 'ne Schmeichelei raus.

(Eine Köchin kommt und will in ein Haus gehen.)

Sie da! Sie da! Warten Sie mal einen Oojenblick!

Die Köchin: Ich habe keene Zeit!

Nante: O ja! Au contraires im Jesehtel! Sie haben schon viel Zeit jehabt, wie ic sehn. Auch is des Jahrhundert vor jedermann und vor jeder frau; davon kann sich jeder Zeit so viele davon nehmen, wie er will. Des Jahrhundert kost' nicht, des hat man umsonst. (Er tritt etwas näher und legt die rechte Hand an seinen Hut.) Ju'n Moorjen, mein Fräulein, ju'n Moorjen! Immer noch hübsch uf de Beene, wie ic sehn? Des freut mir, deß Sie auf die Beine jehen, ich habe mir des auch so einjerricht. Sie keunen mir doch noch, mein Fräulein? Ic habe Ihnen vor'je

Oftern den Koffer hierher jekarrt, und außerdem verneije ich mir immer, wenn Sie Weißbier nebenan holen; diese Neije haben Sie immer umsonst dabei.

Die Köchin: Na, wat wollen Sie denn nu aber, Nante?

Nante: Entschuld'jen Sie eine Frage: lieben Sie mir? Kann ich mir vielleicht schmickeln, Eindruck auf Ihnen jemacht zu haben? Ich bin ein Mann, und ein Mann macht doch zuweilen bei ein frauenzimmer Blick, also wiejo?

Die Köchin: Ach, schämen Sie sich, Nante, Sie sind ja verheiratet!

Nante: Ach, dadrum genieren Sie sich nicht, derowejen lieben Sie mich ganz dreiste! Meine frau is meine frau, des is richtig, aber natürlich, des verliert sich mit der Zeit, des is ooch richtig. Denn sehen Sie ein Mann, der hat ein Herz, le cœur, und ein Herz hat Raum, und ein Raum, der is zuweilen sehr ausgedehnt, und — und (er bestant sich eine Weite) — Ju'n Moorjen! (Er dreht sich um.)

Die Köchin: Sie sind ein Schafkopp! (Sie geht ins Haus.)

Nante: Schafkopp? Wiejo Schafkopp? Der von vorher, der meent, ic wäre en dummer Kerl, un die hält mir vor einen Schafkopp? Na, da bin ich neujiertig, wer recht hat.

Eine frau (kommt mit einem großen Korb voll Gemüse und Fleisch.) Sie da! Wollen Sie mir wohl diesen Korb nach Hause tragen?

Nante: Zweek Mal, wenn Sie befehlen: Wo wohnen Sie'n?

Die frau: In de Wilhelmstraße am Hallecken Cor.

Nante: Ach, du meine Müße! Un da soll ic den Korb hintragen? det dauert mir zu lange; ic möchte jern det andre Monat verreisen. Na, indessen, wenn Sie acht Groschen jeben, denn will ic mit Jeduld dragen, was Sie mir auferlegen.

Die frau: Ach, acht Groschen. Sie sind wohl nicht klug! Zweek Groschen will ich Ihnen geben!

Nante: So, wollen Se det wirklich? Ne, aber worum wollen Se'n soviele Jeld daran wenden? Wissen Se wat, jehen Se ruhig zu Hause, un lassen Se den Korb hier uf de Straße stehen, denn dräg'ten Jhn'n eener umsonst weg.

Die frau: Er ist nicht klug! (Geht ab.)

Nante: Wat sagt die? Ic bin nicht klug? Na nu is noch hübscher! Ic muß mir wirklich 'ne Tabelle anlesen, sonst verzeh ic det allens. Ercht bin ic en dummer

Kerrel, denn bin ich en Schafskopp, un nu bin ich nich klug? Nu soll eener wissen, woran er is, wenn sich die Leute so verschieden über ihn aussprechen!

(Ein Bürger geht vorüber.)

Ach, hören Se mal, ich habe 'ne Bitte an Ihnen. (Er greift in die Tasche.) Können Sie mir vielleicht vor einen Daler kleen Jeld jeben? Sie würden mir wirklich 'ne große Jesälligkeit erzeijen; ich habe da wat zu kooßen, un es fehlt mir an kleen Jeld.

Der Bürger (verwundert lächelnd): Na, ich will mal sehen, ob ich so viel kleen Geld bei mir habe. (Er zählt.) Aber sonderbar ist es, daß Sie einen Taler besitzen.

Nante: Ich einen Daler besitzen? Ne, damit studert et bei mir; von Daler'sch schreibt Paulus bei mir niicht. Ich habe Ihnen ja man blos un en Daler kleen Jeld jebeten, weil man des doch braucht, un ich jarniicht besitze, indessen, wenn Sie mir einen harten Daler jeben, denn bin ich ooch zufriede.

Der Bürger: Ach so? Na, für den Wig sollen Sie zwei Groschen haben. (Er gibt ihm ein Geldstück.)

Nante (besieht dasGeld): Na jnt, denn bleiben Sie mir zweenzwanzig Groschen schuldig. Aber schieben Sie't nich uf die lange Banke; bei die schlechten Zeiten muß man det Seintje zusammenhalten.

Der Bürger (lächelnd): Er ist ein Narr! (Geht ab.)

Nante (mit sich selbst Komödie spielend, verwundert): Erstens dummer Kerrel, darauf ein Schafskopp, ferner nich klug, un nanu ein Narr? Ne, det wird mir zu vülle, da verheddr' ich mir, da muß ich mal lieber in de Deschylationsanstalt wanken, un mir vor die zwee Groschen erkundigen, wer von die viere recht hat. (Ab.)

Zweite Szene.

(Zimmer des Aktuarius.)

Der Aktuarius. Der Gerichtsbliener. Nante. (Der Aktuarius sitzt an einem Tisch und schreibt.)

Gerichtsdienner (tritt herein): Herr Aktuarius, dranßen ist ein Eckenscher, der eine Klage machen will.

Aktuarius: Er soll kommen.

Nante (ist ein wenig angetrunken, nimmt sich aber sehr zusammen, und sucht den Aktuarius durch seine Wilsun, zu überraschen): Ich danke Ihnen vor die Annonce, Herr Gerichtsdienner. Sie können wieder jehen.

Aktuarius: Näher treten!

Nante (tritt näher, streicht sich die Haare aus dem Gesichte und nimmt eine insolente Stellung ein): Schön! — Jetzt können Sie mir jenießen, Herr Justiz.

Aktuarius: Wie nennt Er sich?

Nante: Du!

Aktuarius: Was soll das?

Nante: Na ja! Du nenn' ich mir. Ich wer' doch nich zu mir hörensamal sagen!

Aktuarius: Wie Er heißt, will ich wissen.

Nante: Ach so, wie er heißt? Ja! Karnaljenvogel heißt er.

Aktuarius: Was? Mach' Er keine Späße hier!

Nante: J Jott bewahre, wo wer' ich mir denn so was als Untertan unterstehen. Er heißt Karnaljenvogel, der Wirt von den Schnapsladen, den ich hier anhängig machen will. Er drägt nämlich immer eine jelbe Jacke un eine schwarze Kappe uf den Kopp, und derowegen nennen wir ihn Karnaljenvogel. Natürlich, er pfeift ooch zuweilen eenen oder mehrere.

Aktuarius: Ich frage ja aber, wie Er heißt! (Deutet auf ihn.)

Nante: Ach so, wie ich heiße! Aha! Ich glaubte, Sie meinten ihm, weil Sie Er sagten; entschuld'jen Sie! Ich heeße: Ser-de-mand, Frie-der-riich — Karrel Schwabbe. Meine Kammeraten nennen mir: Nante, der jebildete Leui.

Aktuarius: Geboren?

Nante: Ja, jeboren bin ich. Je suis! Entschuld'jen Sie, wenn ich manchmal en bißten französisch unter meine Reden jesse. Erstens kleedt des en jungen Menschen jut, un zweetens kleebt mir des noch von anno 13 un 14 an, die ich mitjenacht habe.

Aktuarius: Ich frage: wo Er jeboren ist?

Nante: Ach so, so, wo? In de Rogstraße, aber als Mensch. Seitdem ich verheirat' bin, wohn' ich in de Kreuzjasse.

Aktuarius: Alt?

Nante: Na, des jecht noch, wie Sie sehen. Een paar jraue Häaretens un en bißten Mondschein hab' ich freilich schon, (er laßt sich auf den Kopf.) indessen, es is noch das erste Viertel. Nächstens werd' ich mir vielleicht einer Perücke bedienen.

Aktuarius: Wie alt ist Er?

Nante: Ach in dieser Hinsicht, wie? Ja, — Sie wissen woll, des sagt man nich jerne. Besonders meine Frau, die braucht immer 'ne Menge Jahre, ehe se eens älter wird. Achunddreißig, Herr

Justiz; ich bin grade mit's Jahrhundert uf de Welt jekommen; ich und des Jahrhundert, wir sind Zwillinge. Morjen is mein Jeburtstag, wenn Sie mir vielleicht wat schenken wollen, da wer' ich 37.

Aktuarium: Dummkopf! Wenn Er 38 ist, muß Er doch 39 werden!

Nante: Ja, eejentlich is es so in de Ordnung, Herr Justiz, aber ich will Ihn'n sagen: man wird zu alt bei die jewöhnliche Art Rechnung nach Adam Niesen. Ich zähle jetzt wieder zurück, damit mir die Haare nich so ausfallen.

Aktuarium: Religion?

Nante: Ja, versteht sich! Wo wer' ich denn keine Religion haben! In Preußen! Sie slossen woll, ich bin en Heide? Ne, ich beete nich mal meine Frau an, un det is doch en Engel, denn die sorgt alle Dage davor, deß ich bald in'n Himmel komme.

Aktuarium: Mit ihm muß man viel Geduld haben! Welche Religion Er hat!

Nante: Wenn't uf meinen Vorteil ankommt, bin ich en Jude, aber jedooft ewangelsch.

Aktuarium: Was war Er, bevor Er Eckensteher wurde?

Nante Mensch! Immer und ewig Mensch. Wenn Se überjens meine Lebensbiographie wissen wollen, die können Sie auch jenießen. Kurz darauf, nachdem ich Mensch geworden war — (er zieht die Schnorröschle heraus) entschuld'jen Sie! mir darschert, des viele reden freist meine ungewohnte Kehle an — kurz darauf also, nachdem ich Mensch geworden war, un natürlicherweije die erste elterliche Keile des Lebens überstanden hatte, schickte mir mein Vater, uf französisch: mon père, in die Schule. Hierin lernte ich nicht, — und wurde mit einer Zensur und viel Keile baldigst entlassen. Das war jut, was nun? Nun starb mein Vater und meine Mutter jung in's Ausland, vielleicht nach Schöneberg, indessen unjewig. Das war auch jut, was aber nun? Nun überließ ich mir selber und studierte Strafe, zettadier: ich wurde Straßenjunge. Ich machte Kutschen auf, machte sie wieder zu, — natürlich, soust reizt ein' anderer den Kutschenchlag wech, — kurzum: ich näherte mir röklich. Ich drauf damals noch Kirsch. Denn in der Blüte der Jugend liebt man das Zetränk noch; im Alter natürlich, und bei zunehmenden Verstande neigt man sich mehr zu Kümmeel. Nu merkt ich aber, deß meine Moral abnahm, und derowegen jung ich raufer vor's Hall'sche Dor in die Kinderanstalt und sieß mir besser.

Aktuarium: Weiter, weiter!

Nante: Ja, warten Se man, Herr Justiz, det wird allens kommen. Ich kann doch nich jleich aus de Biseru-gsanstalt wechloofen! Des kam erst später, als der Ruf an die Jünglinge von Preußen erjing, das Vaterland zu retten. Ich hörte diesen Ruf und sagte zu mir: Nante, du bist ein Jüngling von Preußen, du bist jebessert jenuch, jetzt rette. Un da rettete ich. Ich jung mit, un habe de Franzosen jeseigt, wat 'ne Harke is. Eine Kanone is durch mich alleene lebendig jefangen worden.

Aktuarium: Wieso?

Nante: Wieso? Ja sehen Se, Herr Justiz, des war so! Es war grade Schlacht, und ich stund mitten unter einen Trupf von de Unsrjen. Wir waren alle ganz benebelt, sowohl von de Witterung, wie von den Pulverdampf. So seh' ich mit een mal in den Feind rin und sage zu einem Unsrjen: hör' mal, saß' ich, Kammerat, da steht 'ne Kanone, die könnte man sich langen. Un so jecht der Mensch mit noch mehrere hin und nimmt die Kanone, also natürlicherweije: durch mir.

Aktuarium: Jetzt erzähle Er, aber ganz kurz! warum Er eigentlich hier ist.

Nante: Un den Karnaljenvogel zu verfangen. Kürzer können Sie't nich verfangen.

Aktuarium: Er soll mir den ganzen Verlauf der Sache erzählen!

Nante: Ach so, als wie so, Verlauf? Ja, von verloofen is nu eigentlich nich die Rede, denn Sie können mir die Wojen zubinden, un mir hinstellen wo Se wollen: ich finde in de Deschstitutionsanstalt bei'n Karnaljenvogel. Grade als wie so 'ne Kuh, wenn se'n Stall sucht, das heeßt, natürlich, ohne Anspiesung auf mir. Also vor ungefähr anderthalb Stunden, da wird mir so'n bisten wabblig, un weil meine Karline ooch man noch eene Träne für mir hatte, so stolpere ich so duse vor mir hin, un falle in den bewußten Schnapsladen rin. Des is jut. Sehr jut is des! Wie ich nun so da drin bin, so sag' ich mir eenen inschenken, — natürlich wenn man eenmal drum is! — nehme das Glas so vor die Wojen, besch' ihn mir, denke bei mir selber: Der sieht nich übel aus, den wirfcht du dir mal anprobieren und verschlucke ihn.

Aktuarium (unwillig): Rasch! Rasch!

Nante: Ne, erlauben Se mal, Herr Justiz, des jecht nich so rasch: ich kann mir ja verschluckern! (Seht emh.) Also wie ich Ihnen nu, Herr Justiz, im Magen hatte, nämlich den Kümmeel, so kommt der Kar-

naljenvogel und hüpft uf mir zu und sagt zu mir: „Ju'n Dag, Nante, jebildeter Euley!“ So sag ick „ju'n Dag, Karnalje!“ So sagt er: „comment, wie jehet es dir, du befindst dir doch noch?“ So sag ick: „toujours wie immer, passablement, deux honneurs à mains!“ So s. er: „wat macht deine Natur, Euley?“ Un so mach' ick en Spaß und sage: „ick danke dir, se is fröhling, se schlägt eben aus!“ un dabei jeb ick ihm eenen Katzenfopp. „Was?“ sagt er, „du schlägt mir? Jk bin en Karnaljenvogel, un en Karnaljenvogel der schlägt ooch!“ un so reichet er mir eine Maulschelle über'n Kadentisch, det mir mein Haupt wackelt. Also ick denke noch immer, die Sache is Spaß und steche ihm eine Bremse, natürlicherweise, un keen Spaß-verderber zu sind. Des is jut, die Wacke looft uf und wird rot, un ick lache noch ganz jutmächtig un sage: „Du mußt dir ganz jut befinden, Karnalje, du wirschst ja zusehends fetter und jehünder.“ So sag' ick Ihnen, Herr Justiz, ick denke, ick falle aus de Wolken! So wird der Mensch efflich, un schlägt mir einen Buff hier in die Seite, det mir der Proppen von de Karlne abspringt, un der eben einjefüllte Schnaps nutzlos in de Tasche schwimmt, un da drunter noch des Jlas von meine silberne Uhr entzwee jehet! Nu können Se sich aber mir denken, Herr Justiz! Jk werde Ihnen also mit einmal ganz und jar unanjenehm, un sowie ick unanjenehm bin, so kommt mein juter Freund W, namens Neumann, von hinten auf mir zu und sagt: „Wat soll'n der Wortwechsel hier? Woon unterhält Ihr'n Euch?“ Nannu denk ick aber doch ooch, ick soll de Pläße kriegen vor Wut, wie mir der mit seine Pomade dazwischen kommt! Jk dreh' mir also um, un steche meinen Freund eine Maulschelle! Schön! (Er nimmt eine Dose aus der Tasche und schnupft; Erläse: mir presert dann und wann en bisken. (Reicht ihm die Dose.) Lieben Sie viel-leicht auch den Schnupf?)

Aktuaris: Nein, nein! Nur weiter!

Nante: Schön! Also sehen Sie, Herr Justiz, so stand die Sache. Jut! Kaum werde ich nu meinen Freund die Maulschelle geimpft haben, un den Karnaljenvogel gleich darauf noch eine, so entsteht eine Keilerei. Des jing hastenichjeheln, kniz, knaz, rungs, klapp, knall, pladdeeradautsch, baff! Kippemann, Schebecke,

flebbe und Henfentig werden mir beistehen, un Trabke, Schmidt, Mepperhammel un Eplich un Pujestky den Karnaljenvogel un den Neumann; kurzum, det wird Ihnen da eenen Standal jeben, Herr Justiz, det ick denke, Europa schießt Kobold's. Un wie ick nannu so mittendorin in die Keilerei steche un rechts und links beschäftigt bin, so kommt der Karnaljenvogel und schlägt mir meinen Silzhut mit eenen Klapps über't Jesidye, det ick nich mehr sehen kann, un dieses Koch mit aufzunehmen.

Aktuaris: Was will Er denn nun eigentlich?

Nante: Ja eijentlich wollte ick sehr vieles, alleine aber man seht ja nicht durch. Hier wollte ick jefälligst nur, det Sie mir jehorjamt zu mein Eigentum verhelfen. Erstkens die Kümmeleerjütung aus de Karlne, zweetens Wiedererlanjung des jesprungenen Uhrglases, un drittens Silz-ersatz wegen einen über den Kopf jeshüpften und ein Koch verursachten Hut, daß man eine Hand durchstechen konnte. In Sachen Nante kontra Karnaljenvogel; erste Instanz.

Aktuaris (steht auf und geht aus dem Zimmer): Er ist ein Dummkopf! Kaffe Er sich künftig in keine Schlägerei ein, sonst wird man ihn noch extra bestrafen. (Ab.)

Nante (verwundert): Ohoch! (sehr gebührt sprechend): Wo so? Wie das? Jk soll mir in keene Schlägerei inlassen, wenn mir eener teilt? Ne, Kleener, von die Sorte sind wir nich! Und wo bleibten nannu dieser entzweeijte Silz un des jesprungene Uhr-jlas un der Ueberflug von den Kümmele?

Gerichtsdienner (tritt zu derselben Türe herein, durch welche der Aktuaris herausgegangen): Sie können nannu jehen. Sie dersen sich hier nich länger aufhalten.

Nante: So? Nich länger aufhalten? Ne ick kann mir ooch nich länger aufhalten als ick bin, ick halte mir überall man so lang uf, wie mir die Natur erschaffen hat. Vorjesezt wird mir hier doch nicht, also denn wer' ick man zu Hause Mittagbrot essen. Na, leben Se wohl, Herr Gerichtsdienner! Trügen Se den Herrn Justiz von mir, un sagen Se ihm man in Sachen Nante kontra Karnaljenvogel, erste Instanz, det ick hoffte, det der Prozeß wenigstens schwaben wüerde. Denn sonst seh' ick mir jendigt zu appellieren. Adieu Mosje! (Ab.)

Wat bi 'ne Aewerraschung¹ 'rute kamen² kann.

Von

Friß Reuter.

(1810—1874.)

Friß Reuter, der hervorragendste Schilderer des Volkstums seiner mecklenburgischen Heimat, der Wiedereroberer der literarischen Gleichberechtigung des niederdeutschen Dialekts, welche diesem seit dem 17. Jahrhundert verloren gegangen war, ist nicht nur der größte plattdeutsche Heimatsdichter, sondern überhaupt einer der bedeutendsten Dichter und volkstümlichsten Humoristen unserer Literatur. Gemüt, Phantasie, Laune, derber Humor, große Beobachtungsgabe und echte Gestaltungskunst zeichnen seine Schriften aus, die heute in mehr als drei Millionen Bänden in allen deutschen Ländern verbreitet sind. Alle Verfolgungen und die vieljährige Freiheitsstrafe, die Reuter wegen seiner Begeisterung für nationales Deutschtum und politische Freiheit zu erleiden hatte, vermochten ihn nicht zu verbittern. Ungeteilt blieb sein goldener Humor, der alle seine Gedichte und Prosaschriften erfüllt. Die nachstehende Erzählung zeigt den Dichter von seiner besten und gemütvollsten Seite.

*



enn de schöne Wihnachtstid herankamm, denn was dat in unsern Hus³ en Lopen³ un Tuscheln un Flustern, en heimlichdauhn un en Verstecken; in de ein' Stuw' dürwten wi Hören⁴ gor nich 'rinner, dor satt⁵ min leiw Mutting⁶ mit en por Sniderinnen un neihete niges Tüg⁷ tau Wihnachten för min Swestern un för uns Jungs, denn dunnmalen⁸ würden de Jacken un hosen för de Jungs noch glatt weg in den eigen Hus⁹ maket un nicht bi de Modensniders. — Denn un wenn würd mal ein von uns raupen,⁹ un em würden denn de Ogen verbunnen¹⁰ un Fusthanschen antreckt,¹¹ un so würd hei denn 'rinner lebdt¹² in de verbadene¹³ Stuw' tau 't Anpassen. De Fusthanschen hadd min Großmutter upbröcht,¹⁴ as min öllst¹⁵ Swester Eijette verleden Johr¹⁶ mit de hänn¹⁷ 'rümmer grawwelt¹⁸ hadd, üm tau säuhlen, von wat Ort¹⁹ Tüg ehr Rock maket wir. „Nu kik²⁰ de Dirn!“ säd²¹ min Großmutter. „Wat de Düwel²² klauk²³ is! Täuw,²⁴ dit will'n wi di verpurren!“²⁵ un treckt ehr de Fusthanschen an, un förredem²⁶ würd keiner ahn²⁷ Fusthanschen mihr 'rinner laten²⁸ in de Stuw'.

1) Aewerraschung. 2) herauskommen. 3) Laufen. 4) Kinder. 5) sah. 6) liebe Mutter. 7) nähte neues Zeug. 8) damals. 9) gerufen. 10) Augen verbunden. 11) Fußhandschuhe angezogen. 12) geleitet. 13) verbotene. 14) aufgebracht. 15) älteste. 16) das vorige Jahr. 17) Händen. 18) getastet. 19) Art. 20) guck. 21) sagte. 22) Teufel. 23) flug. 24) warte. 25) versperren. 26) seitdem. 27) ohne. 28) lassen.

hadden de Ollen dat heimlich, denn hadden wi Gören dat ok heimlich. — Dör Wißnachten würden de ir'd'nen Sporbüßsen intwei slaßn,¹ un wat dat Johr affmeten² hadd, würd 'ruter halt³ un denn würd inköfft.⁴ Min Vader kreg⁵ von jedwereinen⁶ regelmähig 'ne Stang' Sigellaß un 'ne Bli-fedder,⁷ denn wi wußten, wenn wi em de tau Wißnachten schenken deden, denn kregen wi sei tau Nißohr wedder.⁸ — Späder kreg hei von min Swæstern regelmähig en Por stückte Morgenschauh, de hei nich antrecken ded, denn as hei sturw,⁹ stunnen säben Por¹⁰ von de Ort in sin Schapp.¹¹ — Wenn denn min Tanten Schäning¹² noch en nigen Kamm kreg un Großmutting 'ne nige warme Kapp, wotau wi all tausamschoten,¹³ denn blew¹⁴ för Mutting noch dat meiste Geld äwrig,¹⁵ un denn gung eigentlich de Heimlichkeit irst an, denn dat anner wären von öllers¹⁶ her faststellte Saken,¹⁷ von de nich afgahn¹⁸ würd. Wenn ik denn mit mi in 'n klören¹⁹ was, un bi Jud' Meiern en schönes Stück köplich²⁰ an mi bröcht hadd mit de utdrückliche Bedingung — denn dat was uns inrens't²¹ worden — dat dat ümtusch²² werden künn, denn gung ik in mine Hartensfreud²³ nach min Mutting un säd: „Mutting, ik smit²⁴ di ok wat tau Julklapp!“²⁵ Denn säd sei: „Segg man blot²⁶ nich, wat dat is.“ — „Ne,“ säd ik, „ik segg dat keinen Minßchen, blot di will ik 't seggen, dat is dat un dat.“

Na, ik würd öller un liht²⁷ ok swigen, un as ik von de hogen Schaul²⁸ dat irstemal tau Wißnachtstid tau 'm Besäuk²⁹ in Vaders Hus' was, dunn was ik so heimlich mit min Geschenk, dat süßst min Unkel Matthies nicks dorvon tau weiten³⁰ kreg. — Grad' äwerst,³¹ as ik dat inpacken ded un mihr Sigellaß un Bindfaden un Poppir dortau brukte,³² as de ganze Bettel wirt was, dunn kamm hei doräwer tau un frog: „Wat heßt dor?“ — Aewer ik kunn swigen un säd: „Q, nicks nich!“ — „Nick nich?“ frog hei. „Ik seiß doch, dat du dor wat heßt.“ — „Dat brukst du nich tau weiten,“ segg ik. — „Is dat 'ne Antwort för dinen Unkel?“ un — swabb! — hadd ik eins an den Hals. — Na, nu brus'te³³ ik denn nich för de lang' Wil'³⁴ tau höcht,³⁵ denn ik was en Tertianer un ik frog em, ob hei woll wußt, dat ik en Tertianer wir? — „Leider Gotts,“ säd hei, „weit ik, dat du man noch en sihr dummen Jung' büßt; äwer wenn du ok de Oebberst³⁶ von de ganze Schaul wirßt, twißen uns beiden will'n wi 't man in den ollen Verfat³⁷ laten.“ — Na, ik grun'te mi³⁸ denn nu un bos'te mi denn nu, denn ut so 'n fösteihnjöhriken³⁹ Sflügel stedat de Böß' sin Hürn⁴⁰ all verdeuwelt spiß herut, doch min Unkel was en Mann, bi den was en gauden Spaß woll anbröcht; äwer in Irnst was

1) geschlagen. 2) abgeschmissen. 3) geholt. 4) eingekauft. 5) kriegte. 6) Jedermann. 7) Bleistift. 8) zu Neujahr wieder. 9) starb. 10) sieben Paar. 11) Schrank. 12) Christine. 13) zusammenschossen. 14) blieb. 15) übrig. 16) von alters. 17) festgestellte Sachen. 18) abgegangen. 19) im Klaren. 20) käuflich. 21) eingepägt. 22) umgetauscht. 23) Herzensfreude. 24) schmeiße. 25) „Julklapp werfen“, norddeutsche Sitte, verpackte Weihnachtsgeschenke mit dem Ruf „Julklapp“ ins Haus werfen. 26) bloß. 27) lernte. 28) hohen Schule. 29) Besuch. 30) wissen. 31) aber. 32) brauchte. 33) brauste. 34) Langeweile. 35) zu höchst, in die Höhe. 36) Oberste. 37) Verfassung. 38) ärgerte mich. 39) fünfzehnjährig. 40) Hörner.

mit em slicht Kirfcheneten,¹ un ik treckte de Hürn' wedder in. — „Na,“ frog hei ruhig wedder, „wat heft du denn?“ — „„Unkel,““ säd ik, „„dat segg ik nich; ik will min Mutter dormit äwerrafchen, un will ehr 'ne heimliche Freud' dormit maken.““ — „So,“ seggt min Unkel, „also willst sei äwerrafchen? — Na, denn lat di seggen, ik hün in minen Lewen wat Jhrlichs äwerrafcht worden, un all de Aewerrafchungen gew ik för 'ne Pip² Toback, un ut de heimlichen Freuden, min Sähn, de annere Lüd³ uns maken, dor warden männigmal. apenbore⁴ Leiden, tau 'm wenigsten vel Verdreitlichkeit⁵ un Argerlichkeit. — Wat heww ik nich mit Tanten Schäning för Elend hatt; ik weit, dat sei kein Dos' hett un ümmer ut de Tüt snüwwt,⁶ un so wull ik ehr denn verleden Sommermark 'ne heimliche Freud' maken un schenkte ehr 'ne schöne Snuwtobacksos'; äwer de Freud' bekammi mi slicht, denn sei smet mi dat Ding an den Kopp un säd, ik wir en ollen utverschamten Husorenspißbauw'.

Un denn, min Sähn, wat was dat för 'ne schöne Aewerrafchung, as vergangen Johr de grote Ufspelung⁷ för de Armen hir was, un ik dat Spinnrad gewunn, un din Mutter de schöne Pudelmütz mit den gollen⁸ Quast, un Fru Boldten de Ridhosen,⁹ un de herr Pafter de lütte¹⁰ Dreihörgel!“ — „„Ja, Unkel,““ segg ik, „„tau Wihnachten is jo dat doch nu einmal Mod', un dor können doch ok so 'ne Verdreitlichkeiten un Verdreihtheiten nich vorkamen.““ — „Verlat di dor nich up!“ seggt hei. „Sett di dal!“¹¹ — de Naganwenning heft du all vörweg kregen, nu will ik di ok de Geschicht vertellen.“¹²



As ik vör Johren mal 'ne Tidlang in Parchen¹³ wahren ded,¹⁴ dunn lewte herr Ratsherr Jarnekow in Güstrow noch mit sin Fru und sin Dochter un hadd ok sin Swägerin bi sik. Na, de drei Frugenslüd' führten¹⁵ alle Morgen, de Gott in 'n Himmel warden let,¹⁶ twischen elben un twölwen¹⁷ spazieren up so 'n lütten Jagdwagen langs¹⁸ mit 'ne Wust.¹⁹ Vörn up den lütten Buck,²⁰ de afschrauben²¹ warden kunn, satt de Kutscher, de Fru Ratsherrin un de Swägerin seten²² hinnen up de Bänk, un de Dochter red²³ up de Wust. — Eins Dags — 't was nich lang' vör Wihnachten — kamm de Kutscher 'rin: „herr Ratsherr,“ säd hei, „sei hewwen uns dese Nacht unsen Buck von den Wagen stahlen.“²⁴ — Na, de herr Ratsherr Jarnekow, de schull²⁵ denn nu un gung in de Stuw 'rüm un argert ik. Grad' as hei dit Geschaft nah Kräften besorgen deicht, führt sin Swager, de herr Ratsherr Darjus ut Parchen, vör de Dör²⁶ vör.

Tau de dunnmaligen Tiden höllen²⁷ de Parchenschen sihr up Rats-

¹) schlecht Kirfcheneffen. ²) Pfeife. ³) Leute. ⁴) offenbare. ⁵) Verdrieglichkeit. ⁶) aus der Tüte schnupft. ⁷) Auspielung. ⁸) goldenen. ⁹) Reithosen. ¹⁰) kleine. ¹¹) set dich nieder. ¹²) erzählen. ¹³) Parchin, mehl. Stadt. ¹⁴) wohnen tat. ¹⁵) fahren. ¹⁶) ließ. ¹⁷) zwischen 11 und 12. ¹⁸) langaus. ¹⁹) Wurst (Polsterbank). ²⁰) Bod. ²¹) abgeschraubt. ²²) saßen. ²³) ritt. ²⁴) gestohlen. ²⁵) schalt. ²⁶) Tür. ²⁷) hielten.

herra von verstännige Johren, bi de de grise¹ Esel all 'rut was, un blot den herra Ratsherrn Darjus würden noch allerlei lustige Streich nahseihn,² denn hei was noch Supernumeror. Dit was hei nu frilich all dreituntwintig³ Johr lang west un hadd nu ok mit de Wil⁴ von de Schelmenstück laten künnt; äwer hei dacht ok so: „wer giwt⁵ mi wat dorför? Uemfüs⁶ môt idâ doch Ratsherr spelen, wotau sall idâ mi mit ihrwürdige Gedanken min glattes Gesicht verschampfieren?“ un makt denn noch ümmer tau af un an so 'n lütten Wiß up anner Lüd' Kosten. Idâ hadd dat äwer keinen raden⁷ wullt, up sine Kosten en slichten Wiß tau maken, denn denn kührte hei den herra Ratsherrn nah buten⁸ 'rut, un wat em an Ihrwürdigkeit afgung, dat makte sine Krätigkeit⁹ wedder gaud.¹⁰

As de herra Ratsherr Darjus nah de Stuw 'rinner kamm, was hei sihr lustig von wegen dat Wedderseihn, un de herra Ratsherr Jarnekow sihr verdreitlich von wegen den Buck; un as de Frugenslud' nu dortau kemen,¹¹ dunn was dat halw 'ne Freud' von wegen dat Wedderseihn von den Brauder un halw en Leid von wegen dat Nichtwedderseihn von den Buck. De Spazierfohrten müßten insteltt warden, de Kutscher kunn jo nich sitten,¹² denn dat hei mit de Dochter tausamen up de Wust red, dat paßte siâ doch nich. — Doräwer würd denn nu 'ne Tidlang hen un her judiziert, un tauleßt besegen¹³ sei siâ all dat Flag,¹⁴ wo de Buck seten¹⁵ hadd, un de herra Ratsherr Darjus besach¹⁶ siâ dat ganz genau un dachte so bi siâ: „Dat wir en schön Geschenk för din Swester tau Wihnachten!“ hei müßt so as so¹⁷ nah Rostock wegen sinen groten Prozeß un kunn denn de Buck-angelegenheit dor glik¹⁸ mit besorgen.

Den Abend nah dat Abendrot redten de Güstrowsche Ratsherr un de Parcksche Ratsherr denn sihr stark in städtischen Angelegenheiten, wo¹⁹ sei in Güstrow dat bi dat Sprüttenprobieren²⁰ hollen un in Parcken bi dat Bullenstöten,²¹ wo oft de Straten²² fegt warden müßten, un in wecke Wiß²³ de wollöbliche Magistrat siâ dorinner tau leggen²⁴ hadd. De herra Ratsherr Darjus was äwerst sinen Swager in 't Diskurieren sihr äwerlegen, denn as Supernumerorius hadd hei noch vele schöne nige Ideen, de den herra Ratsherrn Jarnekow bi de alljährliche Gehaltsinnam' Stück för Stück allmählich afhannen kamen wiren. Un as sei dit allens tau 'm Nutzen von de Dödderstadt²⁵ Güstrow un de Dödderstadt Parcken dorckspraken²⁶ hadden, gungen sei tau Bedd un slepen²⁷ den Slap der Gerechten.

„Idâ för min Part,“ sâd min Unkel Matthies un rew²⁸ siâ den Kopp, as süllen dor binnen²⁹ ok Ideen jung warden, „idâ kann nich ümhen, de Frag' uptaufmiten:³⁰ Worüm, wenn de herren Burmeisters³¹ alle Johr ehren Polizei- un Brand-Konvent hollen, sälen de herra Ratsherrn nich ok

1) graue. 2) nachgesehen. 3) 23. 4) mittlerweile. 5) gibt. 6) umsonst. 7) raten. 8) augen. 9) heftige, kraßbüßige Art. 10) weder gut. 11) dazu kamen. 12) sitzen. 13) besahen. 14) fled. 15) geieffen. 16) besah. 17) so wie so. 18) gleich. 19) wie. 20) Spritzen probieren. 21) Vollenstogen. 22) Straßen. 23) in welcher Weise. 24) darein zu legen. 25) Vorderstadt. 26) Durchgesprochen. 27) schliefen. 28) rieb. 29) drinnen. 30) aufzuwerfen. 31) Bürgermeister.

einen Sprütten- und Bullen-Konvent hollen? natürlich up Stadtkosten. Denn dat steiht fast,¹ sörr de Tid,² dat unsre beiden Herren sich richtig bespraken hewwen, warden de Sprütten in Güstrow un Parßen ümmer vör dat Süer probiert; un de Nutzen von dese Inrichtung liggt³ up de Hand."

herr Ratsherr Darjus führte also nah Rostock, un nah siw, söß⁴ Dagen kamm hei wedder taurügg un hadd 'ne grote Kist hinnen up den Wagen, un sin Swager Zarnekow fröggt:⁵ „Wat is in de grote Kist?“ — Den herrn Ratsherrn Darjus prickelte äwer de hawer un de Supernumerorius sleiht⁶ em in den Nacken un hei denkt: Sallst en lütten Wiß maken! un seggt also: „„Je, denk di mal! In Rostock was en Kirl mit wille Dir⁷ un hadd ok 'ne Gir-Aff,⁸ un dat Dirt⁹ müßt em dor krepieren, un wil ick weit, dat ick unsern Schaubdirekter dor 'ne Freud mit mak, heww ick em de Knaken¹⁰ un dat Sell mitbröcht, denn de Mann geiht dormit üm, för unsere grote Schaul en Naturalienkabinett antaulegen, un so 'ne Gir-Aff, dücht mi, wir doch en schönen Anfang.““ Un hei denkt bi sich: Wat ward dat för 'ne Aewerrafchung warden, wenn sei nu ut Niglichkeit¹¹ de Kist upmaken, um de Gir-Aff tau beseihn, un sei finnen¹² den Buß.

Aewer de herr Ratsherr Zarnekow un sin Frugenslüd' wiren nich niglich up Gir-Affen, un as an den annern Morgen herr Ratsherr Darjus afreist is un mit Sliit¹³ de Kist dor vergeten¹⁴ hett, geiht sin Swager Zarnekow äwer de Del¹⁵ un süht¹⁶ de Kist mit de Gir-Aff un seggt: „Gottsdaufend! Dor hett Darjus sin Gir-Aff vergeten! — Sik!¹⁷ Iop!¹⁸ 'rüm un säuk¹⁹ Frachtgelegenheit nah Parßen!“

De findt sich denn ok bald, un herr Ratsherr Zarnekow seggt tau den Fuhrmann: „En Breif is wider²⁰ nich nödig. Grüßen S' man velmal, un ick schickt em hir sin Gir-Aff.“

De Fuhrmann führt in Parßen vör de Dör von den herrn Ratsherrn, un as hei de Kist von den Wagen laden ward,²¹ steiht oll Goldsmid Bohm vör de Dör un fröggt: „Wat is in de Kist?“ — „„'ne Gir-Aff,““ seggt de Fuhrmann. Un Goldsmid Bohm vertellt dat an Jud' Freudenthalen, un Jud' Freudenthal an Brenner Staudn'n, un Brenner Staudn an Bäcker Hilgendörpen,²² un 't wohrt²³ kein Stunn',²⁴ dunn weit dat de ganze Stadt: „herr Ratsherr Darjus hett sich 'ne Gir-Aff anschafft.“

Während des kümmt denn nu de Ratsherr Darjus et den Rat taurügg, un as hei in sin Strat 'rin kümmt, steiht oll Jochen Hilgendörp in de Dör un seggt: „Gu'n Morrn,²⁵ herr Ratsherr, Ehr Gir-Ap is ok ankamen.“ — „„Wat Deuwel!““ denkt de Ratsherr, un as hei nah sinen Hus 'ran kümmt, seggt oll Goldsmid Bohm: „herr Ratsherr, wenn Sei den Gir-Apen 'rut laten ut den Kasten, wisen²⁶ S' mi dat Beist²⁷ ok mal.“ — Den herrn Ratsherrn schütt dat Blatt²⁸ bi dese Red', un as hei up de Del' kümmt — richtig! — dor steiht sin Gir-Affen-Kist. „So 'n Däsbartel von Swager!“

¹) fest. ²) seit der Zeit. ³) liegt. ⁴) fünf, sechs. ⁵) fragt. ⁶) schlägt. ⁷) wilden Tieren. ⁸) Giraffe. ⁹) Tier. ¹⁰) Knochen. ¹¹) Neugierde. ¹²) finden. ¹³) sleiß. ¹⁴) ver-gessen. ¹⁵) Diele, Hausflur. ¹⁶) sieht. ¹⁷) Sophie. ¹⁸) laufe. ¹⁹) suche. ²⁰) weiter. ²¹) lud. ²²) Hilgendorf. ²³) wahrte. ²⁴) Stunde. ²⁵) guten Morgen. ²⁶) weisen, zeigen. ²⁷) die Bestie. ²⁸) schiegt das Blatt.

röppt¹ hei. „Jäck will em 'ne heimliche Freud' maken, un hei mak't mi hür tau 'm öffentlichten Skandal vör de Lüüd'. — Schafft mi de verdammte Kist un den Huf'!“

De Fru Ratschherrn Darjussen schickt nu also bi de Koplüüd² in de Stadt 'rüm, wat³ sei kein Frachtgelegenheit nah Güstrow un nah Rostock wühten; sei hadd 'ne Kist nah Güstrow tau schicken un 'ne Partie leddige Win-Ankers⁴ nah Rostock. Ehr Dirn kümmt denn ok bald taurügg un seggt: „'ne Empfehlung von Herrn Kopmann Zichuriussen, un Fuhrmann Snakenborg führt morgen früh äwer Güstrow nah Rostock, un de Fru Ratschherrn jüll em man de Saken henschicken, hei wull 't woll besorgen.“

Un dat schüht⁵ denn ok, un as de Frachtfuhrmann den annern Morgen führen will, seggt de Kopmann Zichurius: „Na, un de Kist von de Fru Ratschherrn . . .“ — „Ja,“ lacht de Fuhrmann, „de Kist mit den Gir-Aven! Jäck weit — idäck weit! Jäck heww mit de Fru Ratschherrn jülwsten redt. — En snacksches Stück, Herr Zichurius!“ — „Na, denn weiten Sei jo Bescheid,“ seggt de Kopmann, un de Fuhrmann führt los.

De Herr Ratschherr würd denn nu en beten⁶ stark mit sinen Gir-Aven brüdt,⁷ un sine leiwe Fru hadd en beten vel von sine Verdreitlichkeit tau liden; äwer nah en drei, vir Dag' gaww⁸ sick dat denn ok, un de Fru Ratschherrn sitt eines Nahmiddags recht still taufreden⁹ bi ehren Koffe un seggt tau sick: „Gott sei Dank, dat de verdammte Geschiedt ut de Welt is!“ dunn geiht de Dör up un de Postbad'¹⁰ bringt twei Breiw',¹¹ einen an den Herrn Ratschherrn un einen an de Fru Ratschherrn, beid' ut Rostock. — De Fru Ratschherrn breckt¹² ehren up, un as sei les't, sacken¹³ ehr de Arm an den Liew' hendal¹⁴ un sei röppt: „Himmlichser Vater! Wat 's dit?“ — Sei les't un les't, äwer ümmer dat jülwige: de Winhändler Ahlers in Rostock schriwwt¹⁵ ehr, de Anker wiren richtig ankamen; äwer ok 'ne Kist, worin nah Utsag' von den Fuhrmann en Gir-Ap in sitten jüll, un hei frog nu an, wat mit den warden jüll.

Grad' as sei in ehre Vertwiwlung¹⁶ in de Stuw' up un dal gung, kamm idäck — din Unkel Matthies — 'rinner, un sei stellte sick vör mi hen un säd: „Unkel Matthies“ — denn jedwerein unkelt mi dunn all¹⁷ — „wo geiht mi dit! wo geiht mi dit! — Weiten Sei, wo de hakermentsche Gir-Aff nu is?“ — „In Güstrow,“ segg idäck. — „Ne, in Rostock,“ seggt sei un vertellt mi de ganze Geschiedt utführlich un seggt: wenn ehr Mann dit Stück nu wedder tau weiten kreg', denn würd hei jo woll wild, un sei hadd keine ruhige Stunn'. Un dorbi fung sei bitterlich an tau rohren.¹⁸

Jäck natürlich müßt mi afwennen,¹⁹ denn mi kamm dat Lachen an, fat'²⁰ mi äwerst bald chrislich un tröst't sei un säd: „Laten S' dat man jin! Wi krigen dat mit de Gir-Aff endlich doch tau Schick. Morgen möt²¹ idäck nah Rostock, un wenn Sei mi dat Tauvertrugen²² schenken,“ segg idäck,

1) ruft. 2) Kaufleuten. 3) off. 4) leere Weinanker. 5) geschieht. 6) bischen. 7) gepoppt. 8) gab. 9) zufrieden. 10) Postbote. 11) Briefe. 12) bricht. 13) sinken. 14) am Leibe herunter. 15) schreibt. 16) Verweisung. 17) onkelte mich damals schon. 18) weinen. 19) abwenden. 20) sagte. 21) muß. 22) Vertrauen.

„denn besorg' ick de dämliche Gir-Aff richtig an den Herrn Ratsherrn Jarne-kow, wenn ick äwer Güstrow taurügg kam. Hüt is Dingsdag,¹ un den Fridag hewwen wi heilig Abend, denn kümmt sei grad' noch tau rechter Tid an.“ — Na, sei freut sick denn nu wedder un bedankt sick; denn kümmt de Herr Ratsherr Darjus 'rin un seggt: „Gu'n Abend,“ un sei plinkt² mi ümmer tau, dat ick bi Leiw³ nickes seggen sall, un giwot em den Breif ut Rostock.

Hei les't den Breif, un as hei 'n lesen hett, smit hei 'n verdreitlich up den Disch un seggt: „Hal⁴ de Kukuck den Prozeß! Nu möt ick morgen wedder nah Rostock!“ — „Dat paßt sick schön,“ segg ick, „ick möt morgen ok hen, denn reisen wi tausam.“ — Dat ward denn ok affspraken,⁵ un den annern Morgen tidig⁶ sitten wi up den Wagen un föhren nah Rostock.

As wi nah Güstrow kamen, segg ick: „Willen Sei nich, währenddes Middag faudert' ward, en beten nah Ehren Herrn Swager gahn?“ — „Ne,“ seggt de Herr Ratsherr un ward falsch,⁸ „min Swager is en Däsbartel, un sin Frugenslüd' sünd nich anners. Wilbes⁹ ick ehr 'ne heimliche Freud' maken will, maken sei mi tau de Uß¹⁰ von de ganze Welt.“ — „Haha!“ segg ick, „wegen de Gir-Aff.“ — „Hollen S' Ehr Mul!“¹¹ seggt hei. „Ick will nickes mihr dorvon weiten. Min Swager hett de Kist nu, un utlachen will ick mi nich von em laten.“

Wi kamen also nah Rostock un stigen¹² in de Sünn¹³ af un krigen twei Stuben neben einanner; ick Nummer 8 un hei Nummer 9; un as ick min beten Packeneelken¹⁴ 'ruppe besorgt heww, denk ick: fallst man glik din Gäng' begahn, un gah vör allen nah den Winshändler Ahlers.

„Gu'n Dag,“ segg ick, „Ahlers“ — denn wi kennten uns — „Sei hewwen jo woll 'ne Kist von de Fru Ratsherrn Darjussen ut Parthen kregen?“ — „Ja,“ seggt hei un lacht, „wo de Gir-Ap in is.“ — „Richtig,“ segg ick. „Schicken S' mi de doch morgen früh nah de Sünn, ick logier up Nummer 8.“ — „Schön,“ seggt hei, „äwer wenn dat Leist lebennig weft is, denn ward dat nu woll dod sin, denn faudert hewwen wi 't nich.“ — „t is ok egal,“ segg ick nu un gah.

As ick nu des Abends späde nah min Quartier taurügg kam, will ick up min Stuw' gahn, denn seggt de Kellner: „Ne, hir! Sei slapen up Nummer negen.¹⁵ Den Herrn Ratsherrn was sin Bedd tau kort,¹⁶ un hei hett mit Sei tuscht.“¹⁷ — „Ja,“ segg ick un denk ok an wider nickes Böses, „wat lang is hei,“ un gah tau Bedd un slap bet den annern Morgen.

Ick sitt nu all up un drink minen Koffe, denn hür ick nebenan un up den Dörplaz einen gruglichen Larm, un as ick ut Niglichkeit ut min Dör kik, denn springt de Herr Ratsherr Darjus dor buten herüm in 'n blanken Hemd un schimpt un schandiert un schümt vör Wut, un twei Arbeits-

1) Dienstag. 2) blinzelt. 3) bei Leibe. 4) hole. 5) abgesprochen. 6) zeitig. 7) gefütter. 8) ärgerlich. 9) während. 10) Eule. 11) Halten Sie Ihr Maul. 12) steigen. 13) in der Sonne. 14) Kleingepäck. 15) neun. 16) kurz. 17) getauscht.

löd' stahn bi 'ne hartliche¹ Kist un dreihen ehr Müß un krahen sich in den Kopp. — „Wat is 'e?'² frag ik. — „„Der verfluchte Gir-Aff!““ röppt de Herr Ratscherr un springt in sin Stuw' taurügg un smitt de Dör in dat Stott,³ dat dat Hus bewert.⁴ Ik wink nu de Arbeitslöd' mit de Kist in min Stuw' herin, lat sei bi dat Bedd setten un smit de Bedd'deck dor-äwer.

Dat wohrt denn nu ok nich alltaulang', dunn kümmt de Herr Ratscherr nah mi 'rüm un sett't sich ganz unschüllig up sin Gir-Affen-Kist un schandiert up de Löd' un schell't⁵ up de Welt: dat wir en afskort't Spill,⁶ un hei kennt sin gauden Frunn⁷ in Parchen ganz genau, de hadden em dit hir anricht't, hei wull 't ehr äwer gedenken. — „Wo hewwen Sei de Kist denn hen beordert?“ frag ik. — „„In de Warnow, heww ik tau de Kirks' seggt, sälen sei sei smiten!““ röppt hei. — „Na, denn gewen S' sich taufreden!“ segg ik, „denn ward sei dor nu ok woll ligen.“

Wi reden nu von un' Reif' un dat wi morgen vör Dau un Dag⁸ afreisen müßten, denn de Weg' wiren bi dat Däuweder¹⁰ gor tau slicht worden, un as ik mark, dat hei gahn will, segg ik — denn de Gir-Aff-Geschicht kettelt¹¹ mi doch hellschen:¹² — „Herr Ratscherr,“ segg ik, „setten S' sich hir leiwer't¹³ up en Staul,¹⁴ Sei können den Deckel von de Kist insitten.“ — „„Wat för 'ne Kist?““ frog hei un sohrt¹⁵ tau Höcht, as hadd em 'ne Adder steken.¹⁶ — „Oh,“ segg ik, „Ehr Gir-Affen-Kist,“ un namm¹⁷ de Deck' run un mag jo woll ok en beten dorbi lacht hewwen. — En Tidlang stunn hei dor un sach ut as en Bull, wenn em en roden Dauk¹⁸ vör de Ogen hollen ward, denn kek¹⁹ hei mi an, denn kek hei de Kist an, un ik denk all: nu sohrt hei di in de Hor!²⁰ dunn spuakt hei 'n pormol kort vör sich hen un stödd²¹ mit den Bein nah de Kist: „Verfluchte Gir-Affen-Trödel!“ un 'rut was hei ut de Dör.

Den ganzen Dag äwer gung hei nu üm mi 'rüm as de Katt²² üm den heiten Bri²³ un wohrschugt²⁴ mi ümmer so von firn,²⁵ un wenn ik em taufällig ankek, denn kek hei bi Sid,²⁶ dat ik tau mi seggen müßt: „Na, wo dit woll möt?²⁷“ Hei führt am Enn' morgen gor nich mit di.“ Uterdem²⁸ hadd ik jo ok de Fru Ratscherrn verspraken, de Kist nah Güstrow mit tau nemen, un wenn hei tau weiten kreg, dat sei mit em up den sülwigen Wagen wir, denn führt hei jo natürlich irst recht nich mit. Ik let mi also von den Kessner de Kist in swart Wasflinnen²⁹ inpacken un rep unsern Kutscher un säd: „Jochen, nimm de Kist un pack sei hüt abend up den Wagen, un wenn de Herr Ratscherr di fröggt, wat dor in is, denn seggt du: en nigen englischen Sadel, den füllst du för Schregeln tau Möderitz mitbringen.“

Den annern Morgen führt de Herr Ratscherr denn doch ok mit, un

1) ansehnliche. 2) da. 3) Schloß. 4) bibbert, beb't. 5) schilt. 6) abgekartetes Spiel. 7) guten Freund. 8) Kerls. 9) Vor Tau und Tag. 10) Tauwetter. 11) figelte. 12) höllisch. 13) lieber. 14) Stuhl. 15) fuhr. 16) Natter gestochen. 17) nahm. 18) rotes Tuch. 19) ankte. 20) Haare. 21) stieß. 22) Kaße. 23) heißen Bri. 24) beobachtete. 25) ferne. 26) beiseite. 27) muß. 28) außerdem. 29) schwarze Wachseleinwand.

as wi nu in 'n Düstern furtführen dörch den deipen¹ Weg — denn 't was all ganz dörrchdäut² — redt hei kein Wurt. So kamen wi denn gegen Hogen-Sprenz³ un will'n de Pird⁴ en beten Brot gewen laten, un as wi von den Wagen stigen, kriggt hei de swarte Kist tau seiñn. Hei verstuht sich⁵ en beten un kek de olle Kist so schu⁶ an, as wir em achter⁷ up den Wagen en Späuk uphad⁸, un 't was ordentlich, as wenn hei dor en Grugel⁹ vör hadd; un wilbes, dat idä in de Stuw 'rin gung, sach idä man, dat hei mit Jochen reden würd. De hadd em nu jo woll de Geschticht von den Sadel upbunnen,¹⁰ un as hei nu ok 'rin kamm, was hei ganz fidel un redt doch ok all wedder. So kemen wi denn nu nah Güstrow; awer irst halwer Nahmiddag, un 't was gor kein Gedank d'ran, nah Parchen noch hentaukamen.

So sitten wi denn in 'n Wirtshus tausamen, un idä segg endlich: „'t is hüt heilig Abend.“ — „Ja, 't is heilig Abend,“ seggt hei. — „Willen Sei nich en beten nah Ehren Swager gahn?“ frag idä. — „Ne,“ seggt hei ganz kort weg. — „Na,“ segg idä, „denn will idä en beten nah em hengahn, denn idä hün gaud mit em bekannt, un an so 'n Abend mag idä doch leiwer in 'ne ordentliche Famili as in 'n Wirtshus sitten,“ un stah dormit up un rüä mi dat Halsdauk en beten taurecht. — Na, dit mügg¹¹ em jo woll nu fatal sin, dat en wilbfrömde Minsch ahn em dorhen gung, un hei stunn up un säd: „Denn will idä ok man en beten mit gahn.“ Un wi gungen. Dörher hadd idä awer all tau Jochen seggt: So hentau achten¹² denn nimmst du de swarte Kist un settst sei up den herrn Ratsherrn Jarnekow sin Del' un schriggt¹³ all wat du kannst: „Julkapp!“

As wi bi den Ratsherrn Jarnekow ankemen, was dat all düster worden, un in de schöne, warme Stuw' was dat hell von Lichter, un de Gesichter von de Frugenslüd' un von den herrn Ratsherrn wiren hell von de Freud', de tau hoffen stunn, un ok den herrn Ratsherrn Darjus gung dat hart¹⁴ up. Dat süll awer nich lang' duren.¹⁵ Knapp was hei so recht warm un behaglich worden, dunn kamm de herr Ratsherr Jarnekow up em los, säd em so recht fründlich de Hand up de Schuller un frog: „Na, min leiw' Swager, heft du denn ok din Gir-Affen-Kist richtig kregen?“ — De herr Ratsherr Darjus kek em so unseker in de Ogen, wo dit woll meint wir, un denn kek hei mi an, wat idä woll lachte; awer, as hei sach, dat sin Swager ganz ihrlich dorbi utfach, un idä ganz unschüllig, denn idä verbet mit dat Sacken, dunn säd hei kort weg: „Ja, ja! Un 't is all in Richtigkeit!“ — Nu kemen awer de Frugenslüd' un frogen, ob sich de Schauwärdiker sich freut hadd? un ob dat Beist all utstopppt wir? un wo grot dat Kreatur wesen ded? und deden den herrn Ratsherrn Judas-Martlern an, un de rüäde up sinen Staul hen un her un säd blot „Ja“ un „Ne“ un plüäde de Sidibussen in lütte Enns un streut sei giftig üm sich 'rüm in de Stuw'.

1) tiefen. 2) durchgetaut. 3) Hohen-Sprenz 4) Pferde. 5) stugte. 6) scheu. 7) hinten. 8) Spuk aufgehakt. 9) Grusel. 10) aufgebunden. 11) mochte. 12) gegen acht. 13) schreie. 14) Herz. 15) dauern.

Aewer bald hürten¹ all de Verdreitlichkeiten up, denn dat Bescheren gung los! De Fru Ratsherrn kreg en swart siden Kled, stiw von Sid², dat dat binah in de Eck stellt warden kunn, un de Herr Ratsherr krea en Slaprock, dormit hei mit sinen Slap doch nich allein up de Ratsstuw³ anwesens⁴ wir, un de Swägerin kreg en halwen Stuartkragen — de anner hälft was noch nich farig⁴ — un drüddhalw⁵ Por Strümp — an den einen knütt'te⁶ de Dochter noch — un en Neihöfisch,⁷ woran noch de Bein un dat Babengestell⁸ fehlen ded. De Dochter äwer, de kreg so vel, dat gaud twei Döchter von baben bet unnen dormit utstaffiert warden können. Dorup kamm 'ne grote Bowl⁹ Punsch in de Stuw⁹ un Kauken⁹ un Nät un Appeln,¹⁰ un nu würd de Herrlichkeit irst recht. De Herr Ratsherr Jarnekow gung in de Stuw 'rüm un puhte de Sichter un brummte allerlei lustige Lieder mang de Tähn¹¹ un plinkte mi tau un lachte un flusterte: „Dit is man de Dörsmack, dat Best kümmt irst nah; ick heww för min Frugenslüd' noch 'ne lustige Aewerraschung.“ De Fru Ratsherrn bögte¹² sich nah mi dal un sad: „„Seihn S' mal, wat Jarnekow lustig is; äwer wat ward hei irst nahsten¹³ springen? Wi äwerraschen em nämlich mit 'n Julklapp.“

Na, 't woht denn ok nich lang', dunn gung de Aewerraschung los. „Julklapp!“ rep einer nah de Dör 'rinner un schow¹⁴ en grotes in Einnen packt Paket in de Stuw 'rin. An den Herrn Ratsherrn was dat adressiert; hei maht dat also ok up, un wat kamm 'rut? — En nigen Kutschensbuch. —

In de Irst¹⁵ mahte de Herr Ratsherr so 'n ungewiß Gesicht un kek de Frugenslüd' an as de Kauf dat nige Dur,¹⁶ doch mit de Wil' föllt¹⁷ em wat in, un hei sad tau sich: „Kik dat Rackertüg! Sei hewwen min Present utspioniert un nu bedröppeln¹⁸ sei mi mit min eigen Sett. — De Spaß is nett,“ sett't hei lud'¹⁹ hentau un lacht un fröggt: „Na, freut Ji Jug denn?“ — Sin Frugenslüd' lachten denn ok, un sin Swägerin frog: „„Jarnekow, dor heft du doch woll nich an dacht?““ — „An dacht? Ick nich an dacht? Na, wer hett dor denn an dacht? Ick dacht so — dacht ick . . .“ — „„Je,““ seggt sei, „„un wi dachten, du haddst dor gor nich an dacht, un 't süll för di 'ne Aewerraschung sin, dachten wi.““ — „„För mi?““ fröggt de Herr Ratsherr ganz verstuht. — „„Ja, för di,““ seggt sin leiw' Fru. — „„Dit is am Enn' . . .““ seggt de Dochter. — „„Julklapp!““ röppt wedder einer in de Dör un schüwot eben so 'n Paket 'rinner „an de Fru Ratsherrn! un was is 't? — En nigen Buch.

De Herr Ratsherr Jarnekow kek sin Frugenslüd' an un nahsten mi un nahsten sinen Swager Darjus un schow sich de Slampüß achter äwer un sad endlich: „Na, twei Bück! Dat kann sich helpen!“ — „„Twei Bück!““ rep sin leiw' Fru un slog de hänn' in enanner un sad: „„Seiwer Gott! Jarnekow, wi dachten . . .““ — „„Ja,““ seggt hei, „un ick dacht ok . . .“

1) hörten. 2) steif von Seide. 3) anst. 16) wie die Kuh das neue Tor. 17) fiel. 7) Nähtisch. 8) Obergestell. 9) Kuchen. 10) gemiesen. 11) fertig. 12) drittehalb. 13) strickte. 12) beugte. 13) nachher. 14) schob. 15) zwerlässe und Aepfel. 16) zwischen den Zähnen. 18) betröppeln. 19) laut.

un nu fungen sei en jeder an, siäk tau verdeffendieren,¹ un ut dat Verdeffendieren würden apenbore² Verdreitlichkeiten.

Blot de Herr Ratsherr Darjus, de lacht so heimlich vör siäk hen un bückt siäk nah mi 'ran un seggt: „Gott sei dußendmal Dank, dat min infamte Kist up Reisen is — de Kuckuck mag weiten, wo — wenn de hüt abend noch ankamen wir, denn wir de Sak vullstännig.“ — „„Julälapp!““ röppt dat up de Del'. — „So,“ segg iäk tau mi, „Unglück, nu geh dinen Gang!“ denn iäk kennte Jochen sin Stimm. De Dör geiht up, un mine swarte Kist kümmt 'rin, mit de Upschrift: An den Herrn Ratsherrn un de Frau Ratsherrn Jarnekow; denn de hadd iäk vörher dorup haddt.

Knapp hadd de Herr Ratsherr Darjus de swarte Kist seihn, 'as hei ok upsprung un üm de Kist 'rümgehn würd,³ hei kek de Kist an, as wir em nich gaud tau Maud',⁴ as hadd hei Tähnweihdag',⁵ un ut de Kist süll dat Handwarksgeschirr tau 'm Tähnuttrecken⁶ utpackt warden; hei kek de Kist an, as wull hei mit sine Ogen den Düwel dod slañ,⁷ wenn de dorin set.⁸ „Dit is jo woll . . .?“ säd hei un kek mi dorbi an, as hadd hei Prenzlöw verraden,⁹ „dit is jo woll . . .?“ — „„An mi un min Frau adressiert,““ säd Ratsherr Jarnekow un sneed¹⁰ dat swarte Waßlinnen 'runne. Aewer knapp kamm de nackte Kist mit de Teiken¹¹ tau 'm Dörschin, as de Herr Ratsherr Darjus den Herrn Ratsherrn Jarnekow bi de Sid stödd un siäk — baff! — up den Kistendeckel sett't un de Rockslippen d'räwer deakt. — „'t is en Irrtum!“ schreg¹² hei, „'t is en Irrtum! Hie 's en Sadel in för Schregeln tau Möderih.“ — „„Ne!““ säd de Herr Ratsherr Jarnekow, „„ne!““ säd de Frau Ratsherrn, „„ne!““ säden de beiden annern Frugenslüd', un „„ne!““ säd iäk ok, „„hei will blot Spaß maken!““ — Nu würd hei denn mit Lachen von de Kist tau Höchten tredt, un as nu de Teikens von de Kist tau 'm Dörschin kemen, dunn röppt de Herr Ratsherr Jarnekow: „Meines Lebens! Darjus, dit is jo din Gir-Affen-Kist!“ — „„Verfluchte Kist!““ rep de Herr Ratsherr. „„Lat't!¹³ mi 'rut! lat't mi 'rut! Iäk will nah Hus!““ Aewer twischen em un de Dör stunnen de Frugenslüd' un redten un deden:¹⁴ wenn dat ok 'rutkamen wir, dat dat Present von em kem', so wir jo dat doch 'ne Aewerrafchung för sei, denn 't wüßt jo noch keiner, wat dorin wir. — De Herr Ratsherr Darjus smet siäk in stille Wut in de Sofaek un lachte ingrimmig äwer das ganze Gesicht un rep: „Schön! schön! Na, denn lat't Jug äwerrafchen! Iäk heww von de Ort'¹⁵ nu naug,¹⁶ un Sei,“ dreih't hei siäk nah mi 'rüm, „Sei können morgen allein führen! Keinen Schritt führ iäk wider mit Sei!“

De Kist was nu apen maakt, un herut kamm? — En nigen Buch. — Leiwer Gott! wo sach de Herr Ratsherr Jarnekow ut, un wo sach sine leiwe Familii ut! De Herr Ratsherr Darjus was nu äwer in 'ne giftige Luft geraden un lachte ut vullen Hals': „Süh jo, Jarnekow, du Däsbartel! Du heft mi mit din Kistennahschicken tau de Uhl von ganz Parchen maakt;

¹) verteidigen. ²) offenbar. ³) herumzugehen anfang. ⁴) zumute. ⁵) Zahn-
schmerzen. ⁶) Zahnaussziehen. ⁷) schlagen. ⁸) säße. ⁹) verraten. ¹⁰) schnitt. ¹¹) Zeichen.
¹²) schrie. ¹³) laßt. ¹⁴) laten. ¹⁵) Art. ¹⁶) genug.

nu heft du de Gir-Aff! Süß so, Zarnekow, wenn 't kümmt, denn kümmt 't mit Hüpen!¹⁾ Süß so, Zarnekow, nu will'n wi sei alle drei in eine Reih stellen, dat Zi doch de Bescherung äwerseihn kânt. Süß so, Zarnekow, nu fehlt man noch ein, denn hett jeder von Jug sinen eigenen Privat-Buck.²⁾ Aewer blaß dör Schreck würd hei utseihn, as de Dör upgung.

Den herrn Ratsherrn Zarnekow sin Kutscher Friedrich kamm 'rin un hadd wat up de Schuller un säd: „Herr Ratsherr, iâ wull Sei doch hüt abend tau 'm heiligen Christ ok 'ne heimliche Freud' maken, un³⁾ oll Buck hett sick wedder anfunnen. Hir is 'e!“ Un dormit sett'te hei den vinten Buck in de Stuw' 'rinner.



„U nu, min Sähn,“ sett'te min Unkel Matthies hentau, as hei dese Geschiecht vertelt hadd, „nu heft du nahgradens woll naug heimliche Freuden un Aewerraschungen, nu säuk di dor ein' von 't beste Eenn ut, un denn wiß⁴⁾ mi doch nu mal, wat du din Mutter för 'ne Aewerraschung maken willst?“ — Já pack denn nu min Packet utenanner, un wat kamm herut? — 'ne Brill. — „Süß!“ säd hei, „'ne Brill? Wo kümmt du dorup?“ — „„Je,““ säd iâ, „„as wi nilich⁵⁾ abends all so üm den Disch 'rümseten, dunn wull Mutting 'ne Neihnadel infädeln, un dat wull nich recht gahn, dunn würd sei verdreitlich un säd: Já möt mi noch schir 'ne Brill anschaffen; un dat marke iâ mi.““ — „Na, denn kumm mit!“ säd min Unkel un rep min Suester Eifette un frog: „Eifette, wat schenkst du Muttern?“ — „„Möst nich wedderseggen, Unkel,““ säd sei, „„'ne Brill.““ — „Un du, August?“ — August was dunn so 'n rechten dicken Blösser⁶⁾ un stamert⁶⁾ en beten, un wenn hei in Verlegenheit kamm, denn kunn hei kein Wurt 'rutbringen; äwer singen kunn hei, un dorüm hadd Unkel Matthies dat bi em inführt, dat hei in so 'ne Uemstänn' sin Antwort singen müßt. — August makte nu also en breid Gesicht un fung an tau stamern. — „Sing, Jung!“ säd Unkel Matthies, un August sung denn mit schöne helle Stimm nah de Melodi von den Jumfernkranz:

„„Jâ schenk min Mutting ok 'ne Brill —
Deilchenblaue Sei—i—de.““

„Schön, min Sähn,“ säd Unkel Matthies un dreih't sick nah mi üm: „Wat seggst du nu?“ — Já säd nicks. — „Nich woher?“ säd hei, „din Mutting hadd sick äwer de drei Brillen woll mihr argert as freut, un wenn sei nich so 'ne verstännige Fru wir, hadd sei mäglich dorin 'ne Spiß sinnen künnt. Kumm hir mal her!“ sett'te hei hentau un gung an 't Singen 'ran, „wat liggt dor up de Strat?“ — „„Snei,““⁶⁾ säd iâ, „„t is jo Winter.““

1) Haufen. 2) zeige. 3) neulich. 4) pausbaciger Junge. 5) stottert. 6) Schnee.

„Richtig!“ säd hei, „un de Snei un de Winter warden vergahn, un dat Frühjohr ward herantrecken, äwer nich mit einen Schlag, ne, allmählich: un so geiht dat mit den Sommer un den Harwst,¹ bet de Winter wedder anrückt, dat ganze Johr dörch; un äwerrascht uns unſ' Herrgott mal bi Winterstid mit warm, weik Weder,² oder bi Sommerdagen mit en kollen, sturen³ Nordostwind, denn krigen Ji Gören den Snuppen, un wi Ollen verküllen⁴ uns bet up den Dod. Doch dat deiht unſ' Herrgott, un hei weit, wotau dat gaud is; wenn wi Minschenwürm⁵ äwer em dat nahmaken willen, denn maken wi Dummheiten un stellen abellsches Tüg⁶ an — Freud' un Leid, wenn ſ' uns äwer den Hals kamen, sünd en tweisneidig Swert, un 't hürt' en fasten⁷ Kopp un en fastes Hart dortau, sei von uns aftarwehren, dat ſ' uns nich in den Grund stöten.⁸ — Ja, min Sähn, ok de Freud', wenn sei unversehrt kümmt, hett ümmer en Blismaß;⁹ is sei lütt, von Verbreitlichkeit un Verlegenheit, is sei grot, von taufünftiges Unglück. — Kik den Möllergejellen an, de eben dat Weitenmehl nah dat Hus 'rinner bringt, wenn de hüt dat grote Loß gewinnt, is hei för sin Lewenstid de unglücklichste Minsch, un wenn morgen de König von Preußen unſ' Käksch frigt¹¹ — wat sei sich mäglich inbilden mag, denn dat dumme Kreatur les't in Romanenbäuker — denn ward sei as Königin de Spektakel för 't ganze Land, denn sei is 'ne oll Zanzel¹² un bliwot 'ne oll Zanzel un is nich mal as Käksch tau bruken. — Jeder verstännige un erfohrne Landmann seggt, dat gesegnetste un rikste Johr is dat, wat sinen ruhigen un richtigen Verlof¹³ hett, un iß segg di, dat glücklichste Minschenlewen is dat, wat so vel as mäglich von Aewerraschungen fri bliwot.“ — Un dormit dreih't hei sich üm, un sin oll lustig Gesicht was trurig worden.

Nu weit iß, dat hei recht hadd, dunn wull iß 't em noch nich tau glöwen;¹⁴ äwer behollen heww iß sin Würd',¹⁵ un einen Nutzen hewwen sei för mi hadd: iß heww meindag' nich in de Lotteri spelt.

1) Herbst. 2) weiches Wetter. 3) starren. 4) erkälten. 5) Menschenwürmer. 6) albernes Zeug. 7) gehört. 8) festem. 9) stoßen. 10) Weigefschmaß. 11) Köchin freit 12) unordentliches Mädel. 13) Verlauf. 14) glauben. 15) Worte.

Die Tüde des Objekts.

Aus dem Roman „Auch Einer“ von Friedrich Theodor Vischer.

(1807—1887.)



ines der eigenartigsten humoristisch-satirischen Werke unserer Literatur ist der Roman „Auch Einer“ des hervorragenden Aesthetikers und Kritikers Friedrich Theodor Vischer. Der späte Nachfahre des großen deutschen Bildhauers Peter Vischer ist eine Persönlichkeit voll Kraft, Ehrlichkeit und Charakterfestigkeit, ein strenger Denker und ein lachender Poet. Ueber sein kritisches Hauptwerk: „Aesthetik, oder Wissenschaft des Schönen“, schrieb Eduard Mörike: „Es ist eine riesenmäßige Arbeit! Die Welt umfassend und durchdringend! Merkwürdig ist mir insbesondere an Dir die herrliche Vereinigung des spekulativen Vermögens mit den höchsten Eigenschaften des geborenen Künstlers.“ Diese höchsten Eigenschaften des geborenen Künstlers, der die vorzüglichen Vorlesungen über Shakespeare gehalten, der die „kritischen Gänge“ ausgeführt, kommen in dem Gedichtband „Lyrische Gänge“ glänzend zur Geltung. Seine humoristische Kraft hatte Vischer schon als Student mit den famosen Moritat-Liedern erwiesen, die er unter dem Namen Philipp Ulrich Schartenmeyer herausgab. Viel angefeindet wurde seine witzige und lustige Faustparodie: „Faust, der Tragödie dritter Teil“, die er unter dem grotesken Namen: Deutobald, Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski 1862 veröffentlichte. Sehr viel Lustiges enthält auch der Band „Allotria“, den Vischers Sohn, der seine Aesthetiker und Professor der Kunstgeschichte in Göttingen: Professor Dr. Robert Vischer aus dem Nachlasse seines Vaters, 1892, herausgab.

Vischers humoristisches Hauptwerk ist aber der Roman „Auch Einer“, der 1879 erschien und dem Dichter einen ersten Platz unter den Humoristen des 19. Jahrhunderts errang. Das Werk ist wohl von Jean Pauls Art beeinflusst, aber doch voll Eigenart und unvergleichlich an Gehalt. Ein trauser, recht städtischer Humor erfüllt das Buch, in dem der Dichter einen Menschen zeichnet, der sich an den Widersprüchen seiner Natur aufreibt. Eine der amüsantesten Partien des Werkes ist der Teil, in welchem sich der Held, den Vischer A. E. (Auch Einer) nennt, über die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, die vielen Hemmungen und Störungen durch tausend kleine Dinge beklagt, eben die „Tüde des Objekts“ bejammert und verspottet. Diesen Absatz geben wir nachstehend mit Genehmigung der „Deutschen Verlagsanstalt“ in Stuttgart wieder, in deren Verlag außer anderen Hauptwerken Vischers, zuletzt auch eine Volksausgabe von „Auch Einer“ erschienen ist.

Der Dichter ist dem sonderbaren Fremden A. E. auf einer Schweizerreise begegnet. Er wird Vischers Zimmernachbar im Hotel und benimmt sich in der Nacht so unruhig, daß der Dichter nicht schlafen kann.

Und nun erzählt Vischer:



as denn auch wirklich anfang, war ein scharfes Husten und häufiges starkes Räuspern und Spucken, das, von tiefen Seufzern unterbrochen, zu meiner eigenen Qual wohl eine Stunde dauerte, dann aber einem fürchterlichen Schnarchen Platz machte, das im ganzen Register einer Orgel sich hin und her bewegte, oft von stoßenden, plötzlich abschnappenden Tönen und banger Pausen unterbrochen, worin der musikalische Schläfer nach Atem zu ringen schien. Ich hätte ernstlich für seine Lunge gefürchtet, wenn nicht seine Gesichtsfarbe, gewölbte Brust, Energie der Bewegungen, wie ich sie während des Tags beobachtet hatte, eine ausdauernde Widerstandskraft verbürgt hätten. Endlich schlief ich doch selbst ein, freilich nur, um sehr früh geweckt zu werden, und zwar durch ein Auf- und Abgehen meines Nachbarn, das mit Geräuschen wechselte, aus denen ich auf ein ungeduldiges Suchen in Schubladen, auf Tischen, in allen Geräten des Zimmers schließen mußte. Das Laufen, Stöbern wurde immer heftiger, ein Selbstgespräch, das diese wilden Bewegungen zuerst leis begleitete, wurde lauter und lauter und ging dann in wütende Ausrufungen, endlich in einen Hagel von Flüchen über, die in der Tat nicht christlich, vielmehr türkisch, ja heidnisch zu nennen waren und von einem wütenden Stampfen und Wetzern begleitet wurden. Ich hielt es nicht mehr aus, der Mensch schien mir rein toll geworden, ich kleidete mich flüchtig an, klopfte an seiner Türe und trat, in meiner Aufregung die Form vernachlässigend, ins Zimmer, ohne auf das „Herein“ zu warten. Mit zornsprühenden Augen, hochrot im Gesicht, fuhr der Bewohner auf mich zu, er schien mich an der Kehle packen zu wollen; plötzlich aber saßte er sich, stand unbewegt vor mir, sah mich mit durchdringendem Blick an und sagte ruhig streng: „Mein Herr, Sie führt ein Bildungsbedürfnis hierherein.“ Es war mit meinem Gewissen nicht sonderlich bestellt, denn ich hatte doch eine Formverletzung begangen; dies machte mich wehrlos, ganz kleinlaut sagte ich: „Ja,“ und fragte nun, was er denn aber ums Himmels willen eigentlich habe. A. E. — so wollen wir meinen Reisebekannten von nun an der Kürze halber nennen — fiel jetzt wieder in seinen Wutzustand und schrie mit Donnerlaut: „Meine Brille, meine Brille! Die Canaille hat sich wieder einmal verkrochen — vom Schlüssel, dem kleinen Teufel, vorerst nicht zu reden!“

„Also Ihre Brille suchen Sie? Ist dies Objekt es wert, daß man in solche Wut gerate? Kennen Sie denn auch gar keine Geduld?“

Er wollte gegen mich auffahren, saßte sich aber auch diesmal wieder, sah mich an und sagte: „Schraubenschlüssel? Pfropfzieher?“

„Was soll das?“

„Nun, neulich träumte mir schrecklicherweise, ich habe eine Frau; ich sagte sie aus, daß sie die Zeitung unaufgeschnitten lese und jahrelang eine Schublade dulde, die nicht geht. Hierauf hielt sie mir eine Geduldspredigt und verlangte, ich solle zur Übung dieser Tugend an meinem Rock statt Knopflöcher und Knöpfe Schrauben und Schraubenmütter tragen, die sich ja

ganz elegant von blau angelaufenem Metall herstellen ließen, oder auch Pfropfe, und ich könne jedesmal, wenn ich den Rock öffnen wolle, jene mit einem Schraubenschlüssel, diese mit einem Pfropfzieher aufmachen. — O was! ein Weib ist fähig, über einen Schrank einen Teppich so zu legen, daß er über die oberste Schublade überhängt und, so oft diese gezogen und geschlossen wird, sich einklemmt! Mein Herr, das Weib hat Zeit für den Kampf mit dem Racker Objekt, sie lebt in diesem Kampf, er ist ihr Element; ein Mann darf und soll keine Zeit hierfür haben, er braucht seine Geduld auf für das, was der Geduld wert ist. Ueber die Zumutung, beides zu verwenden an das Unwerte, kann, darf, soll er wüten! Sie können doch wissen, daß die elenden Objekte, diese Igel, diese Nickel, sich nie lieber einhängen, als wenn wir die höchste Eile haben, etwas fertig zu bringen, was nötig und vernünftig ist! Elender Bettel, nichtswürdiger Knopf oder Knäuel eines Bündels, Lorgnettenkette, die sich um meinen Westenknopf wickelt, just, wenn es auf der Eisenbahn aufs äußerste eilt, einen klein gedruckten Fahrplan nachzusehen, ich hab' ja keine Zeit, keine Zeit für euch! Und wenn ich tausend Blutigel an die Ewigkeit sehe, sie ziehen mir nicht eine Sekunde Zeit für euch heraus!"

„Was nützt aber die Wut?“

„O, geistlos! Hat es Luther nichts genutzt — falls von Nutzen die Rede sein soll —, wenn er den Teufel fortschalt? Wißt ihr denn nichts von Entlastung der armen Seele? Von der köstlichen Arznei, die im Stutzen liegt?“

Der böse Geist kam mit neuer Gewalt über ihn, er schob wütend im Zimmer hin und her und ergoß eine Flut von Schimpfwörtern auf die arme Brille. Ich suchte inzwischen am Boden herum; ich hob ein paar Hemden weg, die blank, aber zerzaust umherlagen, und mein Blick fiel auf ein Mausloch in einem Bretterspalt; ich glaubte darin etwas Schimmern zu sehen, strengte meine Augen an, die sich einer guten Sehkraft erfreuen, und die Entdeckung war gemacht; ich nahm den schwergeärgerten Mann leicht am Arm und deutete schweigend auf die Stelle. Er stierte hin, erkannte die vermißten Gläser und begann: „Sehen Sie recht hin! Bemerken Sie den Hohn, die teuflische Schadenfreude in diesem rein dämonischen Glasblick? Heraus mit dem ertappten Ungeheuer!“

Es war nicht leicht, die Brille aus dem Loch zu ziehen, die Mühe stand wirklich im Mißverhältnis zum Werte des Gegenstandes, endlich war es gelungen, er hielt sie in die Höhe, ließ sie von da fallen, rief mit feierlicher Stimme: „Todesurteil! Supplicium!“ hob den Fuß und zertrat sie mit dem Absatz, daß das Glas in kleinen Splittern und Staub umherflog.

„Ja, jetzt haben Sie aber ja keine Brille,“ sagte ich nach einer Pause des Staunens.

„Wird sich finden, diese Teufelsbestie wenigstens hat ihre Strafe für jahrelange unbeschreibliche Bosheit. Kommen Sie, da, sehen Sie!“ Er zog seine Uhr heraus; es war eines der ordinärsten, in der Tat gemeinsten Produkte der horologischen Industrie, ganz Zwiebel. „Statt dieses redlichen.

treuen Wesens," fuhr er fort, „fungierte früher eine goldene Repetieruhr, die, ich kann es sagen, ihr Stück Geld gekostet hatte; sie vergalt dieses Opfer jahraus jahrein mit Tücken jeder Art, ging nie recht, benützte arglistig jede Gelegenheit, zu fallen, sich zu verstecken, Gläser zerbrechen so viele, daß es mich bald an den Bettelstab gebracht hätte, endlich setzte sie sich mit dem Haken der goldenen Uhrenkette in Einverständnis, in Verschwörung. Mit den Haken, mein Herr, hat es nämlich eine eigene Bewandnis. Das Tendenzlöse, was im Objekt überhaupt liegt — darüber wäre einiges zu sagen, mein Herr, aber das ist von langer Hand — das Tendenzlöse spricht sich so offenkundig in der Galgenphysiognomie der Haken aus, daß man im Umgang mit diesen hämischen Gesichtern leicht unvorsichtig wird; man denkt: dich kenne ich ja, dich verrät deine griffige, vor sich selbst warnende Bildung, du wirst mich nicht überlisten; eben darüber wird man im Gegenteil fahrlässig. Ganz umgekehrt verhält es sich bei so manchen andern Objekten. Wer sollte zum Beispiel einem simplen Knopf seine Verruchtheit ansehen? Aber ein solcher Racker hat mir neulich folgenden Possen gespielt. Ich ließ mich gegen alle meine Grundsätze zur Teilnahme an einem Hochzeitsschmaus verleiten; eine große silberne Platte, bedeckt mit mehrererlei Zuspeisen, kam vor mich zu stehen; ich bemerkte nicht, daß sie sich etwas über den Tischrand heraus gegen meine Brust hergeschoben hatte; einer Dame, meiner Nachbarin, fällt die Gabel zu Boden, ich will sie aufheben, ein Knopf meines Rockes hatte sich mit teuflischer List unter den Rand der Platte gemacht, hebt sie, wie ich schnell aufstehe, jäh empor, der ganze Plunder, den sie trug, Saucen, Eingemachtes aller Art, zum Teil dunkelrote Flüssigkeit, rollt, rumpelt, fließt, schießt über den Tisch, ich will noch retten, schmeiße eine Weinflasche um, sie strömt ihren Inhalt über das weiße Hochzeitskleid der Braut zu meiner Linken, ich trete der Nachbarin rechts heftig auf die Zehen; ein anderer, der helfend eingreifen will, stößt eine Gemüseschüssel, ein dritter sein Glas um — o, es war ein Hallo, ein ganzes Donnerwetter, kurz ein echt tragischer Fall: die zerbrechliche Welt alles Endlichen überhaupt schien in Scherben gehen zu wollen; mich ergreift die Stimmung des Erhabenen, ich fasse zunächst eine Champagnerflasche, trete ans Fenster, öffne es, schwinge sie empor, der Bräutigam fällt mir in den Arm, ich erzürne mich, es gibt böses Blut, die Braut war ohnedies halb ohnmächtig, kurz, — ich mag nicht weiter erzählen, denn nun wurde die Sache komisch.“ —

„Ernst, wollen Sie sagen?“

Er staunte mich an wie einen Menschen, der alle gesunden Begriffe verwirrt; ich verzichtete auf weiteres Eingehen und bat ihn, das Trauerspiel von Haken und Uhr zu vollenden.

„Ja so, ja, also: der Haken schlich in einer Nacht über das Tischchen, worauf ich die Uhr achtjam gelegt, leise hinüber nach dem Bett, nestelte sich in eine Nacht des Kissenüberzugs ein, das Kissen war mir überflüssig, ich hob es rasch und warf es an das Fußende des Bettes, die Uhr nun natürlich mit; in einem prächtigen Bogen schwang sie sich an die Wand und fiel mit zersplittertem Glase nieder. Es war genug. Ich zertrat sie

felerlich wie diese Verbrecherin von Brille, der Kobold gab dabei einen Ton von sich, einen Pfiff wie eine verfolgte Maus, ich kann schwören, daß es ein Laut war, der nicht im Umfange der physikalischen Natur liegt. Nun, dann habe ich mir hier diese bescheidene Zeigerin der Zeit um niederträchtig geringes Geld gekauft; betrachten Sie die Gute: bemerken Sie den Ausdruck von Biederkeit in diesen schlichten Zügen; seit zwanzig Jahren dient sie mir, — unberufen, unberufen! — treu und ehrlich, ja ich kann sagen, nicht einen Verdruß hat sie mir bereitet. Die goldene Uhrenkette hat jetzt mein Bedienter, der Haken wurde zu schmachvollem Tod in der Kloake verdammt, und ich trage meine redliche Zwiebel an dieser sanftgearteten seidenen Schnur; Johann, der muntre Seifensieder.“

A. E. war während dieser Darstellung, in deren Breite er sich zu gefallen schien, ganz ruhig geworden und fuhr gelassen fort:

„Jetzt das übrige! Die übrige Geschichte dieser schwarzen Morgenstunde! „Zuerst springen an drei Hemden die Knöpfchen ab, da ich sie anziehen will. Ja, ja, so ein Hemdknopf! Ein Bär stellt sich ehrlich zum Kampf; ich weiß, was ich zu tun, wie ich meine Waffe anzuwenden habe; einen hundertjährigen Eichbaum kann ich mit Kraft und Ausdauer umhauen; aber der Knirps! Ich soll Kraft anwenden, denn die Bestie will absolut nicht durchs Knopfloch, und ich soll sie zugleich ebensosehr gar nicht anwenden, sondern ganz fein und leicht mit den Fingerspitzen arbeiten, und indem ich mich placke, schinde, abraakere, foltere, töte, das Widersprechende zu leisten, — o lustig! springt die Schmachcanaille erst recht ab! Die Teufel nehmen Besitz vom Weibe, uns dies Scheußliche zu bereiten. Ich habe es von glaubwürdigen, wahrheitsliebenden und besonnenen Ehemännern: wegen der Hemdknöpfchen heiratet man, und dann ist es erst recht nichts damit. — Weiter! — Nur im Vorbeigehen will ich anführen, daß mich zuerst beim Ankleiden ein höchst ränkeseuchtiges Armlod gute fünf Minuten lang insulziert hat, — dabei blieb ich aber noch ganz ruhig — denn ich kann mich beherrschen. mein Herr! Nun aber sehen Sie diesen Schlüssel“ — er zog einen kleinen Schlüssel hervor, der wohl zu seiner Reisetasche gehörte, — „und sodann diesen Leuchter!“ — er hielt mir den metallenen Leuchter umgekehrt vors Auge, so daß ich in die Höhlung seines Fußes sah; — „was glauben, was denken, was sagen Sie?“

„Ja, was weiß denn ich?“

„Stark eine halbe Stunde lang habe ich heute morgen diesen Schlüssel gesucht, — es war zum Rasendwerden, da finde ich ihn endlich, sehen Sie, so!“ Er legte den Schlüssel auf das Tischchen am Bett, stellte den Leuchter darauf; der Schlüssel fand just, wie ausgemessen, Platz unter dem Leuchterfuß.

„Wer kann nun daran denken, wer auf die Vermutung kommen, wer so übermenschlische Vorsicht üben, solche Tücke des Objekts zu vermeiden! Und dazu lebe ich! An solches hündische Suchen muß ich meine arme, kostbare Zeit verschwenden! Suchen, suchen, und wieder suchen! Man sollte nicht sagen: so und so lang hat A. oder B. gelebt, nein: gesucht! — Und ich bin sehr, sehr pünktlich, glauben Sie mir das!“ —

„Jawohl ist das Leben ein Suchen,“ sagte ich mit einem Seufzer, der scheinen konnte, den Mühen des Lebens zu gelten, während er in Wahrheit von der Langeweile ausgepreßt war, da die breite Beschäftigung mit dem Bagatell mich denn doch zu ermüden begann. Daher denn auch die flache Bemerkung selbst, die nur um jeden Preis nach einem Inhalt abzulenken suchte.

Ich kam schlecht an. „So, mein Herr, symbolisch?“ sagte er. „Und das soll dann tiefer sein! Ah! O!“

„Nun, was denn?“

„Sehen Sie, mein Herr, suchen im bildlichen Sinn, darüber, daß das Leben so ein Suchen ist, darüber klage ich nicht, darüber sollen Sie nicht seufzen. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Ein rechter Kerl sucht, strebt und beschwert sich nicht darüber, sondern ist glücklich in diesem Unglück der aufsteigenden und nie anlangenden Linie des Lebens. Das ist unser oberes Stockwerk. Aber die Zugabe, die Hundenot gleichzeitig im untern Stockwerk des Lebens, — davon ist die Rede. Da ist also zum Beispiel das Suchen, das so toll, so nervös, so wahnsinnig macht. Man verfällt ja dabei immer in den Theismus. Der liebe Gott, der oben heruntersehaut, der die Haare auf unserm Haupte zählt, der mich nun stundenlang meine Brille suchen sieht, — er sieht ja auch die Brille, weiß recht gut, wo sie liegt, — ist es zum Ertragen, nun denken zu müssen, wie er lachen muß? — Allgütiges Wesen! Meinen Sie, ein solches würde ferner den Katarrh zulassen? Leben — Suchen — Spucken! Da sagen die törichtesten Menschen von einem Ausgebienten, von einem Erlösten, von dem sie meinen, er gehe als Geist um, er spuke! Dummes Zeug, aus hat er gespuckt! O, wir sind geboren, zu suchen, Knoten aufzudröseln, die Welt mit Hühneraugen anzusehen, und ach! zu niesen, zu husten und zu spucken! Der Mensch mit seines Hauptes gewölbter Welt, mit dem strahlenden Auge, dem Geist, der in die Tiefen und Weiten blickt, mit dem Fühlen, das mit Silberschwingen zum Himmel aufsteigt, mit der Phantasie, die ihres Feuers goldene Ströme ausgießt über Berg und Tal und sterblich Menschenbild zum Gott verküßert, mit dem Willen, dem blanken Schwert in der Hand, zu schlachten, zu richten, zu bezwingen, mit der frommen Geduld, zu pflanzen, zu pflegen, zu wachsen, daß der Baum des Lebens wachse, gedeihe und Himmelsfrucht jeder sanften Bildung trage, der Mensch mit der Engelsgestalt des ewig Schönen im ahnenden, sehrenden Busen — ja, dieser Mensch verwandelt in einen schleimigen Mollusken, zur klebrigen Auster erniedrigt, ein Magazin, ein Schandschlauch für vergärenden Drüsenjaft, eine Schmeuzmaschine, im Hals ein zackig Krageisen, ein Nest von Teufeln, die mit feinen Nadeln nächtelang am Kehlkopf kitzeln, die Augen trüben, das Hirn dumpf, stumpf, verstört, der Nerv giftig gereizt, und dabei erst nicht als Kranker geltend, noch gesont — und da soll es einen Gott —!“

Hier geriet mein Gottesleugner in ein Niesen und Husten so teilnahmwerter Art, daß ich eine Bemerkung, die mir auf der Zunge lag: der Katarrh sei denn doch nicht der gewöhnliche Zustand des Menschen, gern unterdrückte; ich konnte freilich ohnedies ahnen, daß ich schlecht damit ge-

fahren wäre. Dagegen wollte ich mich doch nicht enthalten, als der Parogismus zu Ende war, vorzubringen: „Aber was machen Sie denn, wenn Sie ernstlich, schwer krank sind?“

A. E. war inzwischen daran, sich reisefertig zu machen, wurde über einem Hinderniß, das sich an der Rückseite seiner Beinkleider zu befinden schien, noch einmal sichtlich aufgeregt, trat plötzlich hart vor mich, machte straff wie ein Soldat rechtsum kehrt und schrie sehr laut und schroff: „Hier!“

Ganz verdußt, als ich nun so breit seinen Rücken vor mir hatte, dachte ich, ob denn dies der Anfang des versprochenen Bildungsunterrichts sein sollte; er ließ mir ziemlich Zeit zur Betrachtung, bis der Aufschluß kam: „Sehen Sie die Lappen am Hüftgurt? sind fünfmal, sage fünfmal beim Schneideb gewesen vor der Abreise; zuerst zu lang oder zu weit, dann wieder zu kurz oder zu eng, dann beides noch einmal so — nun? wie steht's mit der Theologie?“

Ich verstand jetzt, daß ich sehen sollte, wie die Lappen einander zu nah angenäht waren, die Gürtung also nicht genug angezogen werden konnte; er war zufrieden, als ich mein Verständnis kund gab, und nun schien der Sturm ausgetobt zu haben. Meine vorige Bemerkung fiel ihm jetzt wieder ein.

„Was haben Sie von recht Kranksein gesagt? Nun, das ist ja Weibuldwert. Das Moralische versteht sich immer von selbst.“

Er hatte inzwischen seine Reisetasche gepackt, wobei er, wie ich bemerkte, sehr geschickt zu Werke ging; es galt, viele Kleinigkeiten in engen Raum zusammenzufügen, und er brachte es ganz nett zustande; Ungeschicklichkeit, das sah ich, konnte nicht die Ursache des Kriegszustandes sein, in dem er mit dem Bagatell sich befand. Er sagte mir nun, er wolle seine Reise auf der Axenstraße am See zu Fuß fortsetzen. Leicht konnte er sich denken, daß ich wahrscheinlich eben daselbe vorhabe, der Gedanke eines Zusammenwanderns lag, da wir denn doch schon Bekannte waren, nahe genug, aber es fiel ihm nicht ein, auch nur einen Wink zu geben, der entfernt einer Einladung gleichgesehen hätte. Ich dachte, er erwarte, daß ich mich ihm erst vorstelle, und begann: „Erlauben Sie, es ist doch wohl Zeit, daß ich mich Ihnen —“

Er unterbrach mich: „Bitte, danke, lieber nicht, — verzeihen Sie, es ist nicht Maske, nicht Geheimtuerei von mir, gewiß nicht, liebe aber, auf der Reise wenigstens, alles klar, frei. Name und Stand macht Nebengedanken, führt auf Namen-Etymologie und dergleichen, wir sind eben jeder ein Ich, eine Person oder, wie Stischart sagt, seelhaftes Lebewesen; wir befinden uns besser so.“

Ich war nun schon im Zuge, dem wunderlichen Kauz nichts übel zu nehmen, und da, wie ich gestehe, meine Neugierde nach Namen und Stand eben auch nicht groß ist, so ließ ich mir's un schwer gefallen, daß ich auch nicht erfahren sollte, wen ich eigentlich vor mir habe. Ich reichte auf der Schwelle die Hand zum Abschied, und A. E. wollte sie eben nehmen, als ihm einfiel, daß er doch erst frühstücken sollte; dieses Werk wenigstens noch gemeinsam zu verrichten, dagegen schien er denn doch nichts zu haben, und so stieg ich mit ihm in die „salle à manger“ hinab.



ein Eintreten bemerkte ich, daß er einen ängstlich suchenden Blick nach den vier Ecken des Saales, und zwar auf den Fußboden, warf; der Blick kehrte beruhigt zurück, als er in der vierten ein kleines Gerät bemerkte, das lustenden Menschen erwünscht sein mag; mit höchst gemüthlichem Tone sagte er: „Der Saal ist doch ganz ordentlich möbliert,“ und von da schien eine erträglich gute Laune bei ihm einzutreten. Das Frühstück stand nach Art der Schweizer Gasthöfe in diesen Frühstunden stets bereit, und A. E. — nachdem er Honig und Butter heftig weggeschoben hatte — griff rüstig zu, ich desgleichen. Wir waren allein im Saale, doch bald trat ein dritter Reisender ein. Es war ein Mann von gesehenen Jahren, er trug ein Staubhemd von ungleichtlicher Leinwand mit einem kleinen, über die Schultern hängenden Kragen und auf dem Rücken einen nicht ungewichtigen Leinwandornister, auf seiner Stirne lag ein bemerklicher Wanderschweiß, man sah, er hatte diesen Morgen schon einige Stunden zurückgelegt; er legte seine Last ab, stellte den soliden, bauschigen Regenschirm in eine Ecke, nicht ohne ihn mit einem Blick zu betrachten, der eine innere Zufriedenheit mit dem gediegenen und nützlichen Gerät ausdrückte, begab sich rasch an den Tisch, setzte sich an sein anderes Ende, rückte sich den Stuhl recht nahe, zog eine Brille hervor, besah sich, was aufgesetzt war, schien mit der Vollständigkeit der Dinge, die zu einem englischen Frühstück gehören, sehr einverstanden und begann mit dem vollen Ausdruck einer Seele, die sich bewußt ist, daß ihr Leib sein Frühstück redlich verdient habe, die genußverheißende Arbeit des Schneidens und Butterstreichens. Es war leicht zu ersehen, daß der Mann dem Gelehrtenstande angehören mußte, und seine etwas bleiche Gesichtsfarbe legte den Schluß nahe, daß er zu jener Gattung der Gebirgsreisenden gehören möge, die durch starke Fußmärsche in Ferien einzubringen suchen, was sie durch sitzende Lebensart das Jahr hindurch ihrem Organismus Seides zufügen müssen.

A. E., der inzwischen die Eblust gestillt, schien zum Abmarsch keine besondere Eile zu haben, steckte sich gemächlich eine Zigarre an und begann zu mir: „Sie geben also zu, daß die Physik eigentlich Metaphysik ist, Lehre vom Geisterreich. Das heißt, ich vermute, daß Sie es zugeben, wiewohl ich es Ihnen philosophisch eigentlich noch nicht begründet habe, denn was Sie sicherlich bereits erkannt haben, das ist die allgemeine Tendenzlosigkeit, ja Antimosität des Objektes, des sogenannten Körpers, was die bisherige Physik geistlos mit Namen wie: Gesetz der Schwere, Statik und dergleichen bezeichnet, während es vielmehr aus Einwohnung böser Geister herzu-leiten ist.“

Der Fremde hatte inzwischen einen länglichen Brotlaib höchst kunstgerecht, wie man es wohl im „Kurmärker und die Picarde“ vom preußischen Landwehrmann verrichten sieht, der Länge nach entzweigekünnen und war eben beschäftigt, die Butter schön und glatt wie mit einem Modellierholz aufzustreichen; er hielt bei diesen Worten einen Augenblick inne, warf unter

den buschigen Brauen einen sonderbaren Blick nach uns herüber und fuhr dann nachdenklich in seinem plastischen Gesichte fort, indem er öfters mit einem Ausdruck von Staunen und Ironie den Kopf hin und her wiegte. Es kam mir der Gedanke, ob A. E. auf ihn berechne. Es schien entschieden nicht. Er hatte auf den Eintretenden nur einen raschen Blick geworfen, freilich einen scharf erfassenden, denn sein Auge pflegte zu blicken, als wäre eine fest greifende Hand darin, doch nicht ein Zeichen ließ vermuten, daß er sich weiter um den Unbekannten kümmere.

„Animos,“ fuhr er fort, — „haben Sie denn auch nur schon beobachtet, wie das fallende Papierblatt uns verhöhnt? Sind sie nicht wahrhaft grazios, die Spottbewegungen, womit es hin und her flattert? Sagt nicht jeder Zug mit blasiert eleganter Frivolität: doch noch gewonnen! O, das Objekt lauert. Ich setze mich nach dem Frühstück frisch, wohlgenut an die Arbeit, ohne den Feind nicht. Ich tunke ein, zu schreiben, schreibe: ein Häfchen in der Feder, damit beginnt es. Der Teufel will nicht heraus, ich befele die Finger mit Tinte, ein Flecken kommt aufs Papier, — dann muß ich ein Blatt suchen, dann ein Buch und so weiter, und so weiter, kurz, der schöne Morgen ist hin. Von Tagesanbruch bis in die späte Nacht, solange irgend ein Mensch um den Weg ist, denkt das Objekt auf Unarten, auf Tücke. Man muß mit ihm umgehen, wie der Tierbändiger mit der Bestie, wenn er sich in ihren Käfig gewagt hat; er läßt keinen Blick von ihrem Blick und die Bestie keinen von seinem; was man da von der moralischen Gewalt des Menschenblickes vorbringt, ist nichts, ist Märchen; nein, der starre Blick sagt dem Vieh nur, daß der Mensch wacht, auf seiner Hut ist, und Blick gegen Blick, gleich fix gespannt, lauert es denn, ob er sich einen Augenblick vergeße. So lauert alles Objekt, Bleistift, Feder, Tintenfaß, Papier, Zigarre, Glas, Lampe — alles, alles auf den Augenblick, wo man nicht acht gibt. Aber um Gottes willen, wer kann's durchführen? Wer hat Zeit? Und wie der Tiger im ersten Moment, wo er sich unbeobachtet sieht, mit Wutsprung auf den Unglücklichen stürzt, so das verfluchte Objekt; plumper oder feiner, wie es kommt, diabolisch fein zum Beispiel das Eisenfeilstäubchen, das mir ins Auge flog am Morgen, als ich eine Fußreise antreten wollte, auf die ich mich lange gefreut, und das mich ums Auge zu bringen drohte — o, überhaupt: glauben Sie, wenn ein ordentlicher Mensch reifen will, halten die Teufel ein ökumenisches Konzil, — Vorschläge — Anträge — Amendements — zum Exempel: Antrag: Hühnerauge, Amendement: unter dem Nagel; oder Antrag: Grimmen auf der Eisenbahn, Amendement: in Gesellschaft einer Dame; Antrag: schlecht Wetter, Amendement: zerrissene Schuhe und die neuen zu eng. Doch nicht immer waltet aggressive Form. Das Objekt liebt in seinem Teufelshumor namentlich das Verschlußspiel. Wie die gute, sorgende, schützende Natur einige Tiere dem Boden gleich färbt, bildet, auf dem sie leben, sich nähren, damit sie der Feind schwerer entdecke — Raupe, Schmetterling der Baumrinde, dem Baumblatt, Hase der Erde gleich —, so verfahren auch gern die Dämonen: zum Beispiel rotbraunes Brillenfutteral versteckt sich auf rotbraunem Möbel; doch Haupttücke des Objekts ist, an den Rand kriechen

und sich da von der Höhe fallen lassen, aus der Hand gleiten, — du ver-gisdest dich kaum einen Augenblick und ratsch —“

Wir hörten in diesem Augenblick ein kleines Geräusch von der Seite des dritten Gastes her, sahen ihn hastig unter den Tisch fahren und mit einem Körper in der Hand wieder auftauchen, den er mit großem Schrecken und darauffolgender tiefer Wehmut betrachtete. Es war sein zuerst mit Butter, dann mit Honig ebenso korrekt gestrichenes, als korrekt geschnittenes Brot, und daselbe war — „natürlich“ würde A. E. sagen — auf die gestrichene Seite gefallen.

Ich unterdrückte nur notdürftig einen mächtigen Lachreiz, denn es war doch auch gerade, als ob das „Ratsch“ und das Fallen des Brotes in einem geisterhaften Kausalitätsverhältnis gestanden wären. A. E. sah ganz ernst hinüber und nickte sanft mit dem Kopfe, ohne einen Zug des Spottes, ja eher mit einem Zug der Teilnahme, als wollte er sagen: das kennen wir armen Sterblichen. Der Fremde schoß jetzt nicht nur einen, sondern eine Batterie von Blicken, grimmigen, auf uns herüber und machte sich höchst verdrießlich an das Geschäft, dem unheilbaren Schnittten einen entsprechenden Nachfolger hervorzubringen.

A. E. fuhr ruhig fort: „Dann ist es überhaupt so eine Sache mit dem Ding da, den zwei Dingern, was Kant die reinen apriorischen Anschauungsformen nannte.“

„Raum und Zeit?“

„Eben. Was ist der Raum denn anderes, als die unverfälschte Einrichtung, vermöge deren ich, um den Körper a hierherzusetzen (— er zeigte es an Tassen, Kannen, Körbchen, Flaschen, Gläsern, die etwas dicht auf dem Tische standen —), vorher b dort weg, um Platz für b zu bekommen, wieder c da hinwegstellen muß und so mit Grazie in infinitum —? Und die Zeit? Das ist dasjenige, was man dazu doch nicht hat. Denn Donnerwetter und alle tausend Teufel, leben wir dazu, um zehn Griffe nötig zu haben zu dem, was kaum eines Griffes wert ist!“

Der Unbekannte bewegte jetzt stärker und ärgerlich lachend den Kopf hin und her und eine sichtbare Unruhe kam ihm in die Beine.

A. E. war nun gut im Zuge. „Ein andermal,“ fuhr er fort, „sind die Nickel unverfälscht in entgegengesetzter Richtung. Jetzt will zusammen, was nicht zusammengehört, kennen Sie eine der verfluchtesten Formen: das Mitgehen? Wenn so ein liebenswürdiges Blatt, das zum Aktenstoß H gehört, beim Ordnen, Aufbewahren zu unterst an Saszikel 3 hinkriecht und mit hinein in das Schubfach schlüpft und sich über Tag, Woche oder Jahr nicht finden, sich suchen läßt unter Verzweiflung, Wut, Rennen bis zum Wahnsinn? Dagegen ist so was, wie das bekannte, ewige Unterschlüpfen der Damenkleider unter den Stuhlfuß des Nachbarn nur ein kleiner, zierlich pikanter Spaß des teuflerbesejnen Objekts, doch interessant als allein schon hinreichend, unsere dumme Physik zu stürzen, denn wer könnte so etwas mechanisch erklären?“

Jetzt fuhr der Fremde auf mit dem Ruf: „Es wird zuviel!“ stieg

mit straffen Schritten auf uns los, pflanzte sich vor A. E. auf und mit Zornblick rief er: „Mein Herr! Wissen Sie, ich bin Professor der Physik! Sie haben mir aber auch gleichsam mein Butterbrot hinuntergeworfen!“

A. E. verweilte auf dem Mann mit einem ganz gelassenen, ganz kontemplativen Blick und schwieg. Was werden sollte, wer konnte es wissen? Plötzlich stieg ihm eine flammende Röte ins Gesicht, seine Augen funkelten, er fuhr auf, und ich, da ich meinen Mann eben doch noch nicht so ganz kannte, wurde schon für den Frieden besorgt, als er mit Sturmschritten, ja mit Sähen wie ein Panther quer über das Zimmer nach einer Ecke schoß, wo das oben zart erwähnte Gerät stand, und nun ging ein Husten, Niesen mit untermischtem Schlucken, seltsamen, wilden Gurgel- und Schnappzügen, ein so schreckliches Glucksen, Kollern, Fauchen, Raspeln, Schnarren, Stöhnen, schußartiges Bellen los, als hörte man die rasende Musik eines Chors von Höllengeistern. Es dauerte ziemlich lange, bis diese fürchtbare Naturerscheinung vorüber war, dann richtete sich der leidende Mann matt in die Höhe, griff nach Hut, Tasche, Stab und sagte im Abgehen zu mir mit jammernswert stütulierender Stimme: „Bitte, haben Sie die Güte, den Herrn zu beruhigen! Guten Tag beiderseits.“

Der Herr war im Schrecken zur Seite getaumelt, als A. E. so jäh in die Höhe fuhr; dann sah und hörte er mit starrem Staunen den Evolutionen des erschrecklichen Gewitters zu und schickte dem Abgehenden einen langen, verwirrten Blick nach. Endlich wandte er sich gegen mich, zwinkerte mich mit den Augen an und deutete mit dem Finger auf seine Stirn. Ich zuckte die Achseln. Er schien dies für volle Bejahung zu nehmen, war nun wirklich beruhigt und schritt mit frischem Eifer an die Erneuerung seines Frühstückswerks.

Ich mochte dem Vorangegangenen nicht so schnell folgen; es hätte scheinen können, als wollte ich mich ausdrängen. Ich war doch etwas ungehalten, daß er so rücksichtslos davongelaufen; indem ich mich besann, was ich beginnen sollte, um meinen Abmarsch ein halbes Stündchen noch hinzuziehen, fiel mir ein: Halt, gefunden! Grobian, deine Strafe soll nicht ausbleiben, du sollst beschrieen werden! Ich ging gleich an die Vorarbeit, machte mir eine Reihe von Notizen in mein Tagebuch und brach auf, als ich annehmen konnte, mein wunderlicher Held habe nun genügenden Vorsprung.

Die Poggenpuhls.

Von

Theodor Fontane.

(1819—1898.)

Eines der gemütvollsten, „fontaneschesten“ Werke des feinen, ruhigen, die Dinge der Welt mit lächelndem Skeptizismus betrachtenden Theodor Fontane ist der kleine, zwei Jahre vor des Dichters Tode geschriebene Roman: „Die Poggenpuhls“. Es sind eigentlich mehr zarte, im Plaudern aneinandergefügte Genrebilder, aber in ihrer Art sind die vorgeschührten Szenen einzig. Fontane, Preuze und Berliner durch und durch, hat immer zu den märkischen Adelsigen eine warme, wenn auch leidenschaftslose Liebe im Herzen getragen. Und gar, wenn die Junfer arm sind und sich hart, aber redlich durchs Leben schlagen. Eine solche adelige, arme Offiziersfamilie sind die Poggenpuhls Mutter, Söhne und Töchter, sie sind in ihrem liebevollen Verhältnis zueinander, in ihrer Aufopferungsfähigkeit, in ihrem Stolz und in dem Kampf gegen die angestammten Vorurteile wie gegen die ewigen Gelübde mit ungemein viel Liebe und jenem feinen, die Dinge wie mit traulichem Lampenschein übergoldenden Humor dargestellt, wie ihn eben nur Fontane hatte. Gleich das erste Kapitel, das fast alle Mitglieder der Poggenpuhls vorführt oder andeutend schildert, ist ein vollwertiger, echter Fontane, voll von liebreichem Humor und leiz-selbstspöttischer Ironie. In der ganzen Anlage und Pointiertheit ist dieses Einleitungskapitel eine abgeschlossene Charakterstudie und ein Genrebild. Mit Bewilligung des Verlagses F. Fontane & Co., Berlin, ist hier dieser Abschnitt aus dem Werke wiedergegeben.

*



Die Poggenpuhls — eine Frau Majorin von Poggenpuhl mit ihren drei Töchtern Therese, Sophie und Manon — wohnten seit ihrer vor sieben Jahren erfolgten Ueber-siedlung von Pommersch-Stargard nach Berlin in einem gerade um jene Zeit fertig gewordenen, also noch ziemlich mauerfeuchten Neubau der Großgörschenstraße, einem Eckhause, das einem braven und behäbigen Manne, dem ehemaligen Maurerpolier, jetzigen Rentier August Kottebohm gehörte. Diese Großgörschenstraßen-Wohnung war seitens der Poggenpuhlschen Familie nicht zum wenigsten um des kriegsgeschichtlichen Namens der Straße, zugleich aber auch um der sogenannten „wundervollen Aussicht“ willen gewählt worden, die von den Vorderfenstern aus auf die Grabdenkmäler und Erbbegräbnisse des Matthäikirchhofs, von den Hinterfenstern aus auf einige zur Kulmstraße gehörige Rückfronten ging, an deren einer man, in abwechselnd roten und blauen Riesenbuchstaben, die Worte „Schulzes Bonbonsfabrik“ lesen konnte. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß nicht jedem mit dieser eigen-

tümlischen Doppelaussicht gedient gewesen wäre; der Frau von Poggenpuhl aber, einer geborenen Pütter — aus einer angesehenen, aber armen Predigerfamilie stammend — paßte jede der beiden Aussichten gleich gut, die Frontaussicht, weil die etwas sentimental angelegte Dame gern vom Sterben sprach, die Rückfrontaussicht auf die Kulmstraße aber, weil sie beständig an Hüften litt und aller Sparfamkeit ungeachtet zu gutem Teile von Gerstencorbons und Brustkaramellen lebte. Jedesmal, wenn Besuch kam, wurde denn auch von den großen Vorzügen dieser Wohnung gesprochen, deren einziger wirklicher Vorzug in ihrer großen Billigkeit und in der vor mehreren Jahren schon durch Rentier Nottebohm gemachten Versicherung bestand, daß die Frau Majorin nie gesteigert werden würde. „Nein, Frau Majorin,“ so etwa hatte sich Nottebohm damals geäußert, „was dieses angeht, so können Frau Majorin ganz ruhig sein und die Fräuleins auch. Gott, wenn ich so alles bedenke, . . . verzeihen Frau Majorin, das Manonchen war ja noch ein Quack, als Sie damals, zu Michaeli, hier einzogen . . . un als Sie dann Neujahr 'runter kamen und die erste Miete brachten und alles noch leer stand von wegen der nassen Wände, was aber ein Unsinn is, da sagte ich zu meiner Frau, denn wir hatten es damals noch nich: ‚Eine,‘ sagte ich, ‚das is Handgeld und bringt uns Glück.‘ Und hat auch wirklich. Denn von daselbe Vierteljahr an war nie was leer, un immer reputierliche Leute, — das muß ich sagen . . . Und dann, Frau Majorin, wie werd' ich denn grade bei Ihnen mit so was anfangen . . . ich meine mit das Steigern. Ich war ja doch auch mit dabei; Donnerwetter, es war eine ganz verfluchte Geschichte. Hier sißt mir noch die Kugel; aber der Doktor sagt: sie würde schon mal 'rausfallen und dann hätt' ich ein Andenken.“

Und damit schloß Nottebohm eine Rede, wie er sie länger nie gehalten und wie sie die gute Frau Majorin nie freundlicheren Ohres gehört hatte. Das mit dem „dabei gewesen sein“ aber bezog sich auf Gravelotte, wo Major von Poggenpuhl, spät gegen Abend, als die pommerische Division herankam, an der Spitze seines Bataillons, in dem auch Nottebohm stand, ehrenvoll gefallen war. Er, der Major, hinterließ nichts als einen guten alten Namen und drei blanke Krönungstaler, die man in seinem Portemonnaie fand und später seiner Witwe behändigte. Diese drei Krönungstaler waren, wie das Erbe der Familie, so selbstverständlich auch der Stolz derselben, und als sechzehn Jahre später die erst etliche Monate nach dem Tode des Vaters geborene jüngste Tochter Manon konfirmiert werden sollte, waren aus den drei Krönungstalern — die bis dahin zu konservieren keine Kleinigkeit gewesen war — drei Broschen angefertigt und an die drei Töchter zur Erinnerung an diesen Einsegnungstag überreicht worden. Alles unter geistlicher Mitwirkung und Beihilfe. Denn Generalsuperintendent Schwarz, der die Familie liebte, war am Abend des Konfirmationstages in die Poggenpuhlsche Wohnung gekommen und hatte hier die in Gegenwart einiger alter Kameraden und Freunde stattfindende Broschenübergabe fast zu einer kirchlichen Zeremonie, jedenfalls aber zu einer Feier erhoben, die sogar dem etwas groben und gegen die „Adelspakage“ stark eingenommenen Portier

Nebelung imponiert und ihn, wenn auch nicht geradezu bekehrt, so doch den wohlwollenden Gesinnungen seines Haus- und Brotherrn Nottebohm um etwas näher geführt hatte.

Wie sich von selbst versteht, war auch die Poggenpuhlsche Wohnungseinrichtung ein Ausdruck der Verhältnisse, darin die Familie nun 'mal lebte; von Plüschmöbeln existierte nichts und von Teppichen nur ein kleiner Schmiedeberger, der mit schwarzen, etwas angefusselten Wollfransen vor dem Sofa der zunächst am Korridor gelegenen und schon deshalb als Empfangsalon dienenden „guten Stube“ lag. Entsprechend diesem Teppiche waren auch die schmalen, hier und dort gestopften Gardinen: alles aber war sehr sauber und ordentlich gehalten, und ein mutmaßlich aus einem alten märkischen Herrenhause herstammender, ganz vor kurzem erst auf einer Auktion erstandener, weißlackierter Pfeilerspiegel mit eingelegter Goldbleiste ließ der ärmlicher Einrichtung trotz ihres Zusammengesuchtseins oder vielleicht auch um dessen willen etwas von einer erlöschenden, aber doch immerhin mal dagewesenen Feudalität.

Ueber dem Sofa derselben „guten Stube“ hing ein großes Oelbildnis (Kniestück) des Rittmeisters von Poggenpuhl vom Sohrschen Husarenregiment, der 1813 bei Großgörschen ein Karree gesprengt und dafür den Pour le Mérite erhalten hatte — der einzige Poggenpuhl, der je in der Kavallerie gestanden. Das halb wohlwollende, halb martialische Gesicht des Rittmeisters sah auf eine flache Glaschale hernieder, drin im Sommer Aurikeln und ein Vergißmännchekranz, im Winter Disitenkarten zu liegen pflegten. An der andern Wand aber, genau dem Rittmeister gegenüber, stand ein Schreibtisch mit einem kleinen erhöhten Mittelbau, drauf, um bei Besuchen eine Art Gastlichkeit üben zu können, eine halbe Flasche Kapwein mit Likörgläschen thronte, beides, Flasche wie Gläsern, auf einem goldgeränderten Teller, der beständig klapperte.

Neben dieser „guten Stube“ lag die eisenstrige Wohnstube, daran sich nach hinten zu das sogenannte „Berliner Zimmer“ angeschlossen, ein bloßer Durchgang, wenn auch im übrigen geräumig, an dessen Längswand drei Betten standen, nur drei, trotzdem es eine viergliedrige Familie war. Die vierte Lagerstätte, von mehr ambulante Charakter, war ein mit Rohr überflohtenes Sofagestell, drauf sich, wochenweis wechselnd, eine der zwei jüngeren Schwwestern einzurichten hatte.

Hinter diesem „Berliner Saal“ (Nottebohm selbst hatte den Grundriß dazu entworfen) lag die Küche mitsamt dem Hängeboden. Hier hauste das alte Dienstmädchen Friederike, eine treue Seele, die noch den gnädigen Herrn gekannt und als Vertraute der Frau Majorin alles Glück und Unglück des Hauses und zuletzt auch die Ueberjiedlung von Stargard nach Berlin mit durchgemacht hatte.

So wohnten die Poggenpuhls und gaben der Welt den Beweis, daß man auch in ganz kleinen Verhältnissen, wenn man nur die rechte Gesinnung und dann freilich auch die rechte Geschicklichkeit mitbringe, zufrieden und beinahe standesgemäß leben könne, was selbst von Portier Nebelung,

allerdings unter Kopfschütteln und mit einigem Widerstreben, zugegeben wurde. Sämtliche Poggenpuhls — die Mutter freilich weniger — besaßen die schöne Gabe, nie zu klagen, waren lebensklug und rechneten gut, ohne daß sich bei diesem Rechnen etwas störend Berechnendes gezeigt hätte.

Darin waren sich die drei Schwestern gleich, trotzdem ihre sonstigen Charaktere sehr verschieden waren.

Therese, schon dreißig, konnte (was denn auch redlich geschah) auf den ersten Blick für unpraktisch gelten und schien von allerhand kleinen Künsten eigentlich nur die eine, sich in einem Schaukelstuhl gefällig zu wiegen, gelernt zu haben; in Wirklichkeit aber war sie gerade so lebensklug wie die beiden jüngeren Schwestern und behaute nur ein sehr andres Feld. Es war ihr, das stand ihr fest, ihrer ganzen Natur nach die Aufgabe zugefallen, die Poggenpuhlsche Sahne hochzuhalten und sich mehr, als es durch die Schwestern geschah, in die Welt, in die die Poggenpuhls nun mal gehörten, einzureihen. In den Generals- und Ministerfamilien der Behren- und Wilhelmstraße war sie denn auch heimisch und erzielte hier allemal große Zustimmung und Erfolge, wenn sie beim Tee von ihren jüngeren Schwestern und deren Erlebnissen in der „feinwollenden Aristokratie“ spöttisch lächelnd berichtete. Selbst der alte Kommandierende, der, im ganzen genommen, längst aufgehört hatte, sich durch irgend etwas Irdisches noch besonders imponieren zu lassen, kam dann in eine vergnüglich lebenswürdige Heiterkeit, und der der Generalsfamilie befreundete, schräg gegenüber wohnende Unterstaatssekretär, trotzdem er selber von allerneuestem Adel war (oder vielleicht auch eben deshalb), zeigte sich dann jedesmal hingerissen von der feinen Malice des armen, aber standesbewußten Fräuleins. Eine weitere Folge dieser gesellschaftlichen Triumphe war es, daß Therese, wenn es irgend etwas zu bitten gab, auch tatsächlich bitten durfte, wobei sie, wie bemerkt werden muß, nie für sich selbst, oder aber klug abwägend immer nur um solche Dinge petitionierte, die man mühelos gewähren konnte, was dann dem Gewährenden eine ganz spezielle Befriedigung gewährte.

So war Therese von Poggenpuhl.

Sehr anders erwiesen sich die beiden jüngeren Schwestern, die, den Verhältnissen und der modernen Welt sich anbequemend, bei ihrem Tun sozusagen in Kompagnie gingen.

Sophie, die zweite, war die Hauptstütze der Familie, weil sie das besaß, was die Poggenpuhls bis dahin nicht ausgezeichnet hatte: Talente. Möglich, daß diese Talente bei günstigeren Lebensverhältnissen einigermaßen zweifelvoll angesehen und mehr oder weniger als „unstandesgemäß“ empfunden worden wären; bei der bedrückten Lage jedoch, in der sich die Poggenpuhls befanden, waren diese natürlichen Gaben Tag für Tag ein Glück und Segen für die Familie. Selbst Therese gab dies in ihren ruhigeren Momenten zu. Sophie — auch äußerlich von den Schwestern verschieden, sie hatte ein freundliches Pudelgesicht mit Löckchen — konnte eigentlich alles; sie war musikalisch, zeichnete, malte, dichtete zu Geburtstagen und Polterabenden und konnte einen Hasen spicken; aber alles dies, soviel es war, hätte für die

Familie doch nur die halbe Bedeutung gehabt, wenn nicht neben ihr her noch die jüngste Schwester gewesen wäre, Manon, das Nesthäkchen.

Manon, jetzt siebzehn, war, im Gegensatz zu Sophie, ganz ohne Begabung, besaß aber dafür die Gabe, sich überall beliebt zu machen, vor allem in Bankierhäusern, unter denen sie die nichtchristlichen bevorzugte, so namentlich das hochangesehene Haus Bartenstein. Bei dem Kindersegen der Mehrzahl dieser Häuser war nie Mangel an angehenden Bachsiffchen, die mit den Anfängen irgend einer Kunst oder Wissenschaft bekannt gemacht werden sollten, und ein über die verschiedensten Disziplinen angestrengtes längeres oder kürzeres Gespräch endete regelmäßig mit der leicht hingeworfenen Bemerkung Manons: „Ich halte es für möglich, daß meine Schwester Sophie da aushelfen kann,“ eine Bemerkung, die sie gern machen durfte, weil Sophie tatsächlich vor nichts erschrak, nicht einmal vor Physik und Spektralanalyse.

So war die Rollenverteilung im Hause Poggenpuhl, aus der sich, wie schon angedeutet, allerlei finanzielle Vorteile herausstellten, Vorteile, die zuzeiten nicht unbedeutend über die kleine Pension hinauswuchsen, die den eisernen Einnahmebestand der Familie bildete. Sämtliche drei junge Damen vergaben sich dabei nicht das geringste, waren vielmehr (besonders die zwei jüngeren) ebenso leichtlebig wie dankbar, vermieden es taktvoll, in geschmacklose Huldigungen oder gar in Schmeichelei zu verfallen, und standen überall in Achtung und Ansehen, weil ihr Tun, und das war die Hauptsache, von einer großen persönlichen Selbstlosigkeit begleitet war. Sie brauchten wenig, wußten sich, zumal auf dem Gebiet der Toilette — was aber ein gefälliges Erscheinen nicht hinderte — mit einem Minimum zu behelfen und lebten in ihren Gedanken und Hoffnungen eigentlich nur für die „zwei Jungens“, ihre Brüder, Wendelin und Leo, von denen schon ein älterer Premier über dreißig, dieser ein junger Dachs von kaum zweiundzwanzig war. Beide, wie sich das von selbst verstand, waren in das hinterpommersche, neuerdings übrigens nach Westpreußen verlegte Regiment eingetreten, drin schon ihr Vater seine Laufbahn begonnen und am denkwürdigen 18. August in Ruhm und Ehre beschloffen hatte.

Diesen Ruhm der Familie womöglich noch zu steigern, war das, was die schwesterliche Trias mit allen Mitteln anstrebte.

Hinsichtlich Wendelins, der ihrem eigenen Bemühen in allen Stücken entgegenkam, besonders auch darin, daß er zu sparen verstand, hinsichtlich dieses älteren Bruders unterlag das Erreichen höchster Ziele kaum einem Zweifel. Er war klug, nüchtern, ehrgeizig, und soviel durch Aufhören in dem militärezellenzlichen Hause zur Kenntnis Thereses gekommen war, konnte sich's bei Wendelin eigentlich nur noch darum handeln, ob er demnächst in das Kriegsministerium oder in den Generalstab abkommandiert werden würde. Nicht so glücklich stand es mit Leo, der, weniger beanlagt als der ältere Bruder, nur der „Schneidigkeit“ zustrebte. Zwei Duelle, von denen das eine einem Gerichtsreferendarius einen Schuß durch beide Backen und den

Verlust etlicher Oberzähne eingetragen hatte, schienen ein rasches Sichnähern an sein Schneidigkeitsideal zu verbürgen und hätten ebensogut wie Wendelins Talente zu großen Hoffnungen berechtigen dürfen, wenn nicht das Gespenst der Entlassung wegen beständig anwachsender Schulden immer nebenher geschritten wäre. Leo, der Liebling aller, war zugleich das Angstkind, und immer wieder zu helfen und ihn vor einer Katastrophe zu bewahren, darauf war alles Dichten und Trachten gerichtet. Kein Opfer erschien zu groß, und wenn die Mutter auch gelegentlich den Kopf schüttelte, für die Töchter unterlag es keinem Zweifel, daß Leo, „wenn es nur möglich war, ihn bis zu dem entsprechenden Zeitpunkt zu halten,“ die nächste große Russenschlacht, das Zornedorf der Zukunft, durch entscheidendes Eingreifen gewinnen würde.

„Aber er ist ja nicht Garde du Corps,“ sagte die Mama.

„Nein. Aber das ist auch gleichgültig. Die nächste Schlacht bei Zornedorf wird durch Infanterie gewonnen werden.“

*

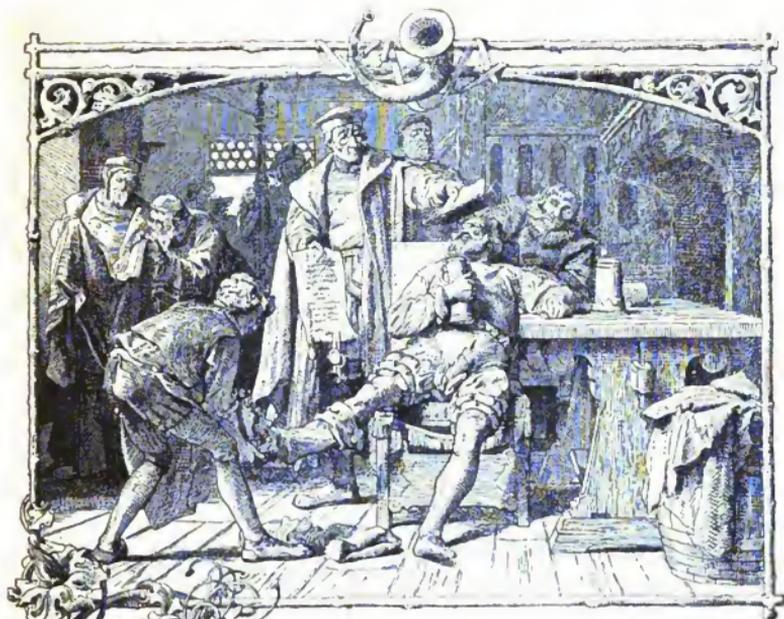
Die Lieder vom Kobenstein.

Von

Joseph Viktor von Scheffel.

(1826—1886.)

Josef Viktor von Scheffel, der Dichter des „Trompeter von Säckingen“, welches Gedicht bis heute in etwa 400 000 Exemplaren verbreitet ist, und des Romans „Eckhart“, ist in den Gedichten und Liedern seiner Sammlung „Gaudiamus“ sozusagen der Klassiker der „seuchtsfröhlichen Trinkpoesie“, der Meister des lustigsten Kneiphumors. Der „höhere Blödsinn“ der Kneipzeitungsmanier erhält hier eine künstlerische Vollendung, die Romantik der fahrenden Gesellen und der sorglos-leichtsinnigen Zecher feiert hier eine heitere Auserziehung. Neben den von aller Welt gekannten grotesk-komischen Gedichten vom Ichthyosaurus, vom Schwarzen Balfisch zu Astalon, vom Enderle von Ketsch, von den frech gewordenen Römern, gehören die Lieder vom Kobenstein zum Lustigsten, was der Dichter geschrieben hat. Der „Herr von Kobenstein“ hat alle seine Dörfer und Güter verjagt und vertrunken, aber das vermag seine Trinkfröhlichkeit nicht zu vermindern, und nach seines Lebens Bechertagen zieht er mit dem wilden Heer durch die Nacht, um einen guten Tropfen auszuspiiren. Nachstehend geben wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages von Adolph Bonz & Co. in Stuttgart, wo die Werke Scheffels erschienen sind, zwei der charakteristischsten Lieder aus seinem Kobenstein-Zyklus mit Zeichnungen von Anton von Werner aus der illustrierten Ausgabe wieder.



Die Pfändung.

Und wieder saß beim Weine
Im Waldhorn ob der Bruck
Der Herr vom Rodensteine
Mit schwerem Schluck und Glück.

Der Wirt sprach tief in Trauer:
„Daß Gott sich mein erbarm!
Der sitzt wie eine Mauer
Und trinkt mich nächstens arm.

„Wie soll das all noch enden?
Kein' Pfening gibt er her . . .
Ich glaub', ich laß ihn pfänden,
Sonst weicht er mir nicht mehr!“

Der Fronvogt samt dem Büttel
Kam handfest an im Horn:
„Heraus den Sammetkittel,
Die Stiefel und die Spor'n.

„Heraus des Mantels Zierde,
Handschuh und Zobelhut!
Verfallen diesem Wirte
Ist all Eu'r Hab und Gut!“

Da lacht der Rodensteiner:
„Nur zu! . . . wie wird mir wohl!
's trinkt leichter sich und feiner
Im Unterkamisol!“

„Und bis ihr mir die Kehlen
Könnt pfänden aus dem Hals,
Werd' ich noch manchen quälen,
Der Wein schenkt in Kurpfalz!“





Der Ueberfall.

Und wieder sprach der Rodenstein:
 „Hallo, mein wildes Heer!
 In Tieffchludhausen fall' ich ein
 Und trink den Pfarrer leer.
 'raus da! 'raus aus dem Haus da!
 Herr Pfarr, daß Gott Euch helf!
 Gibt's nirgend mehr 'nen Tropfen Wein
 Des Nachts um halber Zwölf?“

Der Pfarr, ein tapfrer Gottesmann,
 Trat streitbar vor sein Tor,
 Mit Weihbrunn, Skapulier und Bann
 Die Geister er beschwor:
 „'naus da! 'naus aus dem Haus da!
 Daß Euch der Satan helf,
 Kriegt Ihr ein' einzigen Tropfen Wein
 Des Nachts um halber Zwölf!“

Doch fröhlich brummt der Rodenstein:
 „O Pfarr, ich sang dich doch!
 Ein Geist, der nicht zum Tor kommt 'rein,
 Probiert's am Kellerloch!
 'nein da! . . . 'nein da, zu dem Wein da!
 Hurra, schon sind wir drin!
 Sein Keller ist nicht schlecht besetzt,
 Hurra, wir trinken ihn!“

O armes, frommes Pfarrerrhertz,
 heut hat der Böse Macht!
 Vergeblich rief er kellerwärts,
 Daß das Gewölbe kracht:
 „Schwein da . . . Schwein da, bei dem Wein da!
 heißt das sich aufgeführt?
 So laßt mir doch die Kompetenz,
 Die einem Pfarr gebührt!“

Und als die Glocke ein Uhr schlug,
 Das Heer sang dumpf und hoch!
 „Herr Pfarr, Herr Pfarr, jetzt ha'n wir g'nug,
 Herr Pfarr, jetzt lebet wohl!
 'raus jetzt! 'raus aus dem Haus jetzt!
 Herr Pfarr, und bleibt gesund!
 's fließt nirgends mehr ein Tropfen Wein
 Aus Krug und Hahn und Spund.“

Da flucht' der Pfarr: „Ich dank recht sehr,
 Schwernot! Ist alles hin,
 So will ich selbst im wilden Heer
 Als Feldkaplan mitziehen!
 'naus jetzt! 'naus aus dem Haus jetzt!
 Herr Ritter, ich schlag' ein:
 Ist all mein Wein zum Teufel, soll
 Ein anderer Pfarrherr sein!
 Hussa, hallo!
 Jo, hiha!
 Rumdiridi, langt's nit,
 Hoidirido, selbst mit!
 Höllischer Chor,
 Heut reit' ich vor:
 'naus! 'naus! 'naus!“

Keltische Knochen.

Humoristische Erzählung von Wilhelm Raabe.

Wilhelm Raabe (geb. 1831 in Eschershausen in Braunschweig), der tiefe, an Gestaltung, Gemüt und Humor reiche Dichter, ist einer unserer feinsten Humoristen und realistischen Erzähler. Vielfach geteilt waren lange die Meinungen über ihn; den einen war er der ganz große Humorist, die anderen schäzen ihn nur als humoristischen Kleinmaler, alle aber sind sich in der Meinung wohl einig, daß er, von allen Humoren ganz abgesehen, ein herzengrader, seelenvoller Dichter ist, voll Liebe für die Kleinen und Entbehrenden und voll behaglichen Humors allen widrigen Dingen gegenüber. In seiner Freude am charakteristischen Detail und an der Darstellung seiner sonderbaren und schrullenhaften Gefellen wird er oft breit und macht von den Rechten des epischen Erzählers einen großen Gebrauch. Allein, wer sich von seinen Umständlichkeiten nicht beirren läßt, dem erschließen sich bald die Schönheiten und vergnügten Launigkeiten seiner eigenartigen Welt. „Hungerpastor“, „Abu Telfan“, „Schüßlerump“, „Horader“, seine Hauptwerke, zählen zum Besten unserer erzählenden Literatur. Seine Eigenart mit allen ihren Vorzügen und wenigen seiner Mängel spiegelt aber auch die humoristische Erzählung: „Keltische Knochen“, die wir hier mit freundlicher Erlaubnis des Verlages von Otto Janke, Berlin, wiedergeben.



festgereget! Wem steigt nicht bei diesen Worten eine gespenstliche Erinnerung in der Seele auf? Eine Erinnerung an eine Stunde — zwei Stunden — einen Tag, zwei, drei, vier — acht Tage, wo er oder sie ebenfalls festgereget war — festgereget an einer Straßenecke, unter einem Torwege, bei einem Freunde oder einer Freundin, in einer Dorfkneipe, auf dem Brocken, dem dem Inselberge, dem Rigi oder dem Schafberge?

Es ist eine leidige Vorstellung — festgereget! Grau, greinend und griesgrämlich kriecht sie heran, streckt hundert fröstelnd kalte, feuchte Sangarme nach dem warmen Herzen aus und ist so schwer los zu werden, wie alles andere Unbehagliche, Unbequeme, Ungelegene in der Welt.

In Ischl spazierten die schönen Damen auf der Eiplanade im glänzenden Sonnenschein, als wir ausfuhren, und sämtliche arme Hämorrhoidarier, Drüsen- und Skrofelkranke hatten ihren Jammer in die freie Luft getragen: auch die königlich-kaiserliche Familie fuhr spazieren.

In der Nähe von Laufen, im heiligen Bezirk der schönen holdseligsten Maria im Schatten zog die aller schönste aber auch allereigenstinnigste Dame Natur den Nebelschleier über das Gesicht, und als wir auf dem See schifften, wurde dieser Schleier und unsere Hoffnung auf einen schönen Tag vollständig zu Wasser. Es scheint eben in den angenehmsten Gegenden am liebsten

zu regnen; aber vielleicht war auch der fromme Dichter, den wir mit uns führten und welcher jedenfalls unter dem Zeichen des Wassermannes geboren war, schuld daran.

Wir waren unserer drei, und trotz allem war der Dichter der Edelste von uns; er hieß leider Krautworst und war aus Hannover, sagte natürlich beides nicht gern, sondern stellte sich meistens als den Verfasser der Lebensblüten vor und dar; sonst nannte er sich auch wohl, glänzenden aber ebenfalls von der Prosa ihres Namens oder Geburtsortes erdrückten Beispielen folgend, Roderich von der Leine. Er hatte uns in Linz im Erzherzog Karl aufgegebelt, hielt krampfhaft wenigstens an mir fest, schwärmte für Linz und ließ nicht selten geheimnisvolle Andeutungen fallen, daß er daselbst etwas erlebt habe. Seine öftere Geistesabwesenheit und Zerstreutheit gab Anlaß zur Vermutung, daß er dieses Erlebte poetisch zu verwerten im Begriff sei; seine lyrischen Wehen hatten oft etwas Beängstigendes für mich; affizierten jedoch den dritten in unserem Bunde weniger. Dieser Dritte war, ohne sich dafür zu geben, ein Geheimnis, und ebenso verschlossen, wie der Poet offenerzig und mitteilungs-wütig war. In die Fremdenbücher zeichnete er sich als kurz Zukriegel; ich hegte aber einigen Zweifel, ob dies wirklich sein Name sei; bis er in Wien in den drei Raben höchst unmotivierterweise in einen Streit geriet, der ihn und mich vor die königlich-kaiserliche Polizei führte und ihn zwang, mit seinem Paß herauszurücken. Er hieß in der Tat Zukriegel, ohne sich dessen zu schämen, und war Projektor an einer kleinen norddeutschen Universität, hatte jedoch in seinem Äußern sowohl, als in seinem Innern sehr viel vom Scharfrichter. Nur ein schlechter Charakter, gleich dem seinigen, konnte es über sich gewinnen, einen so guten Menschen wie den Dichter durch ein ewig wiederholtes Aufsticheln des gehaßten Familiennamens Krautworst an allen Nervenenden zu zupfen und zu kitzeln.

Zukriegels Reisezweck war, die Knochen des unbekanntes Volkes am Rudolfsturm über Hallstadt zu besuchen, und womöglich einen Schädel und einige sonst überflüssige Gebeine für seine osteologische Sammlung zu stehlen oder, wie er sich euphemistisch auszudrücken liebte, an sich zu nehmen.

Er liebte es, irgend etwas an sich zu nehmen, wie zum Beispiel den besten Platz im Wagen, die besten Stücke an der Wirtstafel, sämtliche Zeitungen nach Tisch, und so weiter. Auf der Fahrt über den Hallstädter See hatte er im „Einbaum“ die Bank dicht hinter dem breiten Rücken und den Rücken des lieblichen Schiffermädchens eingenommen und saß sehr geschützt gegen den Regen, welchen der Wind uns ins Gesicht trieb.

Unser Kleeblatt hatte in Ischl trotz des prächtigen Sommerwetters arg gelitten: der fromme Dichter an den reizenden Toiletten der Damen; Zukriegel an sich selber und an einem amerikanischen Reverend nebst Familie, welche, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, ihn durch nächtliche unendliche Gebete und näselnden Lobgesang sehr erobst hatten; ich hatte mich durch die Inschrift am Kurhause: In sale et in sole omnia consistunt verleiten lassen, das entsehlliche salzige Geföfß und seine Wirkung auf meine

gottlob gute Konstitution zu versuchen, und hatte mich nicht vergeblich in die Gefahr begeben.

Die Inschrift an der Hängele:

„Man nennt als größtes Glück auf Erden
Gesund zu sein —
Ich sage nein!
Ein größeres ist, gesund zu werden“

gab mir nur einen mittelmäßigen Trost; das „Gesundwerden“ nach diesem höllischen Schoppen war längst nicht so angenehm als der behagliche Zustand vor meinem fürwichtigen Anlecken an den Becher der Hekate. Wir mieteten den Einspänner, setzten Roderich von der Leine neben den Kutscher auf den Bock, fuhren wie gesagt an der holdseligen Jungfrau Maria im Schatten und — Regen vorüber und durch Goisern und Sankt Agatha zur Gosaumühle, wo wir feucht abstiegen, und wo Zukriegel sich in einem Wortwechsel mit dem Kutscher verwickelte, in welchen wir beide andern uns nicht einmischten, weil wir dem Rosselenker recht geben mußten, und dieser sich selber zu helfen wußte.



ir mieteten den Einbaum, das heißt einen Kahn mit einer dicken Jungfrau und einem Jungen, und wurden von jener Schifferin, welche der Dichter der Lebensblüten „sich poetischer gedacht“ hatte, über den See gerudert, und ich für mein armes Teil bedauerte in diesem Augenblick nicht mehr, daß der Tag dunkel war, denn er paßte zu der Gegend. Wären meine beiden Begleiter, der Junge und das Schiffermädchen nicht gewesen, so würde höchstwahrscheinlich der Schatten Virgils aus den schwarzen Wassern emporgestiegen sein, um sich mir als Führer auf dem ferneren Wege gegen die gebräuchliche Tare anzubieten.

Ja, das Wasser des Sees war schwarz; schwarz waren die steilrechten Felsen, die sich im schwarzen Gewölk verloren; es konnte niemand von uns drei Touristen wissen, ob nicht hinter dem düstern Nebelvorhang die erweiterte Hölle mit allen seit dem vierzehnten September Dreizehnhunderteinundzwanzig hinzugekommenen großen und kleinen Missetätern ihren Anfang nehme und in Roderich von der Leine ihren neuen Schilderer erwarde. Der Name des Menschen, Krautworst, konnte dabei nicht hinderlich sein; denn Dante bedeutet in deutscher Zunge auch nichts weiter als „Hirschkleber“; aber Krautworst selber war hinderlich, denn die wunderbar ergreifende Szenerie machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn; ihn fror, er sprach vom Wechseln der Strümpfe, von rheumatischem Zahnschmerz und jammerte nach einer Tasse Tee.

Zukriegel war schon ein anderer Mann: die Nähe der keltischen oder sonstigen Gebeine, und der Sitz hinter dem walfischhaften Rücken unseres weiblichen Charons stimmten ihn milde; er glied in diesem Augenblicke weniger einem Scharfrichter als einem vakierenden Mehger; ob sein Sitz ihn auch erotisch stimmte, kann ich nicht bestimmt behaupten, stellenweise schien es so.

Nach einer Fahrt von zwei Stunden gewannen wir die Ueberzeugung,

daß hinter dem Nebel- und Regenvorhang nicht l'Inferno seinen Anfang nehme und seinen Eingang habe; sondern daß daselbst Hallstadt liege oder vielmehr klebe, und daß die Tage für die Fahrt nicht unbillig zu nennen sei. Der Einbaum schoß beim Seeauer ans Land; und wie erotisch Zukriegel durch unsere solide Schifferin gestimmt sein mochte, er fühlte sich keineswegs dadurch gehindert, beim Zahlen mit ihr in Konflikt zu geraten.

Von einem weiblichen Kellner geleitet, stiefelten wir durch den triefenden Garten selber triefend in das gastliche Haus, und Roderich bestellte zähneklappernd eine Tasse heißester Kraftbrühe. Hinter ihm rauschte der See, jedoch ohne ihn als Opfer haben zu wollen; im Gegenteil schien er herzlich froh, ihn los geworden zu sein. Ich trank Kaffee, Zukriegel aber entschloß sich zu einem starken Grog, dessen Bereitung er dann in der Küche selbst überwachte, da er diesen abgelegenen Erdenwinkel nicht mit Unrecht der richtigen Mischung dieses angenehmen Getränkes nicht gewachsen glaubte. Seinen Anzug wechselte er nicht; er blieb, wie er war, und fing nur in der Atmosphäre der geheizten Gaststube an, leise zu dampfen. Der Poet erschien nach einer Pause, während welcher man ihn nicht vermisse, wie ausgewechselt. In blendendem Weiß von Kopf bis zu den Füßen war er von Ischl ausgefahren, jetzt stellte er sich von den Füßen bis zum Kopfe kariert dar, und wenn es seine Absicht war, in Hallstadt Aufsehen zu machen, so war dieses Kostüm wahrlich geeignet, ihn seinen Zweck erreichen zu lassen; auf einem nach der Kirchturmspitze ausgepannten Seile würde es das Natürlichste von der Welt gewesen sein. Sämtliche in der Gaststube anwesende Augen sprangen fast aus ihren Höhlungen, und die Kellnerin sprang mit einem recht unzielförmigen Aufkreisch in die Küche, worauf einen Moment später ein seltsames Gedränge von plattgedrückten Nasen an den Scheiben des dunklen Schiebefensters neben dem Ofen zu sehen war. Der Poet konnte mit dem Eindruck, welcher er hervorbrachte, zufrieden sein. Er war es auch, und jetzt die Gaststube zum zweiten Male dadurch in Verwunderung, daß er seine Kraftbrühe wie jeder andere, gewöhnliche, nicht karierte Mensch trank; jedermann schien das Gegenteil erwartet zu haben.

Der Himmel zeigte jetzt, daß er es gut mit uns gemeint habe; wenn er während der Fahrt nur leise auf uns herabtröpfelte, so tat er jetzt, da er uns unter Dach und Fach wußte, seinen Gefühlen keinen Zwang mehr an und zog seine Reservereschleusen. Es war zwei Uhr und es regnete entsetzlich; der Wirt freute sich unseres Daseins in seinem Etablissement, und ein Autochthone tröstete uns aus einem fernen Winkel, daß wir nicht die ersten seien, die bei solchem Wetter in Hallstadt anlangten, und daß wir wahrscheinlich auch nicht die letzten sein würden, die bei eben solchem Wetter es wieder verlassen. Den Faust kannte der Eingeborene nicht und verwunderte sich deshalb zum drittenmal über den karierten Dichter, welcher hohläufig und mit hohler Stimme rezitierte:

„Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elends versank, daß nicht das erste genug tat für die Schuld aller übrigen.“

Sredj setzte der Professor das Geschäft fort und fragte mit den Worten Mephistos:

„Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du sie nicht durchführen kannst? . . . Drangen wir uns dir auf oder du dich uns? Fahren Sie fort, Herr Krautworst, und sehen Sie nicht so mürrisch aus! Ich habe Sie doch nicht konterkariert?“

Herr Krautworst fuhr nicht fort, er ärgerte sich sehr über das Zitat Zuckriegels, konnte jedoch nichts dagegen machen und begann sich erst fünf Minuten später, als der Professor dem Wirt das Küchenbulletin abverlangte, auf den empörten Ausruf Sauts: „Fletsche deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen! Mir ekelt's!“

Es war zu spät, auch dieses Zitat noch anzubringen; — wir speisten zu Mittag und es gelang mir, einen mit Messer und Gabel bewaffneten Frieden zwischen dem Manne der Wissenschaft und dem Manne der Poesie herzustellen. Als aber nach Tisch der Professor bemerkte:

„Wahrhaftig, es regnet wahrhaftig musenalmanachartig; das ist ein Wetter für einen Dichter, Herr Krautworst! Wenn es mir nur nicht meine Knochen fortschwemmt!“ da schob der Poet den Stuhl zurück, griff nach dem Regenschirm, hing das Plaid über die Schultern und schritt mit einem vernichtenden Blick auf den Spötter aus der Tür. Es war, als ob Prometheus dem Geier mit titanenhafter Verachtung den Rücken zeige. „Um Gottes willen, halten Sie ihn fest!“ rief mir Zuckriegel zu. „Jetzt habe ich ihn in die rechte Stimmung versetzt; in einer halben Stunde ist er mit seinen gereimten Einzelerlebnissen wieder da. Geben Sie Achtung, ob er sich nicht rächt; halten Sie ihn, bringen Sie ihn zurück, ich will Abbitte tun.“

„Sie lobe ich mir als Reisegefährten,“ sprach ich und ging dem guten Roderich nach. Solus cum solo war der Professor bei solchem Wetter doch nicht zu ertragen, die Last war zu schwer für die Schultern eines einzelnen Menschen. Von der Tür aus sah ich noch, wie er sich so gleichmütig als lang auf drei Stühlen ausstreckte und seine Reisesektüre, einen Band von Avé-Lallemants Geschichte des deutschen Gaunertums, durch deren Studium er sich mit Eifer auf sein großes Unternehmen vorbereitete, hervorzog; — durch einen dunkeln niedern Gang gelangte ich ins Freie, oder das, was man in Hallstadt das Freie nennen kann, und traf am Ausgang auf den Hofes, den ich fragte, was man bei solchem Regen „am Hallstädter See sehen“ könne?

„Hallstadt!“ sagte der Wirt, und er hatte recht, dreifach recht; Hallstadt ist bei jedem Wetter eine Merkwürdigkeit. Nirgends in der Welt vielleicht gibt es soviel Treppen auf so engem Raume als hier. Der Flecken macht den Eindruck, als sei er von einer Riesenhand, tüchtig durcheinander gerüttelt und geschüttelt, an den lotrecht aus dem schwarzen See aufsteigenden Felsen geworfen und kleben geblieben. Zwei Monate im Jahre soll ihn die Sonne nicht erreichen, und ich glaube es gern. Wo die Dächer aufhören, fangen die Straßen an; in keiner Stadt der Erde muß es so gefährlich sein, sich einen Raufsch zu trinken, wie hier. Man schwindelt, wenn man empor-

und man schwindelt, wenn man hinuntergeht; — man fühlt sich selbst ohne Rausch keineswegs sicher auf seinen Füßen, und das Entzücken, mit welchem man zwischen zwei grauen Hauswänden, oder sonst eine Lücke in dem Mauer- und Felsenwerk auf dem Spiegel des Sees und die steierischen Alpen am jenseitigen Ufer sieht, ist stets von einer gewissen Beklemmung, einer nahen Cousine des Alpdrückens, begleitet. Die Häuser haben in Hallstadt das Recht, betrunken zu sein; die Vorsehung wacht über sie und behütet sie an den unmöglichsten Orten vor Schaden; wenn aber, was ebengenannte Vorsehung jedenfalls verhüten wird, einmal eins von diesen Häusern einfallen sollte, so wird es unzweifelhaft seine sämtlichen Genossen mit sich in den Abgrund reißen, und das ganze Nest wird zusammenfallen wie ein Kartenhaus, jedoch mit mehr Gepolter. Sehr richtig bemerkt Bäderer, daß in Hallstadt weder Pferd noch Wagen zu finden ist und es kann einen nur wundern, daß der große Tourist hiesigen Orts danach gesucht hatte. Ich erblickte nicht einmal einen Esel; als ich aber, vom Hospes auf den Mühlbach des Ortes aufmerksam gemacht, von zarter Hand zurechtgewiesen, an das romantische Wasser gelangte, stand Roderich von der Leine mit der Brieftasche in der Hand und dem Silberstift an den melodischen Lippen in einem dunklen Torbogen neben dem Gesprüh und Geplätscher, umgeben von einem achtungsvollen, aber erstaunten Kreis älterer und jüngerer Hallstädter von beiden Geschlechtern. Da ich weder ihm noch mir die Stimmung verderben wollte, so verschob ich die Besichtigung dieses berühmten Mühlbaches auf eine andere Stunde und ließ den Dichter für jetzt im unbestrittenen Besitz des Wasserlaufes; — man soll weder Diana noch den Poeten im Bade stören, so verlockend die Gelegenheit dazu sein mag.

Scheu wich ich zurück und geriet auf Umwegen zu der neuerbauten Kirche der Protestanten, die ihren Zweck erfüllte und deren Erhebung nach langem Kampfe mich sehr befriedigen mußte, welche ich jedoch, da sie verschlossen war, links liegen ließ, um mich zu der katholischen Kirche zu wenden.

Die katholischen Kirchen sind immer geöffnet, und den Weg zu ihnen findet man auch, wenn man ihn recht sucht, wozu Roderich von der Leine, oder wie ich ihn hier nennen darf, Krautworst aus Hannover, merkwürdige Belege aus seinem Erfahrungskreise liefern konnte.

Treppen, Treppen, Treppen! hinauf, hinunter, hinauf! Seuchte mit üppigen, sehr gefunden Mauerpflanzen bedeckte Mauern, tröpfelndes überhängendes Gebüsch aller Art — ein Kirchhof mit prächtigem, beperltem Grün, alten und neuen Denksteinen, Kreuzen, verregneten natürlichen und künstlichen Blumen, Goldflittern und Bändern, ein Kirchhof mit Aussicht über eine niedere Mauer, ein Kirchhof mit einer Aussicht über den wunderbarsten See auf das „tote Gebirge“! — Ich freute mich, daß ich kein Gedicht zu machen brauchte und keinen Ruf aufrecht zu erhalten hatte, wie der Verfasser der Lebensblüten; sondern nach einem trunkenen Blick auf all die keusch vom Regen verschleierte Schönheit ruhig meinen Regenschirm und meine ästhetischen Sühnhörner einziehen konnte, um auch das Innere des trefflichen alten Kirchleins zu besichtigen. In welchem Jahre und von welchem Künstler

der Altarschrein geschnitten ist, weiß ich nicht, und es geht mich auch gar nichts an, und das alte Weib, welches davor kniete, ging's ebenfalls nichts an. Ich setzte mich in einen dämmerigen Kirchstuhl und hörte dem Murmeln der Alten und dem Klingen der Tropfen draußen vor den Spitzbogenfenstern und dem Rauschen des Regens in den Bäumen zu und duldete es ohne Widerstreben, daß Zukriegel und Krautworst in meiner Seele allmählich immer mehr zu mythischen Personen wurden, und ich selber ein Ding ohne Bedeutung für das reale Leben, die Geschäftswelt und die Schreibstube. Ich entschwand mir selber in dieser märchenhaften Minute, verwehrte mich übrigens ernstlich gegen jeden Gedanken an Einschlafen; ganz genau und ohne jedes schreckhafte Auffahren wußte ich, was es bedeuten sollte, als die Alte nach bedingtem Gebet auf mich zu humpelte und mir die offene, knöcherne Pfote unter die Nase hielt. Ich habe es nicht geträumt, daß sie Dominika Schönrammer hieß und ihr Sohn Seppel Schönrammer, und daß sie mir zur Begründung ihres Anspruchs an mein gutes Herz und meinen Geldbeutel die ängstliche und tränenvolle Mitteilung machte, wie genannter Seppel augenblicklich nicht daheim, sondern drüben — hinter den Bergen, — drunten — in Italien sei, um dem Kaiser das Land zu verteidigen.



un wußte ich auf einmal wieder, daß wir achtzehnhundertneunundfünfzig schrieb, und daß ich nur des halb Wien verlassen und mich in die Berge geflüchtet hatte, um den Jammer wenigstens stundenlang von der Seele los zu werden. Dies liederliche Wien! bei allem Elend konnte es einem doch noch Spaß machen durch die Art, wie es sich unter den sich häufenden Kalamitäten zu trösten suchte. Während das junge kräftige Kind Italia seine Windeln sprengte und der alten grämlichen Wartefrau Austria das Saugfläschchen an die Nase warf, studierte Wien, bekanntlich nicht die sittlichste Stadt der Welt, die statistisch-moralischen Tabellen Frankreichs, zog Trost aus der Auflockerung aller sittlichen Bande in der gallischen Nation, und erwartete sein Heil von der Abnahme der Bevölkerung, welche unausbleiblich die Folge solcher greulichen Verderbnis war. Was für einen Orden jener kluge Mann erhalten hat, der zuerst dem denkenden Oesterreicherum dieses treffliche und einleuchtende Theorem in die Hände gespielt hat, kann ich leider nicht sagen. Verdient hat er einen.

Aber Seppel? Seppel Schönrammer?! Können wir uns diesen Joseph Schönrammer entgehen lassen? Ein Kirchhof mit der Aussicht auf den Hallstädter See, eine arme, alte Mutter unter dem weinenden Himmel — eine bleiche, liebe, ländliche Braut, welche die Stufen zur Kirche emporsteigt, um der Jungfrau Maria eine geweihte Kerze zu bringen und der alten Mutter für das Leben des Sohnes bitten zu helfen, — — drei Seiten Manuscript, welche, die pekuniären Vorteile ganz beiseite gelassen, die Aktien unseres schriftstellerischen Verdienstes in jeder milden Frauenbrust hochsteigen lassen würden, — — o Roderich von der Leine, o Rodrigo, Rodrigo!

Es ist traurig, nicht nur für die Damen, sondern auch für mich: eine novellistische Rührung kann an dieser Stelle nicht statuiert werden. Seppel schien den schmelzenden Gefühlen der Liebe bis dato gänzlich fremd geblieben zu sein; auf diesem „unberührten Klavier“ war der „erste einweihende Silber-ton“ noch nicht erklingen. Seppel Schönrammer ließ keine in Angst und Schmerz vergehende Braut hinter sich zurück; aber sakrisch geflücht hatte er, als er mit Knappack, Kuhfuß und Feldkessel ausziehen mußte, um das zu schützen, was andere zusammengeheiratet hatten. Böse Ahnungen in betreff des Feldkessels bewegten seine sonst sehr ahnungslose Brust; ach, sie erfüllten sich, der Blechtopf sollte leer bleiben wie Seppels Herz und Schädel und nur durch hohles Geklapper auf dem Tornister seine Unentbehrlichkeit zur Kriegsausrüstung des tapferen österreichischen miles impeditus auf dem Marsche wie in der Feldschlacht dartun.

Wenn ich nun auch nicht hoffen darf, durch diese Episode meines Hallstädter Aufenthaltes meine Leser und Leserinnen zu rühren, so rührte mich selber doch die Erzählung der Alten tief, und ich schenkte ihr einen von jenen Guldenzetteln, welche die Regierung, wenn auch nicht über den Bedarf so doch über die Verabredung hatte drucken lassen.

Mit den besten Wünschen füreinander und den Joseph in der Lombardei nahmen wir Abschied; nach einem letzten Blick über die Mauer des Kirchhofs verließ ich ihn und stieg wieder abwärts dem Seeauer zu, getrieben von dem Bedürfnis, mich zu erkundigen, wie Zukriegel während meiner Abwesenheit seines Daseins Last ertragen habe. Es regnete selbstverständlich ruhig weiter.

Mein trefflicher Ortsfremde, der mir nirgend so sehr zustatten kam wie in Hallstadt am Hallstädter See, führte mich ohne viele Umwege zum Wirtshaus zurück, und durch die bereits erwähnte Hinterpforte und den dunkeln Gang gelangte ich wohlbehalten zur Tür der Gaststube. Aber laufend stand ich still; — Zukriegel hatte drinnen die höchsten Register seiner Stimme gezogen, und eine andere Stimme sang die Antistrophe mit ihm zu gleicher Zeit, was von ausgezeichnet unharmonischer Wirkung war. Das Küchenpersonal drängte sich verschüchtert exaltiert auf dem Gange; ich aber, der ich bereits wußte, daß unser Reisegenosse sehr gern und sehr leicht in einen Wortwechsel geriet, öffnete die Stubentür und trat ein. Starr, zweifelnd blieb ich auf der Schwelle stehen und sperrte den Mund auf, ohne die Tür zu schließen.

Ich habe im Wiener Prater einen Tausendkünstler gesehen, der ein lebendiges Kaninchen an den Hinterbeinen packte, es in der Mitte durchriß und dem erstaunten und begeistertsten Publikum nunmehr in jeder Hand ein lustig zappelndes Tierchen präsentierte. Ein ganz ähnliches Experiment schien mit dem Professor Zukriegel vorgenommen worden zu sein; — er war zum zweitenmal in der Gaststube zum Seeauer vorhanden und — zankte sich bereits aufs heftigste mit seinem Doppelgänger. Das Buch vom deutschen Gaunertum war verächtlich zu Boden geworfen worden, ebenso zwei von den Stühlen, auf welchen der nicht nur große, sondern auch lange Mann

seine Mittagsruhe gehalten hatte. Mit ihren Brieffafeln in den Händen gestikulierten beide streitende, hagere, lederfarbene, grau in grau kolorierte Gefellen aufeinander ein und suchten sich gegenseitig zu überschreien. Der Fremde dampfte, wie Zuckriegel gedampft hatte, — ein Beweis, daß er vor noch nicht langer Zeit eingetroffen sein konnte.

„Um Gottes willen, Herr Projektor! Meine Herren! Meine Herren!“ rief ich beschwörend, zwischen die beiden erhitzten Kämpfer springend. „Mäßigen Sie sich doch, Herr Zuckriegel! Was gibt es denn? Was ist denn vorgefallen?“

„Und ich sage Ihnen, Sie irren sich durchgängig!“ schrie Zuckriegel. „Ich widerlege Ihre Aufstellung Punkt für Punkt; — wollen Sie mich endlich ruhig anhören?“

„Nein!“ krächzte sein ihm so ähnliches Gegenpart. „Weshalb sollte ich Sie ruhig anhören, da Sie mich nicht aussprechen lassen wollen? Beharren Sie nur auf Ihrer Meinung; — ich werde gegen Sie schreiben; ich werde der Welt Ihre Hypothesen vorlegen und in der rechten Beleuchtung zeigen.“

Zuckriegel schob auf und nieder, wie der Kerl mit dem langen Halse im Puppenkasten. Sein Hals entwickelte eine grauenerregende Dehnbarkeit; er mußte jedenfalls aus einem elastischeren Stoffe als Gummilastikum bestehen. „Schreiben Sie, schmieren Sie! Ich werde Sie niederschreiben, ich werde Sie platt schreiben wie eine Bettwanze. Ich werde Ihren krassen Ignorantismus vor der Welt ausklopfen, daß die Motten herausfliegen sollen; ich werde —“

Ich faßte den empörten Reijegenossen um den Hals und schob ihn zurück; ich schob auch den nachrückenden grauen Fremdling zurück und hielt die beiden Streitähne mit meinem tiefenden Regenschirm cuseinander.

„Herr Projektor,“ sagte ich, „ich bitte jetzt höflichst, mir diesen Herrn vorzustellen — Herr Projektor, ich bitte Sie, sich zu beruhigen — mein Herr, lassen Sie mich den Neutralen spielen, lassen Sie mich den Friedenskongreß eröffnen —“

„Ich bin Professor Steinbüchse aus Berlin,“ sprach der Fremdling. „Professor der Altertumskunde Steinbüchse, auf einer wissenschaftlichen Reise zu den neuentdeckten Leichenfeldern am Hallstädter See im Salzkammergut begriffen.“

„Ah!“ sagte ich, aber Zuckriegel schrie:

„Er behauptet, es seien keltische Knochen; jedes Kind sieht —“

„Ein Kind sieht hier germanisches Gebein,“ schrie Steinbüchse, „aber jeder unvernünftig.“

„Halt, halt, halt, meine Herren!“ schrie auch ich jetzt mit aller Kraft meiner Lungen. „Keinen neuen Friedensbruch! Keine unnötigen Anzüglichkeiten! Keine gelehrten Redebumen! Bitte, Herr Professor, kommen Sie soeben von diesen fraglichen Knochen zurück?“

„Ich bin auf der Reise dorthin begriffen.“

„Also haben Sie eben diese Knochen noch gar nicht gesehen?“

„Nur durch das Medium der öffentlichen Blätter.“

„Und Sie sind auch noch gar nicht oben am Rudolfsturm gewesen, Herr Zuckriegel?“

„Bei diesem Wetter? Müßte doch ein Narr sein! Die Knochen schwimmen nicht fort, und ich kann warten. Lag ruhig auf dem Rücken und las den Ave-Lallemant, als ich überfallen wurde von diesem — — —“

Der Rest der Rede ging in einem undeutlichen Gemurmel verloren, ich glaube etwas von „böotischem Hochstaber“ vernommen zu haben; heiser wie ein vermittelnder neutraler Gesandter auf einer Friedenskonferenz rief ich:

„Reichen Sie sich die Hände, meine hochverehrten Herren. Ohne Umstände — seien Sie Brüder, wie Sie Kollegen sind. Die Wissenschaft schreitet am besten durch das heitere Bündnis aller Kräfte fort. Lassen Sie uns friedfertig zusammen zu Abend essen und morgen früh frisch, fromm, froh emporsteigen zu diesen geheimnisvollen Gebeinen, und den Streit an Ort und Stelle zum Austrag bringen.“

Durch mehrere verhängnisvolle Augenblicke sahen sich die beiden Gelehrten grimmig an; dann aber zeigte Steinbüchse, daß er noch nicht ganz dem Professor ähnlich sei; er erklärte sich bereit, Frieden und den Mund zu halten bis morgen früh; jetzt jedoch hinzu, daß er morgen früh bei jedem Wetter zum Rudolfsturm hinaufklettern werde.

Knurrend nahm Zuckriegel sein Gaunerbuch wieder vom Boden auf, zu einem weiteren Zugeständnis in bezug auf diese so mühsam errichtete Treuga Dei ließ er sich nicht herab. Daß der fromme Dichter in diesem Augenblick ins Zimmer hüpfte, trug mehr als alles übrige dazu bei, die Gemüter zur Ruhe zu bringen; der besänftigende Zauber der Poesie trat einmal wieder so recht klar zutage.

Roderich von der Leine war sehr naß, so naß, daß er sich am besten selbst auf die Leine zum Trocknen gehängt hätte. Aber er dachte nicht daran. Seine Sehorgane rollten in dem bekannten schönen Wahnsinn; auch er hielt seine Brieftasche in der Hand und es tröpfelte aus ihr. Die Geburt war vollendet, der Verfasser der Lebensblüten hatte seine Linzer Erlebnisse unter dem Einfluß des erfrischenden Gestäubes des Hallstädter Mühlbachs in Reime gebracht; Zuckriegel stöhnte schwer.

Ich stellte den Professor Steinbüchse und den Dichter einander vor, und der Professor offenbarte eine neue Unähnlichkeit mit dem Professor; er war höflich, er war duldsam, ja er war sogar zuvorkommend gegen den Poeten und bat ihn herzlich, sich doch ja nicht durch seine Gegenwart abhalten zu lassen, sein Gedicht vorzutragen. Vielleicht war und tat er das alles nur, weil er die Grimassen, das Schnauben, Achselzucken, all die kläglichen Windungen Zuckriegels bemerkte und deutete.

„Ja, lesen Sie, tragen Sie vor,“ sagte ich, nicht ohne den Spuren des Professors zu folgen.

„Würde es nicht besser sein, wenn Sie erst den Anzug wechselten?“ seufzte Zuckriegel. „Sie können sich leicht sehr arg erkälten, Herr Krautworst. Es wäre doch recht schade, wenn Sie durch jugendliche Unbesonnen-

heit sich selbst um, und die Nachwelt um Ihre noch unerschaffenen unsterblichen Werke brächten."

Da die weißen Gewänder noch immer naß in der Küche am Herde hingen, so hätte Rodrigo sich nur in das Kostüm Adams werfen können, wenn er den zärtlichen, besorglichen Ratshlägen Zuckriegels hätte Folge geben wollen. Die innere Aufregung hob ihn übrigens über alle rheumatischen, katarrhalischen Befürchtungen hinweg:

„Den hohen Göttern war eigen,
Ihm duerst' nichts Irdisches sich nah'n.“

„Wollen Sie nicht wenigstens andere Strümpfe anziehen? Ich würde sehr dazu raten. Junge Dichter sind so schon sehr zu Kongestionen nach dem Zerebralsystem geneigt,“ sagte Zuckriegel in wahren Flötentönen.



er Dichter schüttelte nur zerstreut das Haupt; er blätterte heftig in seinem Notizbuche.

„Nun denn, in drei Teufels Namen, so lassen Sie's laufen!“ schnauzte Zuckriegel, zum äußersten und um seine Kosten in Hinsicht auf die vorige Höflichkeit und Milde gebracht.

Roderich von der Leine wendete sich zu uns:

„Haben Sie bereits den Mühlbach gesehen, meine Herren?“

„Nein,“ sagte ich, und auch Steinbüchse hatte noch nicht das Vergnügen gehabt.

„Sie müssen ihn sehen!“ rief emphatisch der Poet. „Originell, — romantisch im höchsten Grade. Da ist ein alter dunkler Bogen mit einer Nische und einem Bilde, einem Bilde des heiligen — wenn ich nicht irre, des heiligen Sebastian drin; ich habe über zwei Stunden dort gestanden.“

„Den Mühlbach sah ich nicht; Sie aber sah ich, liebster Freund, wollte Sie jedoch nicht stören.“

Dankend neigte Roderich das Haupt gegen mich, dann aber fuhr er mit der Briefftafel ruckartig gegen die Nase und begann, anfangs schüchtern, dann aber immer mutiger, mit den bekannten Seitenblicken auf die Zuhörerschaft:

„Grau verschleiert schau'n die Berge
Auf die fremde Stadt herein,
Unablässig rieselt's nieder,
Und ich gähne kläglich drein.“

„Gerade wie ich!“ knurrte Zuckriegel, der die verdrießliche Nase wieder in seinen Avé-Lallemant gesteckt hatte.

„Gott, o Gott, ach woll' es wenden,
Gott, Erbarmen habe du!
Sende mir in diesem Trübsal
Einen deiner Engel zu!“

„Mir auch! Ich bitte dringend!“ seufzte Zuckriegel.

„Goldgelockt, mit blauen Augen,
Schlank, und weiß von Angesicht
Eaß ihn sein, um mich zu trösten; —
Flügel, — Flügel braucht er nicht.“

„Ich aber könnte sie gebrauchen!“ seufzte Zuckriegel.

„Von dem Dome summt die Glocke,
Und die frommen Christen schleichen
Durch den Schmutz der Stadt zur Messe;
Gott, o Gott, laß dich erweichen.“

„Was solch ein Mensch doch alles verlangt. Selber kennt er kein Mitleid,“ brummte Zuckriegel.

„Einen Engel send' hernieder
Oder einen Sonnenstrahl,
Lasse mich nicht untergehen.
Hier in dieser Jammerqual.“

„Auch mich nicht; ich flehe inständigst darum!“ sagte Zuckriegel, der Dichter aber machte uns darauf aufmerksam, daß sein Gedicht durch seine Einschnitte gegliedert sei, daß nunmehr eine neue Bilderreihe anhebe. Er fuhr fort:

„Bläulich ringelnd, sanft verwehend
Schwindet der Zigarre Duft;
Unablässig rieselt's nieder,
Und ich schnappe wild nach Luft.“

Zuckriegel ächzte: „Ich nicht weniger.“

„Aus dem Fenster halben Leibes
Häng' ich jetzt und hör' die Tropfen .
Drunteu in der engen Gasse
Auf die Regenschirme klopfen.“

Zuckriegel wußte ganz genau, auf was er am liebsten klopfen würde

„Und das Auge schläfrig müde,
An dem Hause gegenüber,
Von dem Keller bis zum Dache,
Kriecht's hinauf und senkt sich nieder.“

Zuckriegels Auge kroch auch unheilverkündend an dem Poeten in die Höhe und senkte sich erst wieder, als jener weiter sprach:

„An des Metzgers Tür dem Hammel,
Ausgeweidet, halbzerseht,
Ach, wie gleicht ihm schauerhaftig
Meine arme Seele jetzt!“

Zuckriegel brummte: „Ein schauderhafter Ders, sonst aber der einzige, der bis jetzt meine ganze Billigung hat.“ Laut rief er: „Herr Krautworst, ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihre Kenntnis des menschlichen Innern. Bitte, tragen Sie die letzten Reime noch einmal vor; — wem gleich Ihre arme Seele in jenem denkwürdigen Moment und Seelenzustande?“

„Abteilung drei!“ sagte Roderich von der Leine, den Professor verachtend.

„Hinter hohen Spiegelscheiben
In dem blanken Messingbaur
Kreischet ein grüner Papageie
Und erweckt mir neue Schauer.“

„Aber es scheint doch eine gute Schule gewesen zu sein!“ akkompagnierte Zuckriegel.

„Eine Dam' in rotem Sammet
füttert ihn mit Zuckerbroden.
Merci! kreischet er, klettert, flattert: —
Alle meine Pulse stoßen;

Denn ein neues Bild ist er mir
Aus dem wildbewegten Leben;
Denn mit Flattern, Mercisagen
Hab' auch ich mich abgegeben.“

Die Verachtung Zuckriegels stieg zu einem solchen Grade, daß er sie während der folgenden Verse nur noch durch Gesten, die nahe an Verrenkungen grenzten, auszudrücken vermochte.

„Und 'ne Dam' in rotem Sammet,
Reich!' auch mir einst Süßigkeiten;
Merci! merci! rasend werd' ich,
Denk' ich heute jener Zeiten.

O du grüner Papagoye
In den blauen Silberringe,
Häng dich auf an deiner Kette:
Sauer werden süße Dinge.“

„Sehr!“ seufzte Zuckriegel und fügte mit wahrhaft sezierenden Blicken hinzu: „Ja, wenn er sich nur hängen wollte!“

„Vierte Abteilung!“ sagte der Dichter.

„Und von neuem schläfrig gähnend,
Heb' ich jetzt die Augenlider;
Hoch und höher schweift das Auge,
Nah dem Dache hastet's wieder.

Nah dem Dache — Gott, was seh' ich?
Gott, o Gott kann's möglich sein?
In des Regens trostlos Plätschern
Schieft ein Sonnenstrahl herein!

Nah dem Dach ein offen Fenster,
Ganz von Bohnenblüt umwoben!
Gott, o Gott, du hast gerettet!
Dank dir Dichtergott dort oben!"

„Meine Komplimente an ihn,“ grunzte Zuckriegel, „aber er hätte etwas Besseres tun können.“

„Nah dem Dach ein offen Fenster,
Und darin ein Engelsköpfchen,
Blaue Augen, weiße Arme,
Rosig Mändlein, goldne Köpfchen!

Nah dem Dach der ganze Himmel;
O wie fern dem Erdschmutz!
Nah dem Dach die ew'ge Wonne!
Schöne Heil'ge, deinen Schutz,

Deinen süßen Schutz erfleh' ich, —
Nicht mit Winken — kaum mit Blicken;
Schöne Heil'ge, schöne Sel'ge,
Willst du nicht herniedernicken?"

„Sie wäre doch rein verrückt, wenn sie dem Narren den Gefallen täte!“ grunzte Zuckriegel, sich ganz in die Situation versetzend.

„Ach sie hebt sich von dem Sitze;
Elfenhaft, im Wütentanz,
Um den Mund ein Engellächeln
Steht sie hold im Sonnenglanz.

Alle Teufel! Tod und Hölle!
Gott, o Gott, was soll das wieder?
Schönster Engel! Süße Heilige!
Gott, sie läßt den Vorhang nieder.“

„Brava! Brava!“ schrie Zuckriegel, grinsend in die Hände klatschend; doch mit einem triumphierenden Blick auf ihn sprach Roderich von der Leine: „Abteilung fünf!“ und der Projektor versank wieder hinter dem deutschen Gauertum.

„Unablässig rauscht's herunter.
Und ich seufze klagend drein;
Grau verschleiert sehn die Berge
Auf die fremde Stadt herein.

Und das rote Reisehandbuch
Greif' ich auf und sint' zurück,
Schwer und mit gelösten Gliedern
In den Sessel, und der Blick

Sucht die Stelle, wo es lautet:
 „Einz ist eine schöne Stadt,
 Die schlecht Pflaster, einige Menschen
 Und auch ein Theater hat.“

Einz, o Einz am Donaustrande
 Ewig, Einz, gedenk' ich dein:
 Deinem Ruhme und Theater
 Will ich diese Verse weis'n.

Einz, o Einz am Donaustrande,
 Einz in Oberösterreich,
 Denk' ich deiner, wird das Auge
 Feucht, und wird das Herz weich.

Jener weiße, kleine Vorhang
 Vor dem Fenster nah dem Dach, —
 Denk' ich sein, was wird da alles
 In dem dummen Herzen wach!

Alle Götter und Göttinnen
 Sind dem Dichter stets zur Seit,
 Geben ihm durch Blut und Flammen,
 Durch den Regen das Geleit.

Jenen weißen, kleinen Vorhang,
 Liebchen, Liebchen, laß ihn zu;
 In der holden Götterdämmrung,
 Liebchen, lieblicher bist du!“



edeutungsvoll klappte der Dichter seine feuchte Brieftasche zusammen, und es begab sich etwas, das einem Wunder gleich. Zukriegel warf das Buch vom deutschen Gaunertum zum zweitenmal auf den Boden, doch diesmal nicht im Zorn. Er erhob sich, schritt auf den Poeten los, drückte ihm mit verdächtiger Zärtlichkeit die Hand und sagte nun wiederum in seinem Stötenton:

„Herr Krautworst, ist dieses Poem wirklich von Ihnen? Haben Sie wirklich das selbst gemacht, Sie jugendlicher Heinrich Heine, oder wie der Mensch heißt?! In der Tat, wenn Ihre bis jetzt mir leider gänzlich unbekanntenen Kneipenblüt — nein, Lebensblüten, sämtlich aus ähnlichem Stoff zugeschnitten und verarbeitet sind, so bitte ich Sie höflichst, mir ein Freie Exemplar derselben zu schicken. Hier ist meine genauere Adresse — portofrei, wenn ich so frei sein darf, Sie darum zu ersuchen. Wenn später einmal die Rückenmarksdarre —“

„Herr,“ schrie Rodrich jetzt außer sich vor Zorn, „Herr, ich bin so frei, Sie zu ersuchen, mich ungeschoren zu lassen; Ihre Unverschämtheit überschreitet allmählich alle Grenzen!“

„Ruhig, ruhig, mein junger Freund,“ lächelte Zukriegel. „Sie haben freilich ein treffliches Gedicht hervorgebracht. Genial! Ein funkenprühendes

kleines Meisterwerk! Unser Lob muß Ihnen sehr schmeichelhaft sein; aber ich bitte, sehen Sie nicht zu verachtend von der Höhe, auf welche unsere Bewunderung Sie erhebt. Ich weiß, daß dem Furor poeticus etwas zu gut zu halten ist; in unserer Abteilung für Geistesabwesende hatten wir —“

Professor Steinbüchse und ich erkannten zu gleicher Zeit, daß es die höchste Zeit sei, einzuschreiten. Wir überhäuften den Dichter mit ernst gemeinten und ebenso ernst ausgesprochenen Lobeserhebungen. Ich machte ihn außerdem noch darauf aufmerksam, wie der Poet im schönen kalten Egoismus die Menschen nur als einen Ton, der für ihn zum Kneten und Formen geschaffen sei, ansehen müsse. Ich überzeugte ihn, daß der Projektor nur als „Stoff“, niemals als „beleidigen könnendes“ Wesen für ihn Bedeutung und Inhalt haben könne; — Roderich von der Leine maß seinen Wert an Zukriegels Unwert, und in erträglichster Harmonie aßen wir vier füreinander geschaffene Charaktere zu Nacht. Aber nach Tisch erhob sich eine ungeheuerliche Schwierigkeit.

Als wir uns nämlich nach unsern Schlafgemächern erkundigten, verkündigte der Hospes, daß er uns nur zwei Kammern zur Verfügung stellen könne, und daß die Herren sich drein finden müßten, zu zwei und zwei in einem Zimmer zu schlafen; die Betten aber seien ausgezeichnet und ließen nichts zu wünschen übrig; beide Kammern seien auch nur durch eine Wand voneinander getrennt und hätten beide die Aussicht auf den See.

„Worauf ich huste!“ sagte Zukriegel. „Herr Krautworst, wir beide schlafen zusammen, — und am liebsten unter einer Decke. Wir haben uns noch nicht völlig gegeneinander ausgesprochen, und werden nunmehr die angenehmste Gelegenheit dazu haben; ich pflege gewöhnlich erst gegen Morgen einzuschlummern.“

Roderich sah auf den Projektor, wie die böse Stiefmutter auf das Faß voll scharfer Nägel und Ottern, in welches sie gesteckt werden sollte. Entsetzen, Abscheu, Ekel und Angst malten sich in seinen weichen Zügen.

„Wir übernachteten natürlich zusammen,“ flüsterte ich ihm zu. „Sie sollen gerächt werden, wie Sie es nur wünschen können; Steinbüchse und Zukriegel werden zusammengepackt.“

Der Dichter drückte mir gerührt unter dem Tische die Hand und verlieh ihn — nämlich den Tisch — so eilig als möglich, um für mich und sich unter dem Vorleuchten des Wirtes Besitz von dem einen Schlafgemach zu ergreifen.

„Na, Professor, so müssen wir beide doch wohl zusammenkriechen, ich rieche es,“ sagte Zukriegel, einen höhnlichelnden Blick auf mich schiefend. „Wir wollen aber die süßen Hoffnungen dieser beiden jungen Männer zuschanden machen; wir wollen den abgeschlossenen Waffenstillstand nicht brechen; schnarochen wollen wir.“

„Versteht sich,“ sprach Steinbüchse, vollkommen von der Festigkeit seines Willens und Charakters überzeugt. „Ich denke einen guten Schlaf zu tun,“ setzte er mit Wallensteinschem Glauben an die Sterne hinzu, und ich gestehe, daß ich mit Bedauern anfang, an den Vorfaß der zwei Gelehrten zu glauben.

Wir wünschten uns gegenseitig eine angenehme Nachtruhe, und als ich mein Schlafgemach erreichte, fand ich den Verfasser der Lebensblüten bereits behaglich in seinem Federbett eingekapselt. Nur sein mit einem roten seidenen Tuch umwickeltes unsterbliches Haupt sah aus dem Kissen hervor.

„Was beginnen sie? Sind sie zu Bett?“ fragte er.

„Jeder hat noch ein Glas Punsch bestellt. Ich fürchte, die Nacht wird ruhiger vergehen, als wir hoffen.“

„Ich glaube an das Gegenteil; — schlafen Sie wohl, liebster Freund; ich will Sie wecken, wenn's Zeit ist.“

„Meinen besten Dank im voraus. Gute Nacht.“

Dampf hörte ich noch im ersten Schlummer den Dichter zitieren:

Quam juvat immites ventos audire cubantem,
Et dominam tenero detinuisse sinu; —

aber ich ruhte, „vom Geklätz in den Schlaf gerauscht“, zu sicher, um die üppigen lateinischen Schülreminiszenzen Roderichs noch weiter zu verfolgen; der See und der Regen übten denselben beruhigenden Einfluß auf mich, wie der letztere auf den Elegiker Albius Tibullus.

Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht; aber mir hatte schon längere Zeit geträumt wie dem Ritter Don Quijote, daß ich mich im Lager des Agramant befinde und gleich dem König Sobrino berufen sei, die ausgedrohtene Verwirrung zu lösen, als ich plötzlich durch das Geklätz Roderichs von der Leine geweckt wurde:

„Liebster Freund! Bester Freund! Sie haben sich! Sie liegen sich in den Haaren! Hören Sie! Hören Sie! Ah!“

Eben noch hörte ich Messer Ludovico Ariosto beim Schreiben seines rasenden Rolands lachen und sah ihn sich den dünnen Bart streichen; nun lag ich wieder beim Seeauer am Hallstädter See im warmen Bett, eine Stunde nach Mitternacht, hörte den Regen vor dem Fenster, sah beim trüben Schimmer des Nachtlichts den hannoveranischen Dichter aufrecht auf seinem Lager sitzen und vernahm hinter der dünnen Bretterwand der Kammer ein Kampfgetöse, das nur von dem Aufeinanderfahren der Geister Steinbüchses und Zuckriegels herrühren konnte.

Wie viele Gläser Punsch die beiden Trefflichen noch getrunken hatten, mußte die Rechnung des folgenden Tages ausweisen; jedenfalls hatten sie genug und warfen sich die Knochen der Kelten und Germanen in einer Weise an die Köpfe, welche den unbefangenen Lauscher ergötzen, aber den befangenen, wie Roderich von der Leine, aufs höchste entzücken mußte.

Ob die beiden Helden bereits im Zank die Kammer beschritten hatten, oder ob der gelehrte Zwist sich erst von den Betten aus angesponnen hatte, weiß ich nicht; Rodrigo behauptete das erstere; ich jedoch kann nicht recht daran glauben; denn Zuckriegel war nicht der Mann, der sich ruhig auf den Rücken legte, ehe er den Gegner darauf hingestreckt hatte, und Steinbüchse, wenn auch in anderen Dingen etwas weicher, milder, menschlicher,

gab dem anatomischen Vorschneider auf dem Felde der Wissenschaft an hartnäckiger Behauptung seiner Meinungen wenig oder nichts nach.

Jetzt fühlte ich mich nicht mehr berufen, als Vermittler einzuschreiten, sondern vergnügte mich königlich, und das Gesicht des Verfassers der Lebensblüten in der gedämpften Beleuchtung des Nachtlichtes war auch der Betrachtung wert.

Diesmal vernahmen die Hörer hinter der Wand nicht ihre eigene Schande; die beiden bepunschten Mitglieder der universitas litterarum sagten sich die entsetzlichsten Grobheiten mit wahrhaft klassischer Naivetät. Je schwieriger es für sie wurde, sich gegenseitig zu überbieten, desto genialer wurden ihre Eräußerungen, und kein Wort des einen war zu hoch, daß nicht der andere ein noch höheres darauf setzte. Sie spukten sich moralisch ins Gesicht, und ich bin überzeugt, daß Zukriegel mehrmals nur um die Breite eines Haares von dem Schicksal, auf Jahrmärkten vor einem moritätlichen Orgelbilde abgesungen zu werden, entfernt war.

„Jetzt beißt er in den Bettspfosten! So wahr ich lebe, bester Freund, er beißt vor Wut in den Bettspfosten!“ jauchzte der fromme Dichter in verhaltener Luft.

„Und der andere hat sich die Decke in den Mund gestopft. Wahrhaftig, lieber Freund, sie werden beide morgen am Gallenfieber krank liegen, wenn wir nicht mit dem Stiefelknecht an die Wand klopfen.“

„Um alles in der Welt nicht!“ bat der Poet. „Stören Sie ihre Kreise nicht! Gallenfieber? Bah, sehen Sie nur in die Jahrbücher für Philologie, in ihre medizinischen Zeitschriften. Sie können viel vertragen, ohne Schaden an ihrer Gesundheit zu leiden. Hören Sie nur, da geht der Berliner wieder ins Zeug. So ist's recht! Saß ihn, Professor — drauf! drauf! Hurra, der hieb saß! Das nenne ich ausge schmirt!“

Ein Gepolter hinter der Wand folgte auf und unterbrach den Jubel des Dichters; auf das Gepolter erscholl ein dumpf dröhnender Fall, mit beiden Füßen fuhren Roderich und ich diesseits aus unseren Betten; denn nun schien es doch wieder Menschen- und Christenpflicht geworden zu sein, das Blutvergießen zu verhindern. Aber eine höhere Macht war bereits eingeschritten.

Wohl sang Professor Steinbüchse aus Berlin Io triumphhe; doch Projektor Zukriegel saß ihn nicht mit seinem guten Gebiß an der Kehle. Wohl war Projektor Zukriegel vom Lager aufgesprungen, um den Gegner zu packen; doch der Geist besiegte den Geist, der wackere Anatom hatte viel zu viel Punsch getrunken; er maß den Boden seiner ganzen Länge nach und schnarchte wie ein Kind an der Brust seiner Mutter, nur etwas lauter.

Noch fünf Minuten glückte der Professor triumphierend, dann entschlummerte auch er, alle Register seines Nasen-, Kehlkopf- und Gaumensystems ziehend. Nun hielten die beiden Würdigen doch das sich selber und mir gegebene Versprechen; sie schnarchten, allein erst nach dem Kampfe.

Diesseits der Wand hörten wir noch eine Weile, aber da das Sägen, Blasen und Raspeln immer regelmäßiger, wenn auch nicht melodischer wurde, so überließen auch wir uns dem balsamischen Schlaf. Roderich entschlief

mit einem Ach der unfäglichen Befriedigung. So war Zeus' Wille für heute vollendet; wie sich aber die Dinge am nächsten Morgen gestalten sollten, das lag ebenfalls auf dem Schoß des Wolkenverjammers. — Warum regnete er uns fest am Hallstädter See? —



Ich hatte mir vorgenommen, früh wieder aufzuwachen, um beim ersten Erscheinen Zukriegels und Steinbüchses zugegen zu sein und pflichtgemäß als höflicher und auch jüngerer Mann mich nach der Nachtruhe der beiden Herren zu erkundigen. Als ich aber die Augen aufschlug, merkte ich, daß auch ich meine moralischen Kräfte gleich den beiden Gelehrten ein wenig überschätzt hatte, und als ich halbbeleidet zum Fenster eilte, um mich auch durch den Augenschein zu überzeugen, daß der Regen noch nicht zu Ende sei, erblickte ich zu meinem höchsten Erstaunen unter zwei Regenschirmen vier graue Beine, welche einander entgegen vor dem Gartenpavillon auf und ab liefen. Und als der Wind zu gleicher Zeit aus den Regenschirmen zwei Tupsen bildete, da sah ich mit zweifelnder Verwunderung, daß sie es waren — sie — Zukriegel und Professor Steinbüchse.

Der Dichter suchte höchstwahrscheinlich in seinem tiefen Morgenschlummer einen Reim auf Mensch; denn er stöhnte fürchterlich und griff ängstlich mit krampfhaftem Zucken der Hände auf der Bettdecke umher. Ich fühlte mich nicht berufen, ihm aus dem Dilemma zu helfen; in besflügelter Eile machte ich Toilette, um mich den beiden grauen Erzwandlern im Garten anzuschießen und zu erkunden, welcher Geist diese Peripatetiker nach solcher stürmischen Nacht in solcher Weise neben- und gegeneinander am nebenverhangenen Ufer des Hallstädter Sees auf und ab führte.

Ich eilte die Treppe hinab, rief nach dem morgendlichen Kaffee, trat dann, ebenfalls unter aufgespanntem Regenschirm, in den Garten und schloß mich mit unbefangener Miene den zwei Weltweisen an, um ihnen das, was ich ihnen freilich nicht geben konnte, zu bieten, nämlich einen guten Morgen.

Sie sahen verstört, übernünftig und verdrießlich genug aus: aber bewundern muß sie jeder denkende Mensch; und ich, der ich für jedes geniale Sichfinden in die Stunde und ihre Verhältnisse einen feinen und freien Blick habe, ich fühlte plötzlich eine Achtung für sie, von welcher ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte.

Wie sank Roderichs von der Seine kleinliche, aber unverjöhnliche Geiztheit vor der wahrhaft großartigen Charakterentfaltung dieser beiden Männer der Wissenschaft auf ihr rechtes Maß herab! Zukriegel und Steinbüchse hatten sich auch gegenseitig gereizt, hatten sich schöne Dinge gesagt; aber was war ihre Persönlichkeit gegenüber den hohen Zwecken ihres Daseins am Hallstädter See? Die gelehrten Leidenschaften, welche nächstlicherweile die Seelen der zwei streitbaren Helden so fürchtbar gegeneinander empört hatten, lagen geduckt, soweit es möglich war, am Boden. Die spirituellen Wolken, welche das Gehirn der Kämpfer füllten, hatten sich bis auf einen

leichten, schfeierartigen Dunst verzogen; Zuckriegel war zu groß, die Brausche seiner Stirn an dem Professor zu rächen, und Steinbüchse aus Berlin war zu geistig klar, um sich zu erinnern, daß er um Mitternacht ein „blödsinniger Esel“ genannt worden sei. Von den Erinnerungen, des letzten Tages und der vergangenen Nacht waren nur die vertraulichen Mitteilungen der behaglichen Abendstunden, als der Punsch noch nicht gewirkt hatte, übriggeblieben: Steinbüchse hatte Zuckriegel ins Ohr geflüstert, daß auch er gekommen sei, um auf dem Leichenacker des unbekanntes Volkes am Rudolfsturm sich nach „etwas Brauchbarem umzusehen“, und im Fall man es nicht willig, billig oder gegen gute Worte ablassen werde, sich „seines gelehrten Rechtes“ zu bedienen. Da nun des Professors Blick mehr auf bronzene Fibulae, Nadeln, Schwertgriffe und Pfeilspitzen gerichtet war, der Professor aber nur Knochen, Knochen, Knochen für seine Sammlung gebrauchen konnte, so kamen die beiden lusternen Gemüter einander hier in keiner Weise ins Gehege. Sie hatten sich also über ihren dampfenden Gläsern innigst die Hände geschüttelt, und um einander die Jagd nicht zu verderben, gegenseitig geschworen, nur in Gemeinschaft darauf ausgehen zu wollen, und sich in allen Fährlichkeiten des Unternehmens mit Bereitsamkeit, Eist, ja mit Gewalt gegenseitig beizustehen. Die Vorgänge der Nacht konnten an diesem Feldzugsplane nichts ändern, und so liefen die gelehrten Verschwörer nach eingenommenem Kaffee im Garten am See auf und ab, und sahen sich bei jedem neuen Vorüberstreifen mit finsternen Blicken und Widerwillen, aber doch ohne Mordlust an.

Um neun Uhr wollte man aufbrechen zu diesem neuen Argonautenzug, Raub der Helena oder Raubzug ohne Umschweife. Es schlug eben acht, ich hatte also vollkommen Zeit, in Behaglichkeit ebenfalls Kaffee zu trinken und das Erwachen des Poeten zu erwarten.

Gegen halb neun Uhr erschien Roderich von der Leine, dieses Mal wieder in seinem weißen Kostüm. Jetzt hing der karierte Anzug auf der Leine am Küchenherde, und wurde von vielen Gebirgsbewohnern, die in eben genannter Küche sonst nichts zu suchen hatten, angestarrt, betastet und grinsend bewundert.

Die Begrüßung zwischen dem Dichter und den beiden anderen Herren hatte ihre Reize für den aufmerksamen Beobachter; aber Zuckriegel hatte seine Galle und Bosheit in der Nacht so reichlich ausgeströmt, daß er am frühen Morgen verhältnismäßig matt war; seine Stimmung war ungefähr die einer Brillenschlange, welcher der fromme, aber schlaue Hindu einen Flanellappen vor die Zähne geworfen hat, und welche ihr Gift daran losgeworden ist. Als ich jedoch dem trefflichen Jüngling Hannovers meine Absicht, die beiden Gelehrten auf ihrem gefahrvollen, aber ruhmreichen Wege zu begleiten, mitteilte, da fuhr er, ohne der Zuckriegelschen Milbigkeit zu trauen, erschreckt vom Stuhle auf, warf ihn und den Milchtopf um, zog mich in einen Winkel und flüsterte:

„Ich bitte, ich beschwöre Sie! Was wollen Sie tun? Bleiben Sie bei mir, gehen Sie nicht mit diesen zwei seelenlosen Ungeheuern. Ich habe es mir überlegt, man kann Hallstadt nicht verlassen, ohne den Schfeierfall, den

Sprattenfall, den Waldbachstrub gesehen und einen entzückten Blick auf den Dachstein und das Karlseisfeld geworfen zu haben. Man würde uns auslachen, wenn wir ohne diese Erinnerung heimkehrten; — ich flehe Sie an, rennen Sie nicht in Ihr Verderben, gehen Sie mit mir; ich habe Ihnen noch so vieles zu sagen, wir sympathisieren so trefflich miteinander. Auf dem Wege nach dem Rudolfssturm regnet es ebensosehr wie im Echerntal, o kommen Sie mit mir?“

Wenn mich etwas dazu hätte bringen können, den glänzenden Fußtapfen des göttlichen Sängers zu folgen, so wäre es die letzte so unbeschreiblich wahre Bemerkung gewesen. Aber mein Entschluß stand fest; ich wollte mich lieber auf dem Wege nach den unbekanntem Knochen als nach dem Waldbachstrub auswaschen lassen. Ich ziehe überhaupt der schönen Natur eine schöne Menschenseele weit vor, und um Zukriegels und Steinbüchses Gesellschaft an diesem Morgen hätte ich alle landschaftlichen Herrlichkeiten des Salzkammergutes samt dem himmlischsten Sonnenscheine mit tausend Freuden fahren lassen, und alle Singvögel und frommen Tiere des Waldes gratis zugegeben.

Ich entzog mich also mit bedächtigem Hauptkütteln den umschlingenden Armen des Verfassers der Lebensblüten und sagte:

„Teuerster Freund, ich kann Sie nicht zwingen, uns zu folgen, aber ich wollte, ich könnte es. Wann wird Ihnen ein besserer Stoff zu einem Lustspiel wieder vor die Füße laufen?“

Roderich von der Leine stuchte, sah auf, sah auf mich, sah auf die beiden Gelehrten, welche eben in grimmer Entschlossenheit ihre Reisetaschen packten und Platz für ihre Beute darin ließen; — einen Augenblick glaubte ich, sein Schicksal an das unsrige gebunden zu haben; aber im nächsten Moment sank er wieder in sich zusammen und seufzte:

„Ich kann es nicht! Ich vermag es nicht! Ich kann diesen Menschen nicht länger ertragen. Heute beim Erwachen nach dem Triumph der Nacht glaubte ich fest, daß es mir möglich sein werde; aber ich habe mich getäuscht ich bin der Vogel und er ist die Schlange, welche mich mit ihren giftigen Blicken verzaubert. Ich kann den Kerl nicht einmal mehr von hinten ansehen.“

Da ich sah, daß alle weiteren Ueberredungsversuche vergeblich sein würden, überließ ich den nervenschwachen Dichter seinen einsamen Wegen und wandte mich zu den beiden wissenschaftlichen Abenteurern; ihre wahrhaft antike Ruhe erfüllte mich mit neuer Bewunderung.

Niemals hatten zwei determiniertere Strauchdiebe sich die Korbflaschen vom Hospen mit Rum füllen lassen, als diese beiden akademischen Raubgenossen. Leonidas in den Thermopylen, Curtius, als er in den Säckbund sah, ehe er hinabsprang, und aus neuerer Zeit Blücher, als er auf dem Wege von Signy nach Waterloo sagte: „Es ginge eigentlich nicht, aber es muß gehen!“ mochten ähnlich geblickt haben wie Zukriegel und Steinbüchse in diesem feierlichen Moment. Auch ich reichte meine Reiseflasche dem Wirte und dann — dann brachen wir im ahnungsgrauen Morgennebel und hartnäckigsten Platzregen todesmutig auf, und Roderich von der Leine sah uns fröstelnd in unwillkürlicher widerwilliger Bewunderung nach. Vielleicht war

er in seiner Hinfälligkeit einen Augenblick lang sogar neidisch auf den gehäßten, aber stahlherzigen anatomischen Reifegegner.

Da Zukriegel und Steinbüchse jetzt die ersten Schritte in die wunderlichen Gassen Hallstadts taten (sie hatten es bis jetzt nicht der Mühe wert gehalten, die Nase aus dem Gasthaus herauszustrecken), so äußerten sie ebenfalls einiges Erstaunen über die Treppen, und Steinbüchse versicherte, so etwas kenne man gottlob in Berlin nicht. Im steilen Zickzack lief aber die Treppe von den letzten Häusern aus weiter den Berg hinan, bis sie nach einer Viertelstunde in einen ebenfalls im Zickzack laufenden dichtbeschatteten Fußweg überging. Der Pfad nach dem Rudolfsturm ist schwer zu verfehlen, selbst für zwei Gelehrte, deren Gedanken außerhalb ihres Pfades laufen.

Munter, aber stumm stapften Steinbüchse und Zukriegel zu; unterhaltend war ihre Gesellschaft bis jetzt noch nicht. Beide hatten die Hüte so tief als möglich auf die Nasen herabgezogen, beide hatten die Regenschirme so dicht als möglich auf die Filzdeckel herabgezogen, beide taten nicht einen einzigen Fehltritt, obgleich der Weg sehr aufgeweicht und schlüpfrig vom Regen war. — Beide sahen aber auch nichts von dem, was man durch die Lücken und Einschnitte in der triefenden Waldung erblicken konnte, nämlich den großartigsten Teil des Seekessels mit allen Kochenden, wallenden Nebeln und Dünsten. Ihre Gedanken waren bei den Knochen, und jeder überdachte bei sich die verschiedenen Stratageme großer Feldherren, die auch ausgezogen, um etwas „an sich zu nehmen“ oder sich „ihres Rechtes zu bedienen“.

So eilte ich denn den beiden wundervollen Burtschen von Zeit zu Zeit ein wenig voraus, um dann das Recht zu haben, an der passenden Stelle stehen zu bleiben und die sich immer mehr erweiternde Aussicht zu genießen. Wenn die beiden Regenschirme dann allmählich sich zu mir emporarbeiteten, stieg auch ich weiter. Plötzlich fiel auf halben Weg, nicht des Menschenlebens, sondern des Saumpfades, mein Blick auf eine sehr nasse Bank, über welcher eine, wie es schien, nicht neue Inschrift zum Lesen und Nachdenken aufforderte; — die beiden Regenschirme waren wieder ganz in meiner Nähe, und ich stand und las:

„Hier hat geraht der hochlöbliche römische König Maximilian, als er gegangen ist, die Salzperg zu besuchen, den fünften Tag Januarii Anno Fünfhundertundvier.“

„Wer hat hier gefessen? Wo hat wer gefessen? Wann hat wer hier gefessen?“ schrie in demselben Augenblicke Professor Steinbüchse aus Berlin, tigerhaft heranspringend und mich ohne weitere Umstände beiseite schleudernd, ehe ich antworten konnte:

„Kaiser Maximilian der Erste, sonst auch der letzte Ritter von Anastasius Grün in Wien.“

Professor Steinbüchse überzeugte sich von der Wirklichkeit des Faktums, notierte die Inschrift in seinem Taschenbuch und setzte sich auf die nasse Bank, um auch diesen Eindruck an und in sich aufzunehmen. Zukriegel aber schritt verachtungsvoll vorüber, ohne einen Blick auf die ewig denkwürdige historische Stelle zu werfen.

„Mir ganz einerlei, wer da gefessen hat, ob Sie, Kollege, oder der König Maximilianus; wenn ich nur meinen Schädel bekomme,“ sagte er.

Diese Bemerkung trieb auch den Professor frisch wieder vorwärts, und nach einer halben Stunde weiteren Kletterns erreichten wir den Rudolfsturm und damit den Schauplatz der größten Abenteuer.



Die Rippen pochte das Männerherz, als wir vor dem vom Kaiser Albrecht errichteten Gemäuer standen und die Glocke des jetzt darin hausenden königlich kaiserlichen Salzinpektors zogen, um zuerst in das in dem Turm angelegte kleine Museum von aufgefundenen Altertümern, Ammoniten und sonstigen Merkwürdigkeiten eingelassen zu werden. Eine Maid beaufsichtigte uns dabei, und es interessierten mich vorzüglich in dieser Sammlung die keltischen oder urgermanischen Puschbowlen, welche mit vielem Geschick und Geschmack gearbeitet, aber leider sehr verrostet waren. Hier versuchten wir noch nicht zu stehlen, denn es wäre doch zu gewagt gewesen, aber Zuckriegel benutzte den Moment, in welchem die Aufmerksamkeit der Gebirgsmagd ganz von dem Vergnügen an dem, über ein grün angelaufenes priapisches Scheusal in Entzücken geratenen Steinbüchse in Anspruch genommen war, um mich am Knopf zu fassen und mir zuzuzischeln:

„Mein Bester, von Ihnen allein hängt's jetzt ab, ob ich den Zweck meiner Reise erreichen soll. Jedenfalls wird uns dieses Frauenzimmer zu der Gräberstätte führen; — Sie sind ein hübscher, gewandter Mensch — merken Sie auf, — Sie sind mein Freund, Sie sind — die Person guckt her! — kurz, führen Sie sie ab — halten Sie ihre Aufmerksamkeit nur einen kurzen Augenblick fest — ich werde Ihnen ewig dankbar sein; — das Mädchen ist gar nicht übel; lassen Sie sich einen Kuß, nur einen einzigen Kuß geben, wenn wir an den Knochen der Vorwelt stehen. Auf einen Kuß kann es Ihnen doch nicht ankommen, wenn es einen so erhabenen Zweck wie die Osteologie gilt.“

„Man sieht doch, daß Sie aus Ihrer Reiselektüre etwas gelernt haben; aber wollen Sie mich denn ohne alle Gewissensbisse Ihrem wissenschaftlichen Drange, Ihren wüsten Begierden opfern?“ fragte ich vorwurfsvoll.

„Keineswegs, Verehrtester! Was riskieren Sie? Ich reiße mit meinem Schädel aus; Steinbüchse mag für sich selber sorgen, und es würde weder Sie noch mich kränken, wenn man ihn am Kragen nähme. Sie selber, Bester, kommen als unbeteiligter, harmloser Tourist, unschuldig, kühl und langsam nach. Am Seeufer, beim Seeauer treffen wir wieder zusammen und feiern den Sieg, und zu allem übrigen schicke ich Ihnen auch gleich nach meiner Heimkehr meine Abhandlung über die Schädelbildung der ältesten, alten, neuen und neuesten Völkerstämme. Was sagen Sie dazu? Können Sie noch widerstehen?“

„Nein!“ sagte ich. „Hier haben Sie meine Hand darauf; an mir soll's nicht liegen, wenn Sie Ihres Herzens Wunsch nicht durchsetzen. Lassen Sie uns denn gehen.“

„Nun, mein reizendes Kind,“ sagte Zuckriegel liebevoll, indem er leise wie eine Blindschleiche zu der bergbewohnenden Schönen schlüpfte, „nun, mein Engel, diese angenehmen Kleinigkeiten haben wir jetzt zur Benütze betrachtet; wie wär's denn nunmehr mit den Gräbern, meine Rose an den Gräbern.“

Er wollte, um sich mehr einzuschmeicheln, der Holden die Wangen streicheln, doch sie wich böse von seiner Professorhand zurück und suchte aus ihrer unter der Schürze hängenden Ledertasche einen verrosteten Schlüssel hervor, indem sie mit einem Trinkgelberblick uns aufforderte, ihr zu folgen.

„Eine wirklich allerliebste Türhüterin an der Pforte der Unterwelt, Herr Kollege!“ sagte Zuckriegel sehr laut zu dem Gelehrten aus Berlin; aber Steinbüchse flüsterte nur:

„Jetzt gilt es! Versäumen Sie ja den günstigen Augenblick nicht. Können Sie laufen?“

„Mit meinem Schädel wie eine telegraphische Depesche.“

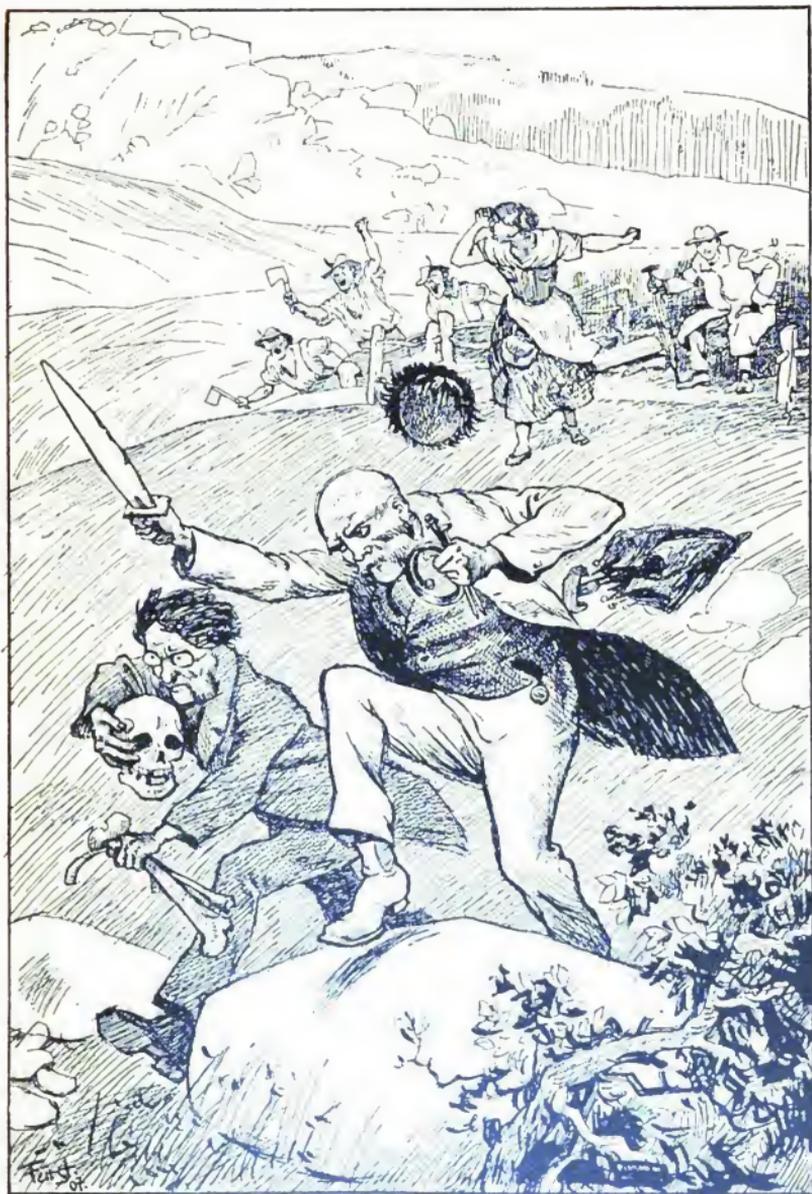
„Ach auch! Das übrige liegt in der Hand der Götter,“ sagte Steinbüchse selbstbewußt, und durch Sumpf und Moos, tropfende Brombeertauden und sonstige Hindernisse wanden wir uns dem Leichenacker zu.

Man hat eine eigentümliche Vorrichtung getroffen, um die aufgedeckten Gräber mit ihren Gerippen zu konservieren und sie dem neu- oder wißbegierigen Publikum gegen eine Gratifikation vorweisen zu können. Ueber das vorsichtig aufgegrabene und in seiner Lage unverrückt erhaltene Skelett ist ein hölzerner Kasten in die Erde gesenkt, ein fargähnlicher Kasten mit einer Klappe und einem großen Vorleseschloß. Publikum versammelt sich um diesen Kasten, die Gebirgsmaid versucht längere Zeit vergeblich, den rostigen Schlüssel in das Schloß zu zwingen; endlich springt der Deckel auf, Publikum reißt den Hals, stellt sich auf die Zehen und gibt seine Befriedigung, sein Interesse, seinen Abscheu und selten sein Mitleid in Worten und Gesten kund. Publika kreischt natürlich auf, weil sie keine Gerippe sehen kann.

Diese armen toten Krieger, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen! Es ist nicht angenehm, sich nach so vielen Jahrhunderten ruhigen, ungestörten Schlafes von einem so verzerrten, verkümmerten, närrischen Geschlecht wecken und angaffren lassen zu müssen. Wie wäre es, wenn plötzlich solch ein tausendjähriges zerfallendes Gebein sich rasselnd zusammenraffte, aufrichtete, den Schlaf aus den hohlen Augenhöhlen riebe und ärgerlich nach dem Bronzeschwert griffe, um unter die Hämorrhoidarier, die Krinolinen, Professoren und gähnenden Reisebummler zu fahren?

Das würde ein lustiges Laufen und Springen bergab werden; was würde das neunzehnte Jahrhundert alles verlieren auf dem Schlangenwege nach Hallstadt hinunter! Was würde der alte Kette oder Germane alles aufraffen können an Brillen, falschen Locken, Schnupftabaksdosen, Sonnen- und Regenschirmen, Gummischuhen, Plaids, Lorgnetten! Husja, war für eine Reiseerinnerung würde das sein, meine Herren und Damen, wenn man wieder sicher auf der Eisenbahn oder zu Hause saße und des vorweltlichen Spukes gedächte!

Aber ich schweife ab; ich habe ja auch noch von einem Bergunter-



Professor Steinbüchse und Professor Zudriegel auf der Flucht.
Zeichnung von Edmund Färst.

laufen und Springen zu erzählen, bei welchem ebenfalls mancherlei auf dem Wege verloren wurde, was der verfolgende Rächer der Toten von Rechts wegen für gute Beute erklärte. —

Das Mädchen vom Rudolfssturm kniete neben ihrem Kasten und mühte sich mit steigendem Verdruß an dem widerspenstigen Schloß.

Zuckriegel griff nach der Hand Steinbüchses, drückte sie bedeutsam und ermutigend, ließ sie fahren und flüsterte:

„Bruder! Kollege! Jetzt gilt's! Mut, Mut! Jeder greift nach dem, was er packen kann — ohne Unterschied der Wissenschaft! Bruder, unten am Berg sortieren und teilen wir brüderlich!“

Mir rief er laut zu:

„Memento! Cedo tibi puellam!“ Zu deutsch: „Achtung, mein Bester! Führen Sie die Jungfrau abseits!“

Mit einem Krach öffnete sich jetzt das Schloß: die Maid schlug den Deckel des Kastens zurück, mit gierig funkelnden Blicken schossen die zwei Gelehrten vor, — da lag der Kette oder Urgermane wohlherhalten, ruhig und behaglich auf der linken Seite, das Schwert zur Seite, auf der Brust eine grüne Spange, die einer plattgeessenen Sofa sprungfeder ungeheuer ähnlich sah. Es war, als spiele ein schlaues Lächeln um das entblößte Gebiß des Skeletts, ein Ausdruck wie: Komm und küß mich! und Zuckriegel hätte letzteres mit Wonne getan.

Nun aber geschah es wieder einmal, daß ein wohlbedachter, fein zurechtgelegter Angriffsplan von der Hast und Gewalt des Augenblicks über den Haufen geworfen wurde. Die Eier der beiden wissenschaftlichen Leichenräuber litt es nicht, daß ich meinem Versprechen, die Aufmerksamkeit der Jungfrau durch Liebenswürdigkeit zu fesseln, nachkommen konnte.

Mit einem Schrei, der aus dem Tierreich zu stammen schien, stürzten sich Zuckriegel und Steinbüchse auf den Kelten und griffen zu. Einen Schrei stieß aber auch das Mädchen vom Rudolfssturm aus:

„Hilfe! Räuber! Diebe! Heilige Jungfrau! Marie und Joseph! Mayerl! Herr Inspektor! Franzel! Hilfe um Gott und Jesu, I' gehet mit's G'ripp durch!“

Und aus dem Loche sprangen Steinbüchse und Zuckriegel, der erste nach des Geschicks Willen mit dem Schädel des Kelten in der einen Hand und mit zwei riesigen Armknochen und einem Rippenstück im andern Arm! Der zweite hatte das Bronzeschwert, die Brustspange und verschiedene sonstige antiquarische Kleinigkeiten gegriffen. Ueber Moos, Gestein und Gestrüpp flogen sie, die Regenschirme zurücklassend und die Hüte verlierend. Ich sank, halb ohnmächtig vor Entzücken, auf den nächsten Baumstumpf.

Aber ringsumher regte es sich. Von allen Seiten strömten auf den Hilferuf der Jungfrau rüstige Nachkommen des fraglichen Kelten oder Germanen herzu, einige mit Aegten, andere mit mächtigen Knüppeln. Einige atemlose Worte der Maid genügten, um sie den Spuren der Räuber, deren flatternde Rockschöße eben in der Tiefe des Waldes verschwanden, nachzusehen. Fern verhallte der Lärm der Flucht und Verfolgung, und ich ließ

mich, ohne Widerstand zu leisten, als verdächtigen Spießgesellen der Knochen-diebe durch den Regen vor den erstaunten Salzinспекtor führen.

Nicht leicht wurde es mir, meine Unschuld an dem unglaublichen Vorfall zu beweisen. Man sprach davon, mich in Eisen nach Salzburg transportieren lassen zu wollen; man sprach in immer höherem und schärferem Ton, doch ich hielt gut, blieb kühl und gelassen und verwies auf meine Papiere, welche mich als einen anständigen Menschen und harmlosen Touristen und keineswegs als einen Gelehrten oder Leichenräuber darstellten. Es wäre auch sehr merkwürdig gewesen, wenn sich vor der hohen sittlichen Entrüstung, die auch ich über den schändlichen Vorgang an den Tag legte, die Zorneswogen des verständigen Mannes und Beamten, der mich verhörte, nicht gesänftigt hätten. Auch die zurückgelassenen Regenschirme und Hüte, sowie das seidene Taschentuch Steinbüchses, welches von einem loyal gefinnten Dornstrauch festgehalten worden war, trösteten. „Derehrter Herr,“ sagte ich, „Ihr antediluvianischer Leichenacker scheint sehr ausgedehnt zu sein; lassen Sie einen anderen Urgermanen bloßlegen und Ihren Kasten mit Klappe, Schloß und Riegel darauf setzen. Was liegt Ihnen an dem einen Kelten? Daß Sie durch ruhiges Nachsehen der Wissenschaft, der Osteologie und Altertumskunde vielleicht einen unendlichen Dienst leisten, muß Sie außerdem warm anmuten.“

„Wir wollen sehen, was die Leute zurückbringen,“ sprach der Beamte. „Eher lasse ich Sie nicht los, Herr . . .“

Ein rauhes Siegesgeschrei vor der Pforte des Rudolfsturmes unterbrach ihn; — die Verfolger brachten alles zurück, Schädel und Armknochen, Rippen, Schwert und Spangen, und außerdem die Perücke Zuckriegels und die Brille Steinbüchses. Steinbüchses und Zuckriegel selbst hatten sie laufen lassen.

„S' habet alles hinter sich g'worfen, und d' Ägel und d' Brill habet s' verloren!“ jubelten die Unholde.

„So,“ sprach der fröhlich lächelnde, sehr befriedigte Beamte, „jetzt wollen wir dem Abgeschiedenen das Seinige zurückersetzen, und dann, mein lieber Herr, bitte ich, meine gehorsamsten Empfehlungen an Ihre gelehrten Freunde zu bestellen. Die zurückgelassenen Gegenstände verbleiben natürlich den Leuten für ihre gehabte Mühe. Küß' die Hand und bitt' mir auf ein andermal die Ehr' aus.“

Damit empfahl sich der Inspektor und ging, seinen Kelten wieder zusammenzuflicken. Ich ging auch und stieg langsam nach Hallstadt hinunter, mußte aber alle fünf Minuten stehenbleiben, um meiner inneren Heiterkeit Luft zu machen, und der Phantasie Freiheit zu lassen, sich das demnächstige Wiederfinden beim Seeauer auszumalen. —

Unter der Hintertür des Gasthauses stand Roderich von der Leine und sah, wie es schien, sehr aufgeregt in den Regen hinaus. Er hatte sich nach seinem Ausflug zum Waldbachstrub wieder ins karierte Kostüm werfen müssen und erwartete mich mit prickelnder Ungebuld. Als er meiner ansichtig wurde, begann er, mit erhobenen Händen winkend, einen Tanz des Entzückens.

„Da sind Sie! Da sind Sie endlich! O Freund, was für eine Geschichte! Herrlich! Prachtvoll, o ich kann nicht mehr!“ schrie er mir entgegen.

„Wo sind die beiden anderen Herren?“ fragte ich mit möglichster Geßagtheit, doch der Dichter war zu aufgereggt, um einen klaren Bericht erstatten zu können; nur das verstand ich zu meinem Leidwesen, daß Professor Steinbüchse aus Berlin bereits, „naß wie ein Kater und in einer alten Mütze des Wirts“, einen Einspänner gemietet habe und außer sich vor Wut nach der Gosaumühle abgefahren sei.

„O, wie haben sie sich noch gefaßt! O, was haben sie noch einander gesagt! O, wie sahen sie aus!“ schrie Roderich, und ich schritt, von ihm gefolgt, in die Gaststube.

Da saß Zukriegel! Ein Bild äußerster, menschlicher Wut und ohnmächtigster Empörung. Er hatte seinen Anzug nicht gewechselt, und nur um den kahlen Kopf einige bunte Taschentücher gewickelt. Als er mich erblickte, stieß er ein zischendes Geheul aus und umfaßte besagten Kopf mit beiden Händen; zähneknirschend, wutwimmernd spie er mir, sozusagen, die Fragen entgegen:

„Wissen Sie's? Haben Sie's gehört? Wissen Sie, wie's abgelaufen ist?“

„Nur im Umriß, Herr Professor.“

„O der Halunke, der Halunke, der niederträchtige Berliner Halunke! Ich sage Ihnen, wir wären durchgekommen; ich sage Ihnen, wir hätten das Unsrige davongetragen, ohne den Jammermann! Was tut er in seiner erbärmlichen Angst, als uns das nachsehende Pekus an einer Stelle etwas näherrückt? Meinen Schädel wirft er den Verfolgern vor, höchstwahrscheinlich um sie aufzuhalten, und damit ich mich mit seinem rostigen Blechwerk desto sicherer rette. Wütend werfe ich natürlich auch das alberne Käsemesser mit demselben Recht zum Henker und heiße ihn im Rennen und in meiner Verzweiflung und Raserei einen Hornochsen oder dergleichen. Da schleudert die Bestie auch meine Armknochen und Rippen von sich und schreit: Hornochse? da! da! so mag denn alles zum Teufel gehen! Ich werfe ihm natürlich das andere alte Eisen an den Kopf, und hinter uns brüllen die Lämmer wie der Satan; denn sie scheinen zu wissen, daß sie nun alles wiederhaben, was wir mit so vieler Mühe aus ihrer verdammten Wildnis ihnen abgeholt hatten. Sie ließen uns laufen, und — hier — hier sitze ich, und meine Ägel ist auch zum Teufel. Herrgott, Herrgott, wenn es doch eine ewige Gerechtigkeit gäbe! Oleum et operam perdidit, das Öl auf dem verruchten Wege nach dem Rudolfsturm und die Gelegenheit, den Berliner Ignoranten und Hasenfuß durchzuprügeln, eben jetzt. Den Tag vergeße ich nicht und wenn ich tausend Jahre alt würde; — wenn ein Objekt, auf das ich von Rechts wegen als tot Ansprüche hätte, mir unter dem Seziermesser, vor dem ersten Schnitt wieder aufleben würde, könnte ich keine blutigeren Tränen weinen. Ach, es gibt keine Gerechtigkeit — keine Gerechtigkeit in der Welt!“

Professor Zukriegel legte den Kopf auf das Buch vom Gaunertum, welches er bei seinem Ausmarsch zu den keltischen Grabstätten auf dem Tische hatte liegen lassen, und war von jetzt an für uns tot. Wir nahmen ihn

wie ein Paket wieder mit nach Ischl, wo wir im schönsten Sonnenschein anlangten. Roderich von der Leine verfiel hier natürlich wieder dem schönen Geschlecht, und ich setzte die Fahrt nach Salzburg allein fort.

Auch Salzburg lag im schönsten Sonnenschein in seinem Kessel und brätelte; aber man hing soeben die Verlustlisten der ersten italienischen Gefechte an die Straßenecken, und das warf einen bösen Schatten über die reizende Stadt.

Ich hatte freilich keinen Verwandten oder Bekannten, für welchen ich zu sorgen brauchte, in der österreichischen Armee, aber es fiel mir auf die Seele, als ich die unheilvollen Reihen der Toten und Verwundeten überblickte, daß ich füglich ein Interesse an dem tapfern Jüngling aus Hallstadt, Seppel Schönrammer, nehmen könne. Es würde mir sehr leid getan haben, wenn ihn der Tod in der Blüte seiner Jahre dahingerafft hätte; glücklicherweise stand sein Name jedoch nur unter den Leichtverwundeten. Der junge Held hatte nur eine unbedeutende Kontusion von einem Schuß durch den Feldkessel in den Tornister bekommen. Er mußte sich also beim Eintritt dieses nicht allzu bedeutenden Unglücks auf dem Rückzuge befunden haben.

*

Der Eierlegen.

Von

Heinrich Seidel.

(1842—1907.)

Heinrich Seidel, der Dichter des „Leberecht Hühnchen“ und vieler anderer, von ungekünsteltem, schwankhaftem Humor und launiger Kleinmalerei erfüllter gemütvoller Geschichten und Gedichte, gehört zu unseren beliebtesten Erzählern. Der ehemalige Ingenieur, von dem auch das einst viel bewunderte Hallendach des Anhalter Bahnhofes in Berlin herrührt, hatte in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens sich ganz dem literarischen Schaffen gewidmet, dem der Tod ein viel zu frühes Ende setzte. Der nachstehende Reimschwanz „Der Eierlegen“ ist Seidels „Gedichten“ entnommen, die im Verlag von F. O. Cotta's Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erschienen sind.

Sm Sommer war's, vor langer Zeit,
 Da trat mit weißbestäubtem Kleid
 Ein Wanderbursche müd' genug
 Einst zu Semlin in einen Krug.
 Doch niemand war in dieser Schenke,
 Zu reichen Speisen und Getränke —
 Nur Fliegen, die vom Tisch aufsummten,
 Und Brummer, die am Fenster brummten.
 Die Sonne kam hereingeflossen
 Und malte still die Fenstersprossen
 Hin auf den sandbestreuten Grund.

Es regte sich kein Mensch, kein Hund;
Es waren ganz für sich allein
Die Fliegen und der Sonnenschein.
Der Wandrer auf die Bank sich streckte,
Und seine müden Glieder reckte,
Und dachte: „Die Ruhe soll mir frommen!
Am Ende wird schon jemand kommen!“
Und als er nun so um sich sah,
Sah er ein Häufchen Krumen da,
Das man vom Tisch zusammenfegte,
Und, da der Hunger sehr sich regte,
Begann er eifrig unterdessen
Von diesen Krümlein Brots zu essen.
Dem guten Burschen war nicht kund,
Daß sich auf Hexerei verstund
Des Krügers Frau. Sie wollte eben
Die Krümchen ihren Hühnern geben,
Und da sie abgerufen ward,
Sprach sie darob nach Hexenart,
Bevor sie ging, den Eiersegen,
Wonach die Hühner mächtig legen. —
Und als der Bursche also nippte
Und mit den Fingern Krumen tippte,
Da ward ihm gar so wunderbarlich
Im Leibe, so absunderlich.
Bis daß auf einmal wundersam
Der Zauberpruch zur Wirkung kam.
Er fühlte sich, als wie besessen.
Und so viel Krumen er geessen,
So viele Eier muß' er legen!
Das wirkte dieser Hexensegen!
Er mochte wollen oder nicht,
Das war das Ende der Geschichte:
Er legte einunddreißig Eier,
Und danach fühlte er sich freier.
Dann ward ihm so wunderbarlich,
So kikelig, so kakelig.
Und ehe er sich recht besann,
Da fing er auch das Kakeln an!
Er konnte diesen Trieb nicht zügeln,
Schlug mit den Armen wie mit Flügeln,
Ging um die Eier in die Runde
Und scharrte kräftig auf dem Grunde
Und kakelte so fürchtbarlich,
Daß alles rings entsetzte sich:

Zusammen lief Weib, Kind und Mann
 Und schauten das Mirakel an.
 Doch endlich ließ der Zauber nach;
 Dem armen Burschen war ganz schwach.
 Er fühlte ganz elendiglich
 Sich außen und inwendiglich,
 Und mußte stärken sein Gebein
 Mit Käse, Brot und Brantwein!
 Ließ sich den Stock herüberlangen
 Und ist beschämt davongegangen.
 Nach langer Zeit, in späten Jahren,
 Hab' ich's aus seinem Mund erfahren.
 Da hat er oftmals mir erzählt,
 Wie ihn das Hühnerbrot gequält,
 Und wie das Ding sich zugetragen.
 Zum Schlusse pflegte er zu sagen:
 „Das Legen, das ist leicht getan!
 Das Kackeln aber, das greift an!“

*

Stoansteirisch.

Lustige Schwänke in steirischer Mundart von
 Peter Rofegger.

„Stoansteirisch“ heißt soviel als ursteirisch, altsteirisch. Der ausgezeichnete österreichische Volksdichter (geb. 1843 in Upl bei Krieglach in Steiermark), ist nirgends so ursprünglich und köstlich als dort, wo er die Sprache seiner steirischen Heimat ohne jede Abschwächung spricht. Die nachfolgenden kleinen Stücke sind mit freundlicher Bewilligung des Verlages „Leykam“ in Graz der Sammlung „Stoansteirisch“ entnommen, die fast nur Schwänke enthält, die der Dichter öffentlich vorzutragen pflegt und die in dem genannten Grazer Verlag erschienen ist. Der Dichter meint in seiner Vorrede, daß sich die Leser mit leichter Mühe aus dem Buche den lebendigen, herzwarmer Vortrag aneignen können, welcher der Volksmundart erst ihren wahren Reiz und der Dichtung die beabsichtigte Wirkung verleiht. Rofegger sagt: „Für den ersten Augenblick mag die scheinbar schwierige Mundart manchen Leser verblüffen, er verzage nicht, ein paar Seiten mit lauter Stimme durchgearbeitet, und die Schwierigkeit ist überwunden. Wesentlich erleichtert wird das Verständnis einer Mundart im Buche, wenn man den Text nicht still, sondern laut liest. Und nicht zu ängstlich! Wer eine Volksmundart nicht von Haus aus spricht, für den ist es ganz unmöglich, sie in allen Feinheiten richtig zu betonen. Das macht aber nichts. Der Hauptreiz der Volkssprache liegt in der natürlichen Unmittelbarkeit des Gedankenausdrudes und in der eigenartigen Satzbildung. Werden auch die einzelnen Wörter leidlich richtig betont, um so besser, der Kern der Sache liegt aber darin nicht.“

I.

In Pfora sei Siderl.*]



oast die Gschicht von Pforer in Trumelboch? No wan s du s noh nit ghört host, so dazähl ih s. An Gspach muaß mar ah hobn.

Da Pforer in Trumelboch hot an kloan schworzn Hund ghobt — sein Sido. Und der hot so viel ban eahm gultn, daß er zu Mittag s Bratl in Sido gebn und er selba nur in Solot gessn hät, wan die Köchin nit für Ollzwen a gonzi Sauhazn grechtlt (gerichtet) hät. Der Hund war in Pfora so tias in s Herz gwochsn, daß er n überoll mitgenommen und oft gsgot hot: „Na, wiar ih däs Viech gern hon! Wia gscheid daß er Wan onschaut! Siderl, wan s du redn kuntst! Du host gwiß oft feineri Gedonkn, wia da Schulmoaster und Predistudirn kuntst an ah helfn; wia wultn ma so gmüatliß plauschn mitanond!“ So hat da Herr Pfora von Trumelboch oust gruacht.

Guat. Do trogt sah sih zua, daß da gweicht Mon in da Zeitin amol Onzoag lezt, in da Hauptstodt drein war a Künstla kema, der in Hundn, wan s a wenk gelehri sein, in a por Wochn s Redn lerna kunt. Dalonga that er ah nit viel, dreißg Guldn ols Vorßchuß und dreißg Guldn danoch, wan da Hund redt.

Schlaggeratih eini! denkt eahm da Pfora, däs wa mos für miß und mein Siderl. Glehri is er, se sticht eahm da best Primana nit aus; zohln thur ih ah gern, — oba de por Wochn wern lonk sein, wan ih mein Siderl nit hon. — Er wa gern selba mit eini in d Stodt — mei Gott, a brava Seelnholda derf d Schäßla jo nit alloan lossn, mos wa dos! — und so hot er n Meßna gschickt mit n Hund und mit die dreißg Guldn.

Da Meßna war an orma Teufl mit a Stubn vulla Kinda. Intawegn in d Stodt roat't er holt und roat't: Ei, ei, wan ih de dreißig Guldn selba gholtn därfad, do wa ma ghulfn für longi Zeit, und mit den Herrn in da Stodt is s doh nur a Schelmerei, so a Hund lernt s Redn sei Lebn nit, oder ih will Baschtl hoagn! s Gscheida war eh, ih — Nau, mos wa dan s Gscheida? Da Meßna geht über a Brukn, wirft in Siderl owi in Boch, stekt s Geld ein, geht hoam. „An schön Gruaß von selbin Herrn in da Stodt,“ sogt er zan Pfora; „er loßt sogn, daß er sei Möglichsts thoan und extra Fleiß onwendn will, in Sido s Redn z lernen und daß in drei Wochn s Hündl wieder ohghult wern derf.“

Da Herr Pforer is gonz wek vor Freud und gibt n Meßna gleich zwen Groschn Trinkgeld für d Müah und kon die drei Wochn völli nit ohwortn. Oba da Mesner is ollaweil trauri — no jo, mos sull er dan mochn, wan die Zeit aus is — da Sido, der is jo scha long hin!

Guat. Wia die drei Wochn aus sein, gibt da Pforer in Meßna wieda

* DesPfarrers Siderl. (Siderl, so viel wie Sido, ein Hundename.)

dreißig Guldn: „So, mei liaba Meßner, und hiazt gehst hin, zohlst däs und bringst n Sido wieda hoam!“

Da Meßna geht fuat und is long aus — hot sih nit hoam traut. Wos sull er mochn? endlüh kämt er doh, is gonz kloanlaut und vazogt und, wafteht sih, hot koan Sido ban eahm.

„Na Meßna, wos is s dan?“ schreit n da Pfora gleih on.

„Jo mei, wos wird s sein!“ sogt da Meßna. „Jh kim host alloan und ma kunt s nit glaubn, wia däs zuagongen is. Jh geh in d Stodt und zan Herrn. Sein S fiati? frog ih; bin fiati, sogt er. Drauf zohl ih n und er loht ma n Hund auffa. U je! wia miß da Sido hot gschqn, springt er ma vulla Freudn auf d Hond und schreit gleih —“

„Wos, er schreit?“ schreit da Pforer, „er schreit richti?“

„Hot gschrian,“ sogt da Meßna gonz kloanlaut. „Na, wia geht s da, Meßna, hot er gschrian, bist glund, sein deini kloan ah wuhlauf und wos mocht dan s Weib? — ‚Donk da Frog, Sido,‘ sog ih, ‚so so!‘ — ‚Und wia geht s dan mein liabn Pfora?‘ frog er drauf, ‚iht er viel Bratl und geht er noh zu da Köchin?“

„Ah, saggerawold!“ moant da Pfora, „da Hund redt z viel!“

„Jo,“ sogt da Meßna, „ih hon ma denkt, er kunt noh meh redn und hon an gleih gschwind s Gnack umdraht!“

„Redt host ghobt, Meßna!“ moant da Pforer und klopf n auf d Ochs.

II.

Wan da Sauholta Kaija war. *)

S amol a Baur gweft. Uih narasch, däs hebt jo on wiar a schöni Gschicht! Und der Baur is mit an Sauholter va da Kirchn loamgonga.

„Rechtshoffn hobn s aufmusizirt heint,“ sogt da Sauholta.

„Jo, daß s heint wieda gor a so trumelt hobn!“ sogt da Baur.

„Weil host, moan ih, in Kaija sei Nomenstog that sei.“

„Hon s eh ah ghört, daß heint in Kaija sei Nomentog that sei.“

„Und derawegn wern s a so trumelt hobn.“

„Kon eh sei, daß s derawegn a so trumelt hobn.“

Nochha trotlns weita. Da Baur zündt sei Pfeifn on, und ban Feur schlogn, wiar er in Röhrispig so zwischn sein Zähntn hot, sogt er: „Host lacht jo, daß s trumelt hobn wern, wan in Kaija sei Nomenstog is.“

„Jh, wan ih Kaija war, olli Tog liaß ih trumeln,“ sogt da Holta.

„Jh nit, ih,“ moant da Baur. „Jh wißad ma wos Bessers.“

Schupft da Sauholta mit sein Schuahspiz aufn Weg a Stoandl hin und her und sogt: „Heili woher ah, auf Däs war ih neugierig.“

„Af wos?“ sogt da Baur.

„Wos du thatst, wanst du Kaija warst.“

„Wia kimst ma dan für, Sauholda?“

„Wos du thatst, wanst du Kaija warst!“

„Guat liaß ih ma s gschqn. In gonzn Tog liegad ih afn Heu.“

*) Wenn der Schweinetrreiber Kaiser wäre

„Und derawegn möchast du Kaisa sei?“

„Was denn!“

„A sou thät ih nit. Wan ih Kaisa bin, do loß ih s umagehn — schlageralent noh amol! Onschikn kunt ih ma s.“

„Glaub da s eh,“ sogt da Baur, „du wurdst as schön nobl gebn.“

„Däs konst da denk. Wan ih amol Kaisa bin, afn Heu lieg ih nit. 3 Suaf treibad ih meini Sau nit auf d Woad. Af an Schimel mit guldenen Sobl reitad ih eahna noch, und sechs Grofn müassadn hintn drein trappeln.“*)

III.

Da Steirer vor der Himmelthür.

Sin olla Morgnfrüa. Da Himelpolost steht do in guldenen Sunschin. Da Pedrus, der oft Thürwogl, kampelt**) sein weißn Bort aus, legg sein lonkn Suntarock on und sezt sih vor da Himmelthür afs Schamerl.***) Nimbb's Fruastuckhäfer(†) zwischn die Knia und hebb on zan lössn. „Scha wieda däs Gschloda, däs fadi!“ brumelt er. „Notürli, Kaffee! Kaffee! Onders gehs neama. Nit amol da Himmel wa meh gonz, ohni Kaffee! — A quadi Milchsuppn! A Griaskoch, wou sein de Zeitn! Und der Rahmstrudl, won ih denk, den's ba mein Aufwochsn hot gebn. Der Rahmstrudl! (Schmolzt mit da Zung.) — Nau!“ Er schaut über d Leitn owi und siacht unt af da Wiefn Wan liegn. A Hondwerchsburtsch oda so wos. A junga Kerl iss. Wird wieda so Wana sei, der die gonz Nocht — woß da Teirl wos! Und ban Tog schlofn. Faulpelz!

„Du Strabanza!“ schreit da Pedrus owi. „Wer hot dan dirs dalabb, af unsa Himmelwiefn s Gros zjomzknöhn?“

Da Frembbi, der riegelt sih, draht sih um, weßt d Augn aus und goamazt (gähnt).

„Nau, wirts?“

Da Bua af da Wiefn sezt sih auf, siacht in Pedrus, kampelt gschwind mitn fünf Singern sei Hor aus n Gesicht und sogt: „Guad Morgn, Herr Pedrus! — Ih steh schon auf. D Läufn sein mar a wenk star. Bin die gonz Nocht gonga. Und hiaz thät ih holt fleißi bittn —.“

„A ha, in Himmel möchst eini, gelt?“

„Wul, wul! Bitt gor schön.“

„Wos bist dan für a Londsmon?“ frogg da Pedrus.

„A Steirer bin ih.“

„Sapperawold eini! A Steirer! Nau, selm wul, selm. Kim nar auffa. Für d Steirer hobn mar ollaweil Ploß in Himmel. Du, wort a bissl, ih mod die groß Thür auf. Da Goud Voda hot für enk Steirer extra oani ausbrechn lossn — zwegn die Kröpf.“

*) Wenn ich einmal Kaiser bin, auf dem Heu lieg ich dann nicht. Zu Fuß treib ich dann meine Schweine nicht auf die Weidel. Auf einem Schimmel, auf goldenem Sattel würde ich ihnen nachreiten und sechs Grafen müßten hinterdrein tappeln.)

) Kämmt. *) Schamel. †) Frühstücksbüchsen.

Da Bua bleibb oba vor da Himelethür stehn, stopft sei Pfeiferl und geht nit eini.

„As is schon offn!“ sogg da Pedrus.

Da Bua kläubelt Schwom und Suirstoan aus n Hofnsäckl, schlogg Suir, und daweil er in Pfeifnspiß zwischn an Zähtn holt't, sogg er:

„Jh hät holt wul nouh a Bitt, Herr Thürwoagl!“

„Nau, auffa damit.“

„Wan do dinen — in Himele holt zwoa Plahln thatn sein!“

„Zwoa? Za wos dan zwoa? So a Büabl, a gfüags, wird wul af oan ah noh Ploß hobn, denk ih!“

Da Steirer thuat in Schwom ins Pfeiferl, ziacht a por mol on, und wia's brint, sogg er: „Jh wul eh, daß ih Ploß hät — af oan Sessel. Oba woacht — as is holt — as möcht holt — as kimbb holt noh wer noch.“

„Noch kimmb noh wer?“

„Woacht, ih — bracht holt nouh wen mit —“

„Sou? Wen dan, mit Dalaub z frog.“

Da Bua bloß! a por Rachsüberler auffer und moant gonz beamüadi: „Herr Pedrus. Däs — denkn kuntst da s wul eh. Mei Dirndl —“

„Wooos!“ schreit da Thürwoagl. „A — a — a Weibsbild! Hiaz schauft oba gleich! Sölcheni Dumheitn do! Weiberleut! Daß uns da gonz Himele vadorbn wurd! Muaß da sogn, mei liaba Steirer, den Gspoaß schlog dar aus n Kopf. Na, so wos is nit da Brauch ban uns.“

Draht sih da Bua stad um und sogg trauri: „Pfiat Goud!“

Da Pedrus schautn groß on: „Mir scheint, suatgehn will er wieda!“

„Jo, Herr Thürwoagl, ih geh wieder owi,“ moant da Bua gonz betrüb, „wan ih — mein Schoß nit darsf mitnehmen in Himele eini, astn gfreuts miß selber ah nit dina. Nit bös sein!“

Und hebb schon stad on zan owisteign. Da Pedrus schautn noch und beidlt sein weißn Kopf. „Oba na,“ brumelt er, „scha gleich zwoatausnd Johr bin ih hiaz do. Oba sou wos is mar ah nouh nit passiert. Hiaz bring ih den jungen Kerl in Himele nit eini.“

Da Bua drödl wieder owi gegn die greanen Olmen. „Js mar ah ollsoans,“ moant er tröstweis, „ih geh zu meiner Nandl.“

Da Pedrus schaut und schreit n noch: „Du Bua! Und host as wirkfa gern, han? Schau, eigentliß gfollt ma dos, wan a frischä Bua sei Dirndl sa gern hot —.“

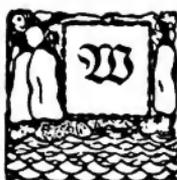
„Jh brauch dei woach Redn nit!“ sogg da Bua und geht truži weida.

Da Pedrus roat't a wenk ban eahm selba, suatgehn, denkt er eahm, loß ih n doh nit. „He!“ ruaft er, „Steirer! — Hansl! oda wiaßt hoacht! Hörst nit? — Hon da sogn wölln: Dei Nandl, brings her in Goutsnom!“

A Rاندl späda seins Orm in Orm daher keman ollzwoa: Er a hecks Federl afn grean huat, sie a frisch Kranzl in Hor. — Nau und sid der Zeit gehn d Steirer porweis in Himele eini.

Recht hobns.

Wilhelm Busch.



Wilhelm Busch! Wenn je ein Name ein Programm in sich schloß, so sprechen jene drei Silben eine Welt der harmlosesten Ergöpflichkeit und die Verkörperung der heitersten Lebensphilosophie aus. Ja, es ist nicht nur die ausgelassene Clownerie des Zeichenstiftes und des unsäglich komisch klappernden Verses, was uns Busch, den dichtenden Zeichner und zeichnenden Dichtersmann, so einzig macht unter allen Humoristen. Es ist die *Weltanschauung*, die aus den gezeichneten Pöffen und mehr komischen als tragischen Tragi-*komödien* Buschs uns sonnenheiter ansieht, dieses einzigartige Fertiggewordensein mit des Lebens Tüden und Widersprüchlichkeiten. Wie alle wahrhaft großen Komiker und Humoristen ist auch Busch im Grunde eine ernste Natur, die in der Heiterkeit das einzige Rezept für die Befreiung von aller Erden schwere und allem Erdenleid erkannte. Die Schmerzen des Lebens weglachen, das ist die gesündeste Maxime, die man in diesem Dasein befolgen kann. Busch ist ein Haßer der Heuchelei, der Prüderie, der Scheinheiligkeit gewesen, er war ein Feind alles Rückschrittlichen und Bevormundenden, aber als er in sich die Kraft spürte, seine Ueberzeugungen künstlerisch auszudrücken, da griff er nicht zum scharfen, tödlich verwundenden Stift der Satire; seine gemütvollste Art hielt ihn vom Aggressiven zurück, sein Grimm verwandelte sich in einen unsagbar humorvollen Spott und in einen, die Dinge vom höchsten, überlegensten Standpunkt betrachtend, erfaßte er deren rein komische Seiten, übertrieb sie und machte sie in so ergößlicher Form lächerlich, daß sich rings das befreiendste Lachen erhob. Und das ist die Methode jedes echten und wahren Humoristen.

Busch sind die Philister, die Moralbanausen im Herzen zuwider, aber er greift sie nicht mit zentnerschweren Worten an, sondern läßt ihre Gedankenwelt in ergößlicher Form einfach-drollig aussprechen. So sagt Dunkel Rotte zu seiner Nichte, der „frommen Helene“:

„Ich warne dich als Mensch und Christ:
D, hüte dich vor allem Bösen,
Es macht Pläjäer, wenn man es ist,
Es macht Verbruß, wenn man's gewesen.“

Und ein andermal gibt derselbe Dunkel Rotte folgende knappe Definition des „Guten“:

„Das Gute — dieser Satz steht fest —
Ist stets das Böse, was man läßt.“

Wie köstlich ist es dann zu sehen, was für Schule solche Moral bei der guten Helene macht, wenn es in Anwendung auf diese holde Blüte der deutschen Weiblichkeit, auf ihre Neugier und Klatschneigung heißt:

„Ein guter Mensch gibt gerne acht,
Ob auch der andere was Böses macht.“

Mit dem liebenswürdigsten Spott hat Busch alles übergossen, was im Leben und speziell im Familienleben die Ironie herausfordert. Als eingeleisteter Junggeselle war er absolut nicht Parteigänger der Unverheirateten;

die Komik der Rôte des Junggesellentums hat er ebenso festgehalten wie die Leiden der „Ehekrüppel“, der Pantoffelritter. Die Klatschfüchtigen Lanten und Lunten, die Kantippen, die vorwitzigen Badfische und frechen Jungen, alle die festen Typen der Familie hat er aufs Korn genommen und niemand hat wie er die Komik der selbstverschuldeten Ungelegenheiten dargestellt. Die ganze Hydra der Vaterorgen ist in drastischer Form in den zwei Berszeilen umschrieben:

„Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr!“

Mit mehr Humor kann der heimliche oder offene Alkoholismus, der sich über des Lebens Ungemach mit einem Schluck öfter hinwegtäuscht gar nicht festgesetzt werden als in dem Zweizeiler:

„Es ist ein Brauch von altersher:
Wer Sorgen hat, hat auch Bitt.“

Busch hat die Komik der Alltäglichkeit entzückend ausgeschöpft. Was seinen Humor aber gar so unvergleichlich populär machte, das war die Einfachheit der Mittel, mit der sie sich künstlerisch äußerten. Man möchte die Einfachheit der so drollig klümpernen Berschen eine „raffinierte“ nennen, wenn diese nicht tatsächlich etwas ganz unerflügelt Unmittelbares hätten. Sie sind so salopp hingestreut und geben sich dennoch mit einer Wichtigkeit des Vorgangs, die zur Form in eben jenem Mißverhältnis steht, durch welche die komische Wirkung erst recht entsteht. Dieses Tollpatschig-Philosophische, das sich wie ein ulkig geblähter Unsinn anhört und doch voll verstedten Sinnes ist, mußte in der Form der so drollig gereimten Verslein, die scheinbar mit tändelnder Hand und tändelnden Sinnes hingekritzelt waren, „geflügelte“ Weisheit werden. Immer ist es eine Ironie und ein Wahrwort, was da so obenhin ausgesprochen wird.

„Enthaltbarkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.“

Die Geschichte vom Fuchs mit den sauren Trauben ist da in ergößlicher Präzision erzählt. Und welche Ironie dann gleich in der „Moral“ der anschließenden Zeilen:

„Drum lebe mäßig, denke klug,
Wer nichts gebraucht, der hat genug!“

Wie drollig-ernst ist diese Selbstverständlichkeit ausgebrüllt, aber eben drollig, und damit ist der Zweck des Humoristen erreicht. Ebenso, wenn er sagt:

„Ruhe weckt die Tätigkeit,
Tätigkeit verkürzt die Zeit.“

Vollere Ironie trifft schon die Harthörigen, die Unmusikalischen:

„Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden.“

Die platte Komik solcher Wendungen ist oft erschütternd-drahtisch. So z. B. wenn es von „Balduin Bähmann, dem verhinderten Dichter“ heißt:

O, wie glücklich ist doch ein Mann,
Wenn er Gedichte machen kann!“

Und wie betrübend klingt die Wahrheit von der Schwere, ein Gemälde an den Mann zu bringen:

„Man kommt gar leicht ans Bildermafen,
Doch schwer an Leute die bezahfen.“

Wie lässlich sind die jugendlichen Triebe des Betters Franz in der „Frommen Helene“ geschildert, von dem der Humorist mit betrübtem Herzen berichtet:

„Eins aber war von ihm nicht schön:
Man sah ihn oft bei Hannchen stehn!“

Und nun auf diese Schandtat hin der allgemeine Schluß:

„Doch jeder Jüngling hat nun mal
'nen Gang fürs Küchenpersonal.
Und sündhaft ist der Mensch im ganzen.“

Was die Wirkung der humoristischen Verse und Geschichten Buschs, die ganz allein auf sich schon bestehen konnten, ins wahrhaft Zwerchfellerschütternde erhöhte, das waren die humoristischen Zeichnungen, die Busch in genialer Doppelbegabung, seinen Versen beigeben konnte. Es ist fraglich, wer zuerst in Busch fertig war: der Vershumorist oder der Bilderkomiker. Sie werden wohl beide zugleich entstanden sein und haben einander von der ersten glücklichen Stunde an ergänzt. Vor allen anderen Karikaturisten hatte Busch den Vers voraus und vor allen Vershumoristen hatte er den Zeichner voraus. Seine Zeichnungen fanden in den besten Versen ihre Verstärkung und seine Verse wurden durch die genial hingestrichenen Zeichnungen mit bezwingendstem Humor illuminiert. So entstand eine Wechselwirkung amüsantester Art. Er ist wohl ungefähr darauf gekommen. Am 15. April 1832 zu Wiesendahl geboren, sollte er erst Maschinenbauer werden und ging auf das Polytechnikum nach Hannover. Aber den Siebzehnjährigen zog's zur Kunst und er war bald in Düsseldorf auf der Malerakademie. Von hier ging's nach Holland und Belgien, wo er sich an den Werken von Rubens, Teniers und Franz Hals bildete. Dann kam er nach München, wo in lustigem Künstlerkreis seine ersten Karikaturen entstanden sind.

„Es kann 59 gewesen sein,“ schreibt er darüber, „als zuerst in den „Fliegenden“ eine Zeichnung mit Text von mir gedruckt wurde; zwei Männer, die aufs Eis gehen, wobei einer den Kopf verliert. Vielfach, wie's die Not

gebot, illustrierte ich dann neben eigenen auch fremde Texte. Bald aber meinte ich, ich müßte halt alles selber machen. Die Situationen gerieten in Fluß und gruppieren sich zu kleinen Bilder geschichten, denen größere gefolgt sind. Fast alle habe ich, ohne wem was zu sagen, in Wiesenbahl verfertigt. Dann habe ich sie laufen lassen auf den Markt, und da sind sie herumgesprungen, wie Buben tun, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf gar zu empfindsame Hühneraugen; und ein sogar altes schwäbisches Bäuerlein, das seine Ferkel zum Markte trieb, hat sich recht darüber ärgern müssen."

Buschs Licht sollte nicht lange unter dem Scheffel stehen. Die „Münchener Bilderbogen“ machten ihn bekannt und nun kam in schneller Folge ein Treffer nach dem andern; nach der höchst komischen Trilogie von „Tobias Knopp“, war die groteske Tragikomödie von der „Frommen Helene“ ein Schlager ersten Ranges.

Der Erfolg dieses Werckens war eminent. Bis heute ist das 170. Tausend erschienen, die vielen Auflagen, die Buschs „Humoristischer Hauschat“, in den auch die Helenengeschichte ausgenommen wurde, nicht gerechnet. Aber auch die Geschichten von „Antonius“, von „Bähmann, dem verhinderten Dichter“, vom „Maler Kledsel“, von „Pflisch und Plum“, von „Hans Hudebein, dem Unglücksraben“, von „Max und Moritz“, und all die andern köstlichen Werckchen fanden eine ungewöhnliche Verbreitung. Sie wurden wahre Volksbücher. Interessant ist, daß die famose Bubengeschichte von „Max und Moritz“ ursprünglich von einem Dresdener Verleger als „unbrauchbar“ abgelehnt wurde. Da hatte der Münchener Verlagsbuchhändler Fr. B a s s e r m a n n denn doch ein kundigeres Auge. Er erkannte sofort Buschs Bedeutung und der große Erfolg gab ihm nur zu bald recht.

Ungezählte lustige Stunden hat Busch seiner Mitwelt verschafft. Kein Zweiter vermochte mit dem Zeichenstift so zu schmunzeln, so behäbig breit zu lachen, wie er. Ob er einen Riesenden zeichnete oder einen, vom Magenkrüden Geplagten, eine alte Jungfer, einen Süßel, einen Bagabunden, eine Kaze, einen Dichterling, einen Bauer, — die Drolligkeit der Grimasse und die Lebendigkeit bei aller Karikatur, das ist das Bezwingende darin und das Unvergeßliche.

Defter drang auch bei Busch die schärfere Satire durch; dann regnet es Liebe auf Heuchler, Duckmäuser, Rückwärtsler und Fortschrittsfeinde. Als echter philosophischer Kopf hat sich Busch, als er fühlte, daß er sein Bestes gegeben habe, ganz in die Einsamkeit des Rechtschaffenener Forsthauses zurückgezogen, wo er im Hause der Schwester seinen Lebensabend heiter und beschaulich verbringt. Der große Humorist und Weise züchtet Bienen und pfllegt Pflanzen. Während draußen die halbe Welt sich an seinen unerwünscht lustigen Büchern ergötzt, ist er stiller und ernster geworden. In seinen feinen Prosafage Geschichten: „Edwards Traum“ und „Der Schmetterling“ hat er gezeigt, welch ein tief sinniger Grübler er ist. Aber auch in seinem poetischen Spätling, der „Kritik des Herzens“, diesem seinen Bekenntnisbuch, hat ihn der Schall nicht verlassen, und er gesteht:

„Ach, ich fühl' es, keine Tugend
Ist so recht nach meinem Sinn,
Stets befind ich mich am wohlsten,
Wenn ich damit fertig bin.

Dahingegen so ein Laster,
Ja, das macht mir viel Pläsier,
Und ich hab' die hübschen Sachen,
Dieber vor als hinter mir.“

*

Die fromme Helene.

Von

Wilhelm Busch.

Helene führt als ganz kleines Mädchen allerlei böse Streiche aus, namentlich beim Onkel Nolte, zu dem sie der Vormund gebracht hat, um sie vor den schlechten Einflüssen der bösen Mitwelt zu bewahren.

II. Kapitel.

„Helene!“ — sprach der Onkel Nolte —
„Was ich schon immer sagen wollte!
„Ich warne dich als Mensch und Christ:
„Oh, hüte dich vor allem Bösen!
„Es macht Pläsier, wenn man es ist,
„Es macht Verdruß, wenn man's gewesen!“
„Ja leider!“ — sprach die milde Tante —
„Drum soll ein Kind die weisen Lehren
„Der alten Leute hochverehren!
„Die haben alles hinter sich
„So ging es vielen, die ich kannte!
„Und sind, gottlob! recht tugendlich!“



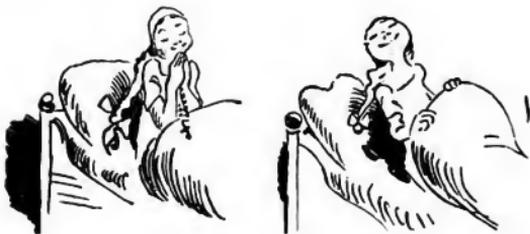
„Nun gute Nacht! es ist schon späte!
„Und, gutes Leuchten, bete! bete!“



Helene geht. — Und mit Vergnügen
Steht sie des Onkels Nachthemd liegen.



Die Nadel her, so schnell es geht!
Und Hals und Ärmel zugenäht!!



Darauf begibt sie sich zur Ruh
Und deckt sich warm und fröhlich zu.



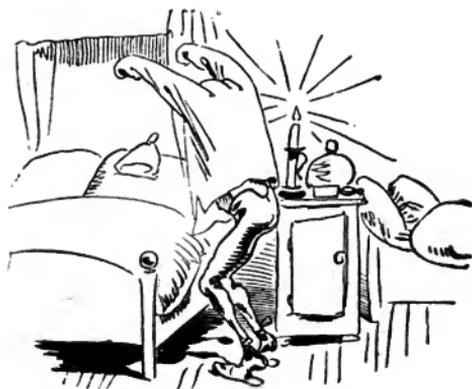
Bald kommt der Onkel auch herein
Und scheint bereits recht müd zu sein.



Erst nimmt er seine Schlummerprise,
Denn er ist sehr gewöhnt an diese.



Und nun vertauscht er mit Bedacht
Das Hemd des Tags mit dem der Nacht.



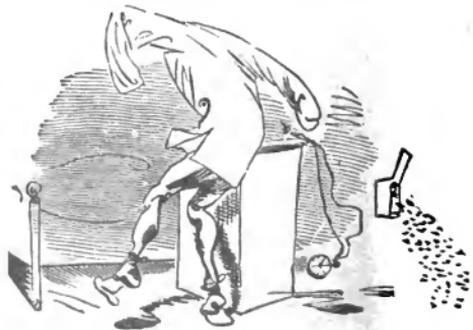
Doch geht's nicht so, wie er wohl möchte,
Denn die Geschichte will nicht recht.



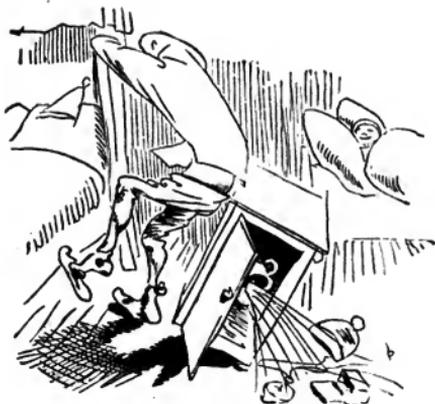
„Dochtausend, das ist wunderbar!“
Der Onkel Nolte ärgert sich.



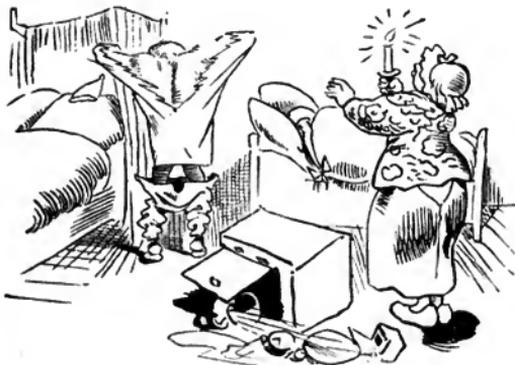
Er ärgert sich, doch hilft es nicht.
Ja stehste wohl! da liegt das Licht!



Stets größer wird der Aerger nur,
Es fällt die Dose und die Uhr.



Rack! — stößt er an den Tisch der Nacht,
Was einen großen Lärm gemacht.



Hier kommt die Tante mit dem Licht.
Der Onkel hat schon Luft gekriegt.



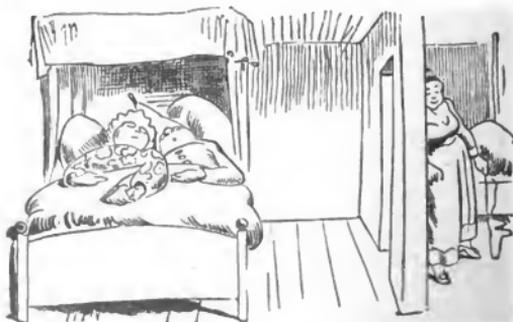
„Oh, sündenvolle Kreatur!
Dich mein ich dort! — Ja schnarche nur!“

Helene denkt: Dies will ich nun
Auch ganz gewiß nicht wieder tun.

(Mit freundlicher Bewilligung der Fr. Bassermann'schen Verlags-
buchhandlung in München.)

*

VI. Kapitel.



In der Kammer still und dunkel,
Schläft die Tante bei dem Onkel.



Mit der Angelschnur versehen,
Naht sich Lenchen auf den Zehen.



Zupp! — schon lüftet sich die Decke
Zu des Onkels großem Schrecke.



Supp! — Jetzt spürt die Tante auch
An dem Fuß den kalten Hauch.



„Nolte!“ — ruft sie — „Lasse das,
„Denn das ist ein dummer Spaß!“



Und mit Murren und Gebumm
Kehrt man beiderseits sich um.



Schnupp! — da liegt man gänzlich bloß
Und die Zornigkeit wird groß;



Und der Schlüsselbund erklärt,
Bis der Onkel flüchtig wird.



Aufsch! Wie tut der Fuß so weh!
An der Angel sieht die Zeh.



Eene hört nicht auf zu zupfen,
Onkel Nolte, der muß hupfen.



Lenne hält die Türe zu,
 Oh, du böse Lenne du!



Stille wird es nach und nach,
 Friede herrscht im Schlafgemach.

Am Morgen aber ward es klar,
 Was nachts im Rat beschloffen war.
 Kalt, ernst und dumpf sprach Onkel Nolte:
 „Helene, was ich sagen wollte, —“



„Ach!“ — rief sie — „Ach! Ich will es nun
Auch ganz gewiß nicht wieder tun!“



„Es ist zu spät! — drum stantepeh
Pack deine Sachen! — So! — Ade!“

(Mit freundlicher Bewilligung der Fr. Bassermann'schen Verlags-
buchhandlung in München.)

*

Helene wird älter; der Jugend Blüte beginnt zu schwinden, und eines Tages entschließt sie sich, Herrn Schmöd, in Firma „Schmöd & Co.“, zu heiraten.

„Viel Freude macht, wie männiglich bekannt,
Für Mann und Weib der heilige Ehestand!
Und lieblich ist es für den Frommen,
Der die Genehmigung dazu bekommen.

Nichts fehlt Helene als der Kindersegen. Auf Anraten eines frommen Mannes unternimmt sie eine Wallfahrt. Am heiligen Orte trifft sie auch mit ihrem frommen Vetter Franz zusammen, der sie schon als ganz kleines Mädchen ins Herz geschossen. Die Wallfahrt ist auch von Segen begleitet, heimgekehrt bekommt Helene Zwillinge. Eines Tages schludt ihr guter Gatte beim Fischeessen eine Gräte und stirbt. Nichts bleibt jetzt mehr Helene als Franz, der fromme Vetter. Der aber kann seinen Gang zum Küchenpersonal auch in seinen späteren Tagen nicht lassen. Er schleicht zur Köchin Kathi und scharmuziert mit ihr. Das sieht Jean, Kathis Liebster. Er wird zornig, hebt seine stibitzte Champagnerflasche hoch

„Und — krack! Es dringt der scharfe Schlag
Bis tief in das Gedankensack.
's ist aus; — der Lebensfaden bricht. —
Helene naht. — Es fällt das Licht.“

Nun geht Helene ganz in sich, tut allen weltlichen Puz und Tand ab und wird immer frommer. Aber außer den Tröstungen des Gebetes liebt sie auch die des Bilders. Als sie einmal einen besonders tiefen Schlud getan, und dem Tisch, auf dem die brennende Lampe steht, zu nahe kommt, da geschieht das Unglück.

„Umsonst! — Es fällt die Lampe um,
Gefüllt mit dem Petroleum.

Helene stirbt einen raschen Verbrennungstod.

„Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
Der Rest war nicht mehr zu gebrauchen.“

Am Rauchfang wartet schon der Unterwelt geschwänzter Bote, der nach einem kurzen Kampf mit Helenens gutem Genius siegt.

Er faßt die arme Seele schnelle
Und fährt mit ihr zum Schlund der Hölle.
Hinein mit ihr!! — Huhu! Ho!ho!
Der heil'ge Franz ist auch schon da.

Als der gute Onkel Nolte die traurige Geschichte vernimmt, da ist sein Herz zuerst sehr bellommen, dann aber die Wirkung des Bösen erkennend, freut er sich seines eigenen guten Philistergewissens und die Hände mehr reibend als faltend, sagt er das Schlußwort:

„Ei ja! — da bin ich wirklich froh!
Denn, Gott sei Dank! Ich bin nicht so!!“



Einleitung zu den „Haarbeutel“.

Von

Wilhelm Busch.

(Mit freundlicher Bewilligung der Fr. Bassermannschen Verlagsbuchhandlung in München.)

Den äußerst lustigen Geschichten: „Die Haarbeutel,“ die von allerhand Nöuichen und ihren seltsamen Wirkungen handeln, schickt Meister Busch eine Einleitung voraus, die an sich eine famose, abgeschlossene Buschiade ist.



er Weise, welcher sitzt und denkt
 Und tief sich in sich selbst versenkt,
 Um in der Seele Dämmerchein
 Sich an der Wahrheit zu erfreun,
 Der leert bedenkl'ich seine Flasche,
 Hebt seine Dose aus der Tasche,
 Nimmt eine Prise, macht hatschieh!
 Und spricht: „Mein Sohn, die Sach ist die:
 „Eh man auf diese Welt gekommen
 Und noch so still vorlieb genommen,
 Da hat man noch bei Nichts was bei;
 Man schwebt herum, ist schuldenfrei,

hat keine Uhr und keine Eile
 Und äußerst selten Langeweile.
 Allein man nimmt sich nicht in acht,
 Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.
 „Zuerst hast du es gut, mein Sohn,
 Doch paß mal auf, man kommt dir schon.
 „Bereits dein braves Elternpaar
 Erscheint dir häufig sonderbar.
 Es faust der Stab, dann geht es schwapp,
 Sieh da, mein Sohn, du kriegst was ab!
 Und schon erscheint dir unabwendlich
 Der Schmerzensruf: das ist ja schändlich!

„Du wächst heran, du suchst das Weite,
 Jedoch die Welt ist voller Leute;
 Vorherrschend Juden, Weiber, Christen,
 Die dich ganz schrecklich überlisten,

Und die, anstatt dir was zu schenken,
Wie du wohl möchtest, nicht dran denken.
Und wieder scheint dir unabweislich
Der Schmerzensruf: das ist ja scheußlich!

„Doch siehe, da im trauten Kreis
Sitzt Jüngling, Mann und Jubelgreis,
Und jeder hebt an seinen Mund
Ein Hohlgemäß, was meistens rund,
Um draus in ziemlich kurzer Zeit,
Die drin enthaltne Flüssigkeit
Mit Lust und freudigem Bemühen
Zu saugen und herauszuziehn.
Weil jeder dies mit Eifer tut,
So sieht man wohl, es tut ihm gut.
Man setzt sich auch zu diesen Herrn,
Man tut es häufig, tut es gern,
Und möglichst lange tut man's auch;
Die Nase schwillt, es wächst der Bauch,
Und bald, mein Sohn, wirst du mit Graun
Im Spiegelglas dein Bildnis schaun,
Und wieder scheint dir unerlässlich
Der Schmerzensruf: das ist ja gräßlich!!

„Mein Sohn, du tust mir leid,
Dir mangelt die Enthaltjamkeit.
Enthaltjamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.
Drum lebe mäßig, denke klug,
Wer nichts gebraucht, der hat genug!“
So spricht der Weise, grau von Haar,
Ernst, würdig, sachgemäß und klar,
Wie sich's gebührt in solchen Dingen;
Läßt sich ein Duzend Aустern bringen,
Ist sie, entleert die zweite Flasche,
Hebt seine Dose aus der Tasche,
Nimmt eine Prise, macht hatschüh!
Schmückt sich mit Hut und Paraplü,
Bewegt sich mit Bedacht nach Haus
Und ruht von seinem Denken aus.

*

Wienerisches.

Von

Eduard Pöhl.

Eduard Pöhl ist der echteste Repräsentant des heutigen Wiener-tums; als Schriftsteller und als Mensch. Wie seine Schriften frei sind von der Bitternervigkeit beladent tuender Aestheten, die so gerne Kulturwienertum postieren, so ist er auch als Mensch frei von jeder Pose und Theaterlei. Ein ausgezeichnete Kenner seiner Heimatstadt — er ist 1851 zu Wien geboren —, ihrer Menschen und Verhältnisse, ein echter und rechter Humorist, dem der treffliche Witz aus der dargestellten Situation ausblüht, ein scharfer Beobachter und kritischer Betrachter, bildet er mit seinen köstlichen Skizzen eine ganz eigene Spezialität des süddeutschen und spezifisch wienerischen Humors. Als Meister der Lokalstudie steht er im Zeitkleton ganz einzig da. Seine Bedeutung ist weit über die Grenzen Wiens und Oesterreichs hinausgewachsen; Pöhl gehört jetzt der deutschen Literatur. Die nachstehenden Skizzen sind der Sammlung „Rund um den Stephans-turm“, die in der Reclamischen Universalbibliothek in Leipzig erschienen ist, mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers entnommen.

Auf der Zahnradbahn.



„S jagt bärenmäßig,“ sagte im Waggon der Kahlenbergbahn ein korpulenter Herr auf dem Vorderstze zu seinem Gegenüber. Der Mann auf dem hinterstze, hager und von galliger Gesichtsfarbe, zuckte kaum die Achseln. Sein Blick ruhte unverwandt auf den Weingeländen, welche er mit einem fast ängstlichen Ausdruck durchforschte, als fürchtete er, daß die Rebläuse in ihrer maßlosen Niedertracht am Ende einen Ueberfall auf den Zug wagen könnten.

„An ein' so kühlen Tag is's nix mit die offenen Waggons,“ fuhr der andere unbeirrt fort. „Wissen S', mir riunt der Schweiß über'n Buckel, weil i ein bissel dostig bin, und da is's glei' aus und g'schegn, wenn i in ein' Zug komm'. Bauchweh is das mindeste, was i krieg — das kenn' i.“

Der gallige Herr rührte sich nicht, trotzdem der Sprecher durch ein starkes Räufpern zu erkennen gab, daß er, wenn schon keinen milden Trost hinsichtlich des drohenden Bauchwehs, so doch eine im allgemeinen teilnehmende Antwort erwartet hätte.

„Hiatz fangt's gar no' zon regnen an,“ schmollte der korpulente Passagier, den Rod zuknöpfend. „Na, das friß i gar gern! Ziagn' tut's eh und hiatz sprigt's no' ein. Da muuß ma do' was für sein' liab'n G'jund tuan. I wir die Plach'n zuamach'n. Sie erlaub'n schon.“

„Muß sehr bitten,“ wehrte der Angesprochene kurz ab, „die Plach'n oben lassen! Geht ja die Aussicht zum Teufel! . . . Unsinn! . . .“

„Waaas?“ fuhr jetzt der Korpulente auf; „nig red'n und groß sein a no'? I hab' dasselbe Recht auf die Placken wie Sö, verstengens, und wegen Jhnerer Aussicht wir' i mir ka Bauchzwicken einwirtschaften. Die Placken muaß awer!“ Damit zog er den Leinwandvorhang herunter und stemmte die wuchtige Faust auf die Eisenstange, den kritischen Herrn mit feindseligen Blicken messend. Dieser sprang wütend auf und zerrte mit aller Kraft an den Schnüren, um den Vorhang wieder in die Höhe zu bringen. Doch vergebens; selbst als er sich mit seinem ganzen Körper an die Stricke hing, wie die Mesnerbuben an die Glockenseile, wich der Vorhang nicht einen Zoll breit. Keuchend ließ der Gallige endlich von diesem Beginnen ab und rief so laut, daß es die übrigen, durch den Kampf ohnehin schon aufmerksam gewordenen Passagiere hören mußten, seinem Widersacher zu: „Wenn mir nicht um die fünf Gulden Straf' leid wär' — Sie sollten eine Watschen kriegen . . .“

Es wurde still im Waggon. Der also Beleidigte erhob sich in seiner ganzen fürchterlichen Breite, spuckte bedächtig in die Hand, holte mächtig aus . . . dann schüttelte er den Kopf, pfauchte die Erregung aus und setzte sich wieder. Seine dicken Wurftefinger holten aus einer ansehnlichen Brieftasche eine Banknote hervor, die er dem Beleidiger unter die Nase hielt.

„So,“ stieß er hervor, „da hab'n S' ein' Fünfer, Sö notiger G'fell. Damit können S' d' Straf' zahl'n; awer hiazt möcht' i do' amal dö Watschen seg'n, dö Sö mir geb'n woll'n. Kost' Jhna gar nig, das haßt ka Geld, denn da is mei' Fünfer. Alsdann her mit der Watschen!“

Der andere verharrte in troziger Unbeweglichkeit, bis ihn ein in zischendem Tone gesagtes und von einem bedenklischen Hin- und Herflattern des Fünfers begleitetes „I sag' Jhna, nehman S' 'n, sunst . . .“ bewog, die Note unwillig einzustecken. Darauf lehnte sich der Korpulente mit förmlichen Behagen zurück und kreuzte die Arme.

„So, zahlt is die Watschen; hiazt liefern S' es a, wann S' an Funken Ehr' in Leib hab'n. Die herrschafsten sein Zeug'n.“

Keine Antwort.

„Na, launln S' net so lang ummer! Mei Watschen will i hab'n, Sö gacher Herr, Soll i valleicht no' a Bittschrist einreich'n?“

„Sie werden Ihre Watschen schon kriegen,“ bequeme sich nun der so nachdrücklich Herausgeforderte zu sagen. „Justament will ich nicht gleich. Sie kriegen i' später, wann's mir paßt.“

„Oho, dös gibt's net, dös kenn i net, dös sein Pflanze! Entweder reiben S' augenblickli die Watschen ummer oder Sö geb'n m'r 's Geld z'ruck, weil ka Vorstellung net is. Nachher, mei lieber Herr von Sassafras, werd'n m'r erscht no a Wartel mitanander weiterred'n.“

„Ich hab' Ihnen schon gesagt, daß Sie Ihre Watschen krieg'n werd'n, Sie leichtsinniger Mensch, der mit die Fünfer so herumhaut. Das Geld bleibt bei mir als Dedung. Und damit basta!“

Ein Sturm des Unwillens erhob sich unter den Passagieren. Augenblicks ward die Szene zum Tribunal und es regnete mehr oder minder

kräftige Vorwürfe gegen den „Schundian und Hasensfuß“, welcher zuerst keck genug sei, eine Ohrfeige belehnen zu lassen, sie dann aber aus blasser Furcht sozusagen dem rechtmäßigen Eigentümer vorenthalte. Einige Stimmen äußerten ganz unverhohlen, daß eine solche Handlungsweise an Hochtapelei grenze, und da der Zug unterdessen in die Station Kahlenberg eingelaufen war, zeigten sie nicht übel Lust, diese unerhörte Streitsache durch den Sicherheitswachmann schlichten zu lassen.

Da klopfte beim Aussteigen der gallige Herr mit ganz veränderter Miene seinem Gegner auf die Schulter und sprach:

„Ich werd' Ihnen was sag'n: was soll'n wir uns um den Fünfer und um die Ohrfeig'n streit'n? Wann S' mir ein bißel gut sein könnten, wär's 's beste, wir trinketen Bruderschaft miteinander um den Fünfer.“

„Ja a recht,“ schmunzelte der Dicke, „sag'n m'r du zu einander. Servus, sollst leb'n!“ Und er gab ihm sofort einen schmalzigen Kuß, und die beiden verließen Arm in Arm den Bahnhof.

Die Zuschauer machten große Augen. Dann sagte einer: „Dös kann i was net leid'n, wann solche Wig' g'macht werd'n! Awer denen sit' i nimmer auf, dös steht! . . .“

*

Der Billard-Auffschreiber.



Wenn es Menschen gibt, deren Tun und Lassen nicht vom Egoismus geleitet wird, so sind es entschieden bloß die freiwilligen Billard-Auffschreiber in den Wiener Kaffeehäusern. Wenn diese guten Kerle nach ihrem Tode das Himmeltor nicht unangehalten passieren, dann nützt es überhaupt nichts, auf Erden geduldet, anderen Wohltaten erwiesen zu haben und dafür noch beschimpft worden zu sein. Ich bitte, mir nicht etwa mit der platten Phrase zu kommen: „Ja, was ist denn das Aufschreiben beim Billard für ein sonderliches Verdienst? Der Mann malt eine Tafel mit Ziffern voll, weil er Langeweile hat, die Spieler danken ihm dafür und er geht seiner Wege.“ Die Sache verhält sich eben anders. Man muß nur einmal ein vorstädtisches Kaffeehaus besuchen, wo des Nachmittags vier oder fünf Bürger vom Grunde ihre Preferanzpartie auf dem Billard machen. Zur bestimmten Stunde kommen sie einer rasch nach dem anderen, und während jeder sofort nach seinem eigenen Queue greift und denselben pedantisch sorgsam an dem belebten Ende ankreidet, kann man es vier- oder fünfmal hören:

„Wo bleibt denn der Wurzinger?“

Der Wurzinger ist nämlich ihr Aufschreiber; wohlgemerkt, kein Mann geringeren Ranges, der sich diese Dienstleistung zur Ehre schätzen müßte. Nein, Wurzinger ist ein vollkommen gleichgestellter Bürger und Genosse, welcher es vor vielen Jahren einmal aus reiner Herzensineinfalt übernommen

hat, das Präferenzbuch zu führen, worüber ihm anfänglich einige Freundlichkeiten gesagt wurden, bis er an diese Tätigkeit gewöhnt war. Von da an behandelten die ihn einfach hundemäßig, denn der gute Wurzinger fand nicht den Mut, den übermütigen Gesellen die Tafel hinzuworfen. Es schwebte ihm undeutlich das Bild einer blutigen Verwickelung und einer unerträglichen Veränderung seiner ganzen Lebensweise vor, wenn er dieses Kaffeehaus nicht mehr betreten und bei der Präferenz aufschreiben könnte.

So schleicht er denn mit sichtlicher Seelenangst zur Tür herein, wenn die Spieler schon vier- oder fünfmal gefragt haben: „Wo is denn der Wurzinger?“

„Seid's net bös,“ entschuldigt er sich, rasch nach Tafel und Stift greifend, „i bin heunt' a bissel aufg'halt'n word'n . . . Mei' Alte hat an Buam kriegt.“

„Na wagt, dös wär' g'rad ka Grund, uns warten z'laffen. Zu was hab'n f' denn di dabei braucht. Du misch't di' halt in lauter Sachen, dō di' eigentli' nig angeh'n . . .“

„Geht's weiter, wia könnt's denn so was sag'n!“

„Na, weil's a wahr is. Uebrigens wir gratulier'n d'r herzli'. Der wievielte is?“

„Der sechste, der's Leben hat.“

„Ah, Tschaperl, i mein', der wievielte heunt' is, daß d' net wieder an falschen Datum aufschreibt und a Palawatsch auffakummt, wann m'r die Partie am andern Tag auspiel'n.“

„Ah so,“ meint Herr Wurzinger und schreibt das Datum, sowie die Namen der Spieler in der ausgelosten Reihenfolge. „Alsdann, geh'n m'r's an. I schreib' jeden ein' Hunderter auf.“

„Ka' Spur, zwahundert!“

„Das is a bissel z'viel; bis das herunterg'spielt is, wird's m'r heunt z' spat. Mei' Alte hat mi' bitt', i soll a bissel früher kommen.“

„Na, da hab'n m'r's ja. Mei' Eiaber, da müass'n m'r uns halt um an andern Aufschreiber umschau'n. Kannst glei' z'haus geh'n und 's Wärmfpand'l g'recht'n.“

Diese Drohung empfindet Herr Wurzinger so tief, als ob es sich um den Verlust einer einflußreichen Ehrenstelle handeln würde. Seufzend schreibt er die verlangten zweihundert Points auf und steht die Spieler bloß an, keine „damischen Verlauser“ zu leisten, welche hemmend auf den Fortgang der Preference einwirken müßten.

Und nun arbeiten die Spieler mit allen Ränken und Listen darauf los, einander schlechte Positionen zu geben, plagen sich wie Saumtiere und wüten beständig über alle erdenklichen unheilvollen Einflüsse, welchen sie durch die schlechte Beschaffenheit des Billardtuches, der Queues, der Kreide, der Kugeln usw. in diesem verfluchten Kaffeehause ausgesetzt seien.

Von Zeit zu Zeit gucken sie dem Aufschreiber über die Achsel, um zu sehen, wie ihre Partie steht. Bei jeder derartigen Annäherung rieselt

ein Schauer von Unbehagen über die Haut des Aufschreibers; denn er weiß genau, welches Unwetter sich alsbald über ihm entladen wird.

„Was!“ schreit der eine und stemmt die Säuste in die Hüften. „Was, i bin erst auf 122? Ah, da muas i bitten! I hab' do' in aner Tour Gute g'macht. Ja, wenn falsch aufg'schrieb'n wird, da muas man ja von Federn auf Stroh kommen! Das is a G'wissenlosigkeit; i spiel' net weiter, wann der Wurzinger net ord'ntli' auffschreibt.“

„Du hast net mehr g'macht,“ versetzt der Aufschreiber gekränkt. „I schreib' net falsch auf, i bin a Ehrenmann.“

„Weg'n meiner kannst zehnmal a Ehrenmann sein, aber im Rechnen haut dir's der dressierte Pudel vom Orpheum awer. Geh' no' mal in die Taserlklaff' und lern' die vier Spezies. Nachher kumm' her und schreib' auf. So a Keckheit. A Mensch, der net amal in' Schießergreißler*) sei' Wäschbuch führ'n kunnt, reißt si' ums Aufschreib'n bei uns'rer Preferanz!“

„I reiß' mi net d'rum,“ murrst herr Wurzinger, hält aber augenblicklich die Tafel mit beiden Händen fest, als sie ihm der erboste Spieler zu entwinden versucht.

„Na waßt, Wurzinger,“ nimmt ein zweiter Spieler im Tone eines väterlichen Freundes das Wort, „da brauchst gar net harv z'sein, wenn dir aner sagt, daß d' mit'n Adam Riese auf schlecht'n Suas steht. Mir hab'n dir uns'r Vertrau'n g'schenkt, du unterhaltst di' bei unsern Preferanzl wie in aner Nachmittagsvorstellung und jedesmal gibt's an Bahäl mit deiner Aufschreiberei. I will ja net sag'n, daß d' a Einbrecher bist, aber mir hast, wie i g'rad sieh, a so viel schlechte (Points) auffidiffidiert, daß mir d' Haar kerzeng'rad' in d' Höh' steig'n; bist a rechter Andümmel!“

„Und bei mir hat er so viel Strichlerln g'macht, daß mei' Seiten ausfaut wie a Schubleiter — rein, als ob i no' gar nig 'troffen hätt'. Auf so a Aufschreiberei pfeif' i. Geh' baden, mei' Liaber, und schreib' denen Spiegelkarpfen im Wasser drinnat auf. Valleicht san dö dumm g'nu, daß s' deine Fehler net mirken, du mordionischer Paßer du!“

„An mir laßt er sein Zorn aus,“ weiß der vierte anzuklagen, „weil i lehtin zu ihm g'sagt hab': A alte Schneegans wird ehnder a Rechnungsrat, als er a verlässlicher Aufschreiber. Wird nig nutzen, i wir' halt mein Schanerl mitbringen müssen, daß dös G'trett amal aufhört. Da wird m'r ja lebensüberdrüssi', wann aner allaweil so schlecht auffschreibt.“ — — —

Mord und Totschlag gäbe es, wenn einem anderen so übel mitgespielt würde. Wurzinger aber, der arme, geduldige, hingebende Billardauffschreiber sitzt am nächsten Tage wieder vor seiner Tafel, als ob nichts vorgefallen wäre. Und wenn er nicht gestorben ist, so schimpfen sie ihn heute noch.

*) Die Personifikation eines kleinen Budlers.

Wippchen.

Don Julius Stettenheim.

Julius Stettenheim, der Schöpfer der Figur des kalauernden Kriegsberichterstatters Wippchen, gehört schon um dieser Figur willen zu den erfolgreichsten Humoristen. Sein Wit ist scharf, bleibt aber immer lebenswürdig und wenn es auch oft nur Wortwitz ist, so weiß er ihn doch immer so anzuwenden, daß er irgend eine zur Charakteristik nötige drastische Sinnesverdrehung hervorruft. Eine gelungene Satire auf gewisse oberflächliche Reporter und Berichterstatter, die sich die tollsten Dinge aus den fünf Fingern saugen, ist Stettenheims Kriegs-Korrespondent Wippchen, der, ohne nach dem Kriegsschauplatz zu reisen, für sein Käseblatt die phantastischsten Berichte verfaßt. Seine Hilflosigkeit wird in der komischen Wirkung noch erhöht durch die Entgleisungen seines Reporterstils, der von den drolligsten Schreibleuten wimmelt. Seine ewige Vorsetzbedürftigkeit kommt in seiner Korrespondenz mit der Redaktion des Blattes unter den verschiedensten Motivierungen zur Sprache. Stettenheim (geb. 1831 in Hamburg) hat seinen Kriegsberichterstatter Wippchen erfunden, als 1877 der russisch-türkische Krieg eben begonnen hatte. Der erste Wippchenbericht erschien am 4. Mai 1877 in Stettenheims „Berliner Wespen“. Die Figur hat also schon drei Jahrzehnte recht vergnügt überdauert.

*

Der orientalische Krieg.

5. Kapitel.

Herrn Wippchen in Bernau.



rei Wochen sind seit Ihrem Uebergang der Russen über die Donau verflossen, ohne daß Sie sich herbeiließen, sich wieder mit den Ereignissen zu beschäftigen. Für Sie scheint mit Ihrem Donauübergang, der seitdem zum Glück wirklich stattgefunden hat, der orientalische Krieg wirklich sein Ende erreicht zu haben, während er nach unserem Dafürhalten damit erst in Fluß gekommen ist. Ihre irrtümliche Anschauung hat leider die natürliche Folge, daß Sie die für falsche Nachrichten günstigste Zeit unbenuzt verstreichen lassen. Dies ist unerhört und schadet Ihrem Ruf empfindlich. Jetzt, wo die Verwirrung auf dem Kriegsschauplatz so groß ist, daß keine der feindlichen Armeen weiß, ob sie siegt oder flieht, ob sie sich auf dem Vor- oder auf dem Rückmarsch befindet, jetzt, wo die Russen am Tage nach der Schlacht den Türken mitteilen, wie es diesen bei dieser Gelegenheit ergangen ist, jetzt scheint uns für Sie die Zeit gekommen zu sein, das Beste zu leisten. Statt

dessen warten wir umsonst auf irgend ein Bombardement, obschon Ihnen Rustschuk und Silistria zur Verfügung stehen, und lassen Sie sich die Dobrudscha ganz aus der Nase gehen. Sie scheinen nicht einmal das dort herauskommende „Niederbarnimer Kreisblatt“ zu lesen, und das wäre denn doch das wenigste, was wir von einem gutdotierten Kriegskorrespondenten verlangen können!

Obenein berichtet uns ein dortiger Freund, Sie seien in den letzten vierzehn Tagen nur selten in Berlin gewesen, sondern halten sich viel auf dem Bahnhof von Freienwalde auf, wo die hübsche Kellnerin serviert. Ist dem so, so verkennen Sie allerdings Ihre Stellung: zum Erobern von Stationsmädchen brauchen wir keinen Kriegsberichterstatter!

Wir bitten Sie also recht sehr, sich schleunigst Ihrer Pflicht zu erinnern und uns einen Kampf von mindestens dreißig Zeilen zukommen zu lassen. Geschieht dies nicht, widmen Sie sich mehr der Liebe als dem orientalischen Krieg, so haben Sie sich die Folgen selber zuzuschreiben.

Ergebenst

Die Redaktion.

Bernau, 12. Juli 1877.



Ich habe mir eine Cholera cloro angezündet und ließ mir meinen Seidel mit schäumendem Gambrius füllen. So hoffe ich den von Ihnen gekrümmten Wurm in mir vor einem gerechten Zornausbruch zu bewahren. Ich gebe gern zu, daß ich mich nach meinem jüngst ergebenen Donauübergang einem Dolce überließ, welches etwas zu sarniente war. Aber es geschah dies wahrlich nicht in den Tag hinein. Mein Prinzip ist, das Publikum nicht zu überfättigen. Man kann des Rebhühns auch zu viel tun. In der Beschränktheit zeigt sich erst der Meister, sagt der Dichter. Wohin kommen wir, wenn ich täglich, mit Ausnahme der Montage, eine Schlacht abschicke, ein Bombardement in die Druckerei sende? Ohne modus in rebus wäre ich unstreitig nicht der geeignete Mann für meine Aufgabe.

Gerne will ich eingestehen, daß ich zur Erholung von meiner Blutarbeit die Berichterstattung des Prozesses Courville von hier aus für ein Holsteinisches Blatt übernommen und daher in diesen Tagen besonders stark in Anspruch genommen war. Es war sehr schwer, in dieser hügellosen Gegend über das Stillfer Joch zu schreiben, um so schwerer, als ich parterre wohne, mir daher mit dem besten Willen keine Absturzstelle vorstellten konnte und doch als Teilnehmer an der Inspektionsfahrt gelten mußte. Nun aber, nach

der Verurteilung Tourvilles, die ich leider einen Tag zu früh gemeldet habe, kehre ich wieder gestärkt zu meinem Orient zurück.

Und Sie werfen mir ein Mädchen vor! Sie nehmen mir eine Kellnerin krumm! Wenn Sie mir, als Sie mich gewannen, gesagt hätten: „§ 1. Herr Wippchen verpflichtet sich, dem weiblichen Geschlecht nichts anderes als Valet zu sagen“, so würde ich für keinen Midas der Welt die Stellung angenommen haben. Ich bin — verzeihen Sie das harte Wort! — kein steinerner Don Juan, gewiß nicht, und niemals im Leben habe ich mich vom Ewigweiblichen derart hinarziehen lassen, daß ich heute nicht sagen könnte: „Ich blicke auf einen mäßig verlebten Casanova zurück.“ Ganz aber kann ich das weibliche Herz nicht ungebrochen lassen, dann und wann drängt es auch den Kriegskorrespondentesten, seine Hände auf das Haupt eines Mädchens zu legen und das berühmte Heinesche Gebet zu verrichten. Und im vorliegenden Fall ist es noch dazu eine Bahnhofskellnerin, ein Verhältnis also, welches absolut harmlos ist. Jeden Augenblick kommt ein Zug, noch häufiger klingelt's und pfeift's, und Passagiere, welche Kaffee und Spritzkuchen heißchen, drängen sich zwischen den Gürtel und den Schleier meines süßen Geheimnisses, das Sie so rauh mit den Sascos Alexanders durchhauen wollen.

Angebogen der Eintritt der Griechen in die Aktion. Auf was wollen wir noch warten? Ich habe abermals eine außerordentliche Quelle, nämlich Leonidas und die Perser bei Thermopylä benützt. Sie sehen, ich scheue keine Mühe, und wir könnten wie Kastor und Pollax miteinander leben, wenn Sie mir blindlingser vertrauten.

Mein Mammon rerum ist wieder zu Ende. Bitte, senden Sie mir umgehend 40 bis 30 Mark!

Carissa, den 10. Juli.

W. Ich rede mir nicht ein, die Pythia mit Löffeln gegessen zu haben, aber das Erscheinen der Griechen auf dem Kriegstheater hatte ich lange vorausgesehen. Schon das alte Griechenland rüttelte an dem Fuß, den ihm ein Tyrann auf den Nacken gesetzt hatte, und wollte ich alle die längst geflügelt gewordenen Helden namhaft machen, so würde der mir zu Gebote stehende Raum gewiß nicht ausreichen. In dem modernen Griechenland waren nun die kühnen Peleponnesier wieder wach geworden, und da stand nun die Armee von 80 000 schönen Hellenen, bereit, ihre Waffen für das Vaterland zu vergießen. Ich eilte näher. An einem Engpaß des Olympos, dessen Fuß der Golf von Saloniki bespült, kam es zum Kampf. Die Türken forderten den Griechen die Waffen ab, aber die lakonische Antwort lautete in der Ursprache: „Komm und hole sie!“ und als nun ein Mann von Trachis den Hellenen sagte, die türkischen Kanonen würden die Sonne verfinstern, da riefen sie wie aus einer Zunge: „Desto besser, so werden wir im Schatten jechten!“ Gesagt, getan. Der Kampf begann. Der Engpaß wurde tapfer ver-

teidigt. Leider hatte ein gewisser Ephialtes für schöne Talente den Türken die Stellung der Hellenen verraten. In Poseidons Fichtenhain, der von Kranichen wimmelte, sah ich alles deutlich mit an. Viermal schlugen die im Engpaß stehenden Leonidasse die Türken zurück, dann aber unterlagen sie, den Geboten Lakedämons getreu. Die anderen traten den Rückzug an, verfolgt von den Türken. Der Tod erntete alles nieder. Aber es ist damit noch nicht aller Dinge Abend. Die Griechen werden den Sieg der Türken nicht auf sich sitzen lassen. Sie glauben fest an ihren Sieg, — habent sua fata morgana!

Als die Türken ein griechisches Grenzdorf stürmten, war ich Zeuge einer rührenden Szene. Aus einem brennenden Hause hörte ich ein Kind schreien. Ich trat ein, und das Kind rief mir Alpha! Alpha! entgegen. Ich verstand es. Dann brachte ich es in Sicherheit. Inmitten der Greuel des Krieges ein Idyll!

*

Die Achtundachtziger Weine.

Ein saueres Stück Arbeit.

Von

Johannes Trojan.

Johannes Trojan (1837 zu Danzig geb.), der wichtige Kladderadatschredakteur und Dichter feuchtsüßher Rheiu- und Moselweinelieder, ist ein liebenswürdiger Humorist und feinsinniger Poet. Eine Unzahl von Versen, Wäsen und satirischen Zeitglossen hat er in 44 Jahrgängen des Kladderadatsch veröffentlicht und seine Christenauswahl umfaßt 14 Bände. Seine Scherzgedichte sind vielfach dankbare Vortragstücke geworden, die zur Erheiterung mancher Tischgesellschaft beigetragen haben. Seine Poesie erhält von drei Dingen den Ton: Vom Patriotismus, von der Liebe zu Bismarck und zum Wein. Der Wein ist ihm in allen Tagen der beste Freund, Tröster und Arzt. Gegen die Weinpautscher hat er's besonders scharf; er sticht sie, wo er kann. „Zur Untersuchung von Wein ist ein Chemiker sehr gut geeignet. Man macht es aber am besten so, daß man den Chemiker zuerst den Wein trinken läßt und dann am andern Tage den Chemiker untersucht.“ — Das nachstehende Gedicht: „Die Achtundachtziger Weine“ ist mit Bewilligung des Verlages dem Bande: „Der Kladderadatsch und seine Leute“ (Verlag H. Hofmann & Co., Berlin) entnommen.

In diesem Jahr am Rheine
Sind leider gewachsen Weine,
Die an Wert nur geringe,
Es reiften nur Säuerlinge,
Im Verlauf dieses Herbstes;

Nur Herberes bracht' er und Herbstes.
Zu viel Regen, zu wenig Sonnenschein
Ließ erhofften Segen zerronnen sein,
Nichts Gutes floß in die Tonnen ein.
Der 88er Rheinwein

Ist, leider Gottes, kein Wein,
Um Leidende zu laben,
Um Gram zu begraben,
Um zu vertreiben Trauer;
Er ist dafür zu sauer.

An der Mosel steht es noch schlimmer,
Da hört man nichts als Gewimmer,
Nichts als Aechzen und Stöhnen
Von den Vätern und Söhnen,
Den Müttern und den Töchtern,
Ueber den noch viel schlechtern
Ertrag der heurigen Lese.
Der Wein ist wahrhaft böse,
Ein Rachenpußer und Kräher;
Wie unter Gläub'gen ein Keßer,
Wie ein Strolch, ein gefährlicher,
In dem Kreise Ehrlicher
Unter guten Weinen erscheint er.
Aller Freude ist Feind er,
Aller Lust ein Verderber;
Sein Geschmack ist fast noch herber
Als der des Essigs, des reinen,
Ein Wein ist es zum Weinen.

Aber der Wein, der in Sachsen
In diesem Jahr ist gewachsen
Und bei Naumburg im Tale
Der rasch fließenden Saale,
Der ist saurer noch viele Male
Als der sauerste Moselwein.
Wenn du ihn schlürfst in dich hinein,
Ist dir's, als ob ein Stachelschwein
Dir kröche durch deine Kehle,
Das deinen Magen als Höhle
Erkork, darin zu hausen.
Angst ergreift dich und Grausen.

Aber der Grünberger
Ist noch sehr viel ärger.
Laß ihn nicht deine Wahl sein!
Gegen ihn ist der Saalwein
Noch viel süßer als Zucker.
Er ist ein Wein für Mucker,
Sür die schlechtesten Dichter

Und dergleichen Gelichter.
Er macht lang die Gesichter,
Bläß die Wangen; wie Rasen
So grün färbt er die Nasen.
Wer ihn trinkt, den durchschauert es,
Wer ihn trank, der bedauert es.
Er hat etwas so Versauertes,
Daß es sich nicht läßt mildern
Und nur schwer ist zu schildern
In Worten oder Bildern.

Aber der Züllichauer
Ist noch zwölfmal so sauer,
Als der Wein von Grünberg,
Der ist an Säure ein Zwerg
Gegen den Wein von Züllichau.
Wie eine borstige, wilde Sau
Zu einer zarten Taube,
So verhält sich, das glaube,
Dieser Wein zu dem Rebenfaß
Aus Schlesien. Er ist schauderhaft,
Er ist gräßlich und greulich,
Ueber die Maßen abscheulich.
Man sollte ihn nur auf Schlächter-
bänken
Den Gästen in die Becher schenken,
Mit ihm nur schwere Verbrecher
tränken.

Aber nicht ehrliche Zecher kränken.

Wenn du einmal kommst,
In diesem Winter nach Bomst,
Deine Erfahrung zu mehren,
Und man setzt, um dich zu ehren,
Dir heurigen Bomster Wein vor,
Dann, bitt' ich dich, sieh dich fein vor,
Daß du nichts davon verschüttest,
Und dein Gewand nicht zerrüttest,
Weil er Löcher frißt in die Kleider
Und auch in das Schuhwerk leider.
Denn dieses Weines Säure
Ist eine so ungeheure,
Daß gegen ihn Schwefelsäure
Der Milch gleich ist, der süßen,

Die zarte Kindlein genießen.
 Fällt ein Tropfen davon auf den Tisch,
 So fährt er mit lautem Geziß
 Gleich hindurch durch die Platte.
 Eisen zerstört er wie Watte,
 Durch Stahl geht er wie Butter,
 Er ist aller Sauerkeit Mutter.
 Stand halten vor diesem Sauern

Weder Schösser noch Mauern.
 Es löst in dem scharfen Bomster Wein
 Stix Granit auf und Ziegelstein.
 Diamanten werden sogleich,
 In ihn hineingelegt, flamenweich,
 Aus Platina macht er Mürbeteig.
 Dieses vergiß nicht, wenn du kommst
 In diesem Winter einmal nach Bomst.

*

Das Kaisermanöver.

Humoreske von

Ernst von Wolzogen.

Ernst von Wolzogen (geb. 1855 zu Breslau) hat als Lustspiel-dichter, als Romanschriftsteller, Novellist und Dichter immer überwiegend zur humoristischen Gestaltung geneigt. Er hat den Humor des Weltstadthumlers, die Ironie des mit allem Menschlichen gerne spielenden Genießers und die Lebensfreude des echten Kunstgenießers. Seine Ueberbrettel-Lieder sind leb und pikant, und seine Romane blenden durch vortrefflichen Wurf. Im „Lumpengefindel“ hat er eine Tragikomödie geschrieben, die zum Besten gehört, was der deutsche Naturalismus hervorgebracht hat. Auch vortreffliche Humoresken sind dem vielseitigen und gestaltungsfähigeren Dichter gelungen. Die hier wiedergegebene humoristische Erzählung gibt von seiner Art eine gute Probe. Sie ist mit Erlaubnis des Verlages dem bei F. Fontane & Co. in Berlin erschienenen Bande: „Erlebtes, Erlauchtes, Erlgenes“ entnommen.

*



est stand er da wie Deutschlands Eichen und schüttelte im warmen Südweststurm holdster Ueberredungskunst nur leise den schon etwas herbftlich angehauchten Wipfel — nämlich der königliche Hauptmann und Kompagniechef Adolar von Knorzh.

Seine Gattin, eine lieblich gerundete, trotz ihrer acht- undzwanzig Jahre noch fast mädchenhaft scheue und stets harmlos liebenswürdige kleine Dame, und seine Frau Schwiegermutter, die verwitwete Großhändler Hollerbusch, die von ihrer Tochter — wenigstens bei künstlicher Beleuchtung — nur durch das Gewicht zu unterscheiden war, beide Damen hatten den Sturm auf das Felsenherz des Hauptmanns mit

aller Sorgfalt vorbereitet, indem sie, auf die einzige menschliche Schwäche des Gestrungen bauend, sämtliche Leibgerichte erster Ordnung auf die Speisefolge des letzten Mittagessens vor dem Ausrücken zu den großen Herbstübungen gesetzt hatten. Und es war ihnen wirklich gelungen, durch diese feine Kriegslist die finstre Laune des Hauptmanns zu bannen, die sich seiner regelmäßig bemächtigte, so oft große militärische Prüfungen die Ruhe seines Gemütes bedrohten. Zwar hatte er die Fleischklößchen in der Brühe noch mit einigem Stirnrnzeln für entschieden zu fest erklärt, hatte zu behaupten gewagt, daß der alte Sherry, den es zur Suppe gab, nach dem Pfropfen schmecke, hatte selbst bei der darauf folgenden Gänseleberpastete, durch unsicher tastende Zungenverrenkungen und mißtrauisch vorsichtige Bewegungen der Kauwerkzeuge sich zu überzeugen gesucht, daß auch an diesem Leckerbissen nicht alles in Ordnung sei, hatte mit einem so unerbittlich strengen Blicke den grünen Römer, den ihm die Gattin süß lächelnd mit duftigem Moselblümchen gefüllt, gegen das Licht gehoben, wie wenn er die Seelenreinheit eines übel berüchtigten Gewehrlaufes beim letzten Appell vor der Musterung zu prüfen hätte — dann aber hatte ein Steinbutt, nach Ostender Art mit einem Kranz von goldbraun krustiertem Kartoffelbrei ringsherum, sein hartes Herz zu schmelzen begonnen, und als nun gar noch ein auf der Zunge zerfließender gepickter Spießerrücken den Steinbutt übertrumpfte, da begann dieses selbige Herz ihm im Leibe also zu lachen, daß die schwarze Galle sich in aller Hast von dem erschütterten Zwerchfell zurückzog. Beim Käse erzählte er seinen Damen heitere Schwänke aus dem Jäger- und Soldatenleben, über welche die Schwiegermama des öfteren zu erröten Ursache fand — und nach Aufhebung der Tafel, als man sich zu einer Likörprobe in das Herrenzimmer zurückgezogen hatte, drückte er sein hübsches Weibchen gar so zärtlich an sich, daß die verwitwete Großhändler Hollerbusch es unter allen anderen Umständen für angemessen erachtet hätte, sich zurückzuziehen; heute jedoch durfte sie die schüchternen Tochter nicht ohne ihren erprobten diplomatischen Beistand lassen.

Nach einem langen Kusse errötend aufatmend, eröffnete die Frau Hauptmann das Gesecht.

„Nicht wahr, Männchen, diesmal sagst du doch nicht wieder nein?“

„Was denn, mein Schnutzen? Was meinst du denn?“

„Ich meine wegen des Manövers.“

„Ach so, daher weht der Wind! Nein, nein, gib dir keine Mühe, mein Schatz! Du weißt: Mulier taceat in ecclesia! das heißt: Weiber gehören nicht auf den Kriegsschauplatz, hehehe!“

Die kleine Frau wollte schon schmolleud den Kampf aufgeben, als ihr die gute Mutter zu Hilfe kam, indem sie mit mildem Vorwurfe begann: „Aber, lieber Adolar, du mußt es doch als Soldat und Patriot begreiflich finden, daß wir Frauen uns danach sehnen, unseren jungen Kaiser endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wir haben dich doch wahrhaftig nicht oft mit unseren Wünschen gequält — das kannst du doch wirk-

lich nicht sagen! Sieben Jahre sitzen wir hier nun schon ganz still und zufrieden mit dir in diesem doch herzlich langweiligen Neste und nur ein einziges Mal hast du Otilie mit nach Berlin genommen. Außer der einen großen Parade auf dem Tempelhofer Felde hat sie noch nie ein größeres militärisches Schauspiel mit angesehen. Eine Soldatenfrau! das glaubt ihr ja kein Mensch, wenn sie das erzählt! Und nun, wo wir zum erstenmal das Kaisermanöver ganz in der Nähe haben . . .“

„O bitte, Mama, es sind zwei bis drei Meilen bis nach Lothwitz!“ unterbrach sie der Hauptmann mißmutig.

„Nun ja, wenn auch, es kostet doch nur einen Wagen. Sieh mal, lieber Adolar, so bequem kriegen wir es gewiß nie wieder; es wäre doch geradezu eine Schande, wenn wir die Gelegenheit vorübergehen ließen, unseren Kaiser zu sehen. Und überhaupt: es ist doch zu merkwürdig, daß du Otilie nie mit zum Manöver lassen willst, wo doch die meisten Offiziersdamen mal mit herauskommen. Das ist gerade so, wie wenn ein Maler seiner Frau nie seine Bilder zeigen wollte!“

„Na, hör' mal auf,“ rief der Hauptmann und klatschte sich dabei aufs Knie, „das ist aber ein Vergleich, uff! Malerei und all solcher Kunstkräm, das ist eben für die Damen, und Manöver ist eine ernste Sache und nicht für die Damen — das ist der kleine Unterschied.“

„Ja, aber das Zusehen ist doch nicht verboten,“ wandte Frau Otilie bescheidentlich ein. „Salkensteins, Bomsdorfs, Brederlows und alle gehen doch hin.“

„Wenn die Herren so schwach gegen ihre Frauen sind, so mögen sie das mit sich abmachen,“ brauste der Hauptmann auf. „Ich kann euch nicht helfen, ich halte es nun einmal für einen groben Unfug. Barmherzige Samariterinnen brauchen wir in Friedenszeiten nicht, und in anderer Eigenschaft gehören Frauenzimmer nicht aufs Schlachtfeld. Sie verlangen dann, daß man den Kavaliere spielen soll, für ihre Bequemlichkeit, für ihr Vergnügen sorgen, aber dazu hat ein Kompagniechef durchaus keine Zeit — ich wenigstens, das wißt ihr, nehme es ernst mit meiner Pflicht. Also beruhigt euch, daraus kann nichts werden. Der Kaiser wird höchstwahrscheinlich hier durchkommen, da könnt ihr ihn ja viel bequemer sehen.“

Es half nichts, daß die beiden Frauen mit eindringlichster Bereisamkeit die Gründe seiner Abweisung zu widerlegen suchten, er blieb dabei, Weiber gehörten nicht auf den Kriegsschauplatz und ließ sich weder durch Schmeicheln noch durch Vorwürfe etwas abgewinnen. Endlich aber, da sie gar nicht locker lassen wollten, sprang er zornig auf und rief in jenem harten, knarrenden Ton, mit dem er seine Musketiere in stetem Schreien erhielt: „Bedankt euch beim Herrn Obersten, wenn ich euch diesmal nicht den Willen tun kann! Ich bin ja kein Tyrann, ich gönne euch doch den Spaß. Aber wenn man mir kurz vor dem Ausrücken meinen Premier abkommandiert und mir dafür so einen gottverlassenen Landwehronkel aufhäßt, so einen wahren Salfstaf von einem Bierbrauer, der in meiner Kom-

pagnie seine Qualifikation zum Hauptmann nachweisen soll . . . hähähä, 's ist wirklich . . . ! Ein Mensch, für den überhaupt noch kein Gaul geboren ist — ein Mensch, den man höchstens als Gambinus auf einem Orkost reiten lassen könnte, ein Mensch, der eine Stimme hat, so geeignet zum Kommandieren, wie ein verliebter Frosch, der von der Kompagnieführung so viel versteht, wie ich vom Sagottspiel! Diesen Bierbrauer, an dem Hopfen und Malz verloren ist, den geben sie mir als Premier ins Manöver mit — ins Kaisermanöver noch dazu, wo so viel auf dem Spiele steht! Der Major war mir sicher, jetzt endlich mal — ich habe wahrhaftig lange genug darauf gewartet! Jetzt konnte man mich allen Kavalen zum Troß doch nicht mehr gut übergehen — und da halfen sie mir jetzt dieses Bierfaß auf, diesen Friedrich August Schulze. Ha, ich weiß auch, wem ich diese Niedertracht zu danken habe! Natürlich niemand anderem als diesem schönen Herrn Regimentsadjutanten, diesem verdammten Wibbold und Wippchenmacher, der mir keinen Befehl überbringen kann, ohne dabei maliitös zu lächeln. Bildet sich natürlich ein, er wäre klüger als die ältesten Hauptleute, weil er frisch von der Kriegsschule kommt! Für den wär's natürlich nur ein Gaudium, wenn der dicke Schulze mich und meine ganze Kompagnie vor Seiner Majestät blamierte. Ich werde ja keine Nacht ruhig schlafen können, die ganzen Wochen über, zerreißen werde ich mich müssen, an zehn Orten zugleich sein, bloß damit ich den Herrn Premierleutnant Schulze keinen Moment aus den Augen verliere! Na, das begreift ihr doch wohl, daß ich mich unter diesen Umständen nicht noch um meine Frau und Schwiegermutter bekümmern kann, was?!"

Die guten Damen mochten es nun begreifen oder nicht, jedenfalls sahen sie ein, daß nichts mehr für sie zu erreichen war, und zogen mit trübseligen Mienen ab, um den Gestrengen seinem Verdauungschlummer zu überlassen. —

Des anderen Tages in der Früh um sechs weckte Trommelwirbel und munterer Hörnerklang die Anwohner der Hauptstraße des Garnisonstädtchens. Das Bataillon marschierte hinaus zum Kaisermanöver. Philistergesichter in Nachthauben und Zippelmützen schauten zu allen Fenstern heraus, unvollständig bekleidete kleine Mädchen mit wuschigem Haar guckten scheu hinter den Gardinen hervor und an den Torpfosten drückten sich kichrende Dienstmädchen herum, die frosttrotten Arme unter den Schürzen oder den Umschlagetüchern bergend, dieweil es ein rauhfirischer Morgen war.

Auch Frau von Knorh, die im duftigen Morgenhäubchen und mit den ein ganz klein wenig verweinten Schwarzkirshenaugen wirklich sehr hübsch aussah, stand neben ihrer Frau Mama am Fenster und hielt ihr kleines Töchterchen im Arm, um zum letztenmal vor dieser harten Trennung auf vier Wochen den Papa an der Spitze seiner Truppe zu bewundern.



Is die dritte Kompagnie noch etwa fünfzig Schritte von seiner Behausung entfernt war, trabte der Hauptmann von Knorx noch einmal am rechten Flügel der Sektion herunter, indem er mit einer wahren Menschenfressermiene seinen Lieblingen unter den Leuten einige freundliche Ermunterungen in unheimlich knurrendem Flüsterton an die dicken Köpfe warf: „Wirst du wohl die Kolbe von der Brust nehmen, Kachmarek! — Ich soll dir wohl erst deine Dunstkiepe aufsetzen helfen, darauf hast du wohl bloß gewartet, Pufahl, du alte Ziege?! — Einjähriger Pustkuchen, Sie werden sich nächstens die Nase am Pflaster einrennen, mein werter Herr, wenn Sie Ihr gedankenschweres Haupt so hängen lassen! — Czawoznik, dummes Pollack, willst du wohl deinen Hauptmann ansehen, wenn er mit dir spricht, und nicht nach den Weibsleuten glozen! — Schrumpf, natürlich Schrumpf wie immer, wollen Sie nicht lieber gleich auf den Knien ins Manöver rutschen, Sie lahmes Heupferd Sie! Schreiben Sie ihn auf, Selbstweibel!“ — Und nun waren es nur noch zehn Schritte bis zu seinem Hause und der Hauptmann setzte sich in kurzem Galopp an die Spitze seiner Kompagnie, nicht ohne noch im Vorbeisprengen seinem beleibten Premier, der mit sichtlicher Anstrengung die lose Fühlung mit dem Flügelmann seines Zuges nicht zu verlieren bestrebt war, in heller Entrüstung zuzurufen: „Aber um Gottes willen, Herr Leutnant Schulze, ich muß doch bitten — Sie haben ja den Tritt verloren!“ — So, Gottlob, jetzt hatte er die Schwefelbände doch wohl einigermaßen in Ordnung gebracht, jetzt durfte er hoffen, seinen Damen einen guten Eindruck zu hinterlassen. Und er kitselte seine braune Stute ein ganz klein wenig mit den Sporen, also daß sie gerade unter den Fenstern ein bißchen zu kokettieren anhub, senkte den Degen und lächelte den letzten Abschiedsgruß zu seinen Lieben hinaus. Das Töchterchen warf ihm Kußhändchen zu, Frau Ottilie und die Schwiegermama winkten mit den Taschentüchern — und dann ging es um die Ecke. Der Schmerz war ausgestanden; aber so nahe wie diesmal war ihm der Abschied noch nie gegangen. War es doch vielleicht das letzte Manöver, zu dem er hinauszog. Er wartete schon so lange auf den Major! Daß seine Kompagnie nicht ausgebildet sei bis aufs Tipfelchen, das konnte ihm niemand nachsagen; aber, du lieber Gott, ein berühmter Taktiker, ein großer Stratege mochte er ja am Ende wirklich nicht sein, wenn auch natürlich bei den häufigen Anfeindungen, die er in dieser Beziehung schon zu erdulden gehabt hatte, viel Neid, Bosheit und andere Niedertracht im Spiele war. Und außerdem: Pech konnte man ja immer haben. blieb auch diesmal die Beförderung aus, dann mußte er seinen Abschied nehmen, wenn er nicht warten wollte, bis man ihn ihm gab.

O du himmlischer Vater, war das langweilig in der Garnison, wenn kein Militär da war! Die Damen der Offiziere suchten sich in Abwesenheit ihrer Gatten zwar dadurch schadlos zu halten, daß sie einander gegenseitig zum Kaffee einluden, bei welchen Gelegenheiten die Erlebnisse &c.

Bataillons durch Vergleichung der Einzelberichte, welche die verschiedenen Herren aller Grade nach Hause erstattet hatten, klargestellt wurden; aber welchen Trost konnte das der armen Frau von Knorh bieten, die von ihrem Gestrangen bisher nur ein paar inhaltslose Postkarten erhalten hatte! Zudem war die eine und andere von den Damen sogar schon draußen gewesen und konnte als Augenzeugin von aufregenden Schlächten sowohl wie von der hinreißenden Liebenswürdigkeit und Spaßhaftigkeit so vieler Herren Kameraden anderer Regimenter berichten. Die blutjunge niedliche Frau des Bataillonsadjutanten hatte sogar am letzten Sonntag das Rennen der Husaren bei O. und den darauf folgenden improvisierten Ball mitgenossen! Die Absicht, am letzten Tage zu den Divisionsmanövern vor Se. Majestät hinauszufahren, welche tatsächlich kaum zwei Meilen von dem Städtchen entfernt stattfinden sollten, stand bei allen diesen Damen als etwas Selbsterständliches fest, und sie unterließen es natürlich nicht, die gute Frau von Knorh und ihre sanfte Mutter durch allerlei mitleidig spöttische Bemerkungen zum Widerstande gegen die unerhörte Tyrannie des Hauptmanns aufzuheizen.

Weinend kehrten die beiden Frauen von der letzten dieser Kaffeegesellschaften heim und setzten in geheimer Beratung die revolutionären Umtriebe fort, indem sie einander gegenseitig ihre sklavische Untertänigkeit vorwarfen und sich dann die möglichen Folgen einer kühnen Gesetzesüberschreitung klar zu machen suchten. In Arrest stecken konnte er sie ja nicht und zu Hause ein bißchen brummen, das tat er ja auch ohne ihr Verschulden, wenn ihm im Dienst etwas verquer gegangen war. So redeten sie sich allmählich in einen gewaltigen Mut und Tatendrang hinein und beschloßen — zwar nicht der Einladung der Frau Majorin, mit ihr den Wagen zu teilen, zu folgen, weil es ihnen doch zu gefährlich schien, so ganz öffentlich dem strengen Verbote Hohn zu sprechen; wohl aber auf eigene Hand und in größtmöglicher Heimlichkeit ihr Heil als Schlächtenbummler zu versuchen.

Beide Damen litten freilich seit diesem heroischen Entschluß an öfterem bangem Herzklopfen und mangelhafter Nachtruhe — beide waren sie innerlich geneigt, wieder auf den Pfad der Tugend und des Gehorsams zurückzukehren für den Fall, daß sie wirklich den Kaiser im Städtchen selbst von Angesicht zu Angesicht schauen könnten. Als aber dann Se. Majestät bei abscheulichem Regenwetter in geschlossener Kutsche und noch dazu des Abends durch das Städtchen hindurchfuhr, um auf einem benachbarten Edelstige Nachtquartier zu nehmen, da war ihnen auch die letzte Entschuldigung für ihre feige Unterwürfigkeit genommen — nun hieß es zeigen, wessen ein deutsches Weib und noch dazu eine Soldatenfrau fähig sei!

Seit ein paar Tagen war wieder ein Mann im Hause. Das gab den beiden hilflosen Frauen doch wenigstens einigen Halt — wenn es auch nur ein kleiner Mann war, nämlich der Kadett Willy von Knorh, Obertertianer aus Sichterfelde, ein Neffe des Hauptmanns, welcher acht Tage von seinem Urlaub hier verbringen sollte. Das war die erste Menschenseele, welcher die große Heimlichkeit anvertraut wurde. Der liebe Willy wurde zum Reisemarschall und Führer auf dem Kriegspfade auserkoren und

fühlte sich in dieser Eigenschaft nicht wenig stolz und gehoben — er wuchs ordentlich über sich selbst hinaus, als hätte ihm dieser Vertrauensbeweis des süßen Tantchens mehrere Zentimeter dicke Sohlen unter die Stiefel geschraubt. Mit einem wahren Feuereifer widmete er sich den Vorbereitungen zu der kühnen Expedition und erwies sich zunächst dadurch als seiner Aufgabe vollkommen gewachsen, daß es ihm gelang, ein immerhin noch menschenwürdiges Wägelchen mit einem fleckenlosen, wenn auch etwas leidenden Schimmel als Bespannung aufzutreiben.

Der große Tag, an welchem Division gegen Division kämpfen und zum Schluß das ganze Armeekorps vor Sr. Majestät vorbeimarschieren sollte, war endlich gekommen. Knorzhens hatten ihre Vorbereitungen in aller Heimlichkeit betrieben und machten sich mindestens zwei Stunden früher auf den Weg als die übrigen Herrschaften, weil sie sich einesteils ihres wenig vornehmen Fuhrwerks doch etlichermaßen schämten, und andererseits, weil sie das Manöverfeld auf einem anderen, weiteren Weg erreichen wollten, auf dem sie ziemlich sicher waren, keinem Bekannten zu begegnen.

Ihr kleiner Kavaliere machte seine Sache ganz vorzüglich. Wie er, der Knirps, dem noch ein gutes Ende am Militärmaß fehlte, seinen beiden stattlichen Tanten beim Einsteigen behilflich war, indem er sie mit der Hand leicht unter dem Ellbogen stützte, das war wirklich „schneidig, stilvoll, pyramidal!“ Er bedauerte nur, daß kein distinguiertes Publikum zum Zeugen jenes ritterlichen Gebarens zur Stelle war. In tiefer Seele schmerzte es ihn dagegen, daß er neben dem Kutscher sitzen mußte — neben diesem Kutscher, der mit krummem Rücken sich auf dem Bock herumsetzte, ohne Hemdkragen, einen alten Strohhut auf dem Kopfe und eine Pfeife mit scheußlich duftendem Tabak echt rüpelhaft aus einem Mundwinkel in den andern schiebed! Und dieser Kerl wagte es noch dazu, mit Willy von Knorz eine Unterhaltung anzuknüpfen und ihn dabei mit „Sie, Kleener“ anzureden! Daß er trotz seiner Schneidigkeit doch nicht den Mannesmut finden konnte, dem Lummel diese und andere grobe Ungehörigkeiten einfach zu unterfagen, darüber hätte Willy am liebsten geweint. Sein aristokratisches Bewußtsein, sein gekränktes Ehrgefühl richteten sich nicht eher wieder aus so tiefer Niedergeschlagenheit auf, als bis sich ihm Gelegenheiten boten, sich des Vertrauens, das die Damen in ihn gesetzt hatten, durch wirklich gute Dienste würdig zu machen. Er fand sich auf der mitgebrachten Manöverkarte überraschend gut zurecht und vermochte insolgedessen, den alten Schimmel so ziemlich ohne unnütze Umwege nach dem in Aussicht genommenen Schlachtfelde zu dirigieren. Den unterwegs ihnen begegnenden Patrouillen, Staffetten und kleineren Abteilungen imponierte er nicht wenig durch die sachverständige Miene und den Vorgesetztenton, mit welchem er über die Bewegungen der Truppenkörper Auskunft verlangte. Bald trafen sie auch auf größere Abteilungen und erfuhren zu ihrer großen Freude, daß das Regiment, welchem Hauptmann von Knorz angehörte, von einer ganz anderen Richtung her im Anmarsch begriffen sein müsse, so daß sie einigermaßen sicher sein konnten, dem Gesträngen auf ihren verbotenen Pfaden gar nicht zu begegnen.

Der stramm salutierende Kadett auf dem Boak bewies außerdem den Truppenführern auch ohne besondere Frage, daß die Insassen der seltsamen Equipage sozusagen Militärpersonen seien, und man ließ sie infolgedessen überall ohne weiteres passieren.

Am Fuße eines kahlen Hügels angekommen, von dessen Gipfel man nach dem Urteil des kleinen Strategen Willly einen vorzüglichen Ausblick über das ganze Manövergelände haben mußte, stiegen die Knorkschen Herrschaften aus und hießen den Kutscher in dem nächsten Dorfe ausspannen und füttern, um nach Beendigung der Parade sie an derselben Stelle wieder zu erwarten. Tante Ottilie und Willly schleppten gemeinsam den schweren Korb mit Eßwaren über die Heide bergan, und die verwitwete Großhändler Hollerbusch keuchte, den Regenschirm unter den Arm geklemmt und je zwei Weinflaschen in den Händen, hinterdrein. Der Aufstieg hatte kaum zehn Minuten in Anspruch genommen, war aber doch von den beiden wohlbeleibten Damen für eine so bedeutende Leistung erachtet worden, daß sie nunmehr eine reichliche Leibesstärkung durch Speise und Trank für durchaus angezeigt hielten.

Der früh entwickelte militärische Instinkt hatte dem Kadetten in der Tat den richtigen Weg gewiesen. Man genoß von diesem Hügel aus einen fast nach allen Richtungen hin ungehinderten Ueberblick über die anmutige Landschaft, in welcher verschiedene Waldstrecken, mehrere kleine Seen, Wiesen, Ackerland und Heiden, sowie endlich einige im Grünen halb versteckte Dörfer dem schweifenden Auge angenehme Abwechslung boten. So erntete denn der kleine Kavaliere das begeisterte Lob seiner beiden Damen, und die hübsche, warme, weiße Tante Ottilie nahm ihn gar in ihre Arme und gab ihm zur Belohnung ein viertel Duzend herzhafter Küsse. Ha, wie seine glatten, vollen Wangen glühten, seine klugen Augen glänzten und seine junge Heldenbrust sich hob vor Stolz über diese Auszeichnung!

Nun breiteten die Damen ein Plaid über das blühende Heidekraut, und dann ging es mit gesegnetem Appetit und nicht üblem Durst über die mitgebrachten Vorräte her. Unterdessen begann sich da unten vor ihnen ein Vorpостengefecht zu entwickeln. Zwischen den Bäumen am Rande des Waldes blickten Helmspitzen auf. Feindliche Patrouillen zu Fuß und zu Roß, an den weißen Ueberjügen ihrer Kopfbedeckungen kenntlich, drangen vor und wurden durch das Feuer der Doppelposten im Walde und an den Wegkreuzungen zurückgeschleudert. Dann wurden von der Seite der Beobachter aus einzelne Kompagnien zu Schützenlinien aufgelöst und gegen den Wald vorgeschoben, während in ziemlicher Entfernung, anscheinend ganz auf dem linken Flügel der Stellung, die Kanonade auf ein Dorf eröffnet wurde. Durch ihre Operngläser konnten die Knorkens auch sehr wohl die Marschbewegungen verschiedener Regimente zwischen den Dörfern und hinter den Waldstreifen beobachten, und Willly erklärte ihnen alle diese Vorgänge auf das allerdeutlichste, indem er seinem natürlich noch sehr lückenhaften militärischen Wissen durch seine erstaunliche Einbildungskraft zu Hilfe kam. Allerdings dauerte es für die Ungebild der Damen ein bißchen lange, bis sie

etwas, was man eine Schlacht nennen konnte, in Gang kam. Immerhin aber hatte doch einstweilen auch dies Knattern der Gewehre, dies ferne Dröhnen der Kanonen, dies Auftauchen und Verschwinden von Truppenmassen, dies Hin- und Herjagen von Kavalleriepatrouillen und Adjutanten etwas angenehmes Aufregendes.



Uch ein kleines Abenteuer erlebten sie unterweilen, welches sie erst in großen Schrecken, hernach aber in noch größere Heiterkeit versetzte. Es knallte nämlich plötzlich, kaum fünfzig Schritt von ihnen entfernt, ein Schuß, und als sie sich erschrocken nach der Seite hin wandten, sahen sie hinter einem niedrigen Gebüsch, um das noch die leichte Rauchwolke schwebte, das erhellte Gesicht eines rauhen Kriegers, der aber eine goldene Brille auf der Nase trug. Der Schütze war ein ebenso diensteifriger wie kurzsichtiger Einjähriger gewesen, welcher, durch die Uniform des Kadetten getäuscht, hier auf dieses Berges Rücken den bösen Feind vermutet hatte. Als der Patrouillengänger seinen Irrtum erkannt hatte, trat er näher und stotterte beschämt einige überhöfliche Entschuldigungsworte, worauf Willn von Knorb, mit der Hand an der Mütze salutierend, sich vorstellte und Frau Hollerbusch ihm ein Glas Wein und ein paar harte Eier zur Stärkung anbot.

Nachdem dies Abenteuer glücklich bestanden war, begann die Sache erst wirklich reizvoll zu werden. Auf einem anderen Hügel, der kaum mehr als ein paar hundert Meter zur Rechten von dem ihrigen entfernt war, sprengte nämlich jetzt, gefolgt von dem Generalstab und einer glänzenden Suite hoher und höchster in- und ausländischer Offiziere, der junge Kaiser Wilhelm in eigener Person daher. Die Damen waren entzückt, es so glücklich getroffen zu haben, und vergaßen alles andere ringsumher, um nur, die Operngläser nicht von den Augen lassend, die seltenen Momente nicht zu versäumen, in denen die Gestalt des Herrschers ihnen sichtbar werden mochte, so oft der bunte Knäuel von Pferden und Uniformen da drüben sich auf Sekunden lichtete. So vollkommen war ihre Teilnahme in Anspruch genommen, ihre Sinne dermaßen von dem nun schon näher und lauter tobenden Lärm der Schlacht betäubt, daß sie gar nicht einmal auf ein sonst gewiß nicht zu überhörendes Rasseln, Klirren und Stampfen aufmerksam wurden, das sich ihnen von hinten her näherte.

„Heba, Sie, Kadett, zum Donnerwetter, weg da!“ dröhnte plötzlich dicht hinter ihnen eine fürchterliche Stimme und „weg da, weg da! Sie wollen wohl überritten werden?“ schrien unmittelbar darauf noch so und so viel andere rauhe Stimmen.

„Tante, um Gottes willen, die Artillerie! Schnell, schnell! Vorwärts!“ rief Willn, indem er den halbgeleerten Eßkorb ergriff und damit geradeaus den Berg hinunterstürmte.

Mit lautem Angstgekreisch folgten ihm die beiden Frauen, Plaid und Weinsflaschen im Stiche lassend. Und da — was war das? — hatte die

Erde ihn verschlungen? — war vor ihren Augen der liebe Willy urplötzlich spurlos verschwunden! Wieder kreischten die Damen auf. Vor Entsetzen drohten die Knie unter ihnen zusammenzubrechen. Aber sie waren nun einmal so im Schuß, da gab es kein Halten mehr. Immer vorwärts, bergab! Die rundliche Frau Ottilie, wie wenn ihr plötzlich Flügel gewachsen wären, zeh'n Schritte voraus.

Und da — ein Schrei! Entsetzlich! — Auch sie von der Erde verschlungen, wie eine weiße Billardkugel, die über das grüne Tuch hinrollt und dann plötzlich im Saß verschwindet.

Das war zuviel für die verwitwete Großhändler Hollerbusch. Sie sank ins Heidekraut wie eine üppige Blume, von der Sense hinweggerafft; aber ihrer rundlichen Leibesbeschaffenheit zufolge mußte sie dem Naturgesetze der fortwirkenden Kraft auf der schiefen Ebene gehorchen und sich mit unheimlicher Schnelligkeit um ihre eigene Achse drehen, dem fürchterlichen Abgrund zu. Ein Schrei, ein Stoß, da war's geschehen! Finstere Nacht umsing ihre Sinne!

Aber schon nach wenigen Sekunden kam sie wieder zu sich und ward zunächst einmal inne, daß ihr, abgesehen nur von einer recht ärgerlichen Verschiebung der normalen Verhältnisse in ihren Kleidungsstücken, an ihrem Leibe kein Leid widerfahren war. Und sobald sie darüber beruhigt war, vermochte sie auch mit nicht geringer Genugtuung die Tatsache festzustellen, daß sie sich hier im Kreise ihrer Lieben und obendrein in einer Mergelgrube befände, welche ihnen einen geschützten und leidlich reinen Zufluchtsort darbot.

Als die drei Schicksalsgenossen sich wieder also vereint sahen, rafften sie sich vorsichtig aus den mehr oder minder bedenklichen Stellungen auf, in denen das blinde Angestüm der Flucht sie in diesen bergenden Abgrund geschleudert hatte, und suchten mit entsetzensweiten Augen das Gotteswunder zu fassen, daß der tollkühne Todesprung wirklich ohne den geringsten Arm-, Bein- oder Genickbruch abgelaufen war. Am schlimmsten war es dem armen Kadetten ergangen, der obwohl er nach allen Regeln der Turnkunst den Tiefsprung ausgeführt, dann doch, ebenso notgedrungen als plötzlich, einem gewissen Gesetze der Mechanik folgend, auf dem Boden der Mergelgrube Platz genommen hatte, wobei es der tückische Zufall wollte, daß er just auf die köstlichen Butterbrote und auf die schändlicherweise nur pflaumenweich gekochten Eier zu sitzen kam, die durch den Stoß aus dem Korbe herausgeschleudert worden waren.

Eben hatten die beiden Damen sich angeschickt, einander, sowie dem sehr betrübten Neffen Willy hilfreich Hand zu leisten, um die Spuren ihrer wilden Flucht zu verwischen, als ein lauter Aufschrei der Witwe Hollerbusch ein neues Schreckensverkündete. Sie war urplötzlich eines sich hoch aufbäumenden Rosses ansichtig geworden, das nicht übel Lust zu haben schien, mit einem mächtigen Saße in die Grube hineinzu springen und unter seinem Hufschlag Mutter, Tochter und Kadett zu vernichten. Glücklicherweise trug das Pferd einen Reiter, der es rechtzeitig vom Rande des Abgrunds zurückzureißen

wußte, und dieser Reiter, ein junger Stabsoffizier, den eine weiße Binde um den Arm als Schiedsrichter bezeichnete, erwies sich als ein Bekannter des Hauses von Knorz!

Frau Ottilie erkannte ihn zuerst, hob ihre blanken dunklen Augen und ihre hübschen weichen Hände flehend zu ihm empor und rief: „Ach, bitte, bitte, Herr von Drewitz, tun Sie uns nichts!“

Der Offizier konnte sich nicht enthalten, hell aufzulachen über die kindlich unglücklichen Mienen der drei Verschlagenen. „Was sehe ich, Frau von Knorz! Wie in aller Welt sind Sie denn hier in diese Mausefalle geraten?“ rief er belustigt.

„Ach, lieber Herr Major,“ jammerte die Frau Mama, „der Willig hat uns hierher geführt, und da kamen die Kanonen . . .“

„Pardon, meine Damen! Ich kann mich keinen Augenblick aufhalten,“ unterbrach sie der Major. „Sie haben schon abgeprobt, die Kanonade wird gleich losgehen. Aber ich will versuchen, Ihren Herrn Gemahl zu benachrichtigen.“

„Um Gottes willen nicht!“ rief Frau Ottilie.

„Uebrigens können Sie ganz ruhig sein,“ lächelte Herr von Drewitz, „hier kann Ihnen gar nichts passieren. Bleiben Sie nur ruhig hier liegen, bis „das Ganze halt!“ geblasen wird. 'n Morgen, meine Damen!“

Damit sprengte er davon. Und kaum war er aus ihrem kleinen Gesichtskreis verschwunden, da krachte es fürchterlich zu ihren Häupten. Eine Wolke von Rauch wälzte sich, einer Brandungswelle gleich, über die Grube fort — mit einem gleichzeitigen Angstschrei sanken die beiden Frauen in die Knie und krochen zitternd unter den etwas überhängenden Rand der Bergwand. Der Heldenjüngling Willig allein blieb aufrecht stehen und ließ seinen angehenden Feldherrnblick, unbekümmert um das so bedenklieh nahe Donnern der Geschütze, über das Schlachtfeld schweifen, indem er dabei dem zitternden Frauenvolke verächtlich jene Rückseite zur Betrachtung überließ, an welcher immer noch die Hälfte eines Butterbrottes mit Leberwurst und soviel Eigelb klebte, wie etwa zu einem tüchtigen Pfannkuchen erforderlich ist.

Nun krachten die Geschütze in immer rascherer Aufeinanderfolge. Fast unaufhörlich rollte und grollte der Donner, immer massiger wälzte sich die Rauchwolke über ihren Köpfen dahin. Der Lärm, verbunden mit dem abscheulichen Pulvergeruch, hatte die beiden unglücklichen Damen, die, mit den Zeigefingern in den Ohren, zitternd und schwach wehklagend dicht beieinander hockten, wie ein paar arme Hühner im Ungewitter, bald dermaßen betäubt, daß sie von den aufgeregten Zurufen des Kadetten kaum hier und da noch eine Silbe vernahmen. Der verfolgte, das Opernglas vor den Augen, die Schlacht gerade so wie jener allbekannte Beobachter im historischen Trauerspiel.

„Da, da! Jetzt kommen sie aus dem Wald heraus! Ein ganzes Regiment rückt zum Angriff vor! Kommt doch nur! Famos, famos! Prumm — pumm, pumm! Jetzt geht's los, hurra! — — Ach, Gott, nein, Tante, da reiten die Dragoner und Husaren gegeneinander — das müßt ihr sehen!

Donnerwetter, das ist zu fein — da, da die Husaren müssen zurück — ne, das ist gemein! Ich wäre doch nicht zurückgegangen!”

Aber das alles rührte diese Damen nicht! Selbst das glänzende Schauspiel einer Kavallerieattacke vermochte sie nicht aus ihrem Angstwinkel herauszulocken. Eine gute halbe Stunde dauerte nun wohl schon die markerschütternde Kanonade zu ihren Häupten, und immer noch schien sich das Geschick der Schlacht nicht entscheiden zu wollen.

Da endlich rief der Herold von der Linde: „Sie gehen zurück! Unsere Seite siegt!”

Da gerade die Batterie da oben sich eine kurze Atempause zu gönnen schien, hatten die Damen den Ruf vernommen. „Um Gottes willen!” schrie Frau Hollerbusch ängstlich auf, „wenn jetzt nur nicht etwa die Kanonen hier heruntergefahren kommen und uns alle zu Brei zerquetschen!”

„Ach, Unsinn!” gab Willy, verächtlich abweisend, zurück. „Sie werden sich hüten, hier geht's ja viel zu steil bergab!” Er führte sein Glas wieder an die Augen und schaute geradeaus nach dem Waldstreifen hinunter, aus welchem eben jetzt mit lautem Hurra eine Kompagnie — oder war es gar ein Bataillon, ein Regiment? — hervorbrach und geradeswegs auf den Hügel losstürmte, weit voraus ein Offizier, der mit Sporen und Degenklinge sein lahmes Schlachtroß zu einer verzweifelten Kraftanstrengung begeisterte.

Da sprang plötzlich schreckensbleich der kleine Held in die Tiefe der Grube hinunter und drängte sich mit lautem Wehgeschrei rücksichtslos zwischen die beiden immer noch eng aneinander geschmieigten Frauen.

„Versteckt mich, versteckt mich! Ach Gott, ach Gott, versteckt mich bloß!” heulte er, in kindische Tränen ausbrechend.

„Was gibt's denn? Was gibt's denn? Ach, du lieber Himmel, sag' doch nur!” fragten die entsetzten Damen wie aus einem Munde, während sie ein wenig auseinanderrückten und ihre Kleider schützend über den armen Jungen breiteten.

Und aus diesem Schlupfwinkel hervor schrie der gefallene Held trotz des neu hervorbrechenden Kanonendonners deutlich vernehmbar das eine entsetzliche Wort: „Der Onkel!”

„Was? Mein Mann — Adolar? Ach, du Barmherziger! Jetzt ist's aus mit uns!”

„Er prescht gerade auf uns los wie ein Wilder,” jammerte Willy, und dann verschwand sein verängstigtes Kindergesicht vollständig unter den Röcken der Tanten, also daß vorn seine Stiefel wieder zum Vorschein kamen.

Kaum hatte er sich also geborgen, da tauchte am vorderen Rande der Grube auf schraubendem Rosse die hagere Gestalt des Hauptmanns von Knork auf. Sein braunes Antlitz hatte durch die Zornröthe, die darin flammte, einen indianerhaft kupfrigen Ton bekommen, seine Augen rollten wild, der eine Zipfel seines blondborstigen Schnurrbarts hing ihm wüst über den Mund herab, während der andere fürchterlich anklagend sich gen Himmel sträubte. Und über seinem Helme schwang er sein Schwert, als wollte er ausholen,

um mit einem einzigen Streiche die Häupter der beiden ungehorjamen Weiber von ihren Rümpfen zu trennen.

„Adolar, mein Adolar, nicht überreiten!“ flehte Frau Ottilie mit erhobenen Händen, und ihre weiche Altstimme zitterte todesbang.

Und die Schwiegermutter fügte hinzu: „Sei harmherzig, Adolar, wir wollen es nie wieder tun!“

„Himmelkreuzbombenelement . . .“ So oder noch viel schrecklicher begann der Hauptmann zu fluchen. Der Kanonendonner übertönte seine heisere Stimme. Aber sobald er ausgerollt hatte, drang ein anderes fürchtbares Wort an das Ohr der weinenden Frauen.

„Was sind dann das für Stiebseln?“ brüllte der beleidigte Gemahl, indem er mit ausgestrecktem Degen und mit den Blicken seiner weit aufgerissenen Augen, die noch weit schärfer und spitzer waren, auf das verätherische Schuhwerk des Kadetten wies.

Jedoch ehe er noch seinem entseßlichen Verdachte deutlicheren Ausdruck zu geben vermochte, wurde seine Aufmerksamkeit gewaltsam abgelenkt durch das betäubende Hurrageschrei der nachdringenden Truppe, welche mit unerhörter Geschwindigkeit den Hügel hinaufftürmte und nur noch wenige Schritte von der Mergelgrube entfernt zu sein schien. Da zerrte der Hauptmann mit einem Ruck seinen Gaul herum und stieß ihm gleichzeitig die Sporen in die Weichen, so daß das geängstigte Tier hoch aufstieg und auf den Hinterbeinen Kehrt machte.

Im nächsten Augenblick vernahmen die drei Sünder in der Grube, trotz Kanonendonner und Hurrageschrei, die wutheisere Stimme des schrecklichen Mannes. „Herrrrr Leutnant Schulze, ins Dreideiwels Namen! was machen Sie denn? Sind Sie denn ganz verrückt geworden?“

Und wie dahin geschmettert von dem Blißschlag dieser Frage, flog wieder, nur einen Augenblick später, der unselige Friedrich August Schulze, Premierleutnant der Landwehr, in höchst eigener umfangreicher Person von vorn über den steilen Rand der Grube hinab und stürzte den aufkreischenden Damen seines Kompagniechefs plattbäuchlings zu Füßen.

Die wilde Jagd aber toste weiter bergan, den fluchenden, wetternden Hauptmann unaufhaltsam mit sich reißend. Auf die dritte Kompagnie folgten andere — und Bataillon auf Bataillon. Die Artillerie da oben auf dem Gipfel hatte keine Zeit mehr, aufzuprohen und abzufahren, so überwältigend plötzlich war der tollkühne Angriff des schon im Rückzug befindlichen Feindes über sie gekommen. Die Kanonade verstummte. Das betäubende Hurrageschrei auf diesem linken Flügel machte auf weithin die schon zurückweichenden Truppen stußig. Generale, Adjutanten, Schiedsrichter, sprengten wie rasend daher, um zu sehen, was es gäbe, und dann ebenso wieder zurück, um dem allgemeinen Rückzug Einhalt zu tun, aufs neue die Offensive zu ergreifen. Auf der ganzen Linie schlugen die Trommler zum Sturm an — Salven krachten — todesmutige Kavallerieregimenter warfen sich auf den stußenden Feind — des moralischen Effektes halber — die Kampfrichter saßen sich an die Köpfe und wußten nicht wie ihnen geschehen — auf

dem Feldherrnhügel entstand die lebhafteste Bewegung — bumm, bumm! — jetzt hatte die Artillerie auf jener Seite einen neuen Stützpunkt gewonnen und feuerte dem weichenden Feinde in den Rücken — ratatatata! — Zur Attaque, Gewehr rechts! — Die Musikkorps von fünf Regimentern spielen den Sturmmarsch — marsch, marsch, hurra! hurra! hurra!

Da endlich erschallt der Hornruf vom Feldherrnhügel her. Trah—dih—rih—dah! Das Ganze halt! Und nahe und fern, bei Freund und Feind nehmen die Hornisten den Ruf auf. Trah—dih—rih—dah! Die Schlacht ist aus, der Sieg ist entschieden. — —

„Bitte, Erzellenz,“ sagte Se. Majestät zu dem kommandierenden General, sobald die berittenen Offiziere auf dem Feldherrnhügel vollzählig beisammen waren, „wollen Sie uns sagen, was Sie über die heutige Uebung zu bemerken haben!“



nd nun hielt die alte eisgraue Erzellenz eine längere, klare, im Ausdruck scharf geschliffene Rede, bei deren einzelnen lobenden oder tadelnden Wendungen es manchem höheren Offizier kalt oder warm ums Herz wurde, je nachdem. Zwanzig Minuten fast schon hatte die Kritik des höchstkommandierenden gewährt, als er eine kleine Pause machte, sich im Sattel streckte, und nachdem er sich bedeutungsvoll geräuspert, also fortfuhr: „So, meine Herren, standen also die Dinge, als plötzlich eine Wendung eintrat, die gewiß uns alle — ich kann mich nicht ausschließen — aufs höchste überrascht hat. Eine Kompagnie des 1ten Infanterieregiments auf dem äußersten rechten Flügel der jenseitigen Stellung ging nämlich, eine augenblickliche Blöße, die sich der Feind gegeben hatte, ohne Zaudern benützend, urplötzlich zum Angriff vor, riß durch ihren bewunderungswürdigen Elan die sämtlichen hinter ihr befindlichen Truppen mit sich fort — die rückgängige Bewegung wurde zum Stillstand gebracht und — kurz und gut, wie Sie ja alle gesehen haben, meine Herren, die fast schon verlorene Schlacht endigte mit einer vollständigen Deroute des bisher siegreichen, nun aber physisch und moralisch überrumpelten Gegners! Sie haben aus diesem höchst seltenen und interessanten Beispiel gesehen, wie durch den taktischen Scharfblick und die Geistesgegenwart eines einzelnen Offiziers eine fast schon verlorene Sache mit einem Schlage ein vollständig anderes Gesicht bekommen kann. Der diesseitige Befehlshaber hat den schweren Fehler begangen, beim Vormarsch seine Artillerie auf der äußersten linken Flanke vollständig zu isolieren. Ja, ja, mein lieber General, in neunundneunzig Fällen von hundert wären Sie damit durchgekommen; aber in diesem einen hundertsten Falle hätten Sie unglücklicherweise in der Person des Hauptmanns von Knork einen Feind sich gegenüber, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, sofort bereit war, mit Todesverachtung den Finger in Ihre Wunde zu legen! Wie gesagt, meine Herren, ein äußerst seltener Fall, der aber der gesamten Armee Se. Majestät zur höchsten Ehre gereicht. Herr Hauptmann von Knork —“

Ein aufgeregtes Gemurmel ging durch die dicht gedrängte Schar der Offiziere, die Säbel klirrten, die Pferde reakten ihre Ohren und hoben die klugen Köpfe, als durch die rasch frei gemachte Gasse der dürre, kleine Kompagniechef auf seinem bedenklieh lahmen Schlachtroß, mit gesenktem Degen, dunkelrot im Gesicht und an allen Gliedern vor Aufregung zitternd, sich seinem Allerhöchsten Kriegsherrn nahte. O, wie mancher von diesen glänzenden, ordenbedeckten Offizieren hätte mit Freuden zehn Jahre seines Lebens darum gegeben, jezt an der Stelle dieses kleinen Hauptmanns vom 7ten Infanterieregiment zu sein!

Und Se. Majestät der Kaiser ritt ihm einige Schritte entgegen und sagte, indem er sich, mit der Hand am Helme, huldvollst lächelnd gegen ihn verbeugte: „Gestatten Sie mir, der erste zu sein, der Ihnen seine Glückwünsche darbringt, mein lieber Herr Major von Knorß.“ — — —

Daß ihn vor freudigem Schreck über sein unerhörtes Glück nicht auf der Stelle der Schlag rührte, daß er lebendig den Händedrücken, dem überschwenglichen Lobe hoher und höchster Herrschaften entging — das wird dem Herrn Major von Knorß wohl bis ans Ende seiner Tage unbegreiflich bleiben.

Er eilte nach jener merkwürdigen Kritik, so rasch ihn seine Füße zu tragen vermochten — denn seine braune Stute vermochte dies leider nicht mehr — der Mergelgrube zu, die auf so wunderbare Weise sein Schicksal geworden war, um dort nicht nur seine Gattin und Schwiegermutter, sondern auch den immer noch seiner Sinne kaum mächtigen Bierbrauer und Premierleutnant Friedrich August Schulze in dankbarster Rührung an sein Herz zu drücken.

„O Adolar, was haben wir gelitten! Kannst du uns vergeben?“ schluchzte die verwitwete Großhändler Hollerbusch.

Und aufs neue umarmte sie der Schwiegersohn und rief: „Ach, goldene Schwiegermama, vergeben? Ich euch?! Wer ist denn bloß auf den glücklichen Gedanken gekommen, euch hierher zu bringen?“

Da zog Ottilie den kleinen Kadetten, der sich, immer noch und bisher unbemerkt, hinter dem breiten Rücken des Herrn Schulze zu verbergen trachtete, am Rockschöß hervor und flüsterte ängstlich: „Der gute Willh war so freundlich. Aber er kann ja nichts dafür — bitte, tu' ihm nichts!“

In militärischer Haltung, mit den Händen an der Hosennaht, aber an allen Gliedern bebend, stand der kleine Mann vor seinem gestrengen Oheim und aus seinen blauen Kinderaugen stürzten unaufhaltsam die Tränen hervor. „Ach, lieber Onkel, ich dachte . . . Die Tante sagte . . .“

„Aber, Willh, du bist ja ein Prachtkerl! Du hast ja eigentlich die Schlacht gewonnen, mein Junge!“

Der neugebaakene Major schloß seinen zitternden Neffen in die Arme, hob ihn hoch empor, und drückte einen schallenden Kuß auf seine immer noch zuckenden Lippen. — — —

Der Major von Drewiß aber, als der einzige, welcher wußte, auf welche unerhörte Art und Weise der Hauptmann von Knorß sein Glück gemacht hatte, wurde gleich nach jener berühmten Kritik von einem der-

artigen Lachkrampf befallen, daß er sich krank melden mußte und an der Kaiserparade nicht mehr teilnehmen konnte. Er war es gewesen, der bei einem Ritt über das Schlachtfeld auf die dritte Kompanie am Waldrande gestoßen und seinem Freunde Knorz lachenden Mundes mitgeteilt hatte, in welcher jammervoller Verfassung er kurz vorher seine Damen dort oben in der Mergelgrube gefunden. Und auf diese überraschende Mitteilung hin war der Hauptmann mit einem derben Fluche wie ein Wahnsinniger den Hügel hinangeprescht — und der Herr Premierleutnant Friedrich August Schulze, der nun endlich die Gelegenheit für gekommen erachtete, alle die zahlreichen Irrtümer seiner bisherigen Kriegsführung durch eine glänzende Tat wieder gut zu machen, war mit „*Marſch, Marſch, Hurra!*“ hinter ihm drein gelaufen.

Zwar gönnte Herr von DREWIZ seinem Freunde die so lange vergebens erstrebten Majorstaktillen von Herzen, aber — der Scherz war doch zu unerhört brillant, als daß er ihn hätte für sich behalten können. So kam es, daß das wunderfame Gerücht von der hier erzählten Begebenheit sich wie ein Lauffeuer von Kasino zu Kasino verbreitete, überall ungeheure Heiterkeit hervorrufend — und so kam es ferner, daß Adolar von Knorz sich mit dem Major und der dritten Klasse des Kronenordens als Anhängsel zufrieden gab und bald darauf aus Gesundheitsrückſichten seinen Abschied einreichte.

Der Kadett WILLY von Knorz aber kehrte überglücklich aus den Ferien heim: sein lieber Onkel hatte ihm zur bleibenden Erinnerung an das Kaisermanöver ein prächtolles Teſching verehrt.

*

Der Pudding.

Eine Geſchichte von großen und kleinen Leuten.

Von

Otto Ernst.

Otto Ernst, eigentlich Otto Ernst Schmidt (geb. 1862 in Ottenſen bei Hamburg), der erfolgreiche Dramatiker, deſſen ſatiriſche Komödien „*Flachsmann als Erzieher*“ und „*Jugend von heute*“ über alle deutſchen Bühnen gegangen ſind, hat ſich in ſeinen reizenden Kindergeſchichten als ein Humorist von glänzenden Gaben gezeigt. Sein Kindheitsroman „*Åsmus Semper's Jugendland*“ iſt von einer Larne und dabei von einer Poeſie erfüllt, wie ſie nur die größten Humoristen vereinen. Auch „*Appelſchunt!*“ und viele andere Geſchichten von Kindern ſind von ſonnigem Humor durchtränkt und entzücken durch eine innige Verſenkung in das Gemütsleben der Kleinen, das Ernst wie kein Dichter vor ihm zu ſchildern vermag. Die nachfolgende Geſchichte „*Der Pudding*“ iſt mit der Zeichnung von Max Daſio dem Bande: „*Vom geruhigen Leben*“ entnommen, der im Verlag von L. Staackmann in Leipzig erſchienen iſt.



as ist ein Pudding?

Das Lexikon sagt: „Eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter.“

Unfinn. Ein Pudding ist ganz was anderes. Ich will versuchen, darstellen, was ein Pudding ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben von dem, was ein Pudding ist.

Es hat damit folgende Bewandnis: Eines Tages, so um zwölf Uhr, wenn ich in meinem Arbeitszimmer, tief in meinem Stuhle sitzend, auf den Bergen meiner Träume wandle, wo die Freiheit ist; wenn der „Zutritt Unbefugten strengstens untersagt“ ist — und Befugte gibt es in diesem Bezirke nicht — dann wird mit stürmischer Gewalt die Tür aufgestoßen, daß sie gegen die Wand schlägt, ein Purzelschen mit krallblauen Augen springt mit beiden Füßen zugleich herein, ruft mit der schönen Dreistigkeit des dritten Lebensjahres in meine Weltentrücktheit hinein: „Du — heute dißt es Puddich!“ und ist wieder weg. Die Tür läßt sie natürlich offen.

Also heute gibt es Pudding. Das stößt allerdings die Dispositionen des Tages um. Ich wollte eigentlich heute den Grund zur modernen Tragödie legen oder auch einige sehr neue und aufhellende Gedanken über das Verhältnis der Erscheinung zum Ding an sich formulieren; aber da es Pudding gibt, muß ich in die Küche. Das ist ein unumstößlicher Brauch, dessen Bruch so absurd erscheinen würde wie etwa der Einsfall, bei meinem eigenen Begräbnis fehlen zu wollen. Die Bereitung eines Puddings ist nach dem Gefühle meiner Kinder eine Handlung, der auch das Familienoberhaupt durch Anwesenheit seine Achtung zu bezeigen hat. Ich gestehe, daß ich diesen Zoll der Pietät mit Freuden bringe. Einmal habe ich eine aufrichtige Achtung vor einem guten Pudding; ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, mich wegen dieses Geschmacks zu rechtfertigen. Sodann habe ich aber eine noch viel, viel größere Achtung vor der Freude eines Menschen, besonders eines Kindes, und ganz besonders von fünf Kindern.

Am Tage des Puddings werden in der kleinen Küche nicht nur diese fünf Kinder, sondern sogar der Gatte geduldet. Die Mama, die sonst die Topfguckerei nicht liebt — was ihr jeder Künstler nachempfinden kann — sie erweitert, von der feierlichen Größe dieses Tages gehoben, ihre unendliche Geduld auf das Dreifache der Unendlichkeit. Daß dieser Aufwand nötig ist, das wird jeder zugeben, der da weiß, daß Kinder nicht nur sehen wollen, wie die für den Pudding bestimmten Mandeln enthäutet werden, sondern daß jedes der fünf genau sehen will, wie jede der Mandeln enthäutet wird, daß sie nicht nur sehen wollen, wie Eiweiß zu Schneemus geschlagen wird, sondern daß sie jedes Stadium der Entwicklung mit sämtlichen Uebergängen eingehend beobachten wollen — und sich somit — diejenige der Mutter eingerechnet — gleichzeitig sechs Nasen über der Kasserolle befinden.

Es tut mir leid; aber ich muß hier ausholen zu einer „theoretischen Erörterung“. Ich sehe nämlich auf den Gesichtern einiger Leser ein sublimes Staunen darüber, daß man einem Pudding ein solch angespanntes Interesse

entgegenbringen kann. Diese Leser gehören — mit Erlaubnis — (ich nenne ja keine Namen!) — zu jenen nicht seltenen Mündigkeitspharisäern, die ihre eigene Kindheit vergessen haben. Ich erkläre es geradezu für eine der allerkonstantesten Naturerscheinungen, daß Kinder zu solchen Dingen wie Schokolade, Marzipan, Pralines, Puddings, Apfelstrudeln, Schlagfahne und Limonaden eine unvergleichlich größere Zuneigung haben — ich sage nicht: als zu ihren Schulaufgaben; wir wollen uns nicht mit Selbsterständlichkeiten aufhalten — aber als zu solchen Genüssen wie Paprikaschnitzeln, Gulasch, Roulmöpfen, Mixed Pickles, Gräzer Bier und Doppelkümmel. Und allerdings ist nun die mit den Jahren der Reife anhebende Entwicklung von der Zuckerstange zur Salzstange, von der Mandelmilch zum Grog von Arrak eine ebenso regelmäßige Erscheinung. Aber ich vermag in solcher Entwicklung durchaus keinen Grund zu erkennen für einen Hochmut, der fast an das Selbstbewußtsein eines Menschen mit modernem Geschmack erinnert, der alle diejenigen verachtet, die sich nach fünfstündiger Wanderung auf einen Stuhl niederlassen, der kein Empirestuhl ist. Um so weniger soll man sich auf seine Geschmackswarzen-Gewöhnung etwas einbilden, als — wie wiederum eine unzweifelhafte Erfahrung lehrt — in späteren Jahren gewöhnlich eine Rückentwicklung zur Zuckerstangen- und Marzipanweiß', zu jener auch von Fritz Reuter betonten „Süßmäuligkeit“ der Greise eintritt und sich also — entsprechend dem Parallelismus in der Entwicklung der Einzelseele und der Weltseele — schon in den Grenzen eines Lebens jener Kreislauf der Erscheinungen vollzieht, der dem Kulturhistoriker das Material und den Anlaß zu einer „Geschichte des Geschmacks“ gibt. Wir leiden alle — ein so vortreffliches Holz das Mahagoni ist — unter der intoleranten, zelotischen Mahagonie gewisser Kunstgewerbler; die Orthodoxie des Salztangentums ist aber kaum weniger abgeschmackt. Die überlegenen, universalen Persönlichkeiten haben sich auch immer darin bekundet, daß sie den Manieren und Moden ihrer Zeit nicht mit Hochmut nachliefen und diese ununterbrochene Beschäftigung als ununterbrochenen Fortschritt auffaßten, sondern das Edle, Starke und Schöne aus allen Perioden der Welt und ihres eigenen Lebens (die gegenwärtige eingeschlossen) erkannten, liebten und genossen. Und darin immerhin glaube ich Vorbild zu sein, daß ich Grog und Kubaimporten vertrage und schätze und mir gleichwohl eine schöne, kindliche Unbefangenheit bewahrt habe gegenüber der Schlagfahne und dem Rosinenpudding. Seien wir wenigstens hierin Renaissancemenschen.

Ad vocem Rosinenpudding! Die Bereitung dieses Meisterstückes der Kochkunst ist auch darum für die ausführende Künstlerin mit starken Schwierigkeiten verknüpft, weil sie fortgesetzt unter dem fühlbaren Druck einer die umgebende Luft erfüllenden Spannung arbeiten muß. Die Anziehung zwischen den Rosinen und Mandeln einerseits und den Mäulern andererseits wächst von Sekunde zu Sekunde; positiver und negativer Pol nähern sich einander immer bedenklicher, und jeden Augenblick kann an irgend einer Zungenspitze eine Entladung stattfinden. Die Kleinen bekommen nämlich ihren Zoll von den Rosinen, den Mandeln, dem Zitronat und allen sonstigen im rohen Zustande

genießbaren Ingredienzien. Es ist sehr wohl möglich, daß ohne diesen Umstand das Interesse der Korona minder stark wäre. Auch wir Erwachsenen pflegen ja an solchen Handlungen ein erhöhtes Interesse zu nehmen, bei denen etwas für uns abfällt. Ich weiß, meine Herrschaften, ich weiß. Sie ist unpädagogisch, diese Vorwegnäsherei. Ich hoffe, Sie dadurch zu befriedigen, daß ich Ihnen darin sofort recht gebe. Ihnen erkläre, daß Sie mir aus der Seele sprechen und daß Ihr Standpunkt der meine sei, voll und ganz. Aber lasse eine Stunde lang zuschauen lassen und ihnen kein Bröckchen hinwerfen, das würde uns genau so herzlos erscheinen, wie wenn man vor den Raubtierkäfigen eines zoologischen Gartens ein offenes Schlachthaus errichtete und die schönsten Ochsen vor den Blicken der Tiere zerlegte, oder wie wenn man vor den Augen eines neutralen englischen Kabinetts ein Stück Land aufteilte.

Ich weiß, welche Gefühle die Brust eines Menschen bewegen, der der Bereitung irgend eines leckeren Puddings beiwohnt, von dem er zuweilen vorher, zuweilen nachher und zuweilen überhaupt nichts bekommt. Ich bin ein Kenner in solchen Zuschauergefühlen. Ich weiß zum Beispiel mit absoluter Bestimmtheit, daß der Junge in diesem Augenblick, als seine Mutter die 12 Eidotter, die 5 Löffel Zucker, das Pfund Rosinen, die 30 Mandeln und den Zitronat in einem Asch durcheinanderrührt, daß er denkt: „Das so auslöffeln dürfen! Diesen Inbegriff, dieses reinste Wesen des Puddings so allein in sich aufnehmen können!“ (Natürlich hat er diese Worte nicht; aber er hat den Begriff.) So wie der Junge denke ich nun nicht; wenigstens könnt' ich es nicht ohne Schaudern; aber ich verstehe ihn; denn einst, o Wunder, war auch ich ein Knabe. Daher verstehe ich auch so gut, was das eine von den Mädeln meint, als es angesichts des fertigen Teiges seine Mutter fragt, ob nun wohl eigentlich so dieser Teig auch schon essbar sei. Sie gibt sich dabei die anerkanntswertesten Mühe, der Frage durchaus ihren rein wissenschaftlichen, rein akademischen Charakter zu wahren, indem sie ein ausschließlich intellektuelles Gesicht macht; aber dank jenem eigentümlichen Blicke, mit dem wir um die Ecke und hinter ein intellektuelles Gesicht zu sehen vermögen, erkennen wir auch sogleich, daß auch dieser theoretischen Frage, wie so vielen andern, ein praktischer Wunsch zugrunde liegt, der Wunsch nämlich, das schrecklich zeitraubende Verfahren des Kochens unnötig zu machen.

„Aber Irene!“ ruft meine Frau. „Welche Idee! Den rohen Teig wolltest du essen?“

„Ich?! — Nein, Mama, ich ganz gewiß nicht; ich meine nur, ob man ihn essen kann, wenn man es will; ich will es natürlich nicht!“

Aber es hilft alles nichts; er muß doch erst auf den Ofen. Sobald er im Topf und der Deckel geschlossen ist, fragt das Kleinste: „Is er nu fertig?“

Diese Frage wiederholt es während der nächsten halben Stunde etwa fünfundzwanzigmal, bis es die Geduld verliert, zu weinen und endlich zu strampeln anfängt („Ich will aber Puddich hab'n—n—n—n—n“ usw.), in eine Stube für sich kommt, sich ausweint, den Daumen in den Mund steckt,



Der Pudding.

Zeichnung von Max Daxlo.

den Kanarienvogel gewahr wird, sich in ein Gespräch mit ihm vertieft und den Pudding vergißt. Vorübergehend wenigstens.

Die andern müssen an die Erledigung ihres Arbeitspensums gehen. Sie tun es mit einem letzten, langen Blick nach dem inhaltsschweren Topfe.

Der Pudding, und zwar sowohl der eigentliche, schwerere Pudding, als auch seine leichtere Abart, der Flammeri, ist in rein geistiger Beziehung kein besonders zuträgliches Gericht, solange er noch nicht gefessen ist. Er zeigt bei lernenden Kindern die Neigung, sich unter die Formeln der Geometrie, unter die Klassen des Linnéschen Systems und sogar unter die deutschen Kaiser zu mischen, und so ist es verständlich und daher verzeihlich, daß mein Junge einmal in der englischen Stunde das Gewieher der ganzen Schulklasse auf sich gezogen hat durch die Konjugation:

I am putting
 you are putting
 he is putting
 wir essen Pudding

Weiter ist er nicht gekommen. Es war einer jener bösen Fälle, die man in der Psychologie als „sich kreuzende Darstellungsreihen“ bezeichnet und die bei den Lernenden mit Recht berüchtigt sind. Daß andererseits der Pudding in spe über manches hinweghelfen kann, zum Beispiel über die Wechselrechnung, über die Kongruenzsätze und selbst über die Geschichte der sächsischen Kaiser, indem er alle diese Dinge in eine gleichmäßig versöhnende und verschönende Stimmung hüllt, das ist nicht zu leugnen; aber eben dies sind Wirkungen, wie sie die Lehrer im allgemeinen nicht wünschen. Dagegen ist die ethische Bedeutung des Puddings über jeden Zweifel erhaben. Er wirkt vortrefflich, wenn man ihn als Lohn für anständiges Verhalten bekommt; er wirkt aber einfach unvergleichlich als Strafmittel, wenn man ihn nicht bekommt.

„Du weißt doch, daß es heute —“

Das genügt vollkommen. Das wirkt zivilisierend wie Ceres im „Elysäischen Fest“. Vorausgesetzt natürlich, daß man im Ernstfalle seine Drohung wahr macht. Andersfalls ist unter „Erziehung“ bekanntlich überhaupt eine anhaltende stürmische Heiterkeit zu verstehen, die sich die Kinder auf Kosten der Eltern gestatten. Die öftere Bereitung eines Puddings ist somit schon aus Gründen der moralischen Erziehung zweckmäßig und geboten. Er bändigt Eigennaturen und macht Menschen aus Kindern.

Freilich kann es einem auch geschehen, daß der Spieß umgedreht wird. Wenn ich die Kleinste — sie heißt Lore, aber weil sie sehr rote Wangen, sehr blaue Augen und ein sehr revolutionäres Temperament hat, so nennen wir sie die Trikolore — also wenn ich die Trikolore auf meiner Schulter reiten lasse und nicht ununterbrochen Galopp laufen will, erklärt sie einfach: „Denn triegst du heut' mittag tein' Puddich!“

Wenn ich dann aber das nächstliche Klagegeheul eines frierenden Steppenhundes anstimme, nimmt sie ihre Drohung, im Innersten ergriffen, schnell zurück.

Die Stunde rinnt auch durch den rauhesten Tag, und auch der größte Pudding wird einmal gar, trotz aller Kinderreden, die auf den festlichsten Umwegen immer wieder auf ihn zurückkamen und ihn wohl in seiner Werbestimmung hätten stören können. Die Enthüllungsfeier findet wieder unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Einen Augenblick drückt bangende Erwartung auf die Gemüter.

Wenn der Guß mißlang?
 Wenn die Form zerprang?

Aber nein: jubelnder Zuruf begrüßt ihn, der sich „blank und eben aus der Hülle schält“ wie ein frisch von der Fabrik gekommenes Kriegerdenkmal!

Dann folgen noch leidige zwanzig Minuten. Warum die Menschen eigentlich Suppe, Fleisch und Gemüse essen, wenn sie Pudding haben können, das ist unerfindlich. Und diese Erwachsenen scheinen nicht einmal zu heuckeln; dergleichen Dinge scheinen ihnen wirklich zu schmecken.

Unsere Kinder haben heute gar keinen Appetit, weder auf Suppe, noch Fleisch, noch Gemüse.

„Kinder, euch allen scheint heute nicht wohl zu sein; ihr solltet lieber keinen Pudding essen.“

Der Politiker wird wissen, was ein Entrüstungs-, Protest- und Petitionssturm ist. Nur ist die Erregung bei ideellen Fragen nie so elementar wie bei materiellen. Die Teller tanzen auf dem Tisch.

Endlich kommt der Moment von einschneidender Bedeutung. Wenn sie Fische wären, würden sie in diesem Augenblick jene schälzende Bewegung mit dem Schwanz machen, die bei diesen Tieren einen Höhepunkt der Lebensenergie bedeutet. Jedes bekommt sein Pensum vorgelegt, und dann — tritt Schweigen ein.

Schweigen, wie es sonst nur bei großen tragischen, bei den erhabensten und erschütterndsten Wirkungen eintritt.

Auch mein Griffel — für solche Fälle ziemt sich das Vocabulum solemne „Griffel“ — soll nicht versuchen, die Gefühle der Kinder zu beschreiben. Ich werde mein bißchen literarisches Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem ich Dinge zu schildern unternehme, die die größten Meister mit kluger Selbstbeschränkung umgehen.

Erst nach einer beträchtlichen Weile löst sich von einem Paar Lippen ein zärtlich gehauchtes: „Mutter, wie schön!“

Und erst ganz allmählich greift eine objektive Betrachtung Platz, die schließlich zu einer vergleichenden Geometrie des Puddings führt, indem man feststellt, wer noch das größere Stück übrig hat, wie viele Rosinen darin sind, welche Figuren diese bilden usw., bis ihnen endlich der Pudding nur noch „eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter ist“ oder philosophisch gesprochen: ein „Ding an sich“.

Aber was ist er ihnen inzwischen gewesen?! Was war er uns?!

Ein Korrektiv unserer schlechten Lehrpläne, ein Zuchtmittel zum Guten, ein goldener Schlüssel zum Kinderherzen, ein Tag voll drolliger Einfälle und Purzelbäume, ein Festtagsglanz in fünf Kinderseelen, zurückgestrahlt in die Herzen zweier Eltern, die sich immer wieder heimlich ins Kinderparadies zurückstehlen, sich dort ganz klein machen und mittun, bis ein komisch würdevoller Büttel, der sich „Ernst des Lebens“ nennt, sie doch entdeckt und mit Geschimpfe wieder hinausjagt.

Ich habe noch nie zu einem Tage des Puddings „diem perdidit“ gesagt. Er beseitigt immer wieder meine Anschauungen über die Realität der Erscheinung und die Objektivität des Subjektiven. Eine „Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter“ ist nichts, gar nichts; aber ein Pudding, wie wir ihn verstehen und wie meine Frau ihn macht — ja, das ist was.

Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß Pudding meine Lieblings-

spelse wäre. Ich könnte zwanzig, dreißig Gerichte nennen, die ich lieber esse, zum Beispiel Rebhühner mit Saponerkohl. Aber wenn ich mir einmal etwas besonders Gutes vergönnt will, etwas absonderlich Zartes und Apartes, etwas Ergößendes, Erfrißendes und Stärkendes, dann nehme ich meine Frau auf die Seite und sage: „Du, mach mal wieder 'n Pudding!“

*

Die erste Mensur.

Von Otto Julius Bierbaum.

Otto Julius Bierbaum (geb. 1865 zu Grünberg i. Schl.), der Dyrster, Novellist, Kunstkritiker und Wiedererwecker des humoristischen Romans großen Stils („Stilpe“, „Prinz Kutuf“) ist allmählich zu einem erstaunlichen Formenreichtum und großer Vielseitigkeit gelangt. Er hat sich von seiner künstlerischen Abhängigkeit von Liliencron freigemacht, mit großem Kunstverstand einen eigenen Ton gesucht und gefunden. Lustigkeit, Uebermut, frohes Aeußern eines Gefühls überschüssiger Kraft, sein ausgefeilte Form und farbige Instrumentierung kennzeichnet Bierbaums Lyrik, die in den Tagen des Ueberbrettels populär wurde. Unter seinen kleineren Prosa-Stücken sind die originellen, flott-reden „Studentenbeichte“ die besten. Ihnen ist auch, mit Bewilligung des Verlages von Schuster & Löffler, die nachstehende Skizze entnommen, in der Bierbaum nebenbei die naturalistische Geräuschmalerei und die minutiöse Detailschilderung, wie sie Holz und Schlaf in „Papa Samlet“ einführten, parodiert.

Pingginglinggg . . .

„Uff, hu, ah, gleich, aoooh!“

„Deiwel noch 'nein, machste gleich uff, Leibfuchz?“

Zwei Beine stöberten nach zwei Silzschuhen auf einer schwarzen Decke aus Pudelfell. Ein Korpsband baumelt vom Nachttisch: rot-weiß-rot.

„Deiwel noch 'nein, kommste bald?“

„Ae — äft, ft, gleich, meine Pantoffel, ooo — äft!“

Ein Pantoffel schiebt sich an die Türe. Riegelschnappen.

„Na, Donnerwetter, endlich!“

„'n morgen, Leibburch!“

„Deiwel noch mal, mach fig. Ich gloobe der Kerl hat vergessen . . .!“

„Aeh . . .?“

„Nee, nu schlag aber eener lang hin! Biste noch voll?“

„Nee, bloß ekligen Jammer.“

„Na, Donnerwetter, du sollst doch heite losgehn.“

„Herrgottsteufel, ja, himmelherrgott, nee, warte, gleich, Deiwel noch mal, Herr . . .“

Prrst, prrst, schbstschst, pscht.

„Donnerwetter, spritze nich so.“

„Aah, aah!“

„Nee, nich so gute Hosen. Haste keene alten?“

„Die da?“

„Na, die sin' eklig schäbig. Mal 'rin. Sir!“

„So!“

„Na, nu's Bierseil um, und e Stück Fuchsenband in die linke Hosentafel.“

„Ach?“

„Das hilft gegen Kneifen. Fertig?“

„Gloobe.“

„So komm'!“

„Aber Kaffee?“

„Mumpiſ. Aber haſte Roſſſern e altes Hemde geſchickt?“

„Geſtern.“

„Na 'rin, ſteig ein. Fort, Kutſcher.“

Rum pum rakakakakak rum pum rum raka . . . „Alſo ſtramm Hochquart an“ . . . pum rakakak pum . . . „feſte off'm Kreuz“ . . . rakakak . . . „Donnerwetter ſo 'n Rumpeln“ . . . ratterattatteratteratakakak . . . „ſteile Terz“ . . . rumpelumpumpumpum . . . „Hakenquart, ſo, bloß Handgelenk . . .“ tatteratattatta . . . „Gottverdammich, hört das Gerumple nich bald . . .“ rottottotto . . . „immer anſchlagen, nich auslaſſen. Gott ſei Dank, endlich die Chauſſee.“

Rechts grün, links gelb, oben blau. Langſam im Sande.

„Leibfuhs, ſchläfte?“

„Nee.“

„Na ſo mach de Ogen off. Wir ſin' gleich da.“

„Brrr!“

„Hup! Na fix 'n bißchen!“

„Du, ich möchte aber endlich 'was in 'n Leib.“

„Da, Portwein mit Ei. Bodega. Kraft in den Biceps.“

Stimmen von allen Seiten. Zigarrenbunſt legt ſich über die Holztiſche und verſchlängt die immer heraustönenden Worte: Quart, Terz, Durchzieher. „Roſſer! Anbandagieren.“

Der Korpsdiener ſchleppt die Bandagen herbei.

„So, Herr Turm, nu, bitte, das Schakettchen runter und de Weſte und's Hemde ooch.“

„Brr, kalt, ah.“

„So, das Menſurhemde. Warten Se nur, ich mache alles.“

„Leibburſch!“

„Na?“

„Komm doch her.“

„Was denn?“

„Paß 'n bißl auf.“

„Woroff denn?“

„Na, ſo.“

„So, nu den Bauſchurz. Halten Se hinten den Riemen feſte, Herr Turm.“

„Gott, o, enge. Man kann ſich kaum bewegen.“

„De ſollſt dich ooch nich bewegen. Stille ſtehn ſollſte.“

- „Sui Deiwel, stinkt die Halsbinde. Aeh, mir wird schlecht.“
 „Deiwel noch emol, laß das gefälligst blei'm.“
 „Was is denn das?“
 „Blut deiner Korpsahnen. Ae ganz besonders feierlicher Saft.“
 „Gott, Sie wickeln mir ja den ganzen Arm zusammen. Ich kann ihn ja nicht mehr biegen.“
 „Sollste ooch nich. Steif halten sollst'n.“
 „Deiwel, is das ungemieblisch.“
 „Schnell, Roscher, drüben sind se schon fertig.“
 „Donnerwetter, du, hat der Baumeister aber Arme!“
 „Na, deine sin ooch nich von Pappe. Man druff! . . . So, nu de Paukbrille.“
 „Au!“
 „Immer feste, Roscher.“
 „Aee, aber nu is genug. Ich sehe gar nischt, gar nischt. Und mei Arm und mei Hals. So kann man doch nicht . . .“
 „Stille biste. So, komm'. Schlepffuchs! Deiwel noch mal, wo rennst du denn immer rum. So. Na los, off 'n Krug!“
 Breitbeinig, Schritt für Schritt, fest den Riemen zwischen die Beine ziehend, steif den Hals in der dicken Lederbinde, wagerecht hinaus den rechten Arm mit dem Paukhandschuh, die Haare durcheinander, langsam vorwärts. Schlepffuchs stüßt graziös den Arm. Der Testant untersucht die Klinge.
 „So, auf den Krug. Hier bleibste feste. Roscher, de Sekundiermühe und den Speer für mich. So. Stehste?“
 „Ja.“
 „Kognak da, Roscher?“
 „Eine ganze Flasche.“
 „Also. Aeh.“
 „Gut, der Speer!“
 Swjswjswjsw.
 „Herr Unparteiischer!“
 Swjswj . . . Stille.
 „Wir bitten um Silentium für eine Partie auf Schläger, 15 Minuten, mit Binden und Bandagen.“
 „Silentium für eine Mensur auf Schläger, 15 Minuten, mit Binden und Bandagen.“
 „Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für den Ehrengang.“
 „Silentium für den Ehrengang.“
 „Bindet die Klingen! Sind gebunden — los! halt!“
 „Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für den ersten Gang.“
 „Silentium für den ersten Gang.“
 „Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!“
 Ffft! fft! fft! ffft!
 „halt!“
 „Herr Unparteiischer. Stehen sich die Paukanten nahe genug?“

„Ja!“

„Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!“

Sfft! fft, fft!

„Halt!“

„Herr Unparteiischer! Ich bitte drüben auf Quartseite nachzusehen!“

„Ich finde nichts.“

„Herr Unparteiischer! Wir bitten um Pause.“

„Silentium! Pause für Σ . . . ia.“

„Leibfuchs, das is 'ne ekelhafte Stopferei. Ich habe dir doch gesagt: Hochquart, Durchzieher, Terz, Hakenquart. Wenn du nu im nächsten Gang nich triffst, drehn wir dich 'rum.“

„'n Kognak!“

„Roscher, den Kognak!“

„Aaah, brr, aah!“

„So.“

„Silentium für den Fortgang der Mensur.“

„Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!“

Sfft, fft, fft, depp, depp, fft, dep, d o p p!

„Halt!“

„Du, was roocht denn da drüben?“

„Silentium! Ein Blutiger auf seiten von Σ . . . ia.“

„Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!“

Depp, depp, depp, d o p p, d o p p!

„Halt!“

„Herr Unparteiischer, wir bitten drüben auf Quartseite nachzusehen!“

„Deiwel du, was ist denn das, mir läuft's ja ganz heiß über die Augen?“

„'n lappigen Kreßer oben.“

„Herr Gott, und wie der roocht drüben.“

„Hakenquart. So noch 'n paar, dann is recht.“

„Herr Unparteiischer, wir erklären die Abfuhr.“

„Silentium, Abfuhr auf seiten Σ . . . ia nach $4\frac{1}{2}$ Minuten mit zwei Blutigen. Mensur ex.“

„Aaah, aah.“

„Na, berühmt war's nich, Leibfuchs. Gestopfelt haste wie'n schwind-süchtiger Sinke.“

„Gott sei Dank, daß ich die Halsbinde . . .“

„Slinte! Na, wie is es denn drüben?“

„Nischt, besides, aber Ohr is lädiert.“

„So, nu' hier den Kreßer zu!“

„O, o, o, o, o, . . . Deiwel . . . auch doch!“

„Na, mer sin ja schon fertig. Bloß drei Nadeln. Nu de Gombresse.“

„Donnerwetter, Leibfuchs, jehst siehste nach was aus! Und nach Jodoform stinkste, als wenn ich dich abgestochen hätte. Nu kannste ooch Kaffee trinken.“

„Aah! Schlp—hu, schlp—hu. Ah.“

*

Tante Frieda.

Eine Lausbubengeschichte von Ludwig Thoma.

Ludwig Thoma, der ausgezeichnete „Peter Schlemihl“ des Simplicissimus, hat in seinen Lausbubengeschichten eines der brotligsten und amüsantesten Bücher der neueren humoristischen Literatur geschaffen. In seiner Charakteristik des „Lausbuben“, das heißt, des dreizehn- oder vierzehnjährigen Jungen, der tagaus, tagein auf tolle Streiche sinnt und ohne Verübung einer typischen Untat sein Tagewerk für leer und banal halten würde, in der ganzen Darstellung des Seelenlebens des Quartaners, erweist sich Thoma als ungemein seiner Psychologe. Ausgezeichnet gelangt ihm vor allem der Inabenhafte, frech überlegen tuende Ton, in dem der „Lausbub“ selbst seine Schandtaten erzählt. Es ist eben vieles davon aus der Erinnerung Thomas, aus seiner eigenen, lieben Kinderzeit geschöpft, aus jenen Tagen, die wir alle durchgemacht, und in denen jeder halbwüchsiges Flegel mit Steinen Fenster einwirft, Tiere quält, mit Pulverfröschen und anderen Dingen Unfug anrichtet. Die nachstehende Erzählung: „Tante Frieda“ zählt zu den besten der ganzen Serie von Lausbubengeschichten, die alle im Verlage von Albert Langen in München erschienen sind. Die zu der Erzählung gehörenden Zeichnungen sind von Olof Gulbransson, dem vortrefflichen Simplicissimuskünstler, und hier ebenso wie die Erzählung mit freundlicher Genehmigung von Albert Langen wiedergegeben.



„Eine Mutter sagte: „Ach Gott ja, übermorgen kommt die Schwägerin.“

Und da machte sie einen großen Seufzer, als wenn der Bindiger da wäre und von meinem Talent redet.

Und Aennchen hatte ihre Kaffeetasse weggeschoben und hat gesagt, es schmeckt ihr nicht mehr, und wir werden schon sehen, daß die Tante den Amtsrichter beleidigt und daß alles schlecht geht.

„Warum hast du sie eingeladen?“ sagte sie.

„Ich hab sie doch gar nicht eingeladen,“ sagte meine Mutter, „sie kommt doch immer ganz von selber.“

„Man muß sie hinausschmeißen,“ sagte ich.

„Du sollst nicht so unanständig reden,“ sagte meine Mutter, „du mußt denken, daß sie die Schwester von deinem verstorbenen Papa ist. Und überhaupt bist du zu jung.“

„Aber wenn ihr sie doch gar nicht mögt,“ habe ich gesagt, „und wenn sie den Amtsrichter beleidigt, daß er Aennchen nicht heiratet, und sie freut sich schon so darauf. Vielleicht sagt sie ihm, daß er schießt.“

Da hat Aennchen mich angeschrien: „Er schießt doch gar nicht, du frecher Lausbub, und jetzt spricht er, daß ich heiraten will, und die Leute reden es herum. Nein, nein, ich halte es nicht mehr aus, ich gehe in die Welt und nehme eine Stellung.“



Da ist meine Mutter ganz unglücklich geworden und hat gerufen: „Aber, Kindchen, du darfst nicht weinen. Es wird alles recht werden, und, in Gottes Namen, der Besuch von der Tante wird auch vorübergehen.“

Das ist am Montag gewesen, und am Mittwoch ist sie gekommen. Wir sind alle drei auf die Bahn gegangen, und meine Mutter hat immer gesagt: „Aennchen, mache ein freundliches Gesicht! Sonst haben wir schon heute Verdruß.“

Da hat der Zug gepfeifen, und sie ist herausgestiegen und hat geschrien: „Ach Gott! Ach Gott! Da seid ihr ja alle! Oh, wie ich mich freue! Helft mir nur, daß ich mein Gepäck herauskriege!“

Sie hat in den Wagen hineingerufen, die Schachtel gehört ihr, und der Koffer unter dem Sitz gehört ihr, und die Tasche oben gehört auch ihr und hinten der Käfig mit dem Papagei. Ein Mann hat ihr alles herausgetan, und sie hat es mir gegeben, aber ich habe gesagt, der Koffer ist zu schwer, ich kann ihn nicht tragen. „Aennchen hilft dir schon,“ hat sie gesagt, „ihr seid jung und stark. Aber mein Lorchchen trage ich selber.“ Dann ist sie zu meiner Mutter hingegangen und hat sie geküßt und hat gerufen: „Ich bin froh, daß ich dich gesund sehe, ich habe oft so Angst wegen deinem Herzleiden, aber gib acht, daß du nicht an den Käfig kommst, mein Lorchchen kann das Schütteln nicht vertragen.“

Meine Mutter hat den großen Koffer angesehen und hat gemeint, es ist vielleicht besser, wenn ihn der Stationsdiener tragt, aber die Tante hat gesagt: „Nein, ich gebe es nicht zu, daß du Auslagen hast; die Kinder werden schon fertig damit.“

Aennchen hat es probiert. Es ist nicht gegangen, weil er zu schwer war. Da ist der Alois gelaufen gekommen, das ist der Stationsdiener, und er hat den Koffer genommen.

Die Tante hat wieder zu meiner Mutter gesagt, es ist ihr nicht recht, daß wir Auslagen haben, und sie hat nicht gedacht, daß Aennchen so schwächlich ist. Aber es fällt ihr ein, daß sie schon als Kind zart war. Vielleicht hat sie etwas geerbt von dem Herzleiden von meiner Mutter.

„Ich bin aber, Gott sei Dank, gesund,“ hat meine Mutter gesagt, „und der Arzt findet nichts mehr.“

„Ja, die Aerzte!“ hat die Tante gerufen. „Bei meinem armen Joseph haben sie auch nichts gefunden, bis er tot war, und oft wollen sie es einem nicht sagen.“

Dann sind wir heimgegangen. Unterwegs hat Aennchen zu mir gewispert: „Du wirst sehen, Ludwig, sie bleibt die ganze Vakanz.“

„Das glaube ich nicht,“ habe ich gesagt. „Wenn sie bleiben möchte, finde ich schon etwas, daß sie geht.“

Da hat Aennchen heimlich gelacht, und sonst ist sie doch immer unglücklich, wenn etwas von mir herauskommt. Aber diesmal hat sie gelacht und hat gefragt: „Was willst du denn machen?“

Ich habe gesagt: „Das weiß ich nicht. Vielleicht mache ich einen Speiteufel in dem Papagei seinem Käfig, oder ich rupfe ihn, daß er nackt wird, oder ich tue sonst was. Man kann es nicht vorher sagen, was man tut, weil man erst studieren muß, was sie am meisten ärgert.“

Aennchen hat gewispert: „Wenn du etwas findest, daß sie geht, schenke ich dir zwei Mark.“

„Das ist recht,“ habe ich gesagt. „Aber du mußt mir zuerst eine Mark geben, weil ich vielleicht Auslagen haben muß.“ Sie hat mir auch eine Mark versprochen, und dann sind wir heimgekommen.

Wir haben an der Tür warten müssen, weil meine Mutter nicht so schnell gehen kann und mit der Tante zurückgeblieben ist.

Im Hausgang hat die Tante gesagt: „In Gottes Namen, da bin ich also wieder. Nein, wie es hübsch ist bei dir! Du hast ja einen Kokusläufer da!“

Meine Mutter hat gesagt, daß der Gang im Winter so kalt ist, und daß sie den Käufer wegen ihrer Gesundheit angeschafft hat.

„Der Meter kostet gewiß vier Mark,“ hat die Tante gesagt. „Man kriegt schon um eine Mark fünfzig recht schöne Käufer.“

Sie ist in ihr Zimmer gegangen, und ich habe ihre Sachen hineingetragen. Sie hat den Käfig auf den Tisch gestellt und hat zu dem Papagei

gesagt: „So, Lorchén, da sind wir jetzt, und es wird uns schon gefallen.“ Und dann hat sie ihren Mund an das Gitter gesteckt und hat ihn gelockt: „Su fu! Wo ist das schöne Lorchén?“ Und der Papagei hat den Kopf auf die Seite getan und ist auf der Stange zu ihr hingerutscht und hat seinen Schnabel in ihren Mund gesteckt.

Ich hätte es nicht tun mögen, wenn sie mir einen Sack voll Äpfel oder eine Torte geschenkt hätte.

Aber die Papageien sind alle ekelhaft. Ich dachte, ob er auch so herrutscht, wenn ich ihm ein paar Federn ausreiße, und ich dachte, wie er aussieht, wenn eine Straniße voll Pulver bei ihm losgeht.

Vielleicht hat die Tante gemerkt, was ich denke, denn sie hat sich umgedreht und hat gesagt: „Daß du mir artig gegen Lorchén bist, du Lausbube!“

Da habe ich gesagt: „Ja, liebe Tante!“ Und ich habe mich auch hingestellt und habe gerufen: „Lorchén! Wo bist du?“

Aber der Papagei ist gleich weg und hat sich in die Ecke gesetzt und hat einen Fuß aufgehoben. Und er hat die Augen aufgerissen, als wenn er schon weiß, daß ich ihm bald Pulver gebe.

habe einen spanischen Nebel auf ihn gespritzt, daß er den Kopf hineingesteckt hat und mit den Flügeln geschlagen hat.

Dann bin ich geschwind in das Wohnzimmer. Meine Mutter hat der Tante etwas zu essen gegeben, und sie haben miteinander geredet, wie es ihnen geht.

Die Tante hat gesagt, sie muß sehr sparsam sein, weil sie so wenig Pension hat und kein Geld nicht. Sie möchte jetzt sehr froh sein, wenn sie von früher ein bißchen Vermögen hätte, aber ihr Joseph hat nichts gespart von dem Gehalt, weil es wenig war und weil er geraucht hat und in der Woche zweimal ins Wirtshaus gegangen ist. Und von daheim hat sie auch nichts bekommen, weil ihre Brüder studiert haben und soviel gebraucht haben.

Da hat meine Mutter gesagt, daß mein Vater als Student gar nicht viel gebraucht hat.

„Woher weißt du das?“ hat die Tante gefragt. „Er hat es mir oft erzählt,“ hat meine Mutter gesagt. „Er hat Stunden gegeben auf dem Schimnasmus, und wie er auf der Forstschule war, hat er auch einem jungen Baron Stunde gegeben.“



„Das hat er bloß so gesagt,“ hat die Tante geantwortet und hat ein großes Stück von der Wurst in den Mund gesteckt.

Meine Mutter ist ganz rot geworden, und sie hat ihre Haube auf den Haaren fester gesteckt und hat gesagt: „Mein, Frida, er hat in seinem ganzen Leben nie keine Unwahrheit geredet.“

Die Tante ist zuerst still gewesen, weil sie die Wurst kauen mußte, und sie hat sich die Nase gerieben. Und dann hat sie wieder geredet. „Wenn er Stunden gegeben hat, dann möchte ich bloß wissen, wo er das viele Geld hingetan hat. Ich weiß es doch besser, und wir drei Schwestern haben es büßen müssen, weil kein Vermögen nicht da war und keine was mitkriegte.“

„Warum redest du immer solche Sachen?“ hat meine Mutter gefragt.

„Ich meine ja bloß,“ hat sie gesagt, „und weil es wahr ist. Zum Beispiel hat mich der Assessor Römer gern gesehen, und er ist jetzt Regierungsrat in Ansbach, und er hätte mich geheiratet, wenn etwas da gewesen wäre, aber so natürlich hab ich bloß einen Postexpeditor gekriegt.“

„Du bist doch glücklich gewesen mit deinem Joseph!“ hat meine Mutter gesagt.

„Gott hab ihn selig!“ hat die Tante gerufen. „Wir sind recht glücklich gewesen, aber ich wäre jetzt Regierungsrätin in Ansbach, wenn unsere Brüder nicht das ganze Geld gebraucht hätten.“

Ich habe mich fürchtbar geärgert, daß sie über unseren Vater so redet, und ich habe gedacht, ob ich nicht vielleicht schon heute das Feuerwerk mit dem Papagei mache. Oder ob ich nicht geschwind noch einen spanischen Nebel spritze.

Aber die Tante ist aufgestanden, weil meine Mutter hinausgegangen ist, und da habe ich gemerkt, daß es jetzt nicht geht.

Die Tante ist im Zimmer herumgegangen und hat alles angeschaut.

Unter dem Hirschgeweih ist das Bild von meinem Vater gehängt, wie er Student gewesen ist. Er hat eine Mütze gehabt und einen Säbel und große Stiefel. Meine Mutter sagt immer, er hat so ausgeschaut, wie sie ihn zuerst gesehen hat. Da haben sie einen Sackelzug gemacht, und mein Vater ist vorausgegangen. Die Tante hat das Bild angeschaut und hat wieder gesagt: „Da sieht man es doch ganz deutlich, wo er das viele Geld gebraucht hat!“

Dann ist sie bei der Kommode gestanden. Da hat Aennchen die Photographie von dem Herrn Amtsrichter hingestellt, und die Tante hat es gleich gesehen und hat mich gefragt: „Wer ist denn das?“ Ich habe gesagt, das ist unser Amtsrichter. Da hat sie gefragt: „Wer ist unser Amtsrichter?“

Ich habe gesagt, der, wo immer zum Kaffee kammt, und er heißt Doktor Steinberger.

Da hat sie das Bild genommen und gesagt, so, so, aber er gefällt ihr gar nicht, er hat schon so wenig Haare und er sieht ziemlich stark und das Gesicht ist so dick, als wenn er gerne trinkt. Ich mag den Steinberger

auch nicht besonders, weil er zu mir gesagt hat, ich soll gegen meine Schwester anständig sein, oder er nimmt mich einmal bei den Ohren.

Und ich mache Aennchen oft vor, wie er schießt, und dann heult sie. Aber es hat mich geärgert, daß die Tante etwas gegen ihn weiß, weil sie auch etwas gegen unsern Vater gewußt hat.

Ich habe gedacht, ob ich vielleicht in die Küche gehe und es ihnen sage, aber dann gibt es nichts Gescheites zum Essen, wenn sie immer hinauslaufen und heulen und sich die Augen waschen müssen. Ich habe gedacht, ich sage es, wenn das Essen vorbei ist.

Dann ist meine Mutter in das Zimmer gekommen und hat der Tante die Hand gegeben und hat gesagt, sie hat sich vorhin ein bißchen geärgert, aber sie weiß, daß es vielleicht nicht recht war, und es ist vorbei.

Die Tante hat ihre Nase gerieben und hat gesagt, daß man sich natürlich nicht ärgern darf, wenn man die Wahrheit hört. Sie ist fürchtbar gemein.

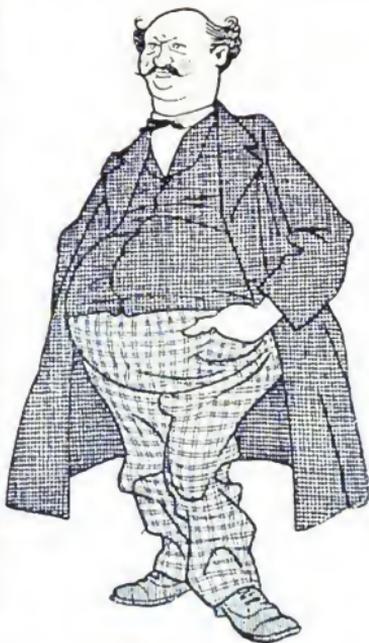
Ich bin hinausgegangen, und meine Mutter hat gerufen: „Wo gehst du denn hin, Ludwig? Wir essen gleich.“ Ich habe gesagt, ich muß geschwind ein unregelmäßiges Verbum anschauen, weil ich vergessen habe, wie es geht.

Da hat meine Mutter freundlich gelacht und hat gesagt, das ist recht, wenn ich das unregelmäßige Verbum studiere, und man muß immer gleich tun, was man sich vornimmt.

Und zur Tante hat sie gesagt: „Weißt du, Frida, ich glaube, unser Ludwig hat jetzt den besten Willen, daß er auf dem Schimnasmus vorwärts kommt.“ Ich bin recht laut gegangen bis zu meinem Zimmer und habe die Tür aufgemacht, dann bin ich aber ganz still in der Tante ihr Zimmer gegangen. Der Papagei hat mich gleich gesehen und ist von der Stange gehüpft und in das Eck gekrochen. Ich habe schnell das Glas mit Wasser voll gemacht und bin zu ihm hin und habe ihn zweimal angespritzt, daß es von seinen Flügeln getropft hat.

Da hat er die Augen zugemacht, und er hat fürchtbar gepfiffen, als wenn ich durch die Finger pfeife, und er hat geschrien: „Lora!“

Da bin ich geschwind hinaus und in mein Zimmer und habe ein Buch genommen. Der Papagei hat noch einmal gepfiffen, und ich habe gleich



gehört, wie die Tür vom Wohnzimmer aufgegangen ist und die Tante ist schnell gegangen und hat gesagt: „Ich weiß nicht, warum Lorchchen ruft.“

Und dann ist es ein bißchen still gewesen, und dann hat sie in ihrem Zimmer geschrien: „Das ist ja eine Gemeinheit! Das arme Tierchen!“

Und sie hat meine Mutter gerufen, sie soll hergehen und soll es anschauen, wie das Lorchchen patßnaß ist, und das kann niemand gewesen sein, wie der nichtsnutzige Lausbub.

Das bin ich.

Meine Mutter hat in mein Zimmer hereingeschaut, und ich habe vor mich hingemurmelt, als wenn ich das unregelmäßige Verbum lerne.

Da hat sie gesagt: „Ludwig, hast du den Papagei naß gemacht?“

Ich habe ganz zerstreut aus meinem Buch gesehen.

„Was für einen Papagei?“ habe ich gefragt.

„Der Tante ihren Papagei,“ hat sie gesagt. Da bin ich ganz beleidigt gewesen. Und ich habe gesagt, warum ich immer alles bin, und ich habe doch mein unregelmäßiges Verbum studiert, und ich kann es jetzt, und auf einmal soll ich einen Papagei naß gemacht haben.

Die Tante ist auch an die Tür gekommen und hat gerufen: „Wer ist es denn sonst?“ Ich habe gesagt, das weiß ich nicht, vielleicht ist es der Schreiner Michel gewesen, der hat eine Holzspriße und kann fürchtbar weit spritzen damit.

Die Tante hat gesagt, ich soll mitgehen, sie muß es untersuchen, und meine Mutter ist auch mitgegangen.

Wie wir in das Zimmer hinein sind, hat der Papagei gleich den Kopf unter die Flügel versteckt und hat fürchtbar gepfiffen und hat seine Augen auf mich gerollt.

Die Tante hat geschrien: „Siehst du, er ist es gewesen! Mein Lorchchen ist so klug!“

Meine Mutter hat gesagt: „Wenn er aber doch sein unregelmäßiges Verbum studiert hat!“

„Du glaubst immer deinen Kindern,“ hat die Tante gesagt. „Davon kommt es, daß sie so werden.“

Ich habe beim Fenster hinausgeschaut, und ich habe gesagt, ich glaube, daß der Michel vom Gartenzaun herübergespritzt hat, weil das Fenster offen ist. Die Tante hat gesagt, es ist viel zu weit und viel zu hoch, und dann muß man es doch am Fenster sehen, und das Fenster ist kein bißchen naß.

Ich sagte, der Michel kann fürchtbar gut zielen, und ich bin es einmal nicht gewesen.

Da hat Aennchen gerufen, daß wir zum Essen kommen, die Suppe steht schon auf dem Tisch, und wir sind gegangen.

Der Papagei hat sich immer geschüttelt und hat die Federn aufgestellt, und die Tante hat gesagt: „Mein Lorchchen muß keine Angst nicht haben. Ich lasse mein Lorchchen nicht mehr naß machen.“



Und sie hat mich fürchtbar angeschaut, und der Papagei hat mich auch fürchtbar angeschaut.

Aber ich habe gedacht, er wird noch viel ärger schauen, wenn das Pulver losgeht.

Beim Essen ist die Tante noch immer zornig gewesen; man hat es gekannt, weil ihre Nase vorne ganz weiß war und weil sie mit dem Löffel so schnell die Suppe gerührt hat.

Meine Mutter hat gesagt, sie soll sich die Freude von der Ankunft nicht verderben lassen.

Da hat sie gesagt, daß sie keine Freude nicht hat, wenn man ihr zuerst böß ist, weil sie die Wahrheit redet, und wenn man ein hilfloses Tier in den Tod treibt.

„Aber, Frida!“ hat meine Mutter gesagt, „er ist doch bloß naß gemacht!“ Und Kennchen sagte, daß ein kleines Bad keinem Vogel nicht schaden kann.

Da hat die Tante gesagt, sie wundert sich gar nicht, daß wir alle so feindselig sind, weil sie es schon gewohnt ist, und weil schon ihre Brüder so waren und haben doch das ganze Geld verbraucht.

Sie hat so getan, als wenn sie weinen muß, und sie hat sich die Augen gewischt. Aber sie hat keine Tränen daran gehabt. Ich habe es deutlich gesehen.

Meine Mutter ist ganz mitleidig geworden und hat gesagt, daß wir

sie alle mögen, weil sie doch die Schwester von unserem lieben Papa ist, und sie soll glauben, daß sie auch bei uns daheim ist.

Da hat die Tante gesagt, sie will uns diesmal verzeihen, und sie will nicht mehr daran denken, was ihr die Familie schon alles angetan hat.

Sie ist auf einmal wieder lustig gewesen, und wie der Braten da war, hat sie mit der Gabel nach der Kommode gezeigt, wo das Bild vom Steinberger war, und sie hat gefragt: „Was ist das für ein häßlicher Mensch?“

„Wo?“ hat meine Mutter gefragt. „Der dort auf der Kommode,“ hat sie gesagt.

Meine Mutter ist ganz rot geworden, und Aennchen ist aufgesprungen und ist hinausgelaufen, und man hat durch die Türe gehört, daß sie heult.

Meine Mutter hat ihre Haube gerichtet und hat gesagt, daß der Steinberger oft zu uns kommt und daß er gar nicht häßlich ist.

„Er hat aber eine Gläse,“ hat meine Tante gesagt. „Und er schießt mit dem linken Auge.“

„Er schießt nicht,“ hat meine Mutter gesagt, „es ist bloß eine schlechte Photographie, und es ist überhaupt ein Glück, wenn man ihn kennt, weil er so tüchtig ist.“

Die Tante hat gesagt, sie will nicht, daß es in der Familie einen Streit gibt wegen einem fremden Menschen, aber sie hat nicht gedacht, daß er tüchtig ist, weil er so aussieht, als ob er das Bier gern mag.

Da ist meine Mutter auch hinausgegangen, und bei der Tür ist sie stehen geblieben und hat gesagt, daß sie sich fest vorgenommen hat, bei diesem Aufenthalte sich nicht mit der Tante zu zerkrigen, aber es ist fürchtbar schwer.

Auf dem Gange hat sie mit Aennchen gesprochen; das hat man herein gehört, und Aennchen hat immer lauter geweint.

Die Tante hat das Essen nicht aufgehört, und sie hat immer den Kopf geschüttelt, als wenn sie sich fürchtbar wundern muß.

Sie hat mich gefragt, ob Aennchen schon lange so krank ist. „Sie ist gar nicht krank,“ sagte ich. „Das verstehst du nicht,“ hat sie gesagt. „Deine Schwester ist sehr leidend mit kaputte Nerven, weil sie auf einmal weinen muß, und ich habe es immer gedacht, daß sie schwächlich ist, sonst hätte sie auch meinen Koffer getragen.“

Meine Mutter ist auf einmal wieder hereingekommen und hat schnell gerufen, daß der Amtsrichter zum Kaffee kommt, und sie bittet die Tante, daß sie höflich ist.

Da ist die Tante beleidigt gewesen und hat gesagt, ob man glaubt, daß sie nicht fein ist, weil sie einen Postexpeditor geheiratet hat, und sie weiß schon, wie man sich benimmt, und ein Amtsrichter ist auch nicht viel mehr wie ein Expeditor.

Meine Mutter hat immer nach der Tür geschaut, ob sie vielleicht schon aufgeht, und hat gewispert, die Tante soll nicht schreien, er ist schon auf

der Treppe, und sie hat es doch nicht so gemeint, sondern weil die Tante geglaubt hat, daß er häßlich ist.

Die Tante hat aber nicht stiller geredet, sondern sie hat laut gesagt: „Man ist auch nicht schön, wenn man eine Glaze hat und schießt.“

Da hat meine Mutter mit Verzweiflung auf die Decke geschaut, und sie hat weinen wollen, aber da ist die Tür aufgegangen, und der Steinberger ist hereingekommen und Aennchen auch, und ihre Augen waren noch rot.

Meine Mutter hat jetzt nicht weinen dürfen, sondern sie hat freundlich gelacht und hat gesagt: „Herr Amtsrichter, das freut mich sehr, daß Sie kommen, und ich stelle Ihnen meine liebe Schwägerin vor, von der ich Ihnen schon erzählt habe.“

Der Steinberger hat eine Verneigung gemacht, und die Tante hat ihn angeschaut, als wenn sie ihm einen Anzug machen muß.

Und dann hat der Steinberger gesagt, es freue ihn, daß er die Tante kennen lernt, und er hofft, daß es ihr hier gefällt. Und sie hat gesagt, sie hofft es auch, und wenn ihr Papagei nicht mißhandelt wird, gefällt es ihr gewiß.

Der Steinberger hat es aber nicht gehört, weil er Aennchen angeschaut hat, und er hat gefragt, warum sie rote Augen hat.

Aennchen sagte, daß der Herd so fürchtbar raucht, und meine Mutter hat gesagt, daß man den Herd richten muß. Und die Tante hat gesagt, daß Aennchen überhaupt nicht kochen soll, mit so schwache Nerven, und weil sie kränzlich ist.

Da hat meine Mutter ein zorniges Auge auf die Tante gemacht und hat gefragt: „Was weißt du von die Nerven? Aennchen ist gottlob das gesündeste Mädchen, was es gibt, und kocht alle Tage und macht die ganze Arbeit im Haus.“

Die Tante hat gelacht, als wenn sie es besser weiß, und dann haben wir uns hingesezt, und Aennchen ist hinaus, daß sie den Kaffee kocht.

Der Steinberger hat die Tante gefragt, wo sie lebt, und sie hat gesagt, sie wohnt in Erding, weil es so billig ist und sie so wenig Pension hat, und dann hat sie ihn gefragt, ob er schon einmal in Ansbach war, und er hat gesagt, ja, er ist dort gewesen. Da hat sie gefragt, ob er den Regierungsrat Römer nicht kennt, und wie er gesagt hat, nein, er kennt ihn nicht, hat sie gesagt, daß sie sich wundern muß, weil er doch so bekannt ist. Der Steinberger hat gesagt, er ist bloß durchgefahen in Ansbach, und meine Mutter hat gesagt, dann ist es nicht möglich, daß er die Beamten kennt.

Aber die Tante hat gesagt, der Römer ist ein hoher Beamter und kommt gleich nach dem Präsident, da muß man ihn doch kennen. Und sie hat erzählt, daß sie eigentlich seine Frau sein muß, aber es ist nicht gegangen, weil sie aus einer Beamtenfamilie ist, wo die Söhne studiert haben. Meine Mutter ist sonst immer in der Küche und läßt Aennchen hereingehen, wenn der Steinberger da ist, aber heute ist sie nicht hinaus.

Ich glaube, sie hat sich nicht getraut, weil sonst die Tante geschwind

etwas sagt, und sie ist immer auf ihrem Sessel gerutscht und hat die Tante gefragt, wie es dem Förster Maier geht, und ob seine Frau gesund ist, und wo die Kinder sind, und ob er noch den schönen Hühnerhund hat; da hat die Tante immer eine Antwort geben müssen, und wenn sie fertig war, hat sie geschwind den Steinberger anreden wollen, aber meine Mutter hat gleich wieder etwas gefragt.

Da ist der Steinberger aufgestanden und hat gesagt, er will nachschauen, ob der Herd noch raucht.

Da hat meine Mutter lustig gelacht, wie er draußen war, und hat gesagt, er ist immer so aufmerksam.

Die Tante hat gesagt, sie weiß nicht, die Photographie kommt ihr geschmeichelt vor, weil er noch stärker schielt in der Wirklichkeit.

Aber meine Mutter hat sich nicht geärgert, und sie hat jetzt die Tante gar nichts mehr gefragt über dem Förster Maier seinen Hühnerhund und seine Kinder, und sie hat fleißig gestrickt.

Und dann ist Aennchen hereingekommen mit dem Kaffee und den Tassen, und der Steinberger ist hinter ihr gegangen und hat gefragt, ob er nicht helfen kann.

Und dann haben wir Kaffee getrunken, und meine Mutter hat gelacht, wenn der Steinberger etwas gesagt hat, und Aennchen hat gelacht, aber die Tante hat nicht gelacht, und sie hat immer an ihre Nase gerieben.

Meine Mutter hat gefragt, ob es ihr schmeckt, und sie hat gesagt, sie weiß es nicht, weil es so ungewohnt ist, denn sie kann mit ihre Pension keinen Bohnenkaffee kaufen.

Da hat der Steinberger gesagt, das ist schade, denn der Kaffee ist das Beste, was es gibt, besonders wenn ihn Fräulein Aennchen kocht.

Die Tante hat ihn gefragt, ob er immer den Kaffee so gerne gemocht hat, und er hat gesagt, ja. Da hat sie gelacht und hat gesagt, das kann sie gar nicht glauben, weil die Studenten so gern Bier trinken.

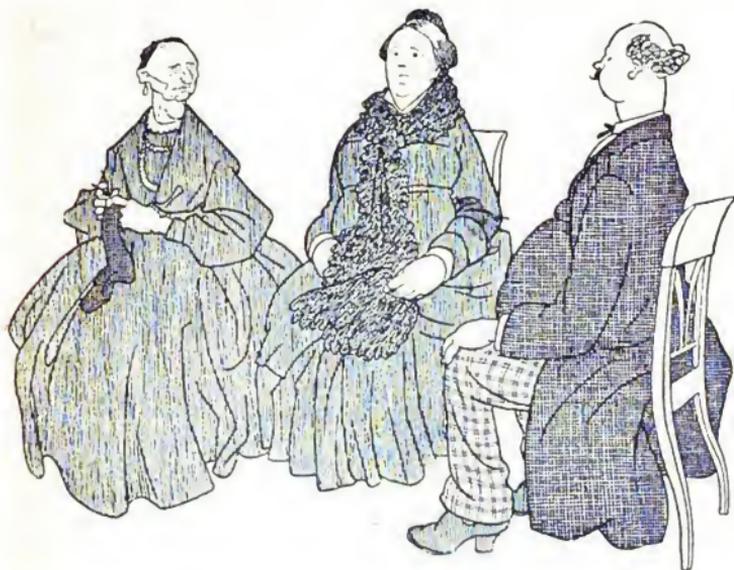
Da hat er auch gelacht und hat gesagt, daß er nicht viel getrunken hat, weil er fleißig sein mußte und nicht viel Geld hatte.

Aber die Tante hat wieder gesagt, sie glaubt es einmal nicht.

„Warum glaubst du es nicht?“ hat meine Mutter gesagt. „Es gibt doch viele Studenten, die kein Bier nicht trinken, und der Herr Amtsrichter hat keine Zeit dazu gehabt, und er mußte mit seinem Gelde sparen.“

„Das weiß man schon, wie die Studenten sparen,“ hat die Tante gesagt. „Wenn sie nichts mehr haben, so lassen sie alles aufschreiben. Das weiß niemand besser als ein Mädchen, von dem drei Brüder studieren. Und der Herr Amtsrichter hat so wenig Haar auf dem Kopf, da war er gewiß einmal recht lustig.“

Aennchen hat gerufen: „Aber Tante!“ Und meine Mutter hat gerufen: „Aber Frida!“ Und sie hat gesagt: „Was habt ihr denn? Ich meine es im Spaß, und es ist doch wahr, daß man seine Haare verliert, wenn man recht lustig ist und ein bißchen gerne trinkt.“



Ich habe gemeint, der Steinberger ärgert sich. Aber er hat gelacht und hat gesagt, daß er schon oft in diesem Verdachte steht, aber er ist einmal krank gewesen, und da sind ihm die Haare weggekommen.

Er ist bald aufgestanden, weil er in seine Kanzlei muß, und er hat meine Mutter auf die Hand geküßt und hat vor der Tante eine Verneigung gemacht, und mich hat er lustig beim Ohr genommen und hat gesagt: „Sei recht brav, wenn du es fertig bringst, du Schlingel!“

Aennchen hat ihn bis zur Haustür begleitet; wie wir allein gewesen sind, hat meine Mutter gesagt: „Frida, es ist schrecklich mit dir! Wenn er beleidigt ist, kann ich nie mehr gut sein mit dir.“

Und da ist auch Aennchen wiedergekommen und ist gleich auf das Kanapee hingefallen und hat geheult und hat gesagt, sie glaubt, daß der Steinberger nie mehr zum Kaffee kommt, und er ist viel schneller fort, wie sonst.

Die Tante hat noch eine Tasse vollgeschenkt und hat gesagt, sie hat noch keine Familie gesehen mit so kaputte Nerven, und sie muß sich wundern, wo das herkommt.

Da habe ich gedacht, ich will schon machen, daß sie auch heult, und bin geschwind hinaus.

In meinem Zimmer habe ich das Pulver geholt, und eine Zündschnur habe ich auch gehabt, weil ich oft im Wald einen Ameisenhaufen in die Luft sprengen muß.



Ich habe das Pulver in ein Papier gewickelt und die Schnur hineingesteckt, und dann bin ich in der Tante ihr Zimmer und habe alles in den Käfig getan. Die Schnur ist so lang gewesen, daß sie fünf Minuten brennt und sie ist herausgehängt.

Wie ich das Paket mit dem Pulver hineingeschoben habe, ist der Papagei ganz oben hinaufgeklettert und hat seinen Schnabel aufgerissen und hat geraucht wie eine Kasse.

Ich bin noch mal auf den Gang hinaus und habe gehört, ob niemand kommt, es ist aber ganz still gewesen.

Da bin ich wieder hinein und habe das Zündholz angebrannt und an die Schnur gehalten. Es hat gleich geraucht. Der Papagei ist jetzt auf der Stange gesessen und hat den Kopf auf die Seite getan und hat Obacht

gegeben auf mich. Ein Auge hat er zugedrückt, und mit dem andern hat er furchtbar geschaut. Wie die Zündschnur geraucht hat, ist der Papagei hergerutscht und hat seinen Kopf herausgestreckt und hat hinuntergeschaut, warum es raucht.

Ich dachte, er wird es schon merken und bin geschwind fort, aber wie ich an das Wohnzimmer gekommen bin, da bin ich langsam gegangen und bin ganz ruhig hinein, als wenn nichts ist.

Aennchen hat noch geweint, und meine Mutter war rot im Gesicht, und die Tante hat noch Kaffee getrunken. Ich glaube, sie haben es gar nicht gemerkt, daß ich fort war.

Die Tante hat gerade gesagt, sie weiß schon, daß man sie in unserer Familie nicht leiden kann, aber das ist immer der Dank von den Brüdern, wenn sie fertig sind und das ganze Geld gebraucht haben; dann kümmern sie sich nicht mehr um die Schwwestern.

Da hat meine Mutter gesagt, daß unser Vater sich schon gekümmert hat um sie und daß er oft gesagt hat, es tut ihm leid, wenn die Frida nirgends bleiben kann wegen ihrem bösen Mundwerk.

Die Tante hat den Kaffeeöffel auf den Tisch geworfen und hat geschrien: „Wenn er das gesagt hat, ist es eine Gemeinheit! So muß man es seiner Schwester machen! Zuerst das Geld verpußen, und dann . . .“

„Pfff—uum!“



Es hat einen dumpfen Knall gemacht, und das Küchenmädchen hat gleich fürchtbar geschrien und ist hereingelaufen, und wie sie die Tür aufgemacht hat, da hat es fürchtbar nach Pulver gerochen, und der Gang ist voll Rauch gewesen.

Ich habe vergessen gehabt, daß ich die Zimmertür von der Tante zumache.

Das Mädchen hat gerufen, es ist was losgegangen, sie glaubt, es brennt.

„Wo? Wo?“ hat Aennchen geschrien.

„Um Gottes willen, wo ist die Feuerwehr?“ hat meine Mutter geschrien.

Wir sind auf den Gang gelaufen, da hat man gesehen, daß der Rauch aus der Tante ihrem Zimmer kommt, und die Tante ist hinein, und da hat sie geschrien, als ob sie auf dem Spieß steckt.

„Um Gottes willen, was ist jetzt?“ hat meine Mutter gesagt, und es ist ihr schwach geworden, daß sie nicht weiter gegangen ist. Ich habe gesagt, ich will ihr helfen, und bin bei ihr geblieben. Aennchen ist schon wieder aus dem Zimmer gekommen und hat gerufen: „Sei ruhig, Mamachen! Es ist bloß der Papagei!“ Da ist die Tante herausgefahren aus ihrem Zimmer und hat geschrien: „Was sagst du, es ist bloß der Papagei? Du rohes Ding! Du abscheuliches Ding!“

„Ich habe Mama beruhigt, daß es nicht brennt,“ sagte Aennchen.

„Und das Tierchen sitzt ganz voll Pulver in seinem Käfig, und sie sagt, es ist bloß der Papagei! Du rohes Ding!“ schrie die Tante.

„Sei doch ruhig, Frida!“ hat meine Mutter gesagt. „Vielleicht ist es nicht so arg.“

„Ihr helft alle zusammen!“ schrie die Tante, und dann ist sie gegen mich gelaufen und hat noch lauter geschrien: „Du bist der Mörder! Du bist der ruchlose Mörder!“

„Schimpfe ihn nicht so!“ hat meine Mutter gesagt. „Er ist ganz unschuldig; er ist doch im Zimmer gewesen.“

Ich sagte, ich bin es schon gewohnt, daß die Tante immer mir die Schuld gibt, aber es ist mir zu dumm, und ich sage gar nichts. Ich weiß noch gar nicht, was geschehen ist.

„Du weißt es schon!“ schrie die Tante. „Du hast es getan, und sonst hat es niemand getan. Aber du mußt gestraft werden, wenn auch deine Mutter auf die Knie bittet!“

„Ich bitte dich gar nichts, Frida, als daß du nicht so schreiest,“ hat meine Mutter gesagt.

Wir sind jetzt auch in das Zimmer gekommen, und der Rauch war schon beim Fenster hinaus, aber es hat doch nach Pulver gerochen und nach verbrannte Federn.

Der Papagei ist auf dem Boden von dem Käfig gefressen, aber er war nicht mehr grün und rot. Er war ganz schwarz. Die Schwanzfedern sind verbrennt gewesen und struppig und sind auseinander gestanden. Der Kopf ist auch ganz schwarz gewesen, und die Augen sind gewesen wie von

einer Eule so groß. Er ist ganz still geessen und hat mich angefaßt. Ich glaube, er hat sich fürchtbar gewundert, wie es losgegangen ist.

„Er lebt doch!“ hat meine Mutter gesagt. „Er wird schon wieder gesund werden.“

„In diesem Hause nicht!“ hat die Tante geschrien. „In diesem abscheulichen Hause lasse ich das Tierchen keinen Tag nicht mehr! Ich gehe heute noch fort!“

Und sie ist aber auch fortgegangen.



Der höfliche Meldereiter.

Militärhumoreske von Freiherrn von Schlicht.

Das Genre der Militärhumoreske war mit ihrem Kasernenblüthenhumor schon recht abgewelt, als es Mitte der neunziger Jahre durch die eigenartigen humoristischen Bilder aus dem Leben des Heeres, die ein Freiherr v. Schlicht zuerst in Tageszeitungen veröffentlichte, neues Leben erhielt. Die Humoresken Schlichts, dessen Persönlichkeit und wahrer Name sorglich geheimgehalten wurden, zeigten einen auf äußerster Sachkenntnis basierenden Realismus, eine große Vertrautheit mit allen Eigenheiten des Militärstandes und eine unerschrodene Freimütigkeit, eine vor nichts zurückschredende Satire. Wie die Offiziersbilder von Thöny die glatten Salonleutnants der landläufigen Witzblätter abgelöst hatten, so verschwanden mit einem Male die alten Militärhumoresken vor den neuen, saunigen Charakterstudien und Typendarstellungen Schlichts, der eigentlich W o l f G r a f v. B a u d i s s i n heißt, 1867 zu Schleswig geboren wurde und bis 1898 aktiver Offizier war. Schlicht hat sich auch als Romanschriftsteller und auch als Dramatiker mit Erfolg versucht. Die nachstehende Humoreske ist dem Bande „Der höfliche Meldereiter“, Verlag von C. Reißner in Dresden entnommen.

*



er Kommandeur des Husaren-Regiments Franz Heinrich las nun wohl schon zum sechsten Mal das umfangreiche Schreiben, das am frühen Morgen vom General-Kommando eingelaufen war. Das Aktenstück enthielt lauter Bemerkungen für die bevorstehenden Herbstmanöver und da Seine Excellenz mit aller Bestimmtheit darauf rechnete, daß es den Herren Regimentskommandeuren noch möglich sein würde, alle seine Wünsche zu erfüllen, so war deren Stimmung nicht allzu rosig, denn die Wünsche der Vorgesetzten stehen meist in direktem Widerspruch mit denen der Untergebenen und man muß sehr häufig, um die Höheren zu erfreuen, alle Anordnungen, die man schon getroffen hat, über den Haufen werfen. Und das ist nicht nur sehr unangenehm, sondern auch sehr schwierig.

Das galt besonders von einem Passus des umfangreichen Aktenstücks, den der Herr Oberst immer und immer wieder las und der bei ihm ein so energisches Schütteln des Kopfes veranlaßte, daß das Feuer seiner brennenden Zigarre, die er im Mund hielt, einem Irrlicht glich, das bald hier, bald dort leuchtete.

„Wäre Excellenz nicht Excellenz, und wäre Excellenz nicht mein Vorgesetzter,“ sagte er schließlich zu seinem Adjutanten, mit dem er zusammen auf dem Bureau saß, „dann möchte ich wohl behaupten, daß Excellenz sich das, was er über das Meldewesen hier schreibt, nicht ganz richtig überlegt hat, zum mindesten drückt er sich sehr unklar aus. Excellenz schreibt hier

wörtlich: „Wie ich es schon bei dem letzten Manöver in meiner Schlußkritik sagte und wie ich es in dem Rundschreiben nach Schluß der Manöver den mir unterstellten Truppenteilen mitteilte, hat das Meldewesen mich im vorigen Jahre in keiner Weise befriedigt und auch nicht befriedigen können. Ueber den Wert der Meldungen brauche ich heute ja nicht viel Worte zu machen, denn ich glaube es bereits zu wiederholten Malen klar gesagt zu haben, daß der Führer nur dann disponieren und nur dann seine Truppen richtig ansetzen kann, wenn er durch zahlreiche und genaue Meldungen über die Aufstellung der feindlichen Truppen unterrichtet ist. In dieser Hinsicht erfüllte die Kavallerie im vorigen Jahre absolut nicht die Erwartungen, die ich an sie stellen mußte. Nicht nur, daß die Meldungen sehr häufig ganz ausblieben — auch das Wenige, das gemeldet wurde, ließ sehr viel zu wünschen übrig. Vor allen Dingen aber erwarte ich auch, daß in diesem Jahre mir die Meldungen in einer anderen Art und Weise überbracht werden wie im vorigen Jahre. Ich wünsche es nicht wieder zu sehen, daß die Meldereiter mich beinahe umreiten und mir die Meldekarten, ohne ein Wort dabei zu sagen, mit einer kurzen, energischen Bewegung hinreichen, gleichsam, als wollten sie mich mit der Hand stoßen; diese Bogerbewegungen, wenn ich mich so ausdrücken soll, verbitte ich mir auf das energischste. Gewiß soll der Verkehr des Untergebenen mit dem Vorgesetzten streng militärisch sein, aber er läßt sich doch in eine gewisse höfliche Form hineinbringen und gerade die wünsche ich in diesem Jahre anzutreffen.“

Die Zigarre des Herrn Oberst flog wieder wie ein Feuerball in der Luft herum.

„Was denkt Erzellenz sich nur dabei?“ fragte er seinen Adjutanten. „Ich habe mit aller Strenge darauf gehalten, daß die Meldereiter, wenn sie eine Meldung abtatten oder überbringen, sich so militärisch, wie nur irgend möglich benehmen, den Mund halten, eine tadellose Haltung annehmen und den Vorgesetzten mit großen, offenen Augen frei ansehen. Nun genügt das plötzlich nicht mehr: nun soll eine gewisse höfliche Form gewahrt werden! Wenn Erzellenz wenigstens die Güte gehabt hätten, sich darüber zu äußern, was er unter dieser höflichen Form versteht und wie er sich dieselbe denkt, dann wollte ich sie meinen Leuten schon beibringen, darauf könnten Erzellenz sämtliche Eide der Welt schwören; denn um dem Tadel eines Vorgesetzten zu entgehen, tut ein Untergebener, der seinen Dienst liebt und der es weiter bringen will, alles, und er bringt seinen Untergebenen Sachen bei, die er früher selbst nicht für möglich gehalten hat. Nun sagen Sie auch 'mal einen Ton: wie denken Sie sich die höfliche Form?“

Der Adjutant fühlte sich durch die Frage des Vorgesetzten und durch das Vertrauen auf sein Wissen, das aus diesen Worten sprach, zwar sehr geehrt, — aber das war auch alles. Eine verständige Antwort vermochte auch er nicht zu geben. Aber während die indirekten Fragen das Gute haben, daß man sie mit Stillschweigen übergehen kann, gehört auf eine direkte Frage, zumal wenn sie aus dem Munde eines Vorgesetzten kommt, immer auch eine Antwort — schweigt man auch dann, so ist das entweder ein Zeichen

von Widersehlichkeit oder von geistiger Beschränktheit, und in dieser Beleuchtung zeigt sich der Untergebene nicht gern dem Höheren. Sagen mußte der Adjutant also irgend etwas und so meinte er denn schließlich: „Vielleicht will Erzellenz, daß die Meldereiter ihm die Meldekarten mit einer geringen Verbeugung überreichen oder daß sie während des Sprechens ein freundliches Gesicht machen.“

Der Oberst sah seinen Adjutanten, der seine Sache sehr gut gemacht zu haben glaubte, mit großen starren Augen an. „Sagen Sie 'mal,“ fragte er endlich, „haben Sie gestern abend sehr lange im Kasino gegessen? Was Sie mir da erzählten, scheint mir eine Kateridee zu sein, oder wollten Sie mich etwa uzen? Soll ich meinen Husaren vielleicht vor dem Manöver noch Tanz- und Anstandsunterricht geben lassen und sollen die Jungens da noch erst lernen, mit einer sogenannten eleganten Verbeugung, bei der unter hundert wenigstens neunundneunzig mit einem Bein hinten ausschlagen, einer Tänzerin einen Blumenstrauß zu überreichen, und sollen meine Husaren dann das, was sie in der Anstandsstunde lernten, praktisch im Manövergelände verwerten? Erzellenz müßte nicht Erzellenz, sondern wie Sie ein ganz junger Oberleutnant sein, wenn er allen Ernstes so etwas verlangen oder auch nur denken sollte.“

Der Herr Oberst schwieg und der Adjutant machte ein sehr wenig intelligentes Gesicht! Der letzte Hieb sah und zwar derartig, daß es ihm nicht einmal schmeichelte, mit Erzellenz in einem Atem genannt worden zu sein.

Der Kommandeur versank in tiefes Nachdenken, seinen Adjutanten fragte er gar nicht mehr um Rat, dabei kam, wie es sich eben erst gezeigt hatte, doch nichts Gescheites heraus, so grübelte er denn allein weiter und zerbrach sich den Kopf darüber, in welcher Form Erzellenz denn die Meldungen überbracht haben wollte; aber auch bei seinem Nachdenken kam nicht allzuviel heraus, eigentlich gar nichts.

Aber so ganz umsonst zerbricht sich ein Vorgesetzter denn doch nicht den Kopf, das zeigte sich auch hier wieder: „Halt, ich hab's,“ rief er endlich. „Ich lese heute mittag den Herren Rittmeistern das Schreiben Sr. Erzellenz vor und sage dann zu ihnen: „Meine Herren, Erzellenz drückt sich so klar und deutlich aus und die gewisse höfliche Form, die Erzellenz zu sehen wünscht, ist so selbstverständlich, daß ich über die Form selbst ja kein weiteres Wort zu verlieren brauche.“ — So werde ich zu den Herren sprechen und sie mögen dann selbst sehen, wie sie das Kunststück fertig bringen — ich vermag ihnen beim besten Willen nicht zu helfen.“

Die Herren machten am Mittag, als der Kommandeur zu ihnen gesprochen und sich dann schneller, als es sonst seine Art war, von ihnen verabschiedet hatte, ein sehr langes Gesicht und sahen sich mit großen Augen verwundert an. Was verstand der Oberst unter der gewissen höflichen Form? Daß Erzellenz nicht über den Haufen geritten werden wollte, war ja selbstverständlich — deshalb hatten sie auch ihren Husaren auf das strengste eingekärft, schon fünf Schritte von dem Vorgesetzten vom Pferd zu springen und den alten Friedrich Wilhelm am Zügel zu nehmen. Es war ja ein

leichtes, die fünf Schritt in sieben oder acht umzuändern, aber damit war auch dann Schluß der Vorstellung — mehr gab es nicht.

„Das einfachste ist,“ dachten die Rittmeister endlich, „wir schärfen unseren Leutnants ein, mit aller Strenge darauf zu halten, daß die Leute ihres Zuges die Meldungen in einer gewissen höflichen Form überbringen — mögen sie dann selbst zusehen, wie sie das Kunststück fertig bringen, wir können ihnen da beim besten Willen nicht helfen.“

Am nächsten Vormittag machten die Herren Leutnants, als ihnen die Herren Rittmeister bei dem Exerzieren eine lange Rede gehalten hatten, sehr lange Gesichter und sahen sich mit großen, starren Augen gegenseitig sehr verwundert an. Sie hatten keine Ahnung, wie Erzellenz sich die Sache dachte.

Aber auch ein Leutnant weiß sich zu helfen: als die Zugführer entlassen waren, riefen sie ihre Unteroffiziere zusammen und hielten denen eine Rede, deren Inhalt auf ein Haar dem gleich, was der Herr Oberst zu seinen Rittmeistern gesprochen hatte.

Mochten die Unteroffiziere sehen, wie sie das Kunststück fertig brachten — sie selbst konnten ihnen da bei dem besten Willen nicht helfen.

Aber die Unteroffiziere wußten sich auch zu helfen: als sie entlassen waren, riefen sie die Leute ihres Beritts zusammen und hielten ihnen eine Rede, die auf ein Haar der Rede gleich, die die Herren Rittmeister ihren Herren Leutnants gehalten hatten. Nur der Schlußsatz war etwas energischer und drastischer und lautete: „Und das sage ich euch, wenn mir eine Klage darüber zu Ohren kommt, daß ihr an Erzellenz eine Meldung überbringt und dabei die gewisse höfliche Form außer acht laßt, dann sage ich weiter nichts, als: ich gratuliere euch, und dann könnt ihr euch auch selbst gratulieren.“

„Mögen die Husaren sehen, wie sie das Kunststück fertig bringen,“ dachten die Unteroffiziere, „wir selbst können ihnen da auch nicht helfen.“

Und also vorbereitet zog das Regiment ins Manöver: da keiner genau wußte, was er von seinem Untergebenen verlangte, hatte man von einer Besichtigung der geforderten höflichen Form Abstand genommen: der Oberst verließ sich darauf, daß seine Rittmeister die Sache schon gemacht haben würden, die Rittmeister verließen sich auf ihre Leutnants, und die Leutnants waren felsenfest davon überzeugt, daß die Unteroffiziere die Sache zum mindesten ebenfogut, wenn nicht noch besser gemacht hätten als sie selbst. So verließ sich einer auf den anderen und jeder Husar verließ sich fest darauf, daß nicht er selbst, sondern irgend ein Kamerad mit einer Meldung zu Sr. Erzellenz geschickt werden würde — mochte der Kamerad dann sehen, wie er das Kunststück fertig brächte, helfen konnte ihm da keiner.

Und die Stunde schlug, da Seine Erzellenz der Herr Divisionskommandeur persönlich die Leitung der Manöver übernahm — zwar hatten nach seiner Ansicht ja auch die ersten Tage, in der ein Regiment gegen das andere manövriert, ihren gewissen Wert, aber doch auch nur einen gewissen: Ernst wurde es jetzt erst, als er selbst das Kommando übernahm, die Offiziere seiner Division um sich versammelt hatte und ihnen in längerer Rede auseinandersetzte, was er alles von ihnen in den bevorstehenden Manövertagen

erwartete: wenig war es nicht, und viele sahen es mit Sicherheit voraus, daß es ihnen nicht gelingen würde, die Zufriedenheit des Vorgesetzten zu erlangen.

„Sehr begierig bin ich auf die Meldungen der Kavallerie und auf die Form, in der mir die Meldungen überbracht werden,“ schloß Seine Erzellenz, „da bin ich wirklich begierig.“

„Wir nicht minder,“ dachten die Herren der Kavallerie, „nur die Gewißheit haben wir, daß es ganz sicher ein Unglück gibt — wir sind nur begierig, bei wem es einschlägt.“

Und alle schwuren sich, unter keinen Umständen an die Adresse Sr. Erzellenz eine Meldung abzusenden, aber im Gegensatz zu den Vorgesetzten können die Untergebenen nicht immer ihrem Vorfaß treu bleiben.

„Herr Rittmeister,“ redete im Laufe des Gesprächs der Kommandeur des Husarenregiments den Chef der ersten Schwadron an, „schicken Sie sofort einen Meldereiter zu Sr. Erzellenz und lassen Sie ihm melden, daß die feindliche Kavallerie sich soeben, nachdem sie unserer ansichtig geworden ist, in westlicher Richtung, anscheinend nach Adorf, zurückzieht.“



er Rittmeister hatte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, nicht geboren zu sein, trotzdem sagte er: „Zu Befehl, Herr Oberst!“ und wandte sich dann ängstlich an seinen Wachtmeister: „Wen senden wir denn nur von den Kerls?“ fragte er. „Ein durchaus zuverlässiger, gewandter Mensch muß es schon sein.“

Der Wachtmeister ließ einen raschen Blick über die Schwadron gleiten, dann winkte er sich einen Husaren herbei. „Der Meier wird es schon machen, Herr Rittmeister.“

Und begleitet von den Segenswünschen der ganzen Schwadron ritt der Husar Meier von dannen, um nach einer guten Viertelstunde wieder zurückzukommen.

„Nun, was sagte Erzellenz?“ fragte der Rittmeister neugierig. „War Erzellenz mit Ihnen zufrieden? Nun, so reden Sie doch, was sagte Erzellenz, als Sie ihm die Meldung überbrachten?“

Der Husar Meier hätte sich am liebsten nachdenklich mit seiner Lanze hinter den Ohren gekraht, das ging ja aber nicht und so antwortete er denn schließlich: „Erzellenz sagte, Erzellenz wollten noch mit dem Herrn Rittmeister über mich sprechen.“

Das klang wenig vertrauensvoll, zumal der Husar Meier ein sehr wenig erfreutes Gesicht machte — allzu freundlich schien er bei Erzellenz nicht aufgenommen worden zu sein. So bekam der Herr Rittmeister denn schon im voraus einen gewaltigen Schrecken, aber als er Sr. Erzellenz einige Stunden später bei der Kritik gegenüberstand, rührte ihn beinahe der Schlag.

„Herr,“ fuhr ihn der Vorgesetzte an, „was denken Sie sich eigentlich dabei, mir einen solchen Meldereiter zu schicken? Kommt der Mensch auf mich

zu und fragt: „Habe ich die Ehre, Seine Erzellenz, den Herrn Divisionskommandeur, vor mir zu sehen?“ und als ich des Scherzes halber den Mann nicht gleich einsperre, sondern „Ja“ sage, fährt er fort: „Ich komme im Auftrage meines Herrn Rittmeisters, um Eure Erzellenz zu melden, daß die feindliche Kavallerie —“ Ich habe nicht hingehört, was der Mann mir da für einen dreibändigen Roman über die feindliche Kavallerie erzählte — ich hatte an der Form der Meldung schon mehr als genug. Bitte, Herr Rittmeister, wollen Sie die große Güte und die unendliche Liebenswürdigkeit haben, mir zu sagen, was Sie sich dabei gedacht haben, als Sie mir diesen geistig anscheinend nicht ganz zurechnungsfähigen Jüngling sandten?“

„Gar nichts,“ hätte der Rittmeister am liebsten geantwortet, aber er schwieg sich aus und der Oberst erbarmte sich seiner: „Erzellenz verzeihen — Erzellenz haben befohlen, daß die Meldungen nicht allzu militärisch, sondern in einer gewissen höflichen Form überbracht werden und da hat der Husar es eben zu gut machen wollen und hat das Falsche getroffen. Vielleicht haben Eure Erzellenz die Güte, mir bei dieser Gelegenheit zu sagen, welche höfliche Form Eure Erzellenz in Zukunft bei der Abstattung von Meldungen wünschen, damit ich meine Leute in diesem Sinne instruiere?“

Erzellenz sah seinen Untergebenen wegen der un militärischen und unvorschriftsmäßig langen Rede einen Augenblick starr an. Dann versank er in tiefes Nachdenken: so ganz klar war es ihm auch nicht, was er sich bei seinem Befehl im allgemeinen und bei der „gewissen höflichen Form“ im besonderen gedacht hatte — klar war ihm die Sache keineswegs.

Und der Wahrheit die Ehre gebend, sprach Erzellenz gelassen das große Wort: „Ja, meine Herren, wenn Sie es nicht wissen — — — ich weiß es ganz gewiß nicht.“

*

Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann.

Humoristische Erzählung von Rudolf Presber.

Rudolf Presber (geb 1868 zu Frankfurt a. M.) ist ein wirklich fröhlicher, ja ausgelassen lustiger Erzähler, dessen Humor immer frisch und ungezwungen ist. Der Lyriker, der in seinen Gedichtbänden: „Media in vita“ und „Dreiklang“ so ernste und gefühlsinnige Töne anschlägt, so sicher die metrischen Formen meistert, besitzt die beneidenswerte Doppelbegabung echter Lyrik und eines übermütigen, launigen Humors. Seine Humoreskenbände: „Das Eichhorn“, „Von Leutchen, die ich lieb gewann“ und „Von Kindern und jungen Hunden“ gehören zu den belustigendsten Schöpfungen unserer neueren humoristischen Literatur. Die nachstehende Erzählung: „Das Verhängnis des Hauses Brömmelmann“ ist dem Bande: „Von Kindern und jungen Hunden“ mit Genehmigung der „Concordia“, Deutsche Verlagsgesellschaft (Hermann Ebner) Berlin, entnommen.



er hatte nur unter den größten Schwierigkeiten eine Frau bekommen. Es ist lächerlich, zu behaupten, daß das an seiner Persönlichkeit lag. Es lag am Namen.

Gewiß, er war nicht schön. Die unansehnliche Figur, die etwas Verbogenes, Geknicktes an sich hatte, sah in dem langen schwarzen Gehrock, den er immer trug, nicht gut aus. Er erinnerte, wenn er so daher kam mit dem schief nach links über den altmodischen Kragen nickenden Kopf und den lang herabhängenden Armen, die immer die Knie krachten zu wollen schienen, an einen jener dressierten Urwaldbewohner, die, ein Zylinderchen auf dem Kopf, auf ein geduldiges Ponychen mit heimlichen Riemen festgebunden, als erste Nummer unter dem Jubel der Kinderwelt in melancholischem Galopp die „Abend-Gala-Elite-Vorstellung“ der Affentheater einzuleiten pflegen. Auch waren seine Süße unverhältnismäßig groß und erweckten beim Gehen den Eindruck, als ob jeder von ihnen eigensinnig just auf denselben Fleck treten wolle, den der andere gerade inne hatte; und dies mit solcher Vehemenz, daß es ein wahres Wunder genannt werden mußte, wenn Anton Brömmelmann sich bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre noch nicht die Fehlen abgetreten hatte auf seinen Geschäftsgängen.

Denn zum Vergnügen ging er nie. Das Geschäft war ihm alles. Er arbeitete dafür den ganzen Tag; er erholte sich davon, indem er abends in alten Geschäftsbüchern blätterte und alte Geschäftsbriefe im Kopierbuch las; und er träumte davon in der Nacht. Das Geschäft war sein Glück — denn es blühte. Und es war sein Unglück — denn es hatte seinem Namen einen wenig seriösen Klang gegeben. Und just um dieses Klanges willen hätte Anton Brömmelmann beinahe keine Frau bekommen.

Eine geschickte Reklame des Vaters — der auch schon Anton geheißten und den Ruhm des Geschäftes begründet hatte — war dem Namen Brömmelmann verhängnisvoll geworden; insofern als er diesen nicht sinnverwirrend schönen aber auch nicht ohne weiteres verwerflichen Geschlechtsnamen braver kleiner Beamten und Pastoren plötzlich laut, heftig und dauernd mit — ja, es muß schon gesagt werden: mit Wasserlösetts in Verbindung brachte.

„Anton Brömmelmans Wasserlösetts für Privatwohnungen, Klubs, Hotels, Spitäler, Kasernen und Gefängnisse“ waren weit über Neuenburg hinaus eine Berühmtheit. Durch unzählige Annoncen in den Tagesblättern hatte er sie — wenn das so auszudrücken erlaubt ist — dem Herzen des Publikums eingeschmeichelt. Er hatte Gutachten über ihre Diskretion im Geräusch und Wasserverbrauch und über ihre Unentbehrlichkeit im Großbetrieb fleißig gesammelt und veröffentlicht; hatte enthusiastische Zustimmungen von Hygienikern, berühmten Schauspielern, Anstaltsdirektoren, ja sogar von zwei wirklichen Geheimen Räten mit dem Prädikat Ezzellenz seinem Katalog anheften können. Und so hatte er mit der Wahrhaftigkeit, wie sie nur die Todesstunde verleihet, auf dem Sterbebette seinem einzigen Sohn feierlich und nicht ohne Genugtuung versichern dürfen, daß es in und um Neuenburg wenigstens in menschlichen Wohnstätten, die etwas auf sich hielten, keinen

geheimen Ort, den ein guter Mensch betrat, gebe, der nicht an bescheidener Stelle auf weißem Porzellangrund den Namen „Anton Brömmelmann“ rühmend dem nachdenklichen Beschauer nenne.

Das aber war das Fatale. Welches junge Mädchen von sittlichem Gefühl verliebt sich in einen Mann, der mit so unentbehrlichen, aber doch so ungenannten Gebrauchsgegenständen handelt? Welches wohlerzogene Bürgertöchterlein tauscht froh und reulos seinen mehr oder minder wohlklingenden Vatersnamen gegen einen Namen, den immer und immer wieder Annoncen in den Tagesblättern in solch merkwürdige Erinnerung bringen; der immer und immer wieder von weißem Porzellangrund abzulesen ist? . . .

Wenn Anton Brömmelmanns Ahnherr im Dreißigjährigen Krieg nachweislich gehängt worden wäre; wenn sein Großvater beim Raftatter Gesandtenmord eine üble Rolle gespielt und seine Großmutter im berühmten Hirschpark von Versailles zeitweise unrühmlichen Aufenthalt genommen hätte — das wäre alles kein so trauriges Ehehindernis für Anton Brömmelmann gewesen, als der fatale Umstand: daß sein fleißiger und rechtlicher Vater gar so viel Lobendes über seine vortrefflichen Fabrikate veröffentlicht hatte.

Und außerdem: mitten in der Hauptstraße, zwischen der appetitlichen Konditorei von Gröttschel, und der poesievollen Blumenhandlung der stets in tiefe Trauer gekleideten Witwe Schwiebus — die drei verlegend naturalistischen Riesenerker des Brömmelmannschen Geschäfts! Welche Frauenseele in jenem glücklichen Alter, da man sich Verse von Lenau ins Album schreibt und mit Leutnants tanzt und Lieder von Schumann singt, behte nicht schon zurück vor einem noch so braven Mann, der ein so absonderliches Geschäft sein eigen nennt?

Anton Brömmelmann hätte von den Körben, die er sich seufzend in guten Bürgerfamilien geholt, ganz bequem einen Korbhandel eröffnen können. Aber er sah mit Goethe, den er übrigens nicht las, in der Ehe „Anfang und Gipfel aller Kultur“; und er war betrübt, ja niedergeschlagen, daß gerade ihm weder Anfang noch Gipfel beschieden sein sollte, ob schon oder gerade weil er als Geschäftsmann just der Sohn seines Vaters und ein Kulturträger von nicht zu unterschätzender Bedeutung war.

Endlich aber fand er in Annemarie Bickelbach doch noch ein weibliches Wesen, das großherzig genug war, über die ganzseitigen Annoncen und die Riesenerker in der Hauptsache und schließlich auch über manche negative Vorzüge seiner Erscheinung mit ihren leidlich hübschen Augen hinwegzusehen.

Annemarie war die Tochter eines Oberpostsekretärs, der pensioniert werden mußte, weil sich in ihm die fixe Idee entwickelte, er müsse der Welt die Unsinnigkeit der Ansichtspostkarte beweisen; und der in diesem Sinne eine Reihe von Broschüren im Selbstverlag erscheinen ließ und zahlreiche Eingaben an den Reichstag und „Offene Briefe“ an die vorgesezte Behörde richtete. Das langaufgeschossene, magere Mädchen war zweimal verlobt gewesen. Einmal mit einem melancholischen Bergassessor, der leider bald darauf mit einer Dame vom Variété nach London gegangen war; und einmal mit einem sommerprossigen Predigamtskandidaten, der ihr eines Tages eine

„frivole Auslegung paulinischer Briefe“ vorgeworfen, ihren Ring, zwei ge-
stickte Schlummerrollen und einen gebrannten Haussegen zurückgeschickt und
drei Monate später eine vermögliche aber reizlose Witwe aus Kottbus standes-
amtlich und kirchlich geheiratet hatte.

Annemarie hatte das stille Wesen aller Mädchen, die zweimal verlobt
waren und einmal am Variété und einmal an den paulinischen Briefen ge-
scheitert sind. Sie sah zwar, daß Anton Brömmelmann keineswegs eine ver-
blüffende Ähnlichkeit mit einem jungen Griechengott, nicht einmal mit einem
melancholischen Bergassessor zeigte; aber er war schließlich ein Mann, der
seine hübschen Einnahmen hatte und dessen mit der Erinnerung an zahlreiche
Körbe belastetes Herz die Unzartheit nicht besitzen würde, sie an ihr ent-
schwundenes Liebesglück zu erinnern. Und sie hatte es satt, immerzu „Ein-
gaben an eine hohe k. k. Oberpostdirektion“ ins reine zu schreiben.

Der Oberpostsekretär a. D. machte seine Einwilligung zur Verehelichung
davon abhängig, daß Anton Brömmelmann sich eidlich verpflichtete, niemals
in seinem Leben eine Ansichtspostkarte zu benützen. Ein Schwur, den Anton
Brömmelmann um so eher ablegen konnte und halten konnte, als er über-
haupt keine privaten Mitteilungen ernstes oder neckischen Inhalts jemals
zu Papier brachte, sondern nur Geschäftsbriefe schrieb und im Geschäftsverkehr
die Ansichtskarte für durchaus unstatthaft hielt. Der Oberpostsekretär holte
übrigens für diese Gelegenheit seinen alten Galabegen aus dem Schrank,
eine sehr merkwürdige Waffe, die nach halbstündigem sorgsamem Einsetzen
und anstrengendem Ziehen endlich auch aus der Scheide fuhr. Auf die rostige
Klinge mußte Anton Brömmelmann feierlich die Schwurhand legen und den
vom Oberpostsekretär persönlich vorgesprochenen ebenso umständlichen als
konfusen Eid mit lauter Stimme wiederholen. Dann erst bekam er von der
tief errötenden Annemarie den Verlobungskuß und jenen gebrannten Haus-
segen, den der sommerprossige Predigtamtskandidat unbegreiflicherweise ver-
schmäht hatte.

Die Ehe war nicht unglücklich.

Annemarie hielt ihren Haushalt gut in Ordnung; und wenn Anton
Brömmelmann aus dem Geschäfte kam, so war sie bereit, seinen gehaltenen
Aerger mit aufmerksamer Teilnahme anzuhören, und schmiedete ihm Käse-
brötchen dazu.

Jeden Sonntag aß der Oberpostsekretär a. D. bei den beiden zu Mittag.
Es gab dann „falschen Hasen“ — weil dem Oberpostsekretär die Vorder-
zähne fehlten — und der Geladene würzte das bescheidene Mahl durch heftiges
Schimpfen auf die k. k. Regierung, die keine seiner Eingaben, die er nun
selber schrieb, jemals beantwortete.

Als er an einem Sonntag im Herbst wieder zum falschen Hasen kam,
teilte ihm Anton freudestrahlend mit, daß sie beide heute allein essen müßten,
da Annemarie ihn heute morgens durch die Geburt eines Sohnes erfreut
habe und noch der Schonung bedürftig sei.

Obgleich der Oberpostsekretär, wie er sich recht wohl erinnerte, bei der
Eheschließung der beiden mit einer solchen Möglichkeit gerechnet hatte, kam

ihm die Nachricht nun, da er, mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, die natürlichen Anzeichen des kommenden Ereignisses völlig übersehen hatte, doch sehr überraschend. In der Freude seines Herzens ging er eiligst einen notwendigen Einkauf zu machen; und da er nicht recht wußte, was zu dieser Gelegenheit am passendsten erscheinen könnte, kam er eine halbe Stunde später wieder mit einer Mandeltorte und einem Bilderbuch, das für den ersten Leseunterricht sehr zweckentsprechend eingerichtet war. Dieses Buch legte die Wartfrau, die wenig von Pietät hielt, unter das Gestell der Kinderbadewanne, das einen zu kurzen Fuß hatte. Die Mandeltorte aber teilte sie mit der Hebamme, die zufällig gerade, wie dies bei Hebammen das übliche ist, ihren Geburtstag hatte.

Im Nebenzimmer aber saß der Oberpostsekretär, dämpfte seine Stimme zu einem diskreten Piano, das kaum mehr hörbar war, und fragte den glücklichen Vater, der sehr wichtig und sehr zwecklos bald eine Zuckerdose, bald einen Aschenbecher umhertrug:

„Anton, wem sieht's ähnlich?“

„Die Wartfrau meint: mir,“ gab Anton schüchtern zurück.

Er mochte nicht gestehen, daß er persönlich bei einer ersten Begegnung mit seinem Sohn, die allerdings im Halbdunkel der Wochenstube stattfand, keinerlei Ähnlichkeit hatte wahrnehmen können, vielmehr den Eindruck gewonnen, anstatt eines Kopfes eine runzliche, nicht mehr ganz frische Tomate auf dem Kissen zu sehen.

Die Hebamme, die aus unbekanntem Gründen immer heftig nach altem Rotwein roch, kam herein und verkündete:

„Neun und ein Viertelpfund! Eben gewogen. Es ist ein Mordsker!“

„Das soll er erst werden!“

Anton Brömmelmann hatte dieses vortreffliche Wort gefunden und damit stolz und tüchtig in nuce ein ganzes Erziehungsprogramm entrollt.

Das eine stand bei Anton Brömmelmann fest: der Junge sollte es mal in jeder Beziehung besser haben, wie er; sollte sich nicht selbst die Zehen abtreten beim Gehen, keine lächerliche Figur in einem schwarzen Gehrock spielen und seinen Namen nicht am Tage wie eine Last und nachts wie einen Alp tragen. Das Geschäft — Gott behüte! — das war nichts für den Jungen. Diese Ueberzeugung stand schon bei Anton Brömmelmann fest, wenn er des Abends aus dem Kontor heimgekehrt, zusah, wie im Soxhletapparat die sechs appetitlichen Fläschchen für Nacht und Morgen hergerichtet wurden. Immer ein Strich Milch und zwei Striche Wasser. Und jedesmal setzte seine besorgte Frage ein:

„Kriegt der Junge auch nicht zu wenig Milch und zu viel Wasser?“

Berthold wurde getauft.

Niemand in der Familie hieß so. Der Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, war der einzige dieses Namens, den Anton Brömmelmann — natürlich nicht persönlich — kannte. Aber das war's gerade: Der Junge sollte einen aparten Namen haben. Und wer konnte das wissen — die Sache mit dem Schießpulver! . . . Der Junge konnte ein verdamm

kluges Geschick machen und hatte eine Art, das rosig marmorierte Säustchen in den Mund zu stecken, die hohe Intelligenz bewies. Und das Geschäft sollte ihm nicht den schönen Namen und das schöne Leben verderben — das war immer der Schluß von Anton Brömmelmanns reiflichen Erwägungen. Und damit all dieses nicht geschehe, sollte der Bub' keine Ahnung davon haben, welcher Art seines Vaters Geschäft war. Bis er dann zur Schule kam, würde man schon sehen.

Don nun an dachte Anton Brömmelmann nur daran, sein Geschäft zu verkaufen.

Er trat sich im Nachdenken noch eifriger auf die Füße, schenkte noch heftiger mit den Affenarmen als früher und wechselte bogenlange Briefe mit Reflektanten.

An der verlangten Kaufsumme scheiterte es nie. Er hatte genug geerbt und zurückgelegt und forderte einen Betrag, der für das stotzgehende Geschäft ein Spottpreis genannt werden mußte. Eben erst hatte der Landtag eine größere Bestellung gemacht, und mit einer anonymen Gesellschaft, die das öffentliche Wohl im Auge hatte, stand er in Verhandlung.

Aber eines schreckte die Bewerber: Anton Brömmelmann stellte die Bedingung, daß innerhalb fünf Jahren die Firma geändert werden und sein Name mithin von Firmenschild, Briefbogen und Porzellan *ver s c h w i n d e n* müsse. Hier lag der Haken. Denn die Firma „Anton Brömmelmann“ war eben als solche weit berühmt; und ob die Aenderung des Namens nicht einen beträchtlichen Rückgang des Geschäftes bedeuten würde. . . . Zudem — man hatte das zum Beispiel bei Johann Maria Farina erlebt — es könnte eine Konkurrenz plötzlich einen Strohmann namens Brömmelmann aufstreiben, der nun die Früchte jahrelanger Reklame anderer mühlos pflückte. . . .

Schließlich aber wurde der Verkauf doch perfekt.

Ein Herr Heinrich Hinzelmann hatte, wie er schrieb, „eine weitläufige Tante beerbt“ und strebte, sich selbständig zu machen. Er glaubte das nicht besser tun zu können, als indem er das Geld der weitläufigen Tante in Anton Brömmelmanns weitberühmte Fabrikate steckte.

Am fünften Geburtstag Bertholds wurde der Vertrag unterschrieben. Es war ein großer Moment. Anton Brömmelmann war ganz heißer vor Aufregung und schrieb unter das wichtige Schriftstück zum erstenmal in seinem Leben seinen eigenen Namen falsch; nämlich mit nur einem „m“ in der Mitte. Annemarie stand neben ihn und bürtete in tiefer seelischer Verlorenheit Herrn Hinzelmanns Zylinder sorgfältig gegen den Strich, was der Besitzer des Hutes mit großem Unbehagen mit ansah. Doch wagte er es nicht, sie auf das Sinnlose und Unzweckmäßige dieser Betätigung aufmerksam zu machen, da er befürchtete, irgend eine nicht auf das Geschäft bezügliche Aeußerung könne ihm noch in letzter Stunde den ganzen vorteilhaften Handel verderben. So schlug er im Geiste den Preis für einen neuen Zylinder mit auf die Kaufsumme und schwieg.

Im Nebenzimmer aber saß der Oberpostsekretär, das Geburtstagskind auf den Knien, und las die Korrekturen einer geharnischten Eingabe „an die

k. k. Regierung, betreffend die durch den submissivst unterzeichneten Verfasser eklatant erwiesene Volksverdummung durch die Ansichtskarte“.

Anton Brömmelmann atmete auf. Ihm war zumute wie einem unter dem Verdachte schweren Raubmordes Verhafteten, der eben sein Alibi lückenlos beigebracht hatte.

Nun galt es noch sein Haus verkaufen — das tat er mit einem kleinen Verlust — und den Wohnort wechseln. Er zog nach Rafflesheim, einem Städtchen ohne jeglichen landschaftlichen Reiz, das ihm nur dadurch aufgefallen war, daß es — wie aus einer Statistik hervorging — die geringste Kindersterblichkeit aufwies. Ein Gymnasium war auch da. Sogar ein „humanistisches“, was Anton Brömmelmann für eine besondere, vom Staat verliehene Auszeichnung hielt. Also!

Bei der Wohnungssuche benahm sich Anton Brömmelmann etwas sonderbar. Er besichtigte zunächst immer ein geheimes Kabinett und erweckte durch die merkwürdig peinlichen Untersuchungen den Eindruck, als ob er hier die reichsten und köstlichsten Stunden seines Lebens zu verbringen gedenke.

Mit heimlicher Freude konstatierte er, daß die Rafflesheimer Wohnungen nur in seltenen Fällen seine Fabrikate mit dem verräterischen Namen aufwiesen; und er mietete mit ingrimmiger Genugtuung eine Wohnung, für die, wie das Porzellan an der betreffenden Stelle meldete, seine einst gefürchtete Konkurrenz das unentbehrliche geliefert hatte . . .

Berthold wuchs heran.

Der glückliche Vater ging völlig auf in dem Jungen. Er zahnte mit ihm, er sieberte persönlich, als der Bub die Masern hatte, ja er machte — und nicht nur in der Einbildung — mit ihm den Keuchhusten durch, konsumierte als leuchtendes Beispiel für den Jungen den abscheulichen Schneekesssaft und war stolz darauf, wenn er, blaurot im Gesicht vom Husten, die Versicherung des Arztes hörte: das sei ein außerordentlich seltener Fall, daß ein Erwachsener zum zweitenmal vom Keuchhusten befallen werde.

Peinlicher als der Keuchhusten war das Latein.

Anton Brömmelmann, der es nie recht vertragen hatte, lernte es mit dem Sohn, für den Sohn. Er stand mit dem absolutem Ablativ auf und träumte vom Akkusativ cum Infinitivo; er übte Vokabeln und konsultierte heimlich Eselsbrücken, war dem Sohn immer um drei Lektionen voraus, kurz, er tat alles, um die fromme Täuschung aufrecht zu erhalten, daß er alles das schon wisse, was der Sohn unbedingt lernen müsse, um ein edler Mensch und ein tüchtiger Bürger zu werden. Wenn Berthold längst seinen segneten Kinderschlaf schlief, mußte die mitleidige Annemarie dem unglücklichen Gatten die Punischen Kriege überhören und die entsetzlichsten, von den Karthagern verübten Greuel über sich ergehen lassen. Und Sonntag zog sich Anton Brömmelmann in sein Studierzimmer zurück, um über den „Frühling“ nachzudenken oder über die „Freuden des Eislaufs“, kurz über lauter Dinge, die seinem früheren Leben sehr fern gelegen hatten und die jetzt als Aufsatzthemata des Sohnes seine späten Mannesjahre erschreckten.

Zweimal waren sie sitzen geblieben.

Sie. Pluralis. Denn der Vater blieb mit sitzen, fühlte sich mitschuldig; ob schon er die Tanzstunde, die an der Zerstretheit des Sohnes die Hauptschuld trug, nicht mitgenommen hatte und die Zigaretten, die dem armen Berthold nicht bekamen, persönlich ganz gut vertragen konnte.

Endlich kam das Maturum.

Berthold, der ein hübscher, schlanker Bengel geworden war, nicht gerade strotzend von Intelligenz, aber in seiner gesunden Frische ein ganz lieber Kerl, ging in das Examen mit einer Siegermiene, als könne ihm nichts passieren. Der Vater aber saß zu Hause und seufzte:

„Die Mathematik — die Mathematik bricht uns den Hals. Du wirst sehen, Annemarie, die Mathematik!“

Und er verlangte Papier und berechnete Kegelschnitte stundenlang und löste Gleichungen mit drei Unbekannten, die — wenn die Sache fertig war — noch immer so gut wie unbekannt blieben, und ließ sich von all den Aufgaben foltern, die der Sohn vielleicht . . .

Aber der Sohn kam nach Hause, strahlend, eine Rose im Knopfloch und sichtlich erheitert von einem kleinen Frühschoppen. Er hatte bestanden. Nicht gerade glänzend, aber was lag daran?

Anton Brömmelmann spendierte deutschen Sekt zum Mittagstisch. Er stieß mit dem Sohn an und hielt eine Rede, in der er sagte: er sei zwar der Vater . . . aber er müsse denn doch sagen . . . und überhaupt habe Demosthenes ganz recht gehabt, wenn er das schöne Wort gesprochen, das ihm jetzt nicht einfallen . . . und der große Siebig sei auch ein schlechter Schüler gewesen . . . und Henrik Ibsen hätte „kaum genügend“ in der Trigonometrie gehabt . . . und das Leben sei zwar schwer, aber schön . . . und der Name Brömmelmann lege Pflichten auf . . . jawohl, das tue er . . . und so hoffe er heute . . . denn das müsse die Jugend immer hochhalten . . . und dafür könne er keine Geringeren zitieren, als Cicero . . . aber das wolle er nicht . . . denn er sei froh, daß er all das Zeug jetzt vergessen könne . . . denn ehrlich gesagt: zum Halbe sei's ihm herausgewachsen . . . und übrigens sei es Zeit, den Großvater von der Bahn abzuholen . . .

Berthold bezog die Universität.

Der Vater wollte keinen Druck auf ihn ausüben. Er solle studieren, was er wolle. Theologe — gut; aber protestantischer. Arzt — gut; aber nicht Spezialarzt für ansteckende Krankheiten. Jurist — gut; aber nicht „Kameralia“ dazu. Zweierlei zugleich, das gehe nicht. Mit diesen Einschränkungen erlaubte Anton Brömmelmann alles. Mathematiker war nicht zu befürchten. Auch für das Sanskrit zeigte sich bei Berthold keinerlei Neigung. Alle Ermahnungen schlossen:

„Vergiß nicht, daß du mein Einziger bist!“

Berthold Brömmelmann vergaß das nicht.

Als er nach dem ersten Semester seine Schulden beichtete, erwies es sich, daß er immerzu daran gedacht haben mußte, daß er der „einzige“ war. Außerdem war er „Hasso-Suebe“, trug einen farbigen Bierzipfel, einen Zwicker und eine Tiefquart im Kinn, die dickrandig und tiefrot war und an jene

alten Wunden erinnerte, die eine Neigung haben „an der Bidassoa-Brücke“ aufzubrechen. Und er roch nach Jodoforn wie ein ganzer Transportzug des Roten Kreuzes.

Ueber die Richtung seines Studiums war er sich noch nicht schlüssig geworden. In der Anatomie war ihm schlecht geworden. Bei den Pandekten noch schlechter. In der Theologie störte ihn der heilige Geist, unter dem er sich absolut nichts denken konnte. Und Mathematik kam noch immer nicht in Betracht.

Leider änderte sich dies kaum „positiv“ zu nennende Resultat seiner Studien auch fürderhin nicht. Er schickte spaßhafte Bierkarten, fidele Gruppenbilder und unbezahlte Rechnungen, begleitet von humoristischen Briefen, nach Hause. Ueber eine Berufswahl aber ließ er sich weiter nicht aus.

Als ihn der Vater auf Annemaries Drängen einmal besuchte, kam der alte Herr graugrün aussehend nach drei Tagen wieder. Er erinnerte sich noch deutlich vieler junger Herren mit gelben Mützen, die ihn an der Bahn empfangen und mit fast königlichen Ehren auf einen sehr merkwürdigen Aussichtspunkt kutschierten, wo man — und hier wurden seine Erinnerungen undeutlich — erst eine Pfirsich-, dann eine Ananasbowle trank. Es konnte aber auch umgekehrt gewesen sein. Wenn er sich nicht täuschte, hatten sie dann alle ein wunderschönes Lied mit erstaunlich vielen Versen gesungen, und dann — — — ja, man konnte ihn totschlagen, aber ihm war's, als ob dann irgend ein Sackelzug stattgefunden hätte. Es konnte aber auch eine Beerdigung oder eine Hochzeit gewesen sein. Ja selbst eine Kindtaufe hielt er manchmal für nicht ausgeschlossen. Und was die Studienpläne Bertholds anbetraf — man war nicht dazu gekommen, darüber zu sprechen . . .

So war der Stolz des Hauses Brömmelmann im siebenten Semester, ohne daß sein Studium sichtbare Früchte getragen.

Da begab es sich, daß der vortreffliche Großvater in Neuenburg seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Unglücklicherweise hatte Anton Brömmelmann sich kurz vorher den Fuß vertreten, das heißt, er war mit dem linken so außergewöhnlich kräftig auf den rechten getreten, daß der Knöchel gelitten hatte.

Annemarie, die treue Seele, machte ihm kalte Umschläge und konnte nicht abkommen. Berthold fuhr also allein als bevollmächtigter Abgesandter der Familie nach Neuenburg, seiner Geburtsstadt, die er noch niemals betreten.

Als erstes Lebenszeichen kam — eine Ansichtskarte aus Neuenburg, die der Großvater mit unterschrieben.

„Zeichen und Wunder!“ sagte Anton. „Der gute alte Herr unterschreibt Ansichtskarten. Ja, ja, das Alter macht milder. Und eines Zitats sich erinnernd, das er vor Jahren — Berthold saß in Obersekunda — aus einem Spruchbuch als köstliche Perle für den schmückenden Schluß eines deutschen Aufsatzes gefischt, fügte er hinzu: „Wie sagt doch Goethe so schön: Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle?“

Annemarie lächelte: „Papa hat sich doch in der Jugend keine Ansichtskarten gewünscht.“

„Nein aber — —“ Er fühlte selbst, daß er blödsinnig zitiert und versuchte hinter einem schalkhaften Lächeln tiefen Sinn zu verbergen.

„Nun lies schon!“ drängte Annemarie.

Und er versuchte zu lesen, was sonst noch auf der merkwürdigen Karte stand. Aber außer den Worten „kalte Ente“ konnte er nichts herausbringen.

„Kalte Ente —“ meinte Annemarie kopfschüttelnd, „soll wohl ‚kalte Hände‘ heißen.“ . . .

Anton Brömmelmann glaubte das nicht . . .

Mehrere Tage hörte man nichts weiter. Weder von dem Jubilar noch von dem festlichen Abgesandten. Da plötzlich ein Brief, ein langer Brief Bértholds.

„Wie lieb von ihm!“ lobte die Mutter.

Anton Brömmelmann mißtraute. „Er pumpt mich an!“ tarzierte er. Und er las.

„Liebe Eltern! Ihr werdet euch gewundert haben . . . Eltern wundern sich immer. Aber das wird noch besser kommen.“ —

„Etwas konfus, was?“ schaltete Anton Brömmelmann ein und sah über die Brille zu Annemarie; dann las er weiter:

„Ich glaube manchmal, ich habe euch Sorge gemacht. Vor allem dir, lieber Vater. Na, du hast kein Geschäft, nicht wahr? Und etwas muß der Mensch doch haben. So hattest du mich.“ —

„Das ist ja eine Epistel, als sollte er gehenkt werden,“ meinte der Vater. Aber die Mutter bedeutete ihm, weiter zu lesen.

„Mit dem Studium — darüber machen wir uns nichts vor — war es nichts. Mündlich einmal davon. Als Papa mich besuchte, wollte er durchaus nicht davon sprechen . . .“

„Nanu?“ fragte Annemarie.

Aber Anton Brömmelmann überhörte das und las weiter:

„Ich stamme aus einer Kaufmannsfamilie. Ich weiß zwar nicht, welcher Art dein Geschäft eigentlich war, lieber Papa, aber es war ein Geschäft, nicht wahr? Nun, ich glaube, ich würde mich auch besser zum Kaufmann eignen. Und so wird's kommen. Denn, um's kurz zu sagen, ich bin verlobt.“

Das Ehepaar Brömmelmann sah sie an, als ob ein geflügeltes Krokodil im Zimmer sei. Keines brachte ein Wort heraus.

Dann ergriff die resolute Mutter den Brief und — nun las sie zu Ende; las in einem Tempo, in dem nur eine Frau lesen kann, die der größten Neugierde ihres Lebens auf der Spur ist.

„Ich habe das süßeste, reizendste, entzückendste Mädel von der Welt kennen gelernt. . . . Durch Großpapa. Derö verkehrt mit den Eltern. Er sagt, ihr kennt sie auch' und lacht immer ganz verschmitzt dabei. Uebrigens hat er immer noch die Marotte mit den Ansichtskarten . . .“

Der Teufel hole seine Ansichtskarten! Was ist das für ein Mädel?

„Die Eltern haben ein Geschäft. Ein sehr gutes Geschäft. NB. Sie

ist das einzige Kind, heißt Mieke — ist das nicht reizend? Mieke Hinzelmännchen. Ihr müßt sie auch so denken . . .“

Anton Brömmelmann sah erstarrt. „Hinzelmännchen, doch nicht unser . . .?“

Der Blick der Mutter war bis zum Schluß des Briefes geflogen.

„Das Geschäft, liebe Eltern, von dem ich oben sprach, ist ja ein bißchen sonderbar. Lieber Gott, alles kann nicht Poesie sein in der Welt, nicht wahr? Es gibt auch Dinge, die . . . Aber der alte Herr Hinzelmännchen — übrigens ein famoser Kerl; fast so nett, wie mein alter Herr — der meint: Geschäft ist Geschäft. Ich hab' mit ihm gesprochen. Er ist sehr einverstanden. Seinen Segen habe ich schon. Einzige Bedingung, ich muß später das Geschäft übernehmen . . .“

Annemarie ließ den Brief sinken. Sie sah nach Anton Brömmelmann, der, ein Bild schöner aber tiefer Resignation, in seinem Sessel saß.

„Hast du gehört, Vater?“

Er nickte bloß.

Aber die treue Lebensgefährtin schien anzunehmen, daß der Schweigsame zwar gehört, aber nicht verstanden habe. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn sanft, als wolle sie ihn aus einem erst halb überwundenen Schlummer zur Wirklichkeit wecken.

„Anton — das Geschäft — unser Geschäft —“

Die Züge des Versteinerten belebten sich. Den Lippen entfuhr ein Zischlaut, wie ihn ungeduldige Lokomotiven knapp vor der Abfahrt hören lassen. Dann bildete der Sprechapparat Worte, tonlos, mechanisch, wie einem Uhrwerk gehorchend und ohne seelische Beteiligung:

„Mutter, dafür bin ich ausgewandert, dafür hab' ich Latein gelernt und die punischen Kriege und habe Kegelschnitte berechnet, damit mir . . .“

„Geh', Alter!“ Die Mutter legte ihm den Arm um den Hals. „Wenn er sie doch gar so gern hat!“

Aber Anton Brömmelmann dachte in diesem Augenblick nicht an den Sohn. Er sah mit seines Geistes Augen den Vater, seinen Vater voll Stolz ein Zeitungsblatt auseinanderfalten. Eine ganzseitige Annonce im Tagesblatt: „Urteile von Hygienikern, Professoren, Künstlern über Anton Brömmelmanns weltberühmte . . .“

„Wir wollen ihm telegraphieren,“ mahnte die Mutter.

„Ja, ja.“

Anton Brömmelmann ermannte sich.

„Ich will einen Glückwunsch aufsetzen. Gib mir ein Stückchen Porzellan — wollt' ich sagen: ein Stück Papier.“

Und Anton Brömmelmann sandte an die Adresse seines alten Geschäftes dem beinahe studierten Sohne seinen väterlichen Segen.



Dollaröschchen.

Von Henry S. Urban.

Zeichnungen von Lionel Feininger (Berlin).

Henry S. Urban, ein geborener Berliner, der sich dauernd in New York niederließ, hat gleich den eingeborenen englisch-amerikanischen Humoristen das spezifisch amerikanische Leben mit seinen oft so burlesken Formen und Erscheinungen zum Gegenstande seiner humoristischen Erzählungen und lustig übertreibenden Bilder aus dem Leben der Yankee genommen. Es ist ihm gelungen, sich die sprunghafte, karikaturistische Art der amerikanischen Humoristen zu eigen zu machen. Urbans Darstellung ist aber launiger, bei allem Witz der Erfindung gemütvoller, sein deutsches Naturell kommt eben immer zum Durchbruch. Als deutsch-amerikanischer Schriftsteller ist er jedenfalls eine Spezialität für sich. Die nachstehende Erzählung „Dollaröschchen“ ist mit Genehmigung der „Concordia“ Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbodt), Berlin, dem Bande: „Aus dem Dollarlande“ entnommen.



or Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Der König aber war kein richtiger König, wie es solche in Europa gibt, sondern ein amerikanischer Dollarkönig, namens Molasses. Im besonderen nannten sie ihn den Sirupkönig, weil er nämlich die größte Sirupfabrik in den Vereinigten Staaten hatte und den Sirupmarkt vollkommen beherrschte. Sein Palast stand ganz auf der Westseite der Stadt Newyork am Hudson, auf einer grünen Anhöhe. Da trug sich zu, als die Sirupkönigin wieder einmal im Sommer im vornehmen Seebade Narragansett war, daß sie zu einem deutschen Arzt, namens Frosch, ging, der ihr als ein überaus tüchtiger Frauenarzt empfohlen worden war. Dr. Frosch sprach: „Dein Wunsch, o Sirupkönigin, kann erfüllt werden. Ehe ein Jahr vergeht, wirst du ein Kind zur Welt bringen.“ Was der Dr. Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Sirupkönigin gebar ein Mädchen,

das war so schön, daß der Sirupkönig Molasses vor Freude sich nicht zu lassen wußte. Und sie nannten das Kind Dollarosa. Die Königin aber war sehr abergläubisch. Daher fuhr sie in ihrer feinen Kutsche eines Tages zur weisen Frau Schulze in der Avenue A, die eine siebente Tochter einer siebenten Tochter war und am 7. Juli, früh um 7 Uhr geboren war, und sagte: „Weis sage mir, weise Frau Schulze, aus dem Kaffeesatz, was die Zukunft meiner Tochter Dollaröschen bringen wird.“ Und die weise Frau Schulze rührte lange in ihrem Kaffeesatz und sprach: „Deine Tochter Dollaröschen, o Sirupkönigin, wird über die Maßen schön und tugendhaft und klug und gesund sein. Aber im siebzehnten Jahre wird sie ein Gift atmen und tot hinfallen.“ Darüber war die Sirupkönigin untröstlich und versprach ihr zehn Dollars mehr, wenn sie den bösen Spruch aufheben könnte.

Da meinte die weise Frau Schulze: „Aufheben kann ich ihn nicht, sondern nur mildern. Es soll aber kein Tod sein, sondern nur ein tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt, wenn ein Königssohn zur rechten Zeit erscheint und sie mit einem Kuß erweckt.“

Das tröstete die Sirupkönigin ein wenig, sie schenkte der weisen Frau alles in allem zwanzig Dollars und fuhr wieder nach Hause. Ihrem Manne sagte sie nichts von der Weisagung, sondern behielt sie für sich. Doch war sie im Innern sehr beunruhigt wegen der Weisagung. Daß ein Königssohn kommen und Dollaröschen wieder zum Leben erwecken könnte, war ihr schon recht, denn wie alle Dollarköniginnen hatte sie den Ehrgeiz, dermaleinst ihre Tochter nicht an einen langweiligen amerikanischen Pilsenfresser zu verheiraten, sondern an einen europäischen Adligen, der zum mindesten ein Baron sein mußte. Und nun sollte gar ein Königssohn kommen! Ein Königssohn als Schwiegersohn — darüber würden sich die anderen Dollarköniginnen rot, weiß und blau ärgern! Freilich — ob er auch zur rechten Zeit kommen würde, um Dollarosa zu retten, das blieb ungewiß, und diese Ungewißheit peinigte sie. Wenn er nicht kam, wenn Dollarosa tot blieb? Und Jahr um Jahr ging dahin, und nach fünf Jahren gebar die Sirupkönigin auf Wunsch ihres Mannes noch ein Söhnchen. Damit hatte sie aber genug, denn mehr als zwei Kinder waren ihr, wie so vielen vornehmen Amerikanerinnen, lästig. Und den Sohn nannten sie Dollario, abgekürzt Dolln. Dollarosa aber blieb ihr Augapfel. Denn ein so schönes, tugendhaftes, kluges und gesundes Mädchen war nirgends zu finden. Das Herz lagte jedem im Leibe, der sie sah. Sie konnte lateinisch und griechisch, französisch und deutsch (wegen des europäischen Königssohnes, der da kommen sollte), und sie konnte schwimmen, reiten, fahren, rudern, bogen, fechten und schießen und so schnell laufen, wie ein Reh, und was sonst bei einem vornehmen jungen Mädchen in Amerika zur Bildung unumgänglich nötig ist. Dafür war sie so glatt und gerade wie ein Plättbrett, und wo sie mit ihren Säusen hinschlug, gab es blaue Beulen, und wem sie mit ihren prachtvoll entwickelten Füßen auf die Zehen trat, dem wuchsen keine Hühneraugen mehr. Am liebsten lief sie immer in einem Wollenhemd umher, wie es die Sportmenschen und Athleten tragen, in kurzem Kleide und gelben Schuhen mit dicken Sohlen

und breiten Abfäßen, die ausfäßen, wie junge Fährrboote. Auf dem dicken blonden Haar trug sie gewöhnlich einen braunen weichen Filzhut ohne Randfaum, was sie sehr gut kleidete. So kam das siebzehnte Jahr heran, ohne daß Dollarosa ahnte, wie verhängnisvoll ihr dieses Jahr werden könnte. Die Sirupkönigin wurde täglich nervöser. Sie behütete Dollarosa wie ihren falschen Vorderzahn, den sie abends herausnahm und



ins Wasser tat und morgens wieder einsetzte. Alles, was nur irgendwie giftig war und eingeatmet werden konnte, mußte aus dem Palaß an Hudson ferngehalten werden. Um aber ganz sicher zu gehen, begab sie sich mit Dollarosa und Dollsy sowie der deutschen Gouvernante, namens Auguste, nach Deutschland, in die kleine Residenz eines Serenissimus, wo viele Königsjöhne und Prinzen bei Hofe und in der feinen Gesellschaft verkehrten. Da sie eine Dollarkönigin war und eine heiratsfähige Tochter hatte, so wurde sie mit offenen Armen aufgenommen und als gleichberechtigt angesehen. Sie dachte sich aber, wenn Dollarosa ein Unglück zustößt, so ist wenigstens der Königssohn nahe, um sie wieder zum Leben zu erwecken. Das gibt dann eine überaus romantische Verlobung. Besonders hatte sie es auf den kleinen dicken Prinzen Ottokar abgesehen, der von Beruf ein Husar war, ein Kavalierr bis auf Mark und Pfennig. Die Sirupkönigin hatte ein ganzes Haus in der Residenz genommen, das früher eine verwitwete Gräfin bewohnt hatte. Hier gab sie große Empfänge, bei denen alles von Gold und Silber funkelte. Die ganze Stadt sprach von nichts wie von der Dollarkönigin und ihrer schönen Tochter Dollarosa. Diese war schöner als je, seit sie in Paris einen wundervollen Busen und bezaubernde Hüften bekommen hatte. Sie hatte fünfhundert Francs dafür bezahlt. Der dicke Prinz Ottokar kam immer häufiger in das Haus der Sirupkönigin, so häufig, daß sie bereits gegen alle Gifte gleichgültig zu werden begann. Ja, sie hatte sogar den stillen Wunsch, Dollarosa möchte nun recht bald an einem Gifte riechen und tot hinfallen, weil Prinz Ottokar doch immer in der Nähe war, um sie wieder zu erwecken. Und schon hatte Prinz Ottokar einmal bei einem Balle von Dollarosa gesagt:



„Süßes Mädel — faktisch unjemein süß. Is aber anjeborener äh! äh! Sirup!“ Dann hatte er über den Witj wie ein Ziegenbock gemedekert. Sie hinterbrachten das der Sirupkönigin, die lächelte glücklich und erzählte es Dollarosa. Doch die schnitt eine Grimasse, denn sie machte sich wenig aus dem dicken Prinzen Ottokar, zur großen Betrübnis der Mutter. Dollsy dagegen bewunderte den Prinzen über die Maßen. Nämlich wegen seiner schönen Husarenuniform mit dem kurzen Jäckchen und den enganschließenden Hosen, die in blanken

Stulpenstiefeln steckten. Am meisten bewunderte er die Rückseite des Prinzen. Von den Beinen aufwärts lief an der Seite je eine silberne Borte nach oben und bildete auf dem verblüffenden Sigapparat Ottokars eine zierliche Schleife. Durch diesen Schmuck erhielt der Apparat etwas Künstlerisches und erregte nur noch mehr Aufmerksamkeit. Dolln kam zu der Ueberzeugung, daß dies der Sitz der Tüchtigkeit eines Husaren sei und hatte nur den einen Wunsch, auch einmal ein derartiger Reitermann zu werden.

Und es wurde Winter, und der erste Schnee fiel. Noch war es nicht sehr kalt. Aber die Sirupkönigin und ihre Familie froren fürchterlich in ihrem Hause, weil sie Dampfheizung und überhitzte Zimmer gewöhnt waren. In dem Hause gab es aber nur Kachelöfen. Sie dachte, wenn sie wenigstens einen kleinen amerikanischen Gasofen hätte, so könnte sie sich ihre Füße wärmen und das Wohnzimmer gemütlicher machen. Mit vieler Mühe verschaffte sie sich endlich ein amerikanisches Ofchen samt dazu gehörigem Gummischlauch aus Hamburg. Das eine Ende des Schlauches ließ sie an einem Gasarm des Kronleuchters anschrauben, das andere an dem Ofchen, damit das Gas von dem Kronleuchter in das Ofchen strömen konnte. Hierauf wurden die Flammen in dem Ofchen angezündet und verbreiteten eine wohlige Wärme im Zimmer.

So saßen sie eines Nachmittags wieder im Wohnzimmer um das Hankeeweschen herum. Neben dem Ofchen lag der Kater Bob und träumte von dem Sirup in der Küche des Sirupkönigs. Die Sirupkönigin schrieb einen Brief an den Sirupkönig Molasses. Die schöne Dollarosa saß in einem amerikanischen Schaukelstuhl, wippte darin hin und her und las in dem herrlichen amerikanischen Romane der Mrs. Schmierfink „Der Kuß in der Sofaecke“.

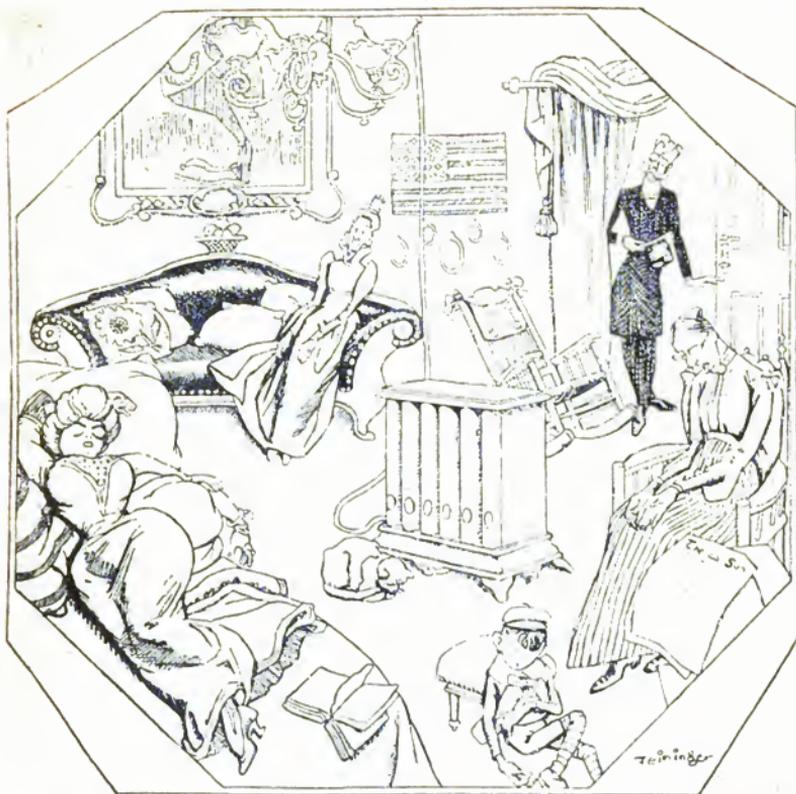
Der kleine Dolln aber saß auf einem Schemel neben der deutschen Gouvernante Auguste, die ihm ein Märchen von Dornröschen vorlas:

„Ach ui dumm!“ sagte Dolln auf deutsch und gähnte. „Wie konnten die Prinzes (Prinzen — sagte Auguste) nur so ungeschickt sein und in die Dornen hängen bleiben (den Dornen — sagte Auguste) und störben? Mir hätte das nicht geschehen können. Ich hätte die Rosjes (Rosen — sagte Auguste) bei die Wurzeln (den Wurzeln — sagte Auguste) abgehakt, daß sie verdorrt und dann hätte ich das Gestrauch mit automatischen Schneidemaschines (Maschinen — sagte Auguste) von den Toren fortgeschneidet (fortgeschnitten — sagte Auguste).“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Sirupkönigin, „mir ist so schläfrig.“

„Es geht mir auch so!“ meinte die schöne Dollarosa. „Ueberdies ist es schrecklich heiß im Zimmer. Ich werde die Flammen im Ofen ausdrehen.“ Sie erhob sich, drehte lässig an dem oberen Gasahnh und legte sich auf den violetten Seidendiwan in der Ecke.

„Ja, auch ich bin müde und Dolln auch!“ meinte die Gouvernante Auguste und gähnte. Das benutzte Dolln, um ihr ein Stück Kreide in den Mund zu stecken. Dafür wollte ihm die Gouvernante eine Maulschelle



geben. Aber sie kam nicht dazu. Ehe sie sich's versah, war sie eingeschlafen. Und Dolly schlief ein und die schöne Dollarosa und die Sirupkönigin und der Kater Bob und die Fliegen an der Wand. Einmal riß die Sirupkönigin die Augen auf, weil sie einen giftigen Geruch spürte und sah entsetzt um sich. Sie stammelte Ottokar und wollte sich erheben. Doch sie sank wieder in ihre Sofaecke zurück. Wer weiß, wie lange sie so geschlafen hätten, wenn nicht jemand plötzlich die Tür aufgerissen hätte. Es war der junge Doktor König, der Leibarzt der Sirupkönigin. Er stürzte wie der Wind nach den Fenstern, riß sie auf und lehnte sich einen Augenblick weit hinaus, als ob er frischer Luft bedürfe. Dann stürzte er auf das Nankee-Weschen zu. Er sah, daß der Gashahn oben am Schlauch halb offen war. Blitzschnell drehte er ihn ab und stürzte aus dem Zimmer.

„Charlie! Charlie!“ rief er. Der Diner Charlie erschien. „Rasch bringen Sie Wasser. Das ganze Zimmer der Königin ist voll Gas. Alle sind bewusstlos!“



Und Charlie eilte in das Schlafzimmer und kehrte mit einem Krug voll Wasser zurück. Damit hieß ihn der Doktor die Gesichter und die Schläfen der Bewußtlosen zu benetzen. Er selber lief so schnell er konnte nach seiner Wohnung und holte Medikamente und Instrumente. Er öffnete ihnen eine Ader an einem Arm, und am andern spritzte er Atropin ein. Auch der Kater Bob bekam eine Einspritzung und

die Fliegen an der Wand ebenfalls. Und wie er sich über Dollaröschchen beugte, konnte er es nicht lassen und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Kuß berührt, so schlug Dollaröschchen die Augen auf und sah ihn ganz freundlich an. Denn sie hatte eine heimliche Neigung zu dem schönen jungen Doktor mit dem goldigen Schnurrbart in ihrem Herzen. Und alles wurde wieder lebendig. Die Fliegen an der Wand krochen wieder weiter. Der Kater Bob erhob sich, machte einen Buckel und begann sich den Kopf zu waschen. Die Gouvernante gab Dolly eine Ohrfeige, daß er schrie: „Polizei! Mord! Fräulein hat sich an einem freien amerikanischen Bürger und Dollarprinzen vergreift!“ (Vergriffen — sagte Fräulein Auguste.) Die Sirupkönigin erwachte und rief nach dem Prinzen Ottokar, denn es war ihr klar, daß dies der große Augenblick war, den die weiße Frau Schulze aus der Avenue A zu Newyork geweisst hatte. Doch der Diener Charlie meldete gehorsamst, daß der Prinz Ottokar verreißt sei. Da sah sie, daß es zu spät war, und Dollaröschchen bereits erwacht war.

„Wie kam das alles?“ hauchte sie matt.

Da sagte der Doktor: „Frau Sirupkönigin, der Gaszahn oben an dem Gummischlauch war nicht ganz zugekehrt, so daß das Gas entwich und das Zimmer füllte. Zum Glück kam ich zufällig dazu!“

Und Dollaröschchen sagte: „O Gott, das habe ich getan! Und der Doktor hat uns allen das Leben gerettet, und dafür werde ich ihn um seine Hand bitten, denn ich liebe ihn schon lange.“

Darüber errötete der Doktor bis auf die Fußsohlen und war ganz verlegen. Doch die Sirupkönigin fiel vor Schreck in die Sofaecke zurück. Dann rief sie enttäuscht:

„Ja, aber es wurde mir doch geweisst, ein Königssohn sollte kommen und meine Tochter



zum Leben erwecken. Die Weisfagung hat mir zwanzig Dollars gekostet!"

„Frau Sirupkönigin," sagte der Doktor lächelnd, „die Weisfagung dürfte trotzdem richtig sein. Denn als Sohn des Geheimrats König bin ich doch immerhin ein Königssohn!" Und er verbeugte sich tief vor ihr. Da brach die Sirupkönigin in ganz unnatürliches Gelächter aus, das sich anhörte wie das Wiehern von sechs Pferden zusammen. Es war so schrecklich, daß ihr falscher Vorderzahn wie eine Kugel aus ihrem Munde flog, geradenwegs dem Kater Bob an den Kopf. Der bekam einen fürchtbaren Schreck und sprang mit gestäubtem Fell auf den Kronleuchter. Sofort lief der Diener Charlie nach einem silbernen Tablett, tat den Zahn darauf und überreichte ihn ehrerbietig der Sirupkönigin. Die tat ihn wieder an seinen Platz. Sie versuchte alles, um Dollaröschchen ihre Neigung zu dem jungen Doktor auszureden. Doch es war umsonst. Und da ward die Hochzeit des „Königssohnes" mit Dollaröschchen in aller Pracht gefeiert. Und der Sirupkönig Molaffes kam dazu aus Newyork und schenkte ihnen einen Marmorpalaß, darin sie wie Turteltauben lebten. Prinz Ottokar aber fluchte von früh bis spät, und wenn er nicht inzwischen an Erschöpfung gestorben ist, so flucht er heute noch.



Das Examen.

Von Erdmann Graefer.

Erdmann Graefer (geb. 1870 zu Berlin) hat zuerst mit seinen seinen, psychologisch tiefgründenden Romanen „Parzival von Berlin“, „Hunger und Liebe“ und „Lotte Glimmer“ die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, als auf einen Dichter, der aus den interessanten Problemen des modernen Lebens die besten Anregungen schöpfte. Bald aber überraschte er auch durch einen eigenen, echt bodenständig-berlinischen Humor, der sich am besten in den kleinen Studien und Szenen aus dem Berliner Kleinbürgerlichen Milieu offenbarte. Graefer ist ein vortrefflicher Kenner des Berlinertums und dessen mannigfaltiger Formen und Erscheinungen, die er lebenswahr echt, und durchwärmt von einem behaglichen, immer die Charakteristik unterstützenden Humor wiedergibt.



teppke — ich doch oben, wa'm stehste denn noch hier mit deine kleene Schwester, es wird ja schon dunkel!"

„Lieberst nich“ — sagte Steppke.

„Läßt euch denn eure Mutter so rumstrolchen.“

„Wa strolchen ja ja nich, wa warten bloß!“

„Ach so —“ sagte der Kohlenmann — „Data arbeetet woll wieder?“

„Data macht Examen“ — sagte Steppke.

„Wat macht er?“ fragte die Köchin, die aus dem Parterrefenster dem Gespräch zugehört.

„Jott —“ sagte der Kohlenmann — „da wird keener d'raus klug nich, der Mann weß selber nich, wat er will!“

„Doch!“ Steppke sah den Händler verächtlich an: „Wir woll'n wat Besseres werden!“

„Haben Se jehört, Freilein?“ und halbblaut — damit es Steppke nicht hören sollte, setzte er hinzu: „Der Mann hat sein jutes Auskommen, aber nu quält er und rackert er sich ab in seine freie Zeit. Mit Rechnereien, jlob' ich — denn er kann 'n bessern Posten kriegen!“

„Ach so —“ sagte die Köchin — „nu versteh' id erst, id dachte, er studiert Professa!“

„Nee — et is man bloß jonne Prüfung, so'n kleenet Examen, wissen Se! Nu sind ihm die Kinder immer in'n Wege, denn wenn man so alt geworden is, denn jehet det villschwerer 'rin in'n Kopp, det Jehirn is nich mehr so weich, man hat sozusagen 'n harten Kopp jekriegt!“

„Jck kann mir det schon vorstellen. Mein Troßvater . . .“

„Lassen Se mir mal erst aussprechen, Freilein! Jck wollte bloß sagen wenn eener so'n harten Kopp jekriegt hat, denn wird er leicht fuchtig.“

Er faßte an die Mütze und ging. Die Köchin betrachtete noch ein

Weilchen die Kinder, fragte Steppke, wie alt seine Schwester sei und wie er mit seinem „richtigen“ Namen heiße. Schließlich wurde ihr die Sache zu langweilig, und sie verschwand vom Fenster.

„Stulle haben“ — sagte die kleine Emma verdrießlich.

„Kriegt bald eene — vielleicht sogar mit Zungenwurscht,“ tröstete Steppke die hungrige.

Und nach einer Weile gellte wirklich irgendwo aus einem der oberen Stockwerke der langgezogene Ruf: „Srit — ze! Em — maa! Ruffkommen Abendbrot!“

„Ja—a—a — wa kommen schon!“

Steppke konnte, wenn er allein hinaufstieg, zwei Stufen auf einmal nehmen, Emmas wegen ging er jetzt nur langsam, denn die Kleine vermochte nur immer mit dem rechten Bein die nächste Stufe zu nehmen und zog das linke wie kraftlos hinterher.

„Mach' doch!“

Aber trotz dieses Ansporns kam Emma nicht rascher vorwärts. „Warte, id nehm dir lieber Hudepad!“ Und — während er die Schwester wie einen Sack auf den Rücken nahm, keuchte er: „Id werd' dir det morjen 'mal zeijen, wie man det mit de Beene machen muß!“

„Scht! scht!“ sagte die Mutter, die oben auf dem Treppenabsatz stand. „Scht! macht nich so'n Kadau, Data lernt noch, id hab' euch bloß ruffjerufen, damit es nich so spät wird. Seht euch man hierher, id bring' euch eure Stullen 'raus!“

Es gab Leberwurst — aufs Brot gestrichen — und Steppke prüfte sofort mit der Zungenspitze, ob Butter darunter sei. Aber es war keine darunter.

„Wirste woll,“ sagte die Mutter, „det is doch sonst zu fett, det vaträgt doch der Magen nich!“

„Id hab's schon 'mal jeessen,“ sagte Steppke, „et hat ma nich jeschadet!“

„Na, nu sei so jut und eß und halte keene Reden,“ sagte die Mutter, „annere Kinder kriegen überhaupt bloß 'ne ganz einfache Stulle.“

„Mutta — der Kohlenfriße hat über uns jeredet!“

„Laß'n, der jöntt's uns bloß nich!“

„Wat, Mutta,“ sagte Steppke, „wir werden mal später wat Zeines?“

„Ja — aber denn derfste nich so uff beede Baden kauen und mit'n vollen Mund sprechen. Iberhaupt, Friße, wenn eener noch 'mal zu dir Steppke sagt, denn sage man, so heeßt du nich. Du heeßt Friß Krüger, sagste!“

„Wa'm se mir iberhaupt so jenannt haben,“ sagte Steppke, „is doch ja keen Name nich!“

„Und du, Emma, waschlud' dir nich, es nimmt dir ja keener weg. Und trink mal 'n Schlud' zu, damit's besser 'runter jeht!“

„Hört denn det nich bald da draußen uff!“ schrie eine ärgerliche Stimme aus der Wohnung.

„Jott, Data is wieda so nervös,“ seufzte Frau Krüger, „nehmt euch bloß in acht, wenn ihr nachher 'rinkommt!“

Sie verschwand, und Steppke und Emma konnten nun so essen, wie es ihnen am besten schmeckte. Als sie fertig waren, schickten sie auf den Zehenspitzen in die Wohnung.

In der Stube brannte schon die Lampe, der Vater saß, den roten Kopf in die Hände gestützt und sich dabei mit den Zeigefingern die Ohren verstopfend, am Tisch und starrte verzweifelt in ein Buch.

Wütend fuhr er auf: „Wat is denn nu schon wieder los, kann man denn nich eenen eenzigen Ojeblik unjestört sein! Wo kommt denn det Kruppzeck jezt her, det könnte doch längst in die Betten liegen!“

Die Mutter kam rasch aus der Küche und suchte, die Kinder deckend, mit ihnen die Schlafstube zu erreichen.

„Nee — laß mal,“ sagte Herr Krüger, dem es offenbar ganz erwünscht war, einen Vorwand für eine Pause zu finden. Er stand auf, reckte seine mächtige Gestalt und fragte: „Hast du ooch deine Schularbeiten jemaacht, Frihe?“

Steppke nickte.

„Ja sage dir, Junge, lerne, lerne, bis dir die Schwarte knackt! Wenn mir mein Vater in meine Jugend so zut Lernen anjehalten hätte, denn brauchte id jezt nich so zu schufden. Vor allen Rechnen und 'ne jute Handschrift und nich immer mir und mich verwechseln. Wie heißt es, Frihe: „Mir blutet der Finger“ oder sagt man „mich blutet der Finger?““

„Ja blute!“ sagte Steppke, der Schwierigkeit ausweichend.

„Du bist een Schafskopp, dann weest doch keener, wat blutet. Also wie sagt man?“

„Mein Finga blutet!“

„Du bist een Duffel, 'n richtiger Duffel.“

„Laß doch die Kinder jezt,“ sagte Frau Krüger, „se sind ja so müde, det sie umfallen!“

„Siehste — du verderbst immer alles, wenn id dem Jungen 'mal wat beibringen will, quaddelst du immer zwischen.“

„Id werd's ihm schon morjen lernen,“ sagte Frau Krüger beschwichtigend.

„Ach wat, von dir haben die Kinder überhaupt die schlechte Aussprache!“

„Data, wie kannst du so 'wat reden, noch dazu vor die Kinder!“

„Dann nimm dir dein Mechen und schaff's ins Bette, der Junge bleibt hier, der is meine, den werd' id mir so erziehen, wie id's haben will.“

„Data, laß mir doch, mir tun die Beene so weh,“ heulte Steppke.

„Denn zieh die Stiefeln aus!“

„Siehste Data, du sprichst ooch nich ganz richtig, es heißt Stie — feln — Stiefeln.“

„Wenn man rasch spricht, sagt man Stiefeln. Mein Untroffzier hat immer so jesagt, und det war jewiß 'n jebildeter Mann.“

„Na — wir woll'n uns deswegen nich streiten, mir is es ganz ejal, wenn man nur weest, wat id meine. Den Jungen seine Stiefeln sind überhaupt kaputt!“

„Siehste, nu sagste ooch Stiefeln!“

„Laß mir doch,“ sagte Frau Krüger, „id spreche, wie id spreche! Wenn

du man richtig sprechst, hauptsächlich bei die Prüfung, denn davon hängt alles ab, damit wir endlich aus die mikrigen Verhältnisse 'raus kommen."

„Ach Jott, ja —“ sagte Herr Krüger seufzend, „wenn id nur 'ne jan3 kleene Stube für mich alleine hätte — aber so, hier in die Durchgangstube, wo alle Ojenblide wat anderes los is!“

„Na, wer stellt sich denn hier jrob hin mit die Kinder und macht so'n Parla wejen niſcht und wieder niſcht. Keen vaninstiges Wort kann man mit dir sprechen, und dann haſte uff eenmal Zeit. Pascholl marsch, ihr ſcheert euch jeht in die Betten, und wehe, wenn ihr nich stille liegt!“

„Wat biste denn uff eenmal so jrob zu die Kinder, sie haben doch janischt jemacht!“

„Na, wat fängst du denn überhaupt mit die armen Wirmer an, lern' du doch lieber und vabrenn' nich det teire Petroljum umsonst!“

Sie schob die Kinder vor sich her in die Schlafstube und machte die Tür zu. Als sie nach einer Weile hereinkam, fuhr ihr Mann kirſchrot vor Wut auf: „Id könnte wahastig alles kurz und kleen schlagen, wat willst du denn schon wieder hier, id denke, du bist schlafen jejangen.“

„Man kann sich kaum noch rühren,“ sagte Frau Krüger, „mit deine verdammte Lernerei nimmste die ganze Wohnung in. Du haſt doch heite morjen jesagt, id soll dir uff'n Abend iberhören.“

„Aber ich hab' doch noch janischt jelernt, id bin doch immerfort jestört worden,“ sagte er kläglich. „Mutta, Mutta, du jlobst nich, wie schwer det is — mit Präpositionen und allen so'n Zeich. Sieber klopp' id den ganzen Tag Koks, da weeh man doch nachher, det man wat jeschafft hat. Aber hier sieht man nu und druckst und druckst und . . .“

„Na — dann quäl' dir doch nich so, Data, det kann ein' ja ordentlich leid tun, wenn man det so mit ansieht. Wer weeh, ob es jut is, det du dir dein Jehirn so anstrengst!“

„Und ein'n Durſcht hab' id, Mutta!“

„Deine Flasche Bier steht draußen, soll ich sie 'reinholen, aber dann kannte doch erst recht niſcht behalten!“

„Na — heite wird's wohl iberhaupt nich mehr wille werden — hol' se man 'rein, Mutta — schließlich will man doch ooch wat von's Leben haben. Id kann ja morjen jan3 früh aufstehen und lernen, da jeht's so wie so besser!“

„Eben —“ sagte Frau Krüger, „hör man uff, et is jenug für heute.“

Herr Krüger hat das Examen nie gemacht.

Gesellschaft zuzu-
faßt . . .“

*

hat. Indessen
zwei Gulden
auf und Sie

mit sich,
er mit einer

Der Verein Humor.

Humoreske von Josef Willomizer.

(1849—1903.)

Josef Willomizer war ein durchaus origineller Schriftsteller. Es ist ein eigener, frischer, ungekünstelter Humor, der seine von Laune sich überlugelnden Erzählungen erfüllt. Willomizer ist ein Realist und ein Phantast, und so famos die Ergebnisse seiner Beobachtung der komischen Ereignisse des täglichen Lebens sind, so ergötlich ist die derbe Darsit seiner Phantastereien. Die hier wiedergegebene Erzählung: Der Verein „Humor“, ist eine lustige Parodierung des spießbürgerlich geübten, vereinsmeierischen „Humors“. Entnommen ist die Erzählung dem Bande „Heitere Träume“, der, wie alle anderen Werke des Prager Humoristen im Verlag „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbod), Berlin, erschienen ist.



Herr Sedlatzschek war ein höchst bedeutender Humorist. Alle seine Freunde versicherten es, und es war auch wirklich wahr. Er wußte 47 der bekanntesten und beliebtesten Anekdoten zu erzählen, darunter 25 sächsisch und 13 jüdisch. Er konnte die verschiedensten Tierstimmen nachmachen, konnte krähen, gackern, meckern, wiehern und miauen, knurren und bellen. Er konnte seine Finger Ballett tanzen lassen, daß es eine Freude war. Mit dem Daumen und dem Zeigefinger stellte er die Füße der Tänzerin dar, und es war ganz wunderbar anzusehen, wie es ihm auf diese Weise gelang, die kunstgerechten verführerischen Schritte und Stellungen einer wirklichen Ballettdame nachzuahmen. Herr Sedlatzschek war denn auch ganz glücklich darüber, daß er einen so großen Humor besaß, und er unterließ es nicht, durch unausgesprochenes Lächeln dieses Gefühl tieferer Befriedigung zu offenbaren.

Lächelnd sah er eines Tages in dem ersten Gasthause eines deutsch-böhmischen Städtchens, in das er auf einer Vergnügungsreise von ungefähr geraten war, Lächelnd zündete er sich eine Britannika an, lächelnd führte er das Bierglas zum Mund, lächelnd nahm er das Wochenblättchen zur Hand. Lächelnd sah er zu lesen an.

„Siehe!“ sagte er folgendes Inserat seinen Blick gefangen:

„Wenn man in das Beselligkeitsverein Humor.“

... 8 Uhr abends, großes Ordenskapitel im „Roten Ochsen“.

Sedlatzschek sprach zu sich selbst: „Donnerstag, den 13., -- das ist in dem Sedlatzschek, das ist etwas für dich! Du wirst hin-“

gehen zum Roten Ochsen, du wirst die Herren vom Verein Humor entzücken und begeistern, du wirst deine Anekdoten erzählen, du wirst vielleicht deine Glanznummer singen, das reizende Lied:

„Unser Vetter Jakob wollt' ein Reiter wer'n!“

Du wirst krächzen und gackern, du wirst meckern, du wirst wiehern, du wirst bellen und miauen, du wirst deine Singer Ballett tanzen lassen — kurz, du wirst deinem Talent zu einem glänzenden Triumph verhelfen.“

Und richtig, Schlag 8 Uhr abends erschien Sedlatzhek im Gasthause zum Roten Ochsen. Dem Gastzimmer gegenüber sah er eine Tür, an der eine Tafel hing mit der Aufschrift:

Geselligkeitsverein Humor.

— Nichtmitglieder werden hinausgeworfen. —

Drinnen herrschte wüster Lärm. Herr Sedlatzhek schwankte, ob er eintreten solle oder nicht: er wußte nicht, ob die Bemerkung bezüglich der Nichtmitglieder Ernst sei oder Humor.

Da tat sich die Türe auf, eine Gestalt, die einen Helm aus blankem Blech auf dem Haupte trug, die aber im übrigen ziemlich schön aussah, trat unsicheren Schrittes heraus. Die Gestalt lüftete den Helm, holte tief Atem, wandte in den Hof hinaus und kam nach einer Weile zurück.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich heiße Sedlatzhek . . . Wollten Sie wohl die Güte haben, mich als Gast in Ihren geschätzten Verein einzuführen?“

„Was Ihnen nicht einfällt,“ war die entrüstete Antwort, „das gibt's bei uns nicht!“ — Damit kehrte der Behelnte ins Zimmer zurück und schlug Herrn Sedlatzhek die Tür vor der Nase zu. Sedlatzhek schickte sich eben an, den Rückzug anzutreten, da kam abermals ein Herr aus dem Zimmer heraus. Der Helm, den dieser Herr trug, war mit einem mächtigen roten Federbusch geziert.

Sedlatzhek beschloß einen letzten Versuch zu wagen.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ — sagte er mit einem respektvollen Blick auf den Helmbusch — „ich habe wohl die Ehre, mit dem Herrn Präsidenten des Vereins ‚Humor‘ zu sprechen?“

„Allerdings,“ antwortete sichtlich geschmeichelt der Angeredete, „ich bin der Großmeister dieses Vereins, was wünschen Sie?“

„Mein Name ist Sedlatzhek, ich bin hier auf der Durchreise. Ich beschäftige mich gleichfalls sehr viel mit Humor und würde mich ungemein freuen, einen Abend in einer gleichgestimmten, heiter angeregten Gesellschaft zuzubringen. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mich als Gast . . .“

„Bedaure, das ist in unseren Statuten ausdrücklich untersagt. Indessen gibt es einen Ausweg: Sie zahlen den Jahresbeitrag von zwei Gulden und vierundzwanzig Kreuzer; wir nehmen Sie als Mitglied auf und Sie können den Abend sofort in unserer Mitte zubringen.“

Sedlatzhek, der ziemlich sparsam war, kämpfte einen Moment mit sich, griff aber schließlich doch in die Tasche und übergab dem Ritter mit einer stummen Verbeugung den gewünschten Betrag.



erwundert griff Sedlatschek in die Tasche und gab dem Säckelmeister ein Zwanzigkreuzerstück, was der Versammlung sichtlich Genugtuung gewährte.

Dann schickte sich Sedlatschek an, den Faden seiner Rede wieder aufzunehmen, indem er abermals begann: „Meine Herren!“

Das war das Signal zu einem abermaligen, noch heftigeren Tumult. Wiederum erschien auf des Großmeisters Geheiß der Ritter mit der Sammelbüchse, und wiederum mußte Sedlatschek zwanzig Kreuzer zahlen.

Das war ihm denn doch gar zu bunt, und er konnte sich eines gewissen gereizten Tones nicht enthalten; als er zum dritten Male anhub: „Meine Herren!“

Jetzt aber war vollends die Hölle los.

„Herunter mit ihm!“ so brüllte und johlte es von allen Seiten, und der Großmeister hatte Mühe, den Sturm zu beschwichtigen. Nachdem ihm dies endlich einigermaßen gelungen war, warf er dem Ritter einen strafenden Blick zu und rief: „Ritter Kunz der Kälberne, ich entziehe euch wegen dreifach verstockten Frevelmutes und Unverständes das Wort, und gebiete euch, euren Platz an der Tafel einzunehmen!“

Kopfschüttelnd begab sich der Kälberne Kunz zu einem leeren Stuhl, der ihm angewiesen wurde, nicht ohne daß er vorher dem Säckelmeister zum dritten Male zwanzig Kreuzer zu entrichten gehabt hätte. Ein Ritter im roten Mantel — der „Zeremonienmeister“ — setzte ihm einen Helm auf, und ziemlich unmutig harrete Sedlatschek der Dinge, die sich nun weiter entwickeln sollten.

Sein linker Signachbar, der viel sanfter und freundlicher aussah als die übrigen Kumpane der Tafelrunde, und der sich ihm später als der Friseur des Ortes zu erkennen gab, flüsterte ihm lächelnd zu: „Sie haben eben einen kleinen Verstoß begangen.“

„Inwiefern?“ sagte Herr Sedlatschek.

„Nun, Sie haben immer gesagt: ‚Meine Herren‘, und das ist bei uns streng verboten; Sie hätten eben sagen sollen: Wohllebte Ritter von der Tafelrunde.“

„Ach so! Ja, wenn ich das geahnt hätte,“ sagte Herr Sedlatschek.

„Ei nun,“ kispelte der Friseur, der nicht nur freundlich lächelte, sondern auch einen angenehmen Geruch verbreitete, „ei nun, Sie werden sich bald hineinfinden, und dann werden Sie sich trefflich unterhalten. Belieben wohl längere Zeit hier im Orte zu verweilen? Mein Geschäft ist auf dem Ringplatz neben der Apotheke, soll mir ein ungeheures Vergnügen sein, dann und wann die Ehre Ihres geschätzten Besuchs zu genießen. . . . Ja, wie gesagt, hier im „Humor“ wird wirklich ungemein viel geboten. Sehen Sie zum Beispiel den Schwärzkünstler, der jetzt seine Künste zeigt, das ist ein wahrer Taufendassja!“

Erst jetzt bemerkte Sedlatschek auf der Estrade einen befrachten jungen

Mann, der allerlei Kunststücke zum besten gab und dem die Versammlung durch lebhaftes Fußscharren ihre Zufriedenheit ausdrückte. Das Fußscharren war nämlich, wie der Friseur dem Herrn Sedlatschek erklärte, die vom § 114 der Vereinsstatuten vorgeschriebene Form der Beifallsäußerung.

„Nun kommt meine Glanznummer: Der verzauberte Hut,“ rief jetzt der Schwarzkünstler. „Würde vielleicht jemand die Güte haben, mir einen Hut zu leihen? . . . Womöglich einen neuen Zylinderhut.“

Herr Sedlatschek fuhr auf. Dort an dem Kleiderstoß hing sein funkelneuer schöner Zylinder, den er bei dieser Gelegenheit ins hellste Licht setzen konnte. Blühschnell sprang er auf den Hut los und überreichte ihn dem Zauberer.

„Ach, vortrefflich . . . ich danke . . . ein prächtiger Hut! . . . Ich lege ihn hier auf diesen Stuhl . . . So, . . . und nun wollen wir einmal sehen.“

Der Zauberer versank in tiefes Nachdenken, ging auf und nieder, setzte sich dann — wie in der Zerstreuung — auf den Hut, der sich sofort knirschend in eine unförmliche Masse verwandelte.

„Oh, da habe ich eine schöne Geschichte angerichtet . . . Sie sind mir doch nicht böse, daß ich Ihnen den schönen Hut verdorben habe?“

Sedlatschek rief lachend: „O bitte, ist mir ein Vergnügen!“ Und zum Friseur gewendet, sagte er leise:

„Alte Geschichte. Kenne das. Er hat den Hut bereits vertauscht. Aber famos hat er es gemacht. Ich hätte darauf schwören mögen, es sei wirklich mein Hut.“ Und dabei kehrte das Lächeln, das bei dem kräftigen Ritterschlag aus Sedlatscheks Miene gewichen war, wieder zurück.

Inzwischen wendete sich der Herrenmeister neuerdings mit einer Frage an den Besitzer des ehemaligen Hutes: „Entschuldigen Sie, essen Sie vielleicht gern Kuchen?“

„O ja,“ antwortete lächelnd Herr Sedlatschek.

„Nun denn, ich werde die Ehre haben, Ihnen mit einem ausgezeichneten Kuchen aufzuwarten, zu welchem mir meine selige Urgroßmutter das Rezept unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat. — Kellner!“

Der Kellner erscheint: „Bitte?“

„Bringen Sie mir aus der Küche ein wenig Mehl, ein wenig Butter und drei Eier!“

Der Kellner stürzt ab, und während er das Verlangte herbeiholt, bemüht sich der Schwarzkünstler, den zerquetschten Hut nach Möglichkeit wieder zurecht zu richten.

„Wohlan denn,“ fuhr er dann fort. „Sie sehen, ich schütte jetzt dieses Mehl in den Hut, nun gebe ich die Butter dazu, und nun schlage ich die drei Eier hinein . . . So . . . nun schüttle ich das Ganze ordentlich durcheinander und gieße noch dieses Glas Bier dazu . . . Und jetzt . . . sehen Sie, halte ich das Ganze über die Gasflamme . . .“



an sah es in der Tat und noch es auch bereits, daß sich der Hut direkt über der Flamme befand. Und nun eine kurze, erwartungsvolle Pause, dann rief der Zauberer mit erhobener Stimme: „Voilà, Verehrtester, hier haben Sie Ihren Kuchen und Ihren Hut!“

Und damit tänzelte er von der Bühne herab auf Herrn Sedlatzschek zu und überreichte ihm den „Hut“ unter ungeheurer Heiterkeit und begeistertem Fußscharren der Tafelrunde.

Sedlatzschek schickte sich an, aufs angenehmste zu erstaunen, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er im Begriffe stehe, den unversehrten Hut mit einem wirklichen Kuchen in Empfang zu nehmen. Um so aufrichtiger war daher seine Ueberraschung, als er bemerkte, was die anderen schon längst bemerkt hatten: daß eigentlich nicht die geringste Zauberei vorgefallen war, sondern daß sich der Hut genau in jener zerquetschten und besudelten Verfassung befand, in welcher er sich nach dem Vorgefallenen folgerichtig befinden mußte.

Sedlatzschek lächelte noch immer, aber sein Lächeln nahm erst einen sauren und dann einen entschieden bornierten Ausdruck an. Als ihm endlich langsam klar ward, daß der Schwarzkünstler mit seiner Produktion zu Ende sei — es begann bereits die nächste Programmnummer, ein langwieriges Klarinettensolo — da brachte Sedlatzschek endlich, an den Haarökünstler gewendet, die stöhnende Frage hervor: „Ja wo steckt denn eigentlich da der Wiß?“

Worauf sich der Friseur beeilte, ihm auseinanderzusetzen, daß der Wiß offenbar darauf beruhe, daß bei der ganzen Sache eigentlich gar kein Wiß vorgefallen sei. — „Eigentlich aber,“ fügte der Friseur hinzu, „ist es doch schade um den schönen Hut.“

„Ja, das meine ich eben auch!“ sagte zornig Herr Sedlatzschek.

„Indessen,“ fuhr der freundliche Signachbar fort, „Sie müssen eben ein neues Futter einsetzen und den Hut bügeln lassen, dann ist er wieder so gut wie neu. Vor allem aber lassen Sie die Geschichte wegschütten!“

Als nach einer Weile der dienstbare Geist die notdürftig gesäuberte Hutruine wieder zurückgebracht, da tauchte in Herrn Sedlatzschek die Idee auf, unter einem plausiblen Vorwande das Lokal zu verlassen und sich dem so üppigen „Humor“, vor dem ihm nachgerade bange ward, durch heimliche Flucht zu entziehen. Als er sich eben erheben wollte, erteilte ihm jedoch — der Reigen der Produktionen war zu Ende — der Großmeister das Wort zur Eröffnung des „Rundgesanges“. Lediglich aus Furcht, im Weigerungsfalle abermals zu einer Geldstrafe verurteilt zu werden, kam Sedlatzschek dieser Aufforderung nach, indem er seinen „Vetter Jakob“ sang:

Unser Vetter Jakob
Wollt' ein Reiter wer'n,
Da hat er keinen Tschako nicht,

Da kann er keiner wer'n.
 Da nimmt die Mutter den Ofentopf
 Und setzt ihm den Jakob auf den Kopf
 usw.

Der durch die vorherigen Ereignisse herbeigeführte Grimm verließ der Stimme des Sängers den Ausdruck wilder Gereiztheit, wodurch der „Detter Jakob“ ein eigenartiges, wirkungsvolles Kolorit erhielt. Beifälliges Fußscharren erscholl, als das mehrstrophige Lied zu Ende war, und der Großmeister erklärte mit bewegter Stimme, daß Kunz der Kälberne die Scharten seiner nicht gehaltenen Kandidatenrede glänzend ausgewetzt habe. In gnädiger Würdigung dieser Tatsache wollte er, der Großmeister, dem neuen Ritter den höchsten Orden der Tafelrunde, das Großkreuz des runden Tafelvierecks, ohne Nachsicht der Taten verleihen. Sedlatschek mußte vortreten, der Zeremonienmeister dekorierte ihn mit einem phantastischen Kotillonorden, aber das freundliche Lächeln, das angesichts dieser Auszeichnung im Begriffe stand, in Sedlatscheks Mienen zurückzukehren, sollte nur allzubald wieder verschwinden. Denn kaum hatte er seinen Platz wieder eingenommen, da erschien wieder der unselige Säckelmeister: — Kunz der Kälberne mußte siebzig Kreuzer „Tage“ für den Orden zahlen.

Während er unter schmerzlichen Zuckungen diesen Betrag entrichtete, und während der Rundgesang seinen weiteren Verlauf nahm, begab sich folgendes:

Vor Sedlatschek stand auf dem Tische ein gefülltes Salz- und Pfeffernäpfchen und ein Glaschengestell mit einer Öl- und Essigflasche. Sedlatscheks rechter Signachbar, ein dicker, mürrischer Gesell, dessen er bisher wenig achtet, war über dem halbvollen Bierglase eingeschlummert. Da stach nun den Streifer der Uebermut. Hurtig, ohne daß es Sedlatschek bemerkte, schüttete er dem Schläfer erst ein wenig Salz, dann ein wenig Pfeffer, dann ein wenig Essig und zuletzt ein wenig Öl ins Bier hinein und tat alsbald wieder so sanft und gottgefällig, als ob sich nicht das mindeste ereignet hätte.

Wie nun der abermals um siebzig Kreuzer leichter gewordene Sedlatschek so vor sich hinbrütete und zu erwägen begann, daß sich diese wackere Tafelrunde eigentlich auf jener Grenzlinie bewege, wo der Humor aufhört und der Straßenraub beginnt, da fühlte er plötzlich ein kaltes Sturzbad über sich hereinbrechen und gleichzeitig begannen ihm die naßgewordenen Augen wie wildes Höllenfeuer zu brennen.

Was war geschehen? Der Schläfer war erwacht, hatte herzhast zum Glase gegriffen, hatte das verunreinigte Bier herausgesprudelt, um im nächsten Augenblicke mit seltener Geistesgegenwart Herrn Sedlatschek als dem vermeintlichen Urheber des Streichs das gesalzene und gepfefferte Essig-, Öl- und Biergemenge über den Kopf zu gießen.

„Pumpus von Perusia, was unterfangt Ihr Euch?“ donnerte der Großmeister.

„Der Kerl hat mir 'was ins Bier hineing'schütt't,“ entgegnete Pumpus gekränkt.

„Was, also ein Giftmordversuch!“ schrie der Großmeister. Und alsbald zog er eine Kindertrompete heraus und begann zu blasen. Im Nu wurden die Gasflammen auf ein Minimum reduziert, einige kräftige Arme schleppten den kälbernen Kunz auf die Estrade, und ein Tumult begann, aus welchem Sedlatzschek entnahm, daß sich unter des Großmeisters Vorsitz ein „Dehmgericht“ konstituierte, um über ihn Urteil zu sprechen.

Die Sache entwickelte sich in ganz regelrechter Weise. Zuerst wurde der Fall ausgerufen, dann trat ein Ankläger auf und brandmarkte in kräftigster Weise den Ritter Kunz als heimtückischen Giftmischer, dann sah man im Halbdunkel, wie der „Giftbecher“ unter den Dehmrichtern „zum Verkosten“ herumgereicht wurde, und wie alle, nachdem sie „gekostet“ hatten, mit Abscheu dieses corpus delicti von sich stießen, dann endlich erhob sich ein Verteidiger des Angeklagten. Das schwungvolle Plaidoyer dieses Anwalts zielte auf „Unzurechnungsfähigkeit“ des Inculpanten hin. „Der Angeklagte,“ so schloß der Redner mit großer Wärme, „ist ein psychologischs Rätsel, ich möchte sagen: er ist eine zweifelhafte psychologische Charade — die Auflösung lautet Schäfskopf.“ (Beifallsgemurmel im Auditorium.)

Schließlich beantragte der Ankläger, den Inculpanten hinauszumerfen, während der Verteidiger sich dafür aussprach, den Ritter Kunz mit Rücksicht auf dessen nachgewiesene Unzurechnungsfähigkeit lediglich bis auf weiteres ins „Burgerließ“ zu stecken. Nach einer Beratungspause erfolgte die Urteilsverkündung. Sedlatzschek vernahm zu seinem lebhaften Bedauern, daß das Dehmgericht den Antrag des Anklägers verworfen hatte: — das Urteil schloß sich den Ausführungen des Verteidigers an, indem es verfügte, daß der kälberne Kunz als unzurechnungsfähiger, aber gemeinschädlicher Giftmischer ins Burgerließ zu werfen sei. Die Gasflammen wurden wieder aufgedreht und jetzt schleppte man den Verurteilten ohne viel Federlesens zu einem im Hintergrunde des Saales stehenden Schrank, der mit Dolchen, Totenköpfen und sonstigem „humoristischen“ Aufputz bemalt war.

Sedlatzschek stieß, aufs äußerste gereizt, mit Säusten und Füßen um sich — umsonst. Jedweder Tritt und Stoß ward ihm redlich mit Zinsen und Zinseszinsen heimgezahlt; schließlich mußte er ohne Gnade in den engen, dunklen Raum, die Schranktür wurde zugeschlagen, der Schlüssel umgedreht und der Rundgang nahm, als ob nichts geschehen wäre, seinen weiteren Verlauf.

Dem armen Sedlatzschek, der sich in höchst jammervollem Zustande in dem finsternen, dumpfen „Burgerließ“ eingepfercht sah, drohten nach halbständiger Haft die Sinne zu schwinden. Da — mit einer letzten fürchtbaren Anstrengung stieß er das Knie vor, und krachend slog die Schranktür zu Boden. Gleich einem angeschossenen, gefleckten Tigertier schoß Sedlatzschek mit einem mächtigen Saße aus dem Kasten heraus, riß im Fluge seinen feuhten, zerknickten Zylinderhut vom Kleiderstocke und stürzte aus dem Gemache. Sprachlos sahen es die Ritter der Tafelrunde, aber schon im nächsten Momente waren sie alle auf des Großmeisters Ruf hurtig hinter dem Fliehenden her. Mit wüstem Lärm die Einwohnererschaft des schlafenden Städtchens auf-

scheuend, tobte das wilde Heer durch die Straßen — voran leichenblau und mit fliegendem Haar der bedauernswerte Sedlatzschek und hinterdrein mit Schwertern, Spießen und sonstigem Mordwerkzeug der entfesselte „Humor“. —

Mehr tot als lebendig traf Sedlatzschek, dem es glücklicherweise schließlich doch gelang, mit angstbeflügelten Sohlen den Verfolgern zu entkommen, in seinem Gasthause ein. Beim Morgengrauen schon entführte ihn der brausende Bahnzug. —

Die Eindrücke jener Schreckensnacht zittern heute noch in seiner Seele nach. Vergehens drangen nach seiner Heimkehr seine Freunde in ihn mit Fragen wegen seiner Traurigkeit, vergebens baten sie ihn, doch wieder einmal etwas von seinen alten Anekdoten und Künsten zum besten zu geben. Sedlatzschek hatte für alle diese Bemühungen nur ein wehmütig lächelndes Kopfschütteln. Indessen liegen erfreuliche Anzeichen vor, daß der Winter seines Mißvergnügens nicht allzulange dauern werde. Denn unwillkürlich beginnt

wird hoffentlich recht bald der alte Anekdoten- und „Vetter Jakob“-Frühling wieder einziehen in seine Brust.

*

Zwei Karikaturen=Scherze.

Von Adolf Oberländer.

Der Menschen Lust am befreienden Lachen hat die humoristische Zeichnung, die Karikatur zu einer hohen Blüte gebracht. Nichts empfinden wir schärfer, als wenn man unsere Fehler verhöhnt, nichts schafft uns aber mehr Vergnügen, als wenn wir die komischen Gebrechen der andern mit Witz verspottet sehen. Wer die Modenarrheiten, den Dünkel der Klassen, die Dummheit und Borniertheit am besten verulkt, wird auf das Lachen und damit auf den Beifall aller rechnen können, denn jeder schätzt seine eigene Person als die berühmte Ausnahme ein. Der Karikaturist ist der wichtige Gassenjunge unter den Zeichnern, er ist der Parlekin, der alles sagen darf und dem man nichts übel nimmt. Einer der ersten Meister der Karikatur, vielmehr der humoristischen Zeichnung ist Adolf Oberländer, der ausgezeichnete Münchener Künstler, der seit einem Menschenalter das deutsche Publikum ergötzt. Er gehört eigentlich gar nicht in die Kategorie der ausgesprochenen Karikaturisten, denn er ist im Grunde kein Satiriker, der die Feder tief in das Fleisch seiner Opfer gräbt. Liebenswürdiger als er hat niemals ein Humorist die Menschen nicht mit gezeichneter Satire für ihre Fehler strafen, will die Menschen nicht mit gezeichneter Satire für ihre Fehler strafen, er will ihnen nur im Scherz ihre Narheiten und Verkehrtheiten vorhalten. „Mensch, du ernstes Wesen, da sieh her, wie komisch du bist!“ — Eine vollkommen heitere und liebenswürdige Naturanlage hat ihn davor bewahrt, ein bitterer Darsteller sozialer Schreckbilder zu werden; ihm fehlt auch dazu der soziale und politische Geist der jüngeren Künstlergeneration, er sieht in

allem nur, gleich dem Schall des Mittelalters, das Trossige und Verkehrte und lacht es aus.

Und wie kann sein Zeichenstift lachen! Sein unfehlbarer Strich zaubert Form, Seele, Geist, die differenziertesten Empfindungen hervor. Es gibt keinen Beruf, keinen Stand, keinen Typus, dessen Eigenheiten er nicht mit unfehlbar sicherem Blick herausgefunden und vom eigenen Humor beleuchtet, dargestellt hätte.

Oberländer ist 1845 in München geboren, kam mit 17 Jahren auf die dortige Malerakademie, wurde Schüler von Piloty und malte Genrebilder. Bald aber fühlte er sich viel freier, wenn er mit dem Zeichenstift arbeitete, und so kam er als Zeichner an die „Fliegenden Blätter“, deren Star und Stolz er seit bald vierzig Jahren ist. Das beste, was er an humoristischen Zeichnungen geschaffen, liegt in den 12 Bänden des im Verlage von Braun & Schneider in München erschienenen „Oberländer-Albums“. Aus diesem sind mit freundlicher Bewilligung des genannten Verlages die nachstehend hier wiedergegebenen zwei Scherze: „Der Herr Kommerzienrat am Telephon“ und „Aus der Mappe eines Orientreisenden“ wiedergegeben.

*

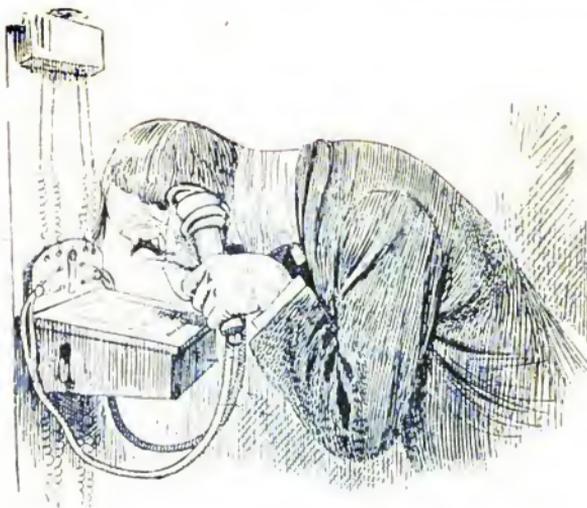
I.

Der Herr Kommerzienrat am Telephon.

Von Adolf Oberländer.



Wenn er mit einem Untergebenen,



wenn er mit einem hohen Beamten spricht;



wenn er von der Börse die Nachricht erhält,
daß die Kurse gestiegen,



daß die Kurze gefallen,



Wenn er auf Befehl seiner Frau die Schwiegermama
einladet;



wenn er sich mit einer jungen Dame unterhält und



wenn er am Aschermittwoch
einen befreundeten Arzt konsultiert.

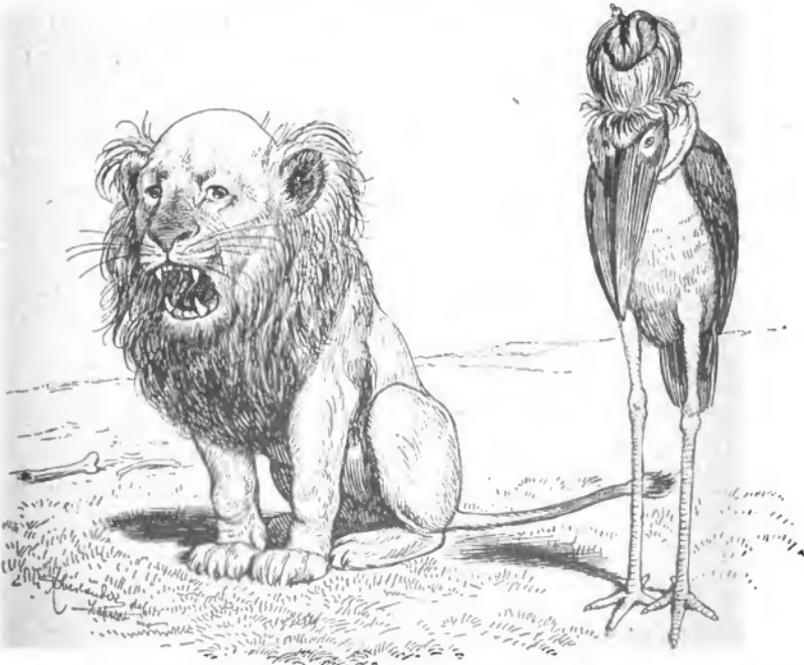
Der wahre Menschenkenner ist auch ein Tierkenner. Wer alle die drolligen Dadel, Möpse, Pintscher, die Rakn mit den gestäubten Schnurrbärten, die Siefta haltenden Schafe und Ohfen, die gesichter-schneidenden Affen, die Tiger mit den zur Mahlzeit umgebundenen Servietten, die bebrillten Elefanten und häßeredenden Giraffen Oberländers gesehen hat, der weiß, welch ein löstlicher Physiognomiker unser Meister ist. Er ist ein vortrefflicher Kenner des menschlichen Gesichtsausdrucks, er ist das unter den Zeichnern, was der „Mimiker“ unter den Schauspielern. Mit welch feinem Sinn für das Charakteristische sucht Oberländer seine Tiertypen heraus, um auf sie menschliche Eigenschaften und menschliche Lebensgepflogenheiten zu übertragen. Aus diesem Gegensatz von tierischem Wesen und ganz menschlichen Eigenheiten entspringt die packende komische Wirkung der Tierkarikaturen des Meisters.

*

II.

Aus der Mappe eines Orientreisenden.

Von Adolf Oberländer.



Seltener alter Löwe mit Glaze.

Marabu mit kolossalem Haarwuchs.

Ullstein & Co., Berlin SW. 68.







Princeton University Library



32101 061559710

